Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

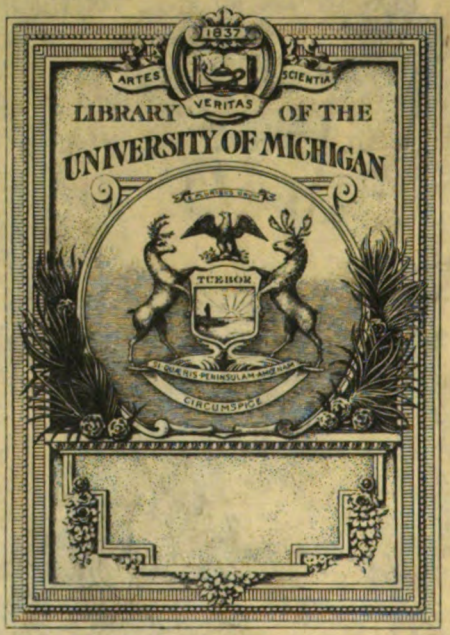
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,575,910

Digitized by Google



Digitized by Google

838.6
N48
R9

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVII. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Band I

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN UND LEIPZIG

1926

Digitized by Google

Digitized by Google

Gen.
Herr.

INHALTSVERZEICHNIS

Dramen, Novellen, Gedichte, Briefe, Reisen, Erinnerungen

G. A. Borgese, Die unbekannte Stadt 32
Hans Carossa, Gedicht und Leben 598
Otto Flake, Tage in Baden-Baden 202
Hermann Hesse, Die Nürnberger Reise 255, 377
Arthur Holitscher, Ceylon 43
Arthur Holitscher, Madura, das dunkle 181
Arthur Holitscher, Leben, Tod und Auferstehung in Indien . . 295
Arthur Holitscher, „...Des heil'gen Stromes Well'n..." 368
Arthur Holitscher, Besuch bei Gandhi 474
Arthur Holitscher, Reise durch Bengalen 613
Benjamin Jarnés, Der getreue Strom 349
Thomas Mann, Pariser Rechenschaft 449, 576
Wilhelm Schmidtbonn, Die zwei Indianer 138
Siegfried Trebitsch, Der Geheilte 489
Ernst Weiß, Marengo oder das Leben ohne Illusionen 233
Alfred Wolfenstein, Bewegungen 312

Literatur, Kunst, Wissenschaft

Oskar Bie, Bücher über Architektur 314
Ernst Robert Curtius, Über Unamuno 163
Otto Flake, Schreibende Welt 426
Reinhard Goering, Der westliche Buddha 637
Wilhelm Hausenstein, Faber du Faur 306
Wilhelm Hausenstein, Veronesisches Tagebuch 526

Digitized by Google

Otto Ernst Hesse, Emil Strauß 80
Emil Ludwig, Carl Maria von Weber 644
Anatoli Lunartscharsky, Kultur und Kunst im neuen Rußland . 19
Klaus Mann, Fragment von der Jugend 285
Hans Reichenbach, Die Probleme der modernen Physik 414
Romain Rolland, Mozart 268
Miguel de Unamuno, Don Quichottes Grab 150
Emil Utitz, Charakterologie 85
Paul Valéry, Ein Brief 70
Fritz Wittels, Sigmund Freud 516

Politik, Geschichte, Wirtschaft

M. J. Bonn, Die Gegenkolonisation 225
Willy Hellpach, Rasse und Stämme im deutschen Volkstum . . 113
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau 105, 219, 330, 445, 554, 667
Robert Kuczynski, Wirtschaftlicher Zusammenschluß Europas . 538
Emil Lederer, Rußland in der Weltpolitik 561
Franz Oppenheimer, Der Staat und die Sünde 1
Samuel Saenger, Locarno II 97
Samuel Saenger, Politische Chronik 210, 320, 437, 546
Samuel Saenger, Glossen zur Zeitgeschichte 661
G. v. Schulze Gaevernitz, Propheten der sozialen Demokratie . 463
Alfred Weber, Geist und Politik 337

Anmerkungen

Rudolf Kayser, Letzte Briefe 112

Digitized by Google

FEB 17 1926

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

ERSTES HEFT

JANUAR 1926

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVII. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Franz Oppenheimer, Der Staat und die Sünde
Anatoli Lunartscharsky, Kultur und Kunst im neuen Rußland
G. A. Borgese, Die unbekannte Stadt (Novelle)
Arthur Holitscher, Ceylon
Paul Valéry, Ein Brief
Otto Ernst Hesse, Emil Strauß
Emil Utitz, Charakterologie
S. Saenger, Locarno II
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Rudolf Kayser, Letzte Briefe

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W 57, Bülowstr. 90 erbeten. – Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. – Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1926 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft, das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes RM 2.–; Quartalspreis RM 6.–. Auslandsabonnenten können den Gegenwert in fremder Währung durch Postanweisung einsenden. – Zahlungen in Reichsmark bitten wir an das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692, Auslandszahlungen an S. Fischer, Verlag, Berlin W 57, Bülowstraße 90 zu richten.

VORANKÜNDIGUNG

Das Februar-Heft der „Neuen Rundschau"

bringt voraussichtlich folgende Beiträge:

M. J. BONN, Souveränität
GEORG BRANDES, Italienisches und europäisches Geistesleben
WILHELM SCHMIDTBONN, Die zwei Indianer (Novelle)
MIGUEL DE UNAMUNO, Das Grab Don Quichotes
ROMAIN ROLLAND, Mozart
OTTO FLAKE, Tage in Baden-Baden
ARTHUR HOLITSCHER, Madua das dunkle
OSKAR BIE, Bücher über Architektur
S. SAENGER, Politische Chronik
RUDOLF KAYSER, Europäische Rundschau
ANMERKUNGEN

Diesem Heft liegen die Prospekte der folgenden Firmen bei:

Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam;
Ernst Heinrich Moritz (Inh. Franz Mittelbach), Stuttgart.

DIE EINBANDDECKE

für das II. Semester des Jahrganges 1925 der „Neuen Rundschau"
kann in Halbpergament zum Preise von RM 3.50
durch alle Buchhandlungen sowie durch den Verlag bezogen werden.

Beachten Sie die Anzeigen vor und nach dem Text!

Digitized by Google

DER STAAT UND DIE SÜNDE

von

FRANZ OPPENHEIMER

Was des Staates Wesen ist, kann nur erkennen, wer seinen Ursprung kennt: denn auch er hat sich entwickelt: „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten." Den Ursprung des Staates aber kennt nicht der Ethnologe: denn Horde und Stamm sind noch nicht Staat; kennt nicht der Historiker: denn er findet den Staat fertig ausgebildet vor und kann, wie Kant sagt, mit seinen Mitteln nicht bis zu seinen Anfängen „hinauflangen"; ihn kennt auch nicht der Jurist: denn er fragt nur nach der Form und nicht nach dem Inhalt des Gebildes; und selbst den Ursprung dieser Form, das, was Hans Kelsen die „Ursprungsnorm" nennt, findet er bei jedem sich ihm darbietenden Staatswesen bereits fertig vor, wenn er seine Arbeit beginnt. Nun kann man noch den Philosophen fragen: aber der hat sich niemals für den Staat interessiert, wie er war und ist, sondern wie er sein soll: er fragt nicht nach dem Ursprung und dem heutigen Wesen, sondern nach dem Ziel der künftigen Entwicklung; ihm ist der Staat nicht gegeben, sondern aufgegeben.

Um es in der Sprache der neueren Methodologie auszudrücken, so finden alle diese Betrachtungen den Staat als das gleiche „Erfahrungsobjekt" vor: als ein Ding mit unzähligen Kennzeichen. Jede sucht sich diejenigen Kennzeichen heraus, und zwar jede Wissenschaft andere, die ihr vom Standort ihrer besonderen Fragestellung aus interessant sind, abstrahiert von allen anderen, und bildet sich daraus ihr „Erkenntnisobjekt". Der Gegenstand jeder Wissenschaft ist nicht, wie der Laie glaubt, eine empirische Wirklichkeit, sondern eine stark stilisierte Abstraktion. Auf unseren Fall angewendet heißt das folgendes: die politische Geschichte hat es nicht mit „dem" Staate, sondern mit „den" Staaten zu tun, deren Lebenslauf sie zu beschreiben und womöglich zu verstehen, das heißt rationell zu erklären sucht. Die Jurisprudenz stellt auf die Rechts-

Digitized by Google

form, die Verfassung, der einzelnen Staaten und, vergleichend, weiterhin des Staates an sich ab; und die Philosophie mißt den Staat der Wirklichkeit an einem Ideal, das sie aufrichtet, dem des Rechtszustandes.

Aber sie bauen sämtlich auf schwankendem Grunde, solange sie nicht aus seinem Ursprung das wahre Wesen des Staates erkannt haben; bis dahin bleibt ihnen das letzte kausale Verständnis der Erscheinung notwendigerweise versagt. Jene Kenntnis aber kann ihnen allen nur die jüngste der Wissenschaften darbieten: die Soziologie, die sich als Synthese, als „Universaldisziplin", über alle Einzelwissenschaften von der Gesellschaft spannt, wie die Kuppel über dem Dom, sie daher sämtlich zusammenfaßt und überschaut, und darum imstande ist, die ihnen gemeinsamen Grundprobleme zu stellen und mit ihren vereinigten Mitteln zu lösen.

Von jeher war man geneigt, den Staat als die höchste Stufe einer Entwicklungsreihe aufzufassen, die aus eigenen inneren Kräften von den einfachsten und kleinsten menschlichen Verbänden aufsteigt. Horde, Hordenverband, Stamm und Stammesverband: das wären die Vorstufen; der Staaten- oder Völkerbund und vielleicht der Weltstaat, das wären die noch zu ersteigenden Stufen der Leiter: eine Evolution ganz gleichgesetzt derjenigen, die aus der Amöbe im Laufe der Erdgeschichte zuletzt den Menschen geschaffen hat. Diese Auffassung, die sich schon auf Aristoteles beruft (nicht ganz mit Recht, wie wir zeigen konnten), faßt also den Staat als die reife Form auf, die, wie der Embryo im Mutterleibe, kraft einer „Entelechie" aus den Vorstufen hervorgegangen ist: jener dem Leben immanenten zielstrebigen Tendenz der Entwicklung zu einem bestimmten Zustande der Reife. Ihr erscheint bereits die primitive Menschenhorde als der „Urstaat"; so z. B. sprechen Schmidt-Koppers vom Pygmäenstaat der primitiven kleinwüchsigen Jägerstämmchen, die wir auf uferfernen Inseln, in Randgebieten und unzugänglichen Urwäldern noch hier und da antreffen; und ein Mann wie Eduard Meyer glaubt sogar, in der Herde der höheren Tiere schon alle Kennzeichen des Staates aufzufinden.

Diese Lehre ist vollkommen unhaltbar geworden. Die moderne Soziologie hat sie zerstört. Ludwig Gumplowicz, der verstorbene Grazer Staatsrechtler, einer der Begründer der deutschen Soziologie, hat ihr die „soziologische Staatsidee" gegenübergestellt: die bereits auf den Altmeister St. Simon zurückzuführende Erkenntnis, daß der historische Staat überall, in allen Zonen und Zeiten, nicht durch ungestörtes Wachs-

Digitized by Google

tum, durch innere immanente Kräfte aus den Vorstufen entstanden ist, sondern durch äußere erobernde Gewalt, mit der eine Menschengruppe sich die andere unterwarf. Seine Lehre vom Staate, die allerdings im höchsten Maße „staatsgefährlich" ist, wurde und wird leidenschaftlich bekämpft, setzt sich aber unaufhaltsam durch, da sie von den Tatsachen mit derselben Evidenz erhärtet wird, wie von der deduktiven Erwägung. Uns ist kein Soziologe von einigem Rang bekannt, der sie nicht angenommen hätte. Besonders schwer wiegt das Urteil Wilhelm Wundts, der das Hochplateau der Soziologie von der Seite der Individual- und Völkerpsychologie aus erstiegen hatte. Er sagt klipp und klar: „Die Stammesorganisation der totemistischen Zeit ist nicht im geringsten eine unvollkommene, noch unausgebildete Staatsordnung, sondern ganz etwas anderes."

Alle vorstaatliche Organisation bis empor zu den bereits zahlreichen und mächtigen Stammesverbänden, deren bekanntester die fünf Nationen der Irokesen sind, trägt die Kennzeichen der echten Gemeinschaft und Genossenschaft: Frieden, Recht der Gleichheit und brüderliche Hilfe. Es gibt wirtschaftlich keine merklichen Verschiedenheiten des Einkommens oder gar des Vermögens: es gibt politisch keine Standesunterschiede, und sozial keine Klassen. Es gibt Ämter: Häuptlinge für Krieg und Frieden, „Kulttechniker", wie Max Weber die Priester nennt: aber nirgends auch nur den Versuch, die Führerschaft in Herrschaft umzugestalten, das heißt, sich über die Ehre hinaus, die mit der Last und Verantwortung des Amtes verbunden ist, noch höhere Ehre und vor allem arbeitsloses Einkommen zu verschaffen. Nach der übereinstimmenden Mitteilung aller Ethnologen ist der Zusammenhalt in der engeren Familie wie in der weiteren Gruppe, selbstverständlich von vereinzelten, übrigens sehr seltenen, Impulshandlungen abgesehen, ein außerordentlich erfreulicher. Die Frauen stehen hoch in Achtung und haben alle politischen Rechte, die Kinder, liebevoll behandelt, lernen im Spiel und am Beispiel ohne Zwang alles, was die Tradition ihnen zu übergeben hat: gegenüber den Genossen befleißigt man sich, der innerlich empfundenen Hochschätzung auch praktisch in Höflichkeit und Hilfsbereitschaft Ausdruck zu geben.

Von hier aus gibt es keine Weiterentwicklung aus inneren Kräften. Sondern die Vorgeschichte wird von der Geschichte durch den tiefsten Abgrund getrennt, der die menschliche Geschichte auf diesem Planeten

Digitized by Google

durchspaltet. Nach einem katastrophalen Zusammenbruch beginnt eine neue Epoche im eigentlichen Sinne des Wortes, das ja „Anfang" bedeutet. Zwischen Geschichte und Vorgeschichte liegt das von Wilhelm Wundt so genannte „Zeitalter der Wanderung und Eroberung". Völker, die durch ihre Zahl oder ihre Bewaffnung oder durch ihren Zusammenhalt militärisch stärker sind, überfallen schwächere Völker, um sie zuerst systematisch in immer wiederholten Raubzügen auszuplündern, bis sie sie zuletzt dauernd unterwerfen und über ihnen ihren „Staat" errichten, der nun allerdings „etwas ganz anderes ist" als die gleiche und brüderlich verbundene Gemeinschaft der Vorgeschichte. Die Eroberung und Unterwerfung setzt wirtschaftlich krasse Unterschiede des Vermögens, zunächst selbstverständlich des Grundvermögens, und daher des Einkommens: Grundrente; setzt politisch die Herrschaft als den gesetzlichen Anspruch auf höhere Ehre und arbeitslosen Genuß, und sozial die Klassen, zunächst in ihrer Gestalt als Stände. Alle Ämter von Einfluß sind der Herrenklasse vorbehalten, sowohl im Heeresbefehl wie in Staatsverwaltung und Kirche. Die Untertanen sind zu Sklaven oder Leibeigenen herabgedrückt, ihre Arbeitskraft und der Ertrag ihrer Arbeit sind kraft Rechtens Eigentum der Eroberer.

Wir haben das alles in der Formel zusammenfassen können: „Der historische Staat ist eine Klassenorganisation", während die vorgeschichtliche Gruppe die klassenlose Gemeinschaft ist. Das ist die soziologische Begriffsbestimmung. Vom Standpunkt des Staatsrechts aus würde man etwa folgendermaßen zu definieren haben: „Der Staat ist eine Rechtseinrichtung, einer unterworfenen Gruppe aufgezwungen durch eine siegreiche Gruppe, mit dem zunächst einzigen Zwecke, die Besiegten zugunsten der Sieger so hoch und so dauernd wie möglich zu besteuern."

Es ist hier nicht der Ort, darzustellen, wie dieser reine Eroberungsstaat fast schon im Augenblick seiner Entstehung dazu kommen muß, im Interesse der Herrengruppe selbst den Schutz der Grenzen nach außen und den des Rechts nach innen auf sich zu nehmen: die Steuerfähigkeit der Untertanen kann nur so auf ihrer Höhe erhalten werden. Der Leser versteht jetzt bereits, daß fast alle Staatslehrer diese Angliederung sekundärer Hilfszwecke an den primären Staatszweck für den eigentlichen Entstehungsgrund des Staates halten und glauben konnten, er sei begründet worden, um für alle seine Insassen gleichmäßig Recht und Sicherheit zu schaffen. Hier wird das von einer fernen Zukunft erhoffte Wunschziel der Staats-

Digitized by Google

philosophie in die Geschichte zurückprojiziert: was der Staat einmal werden soll, das sei er, so glaubt man, im Anfang gewesen: ein Gesellschaftsvertrag zwischen Freien und Gleichen zum Zwecke der Sicherung Aller in ihren Rechten – und nur ein Sündenfall habe ihn in die so sehr unerfreuliche Organisation der Herrschaft und Ausbeutung verwandelt, als die wir ihn überall in der Vergangenheit und unserer eigenen Gegenwart erkennen müssen. So dachte schon der heilige Augustin, der der civitas dei scharf die civitas diaboli entgegensetzte; so die einflußreichen Lehrer des Naturrechts. Die Vorstellung ist die, daß aus rein innerstammlichen Beziehungen der Gruppengenossen untereinander, durch Mißbrauch angeborener Überlegenheit, durch Bosheit, Tücke, Wucher, Gewalt usw. die krassen Ungleichheiten der Rechte und Laster entstanden seien. Ich habe in meinem soeben erschienenen Werke „Der Staat"* zur vollen Evidenz zeigen können, daß diese Entartung der alten Gemeinschaft aus solchen innerstammlichen Gründen nicht nur niemals eingetreten ist, sondern gar nicht eintreten konnte, und daß eine Entartung auch niemals wieder neu sich bilden könnte, wenn es einmal gelungen sein sollte, die letzten Reste jener alten Eroberung und Unterwerfung aus unserem Gesellschaftskörper auszurotten, Reste, die in ganz bestimmten, unmittelbar bis auf jenen Zeitpunkt zurückzuführenden Formen des Eigentums bestehen.

Dennoch aber war es ein Sündenfall, der die Ungleichheit mit allen ihren verhängnisvollen Folgen erschaffen hat. Die Sage von Kain und Abel erzählt ihn uns. Kain, der Ackerbauer, erschlägt aus Neid Abel, den Hirten: das erste Menschenblut, von Menschenhand vergossen, befleckt Gottes Erde; der Mord ist erfunden.

Hier klingt in seltsamster Verkleidung eine große allgemein-historische Wahrheit durch: überall in der Alten Welt sind es die, in ihrem Wirtschaftsbetriebe zu besonderer kriegerischer Tüchtigkeit und taktischer Geschlossenheit erzogenen Hirten, die über zersplitterte Ackerbauvölker herfallen und ihnen mit ihrem Staate Herrschaft und Ausbeutung auferlegen. Dieses Tun ist im ersten Beginn völlig ohne Sünde. Denn nur im Kreise der eigenen Genossenschaft gilt das Recht der Gleichheit und Brüderlichkeit: der Stammesfremde hat so wenig ein Recht wie das jagdbare Tier, um so weniger, als die Grenze zwischen Tier- und Menschenwelt in dem Bewußtsein primitiver Menschen längst nicht so scharf gezogen ist wie in

* System der Soziologie, Band II, Jena bei Gustav Fischer, 1926.

Digitized by Google

dem unseren. Wenn auch die Lehre des Epikur, des Thomas Hobbes, und seines neuesten Nachfahren, Gustav Ratzenhofer, von der „absoluten Feindseligkeit" der Horden gegeneinander eine krasse Übertreibung ist (es gibt vielfache friedliche Beziehungen, und selbst die kriegerischen stehen unter einem streng gewahrten Völkerrecht): so empfindet man doch dem Stammfremden gegenüber kein Pflichtgebot, und ein Recht auf Wahrung seiner Interessen steht ihm nicht zu. Man darf ihn ohne Sünde töten, berauben, versklaven. Solange die zwischenstammlichen Beziehungen nur die der Grenzfeindschaft und des Raubkrieges sind, geschieht noch kein „Unrecht", gibt es noch keine „Sünde".

Aber die dauernde Unterwerfung gestaltet die zwischenstammlichen in innerstaatliche Beziehungen um. Sieger und Besiegte, Herren und Untertanen verschmelzen zu einer einzigen Gesellschaft, die sich mindestens gegenüber den Außenstehenden jenseits der Grenzen als Einheit empfindet. In dieser neuen größeren Gruppe ist der „Fremde" zum „Menschen" geworden: denn Mensch bedeutet anfangs nichts anderes als das „Wir" der Gruppe, nichts anderes als den Gruppenbruder. Und damit sind die politische Ungleichheit und die wirtschaftliche Ausbeutung zu Verletzungen geworden jenes obersten ungeschriebenen Gesetzes, das jede Gruppe beherrscht und beherrschen muß, wenn sie in ihrem Lebenskampfe soll bestehen können: des Pflichtgesetzes, des kategorischen Imperativs, der mir verbietet, einen Menschen zum bloßen Objekt meines Willens zu machen – der im Gegenteil gebietet, seine Interessen unparteiisch gegen die meinen abzuwägen: des Gesetzes von der Gleichheit der Würde jeder Person. Denn jetzt, wo die ehemals Unterworfenen zu Gruppengenossen geworden sind, sollte ihnen die volle Freiheit und die volle wirtschaftliche Gleichheit zurückgegeben werden: daß es nicht geschieht, das ist der große Sündenfall der Menschheit; das ist ihre Vertreibung aus dem Paradiese der vorgeschichtlichen Gemeinschaft.

Denn selbstverständlich geschieht diese Sühne nicht. Statt ihrer treten nach strengen Seelengesetzen sonderbare psychologische Erscheinungen der „Verschiebung" auf, um dem beunruhigten Gewissen seine Ruhe wiederzugeben. Eine davon erkennen wir deutlich in jener biblischen Sage vom ersten Brudermord. Der Hirt, der Eroberer, schuf sich in ihr einen Vorwand, oder, wenn man will einen Rechtsgrund, um den Bauern zu unterwerfen und auszubeuten: hat doch der Stammvater der Bauern,

Digitized by Google

Kain, den Urahnen der Hirten, Abel, erschlagen! Dafür hat nach dem uralten Gesetz der Blutrache sein Geschlecht für ewige Zeiten zu büßen. Und so konstruiert der Hirt sich das Recht, das Leben des Bauern zu nehmen; der muß noch dankbar sein, wenn der Bluträcher sich damit begnügt, ihn nur seiner Habe und seiner Freiheit zu berauben.

Einen entwickelteren Typus dieser umdeutenden Verschiebung stellen alle späteren legitimistischen Theorien dar, vor allem die heute so modernen und doch, ach, so alten Rassetheorien. Immer und überall erscheint der Unterworfene dem Sieger als ein Mensch schlechterer Art und Rasse, den die bessere Rasse, und das ist selbstverständlich die seine!, das Schicksalsrecht, ja fast die Schicksalspflicht hat, sich zu unterwerfen. Noch heute spricht der konservative Brite von seiner Kolonialherrschaft gutgläubig als „the white man's burden". Die Untertanen sollen noch danken, weil sie nur auf diese Weise der Segnungen des Rechts und des Friedens teilhaftig werden können. Sich selbst überlassen würden sie sich durch Torheit und Bosheit gänzlich aneinander aufreiben! Das ist das Leitmotiv, das noch heute aus fast allen, noch so vervollkommneten Lehren vom Staate klingt, das ist der Selbstbetrug, mit dem sogar solche Völker, die auf ihre demokratische Gesinnung so stolz sind, wie die Franzosen und Amerikaner, ihr Gewissen zu beruhigen verstehen, nicht nur in lauten Worten gegenüber Kolonialvölkern geringerer Zivilisationsstufe, wenn auch vielleicht, wie Inder und Araber, nicht geringerer Kulturstufe, sondern auch gegenüber ihrer eigenen Unterklasse.

Dennoch gelingt das nicht immer ganz. Und dann tritt eine andere Verschiebung ein, die überaus interessant ist. Um zu verstehen, was hier verstanden werden muß, ist eine kurze Vorbemerkung vonnöten:

Der Motivationsapparat, das heißt der Inbegriff der Wertungen und Handlungsantriebe des Menschen, besteht regelmäßig aus zwei Schichten verschiedenen Alters. Die untere Schicht ist eine Mitgift aus der vorgesellschaftlichen Tierheit; sie besteht aus einer beschränkten Zahl wohlcharakterisierter, echter Instinkte und einigen sogenannten Pseudoinstinkten: der Suggestibilität, des Triebes zur Nachahmung und der Sympathie.

Zu diesen bereits im biologischen Apparat festverwurzelten Anlagen, die zusammen die untere Schicht darstellen, treten nun in jeder Menschengruppe solche Wertungen und Handlungsantriebe, die der Erhaltung jeder Gruppe überhaupt und dieser Gruppe im besonderen dienen. In jeder Gruppe muß sich finden das uns bereits bekannte Pflichtgebot der Wah-

Digitized by Google

rung der Gleichheit der Würde aller Genossen. Es ist der psychische Kitt jeder Gruppe, die ohne ihn explodieren müßte, wie ein zerplatzendes Geschoß. Aus diesem Urtrieb erwachsen jene „Konstanten des Rechts", die allen Positivisten der Rechtsphilosophie so unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten: jene Rechts- und Sittengebote, die sich bei allen Völkern und auf allen Stufen ihrer Entwicklung finden; die in unseren Zehn Geboten ihren uns ehrwürdigsten Ausdruck gefunden haben; die von den römischen, rechtsvergleichenden Juristen als das jus gentium bezeichnet und mit gutem Fug dem Naturrecht der Philosophie gleichgesetzt wurden.

Neben diesem, allen gemeinsamen, ethischen Urtriebe besitzt nun jede Gruppe einen Stamm von oft sehr sonderbaren Normen und Imperativen, die jedem neu in sie hineingeborenen Mitgliede durch Domestikation, das heißt durch Tradition und Erziehung eingeprägt werden. Ihre Verletzung wird je nach der Wichtigkeit der Norm als Frevel, Sünde, Verbrechen, Vergehen, Verstoß empfunden und mit Strafen geahndet, die von qualvoller Todesstrafe bis zu leiser Mißbilligung herabreichen. Die wichtigsten dieser Normen sind auf niederer Stufe die Vorschriften über die Verehrung der überirdischen Gewalten, von denen die Gruppe sich abhängig weiß, deren Kränkung daher nicht geduldet werden kann; und ferner vielfach höchst komplizierte Gesetze über das Ehewesen. Aber auch für alle Dinge von geringerer Wichtigkeit bestehen unzählige Vorschriften, die das Verhalten jedes Gruppengliedes von der Wiege bis zur Bahre zwingend bestimmen. Man kann beinahe sagen, daß jede erdenkliche Handlung, auch die Verrichtung der einfachen vitalen Funktionen, sakralen Charakter trägt, daß alles Tun und Lassen von der Gottheit geboten ist.

Der primitive Mensch, und auch auf unserer Stufe noch gemeinhin der Mensch der Unterklasse, vor allem der Bauer, sind derart im wesentlichen sozial gebunden. Wenn die erste Schicht des Bewußtseins, die wir oben betrachteten, als die des vorsozialen Tieres bezeichnet werden muß, so ist diese zweite Schicht die des sozial eingeordneten und durch seine Gruppennormen fast bis zur Bewegungslosigkeit gefesselten Menschen.

Wir wollen der Vollständigkeit halber hinzufügen, daß die Menschen der modernen Oberklassen es gelernt haben, sich diesen sakralen Bindungen in geringerem oder höherem Maße zu entwinden. In ihnen schichtet sich als jüngste und oberste Schicht über die beiden älteren noch der Motivationsapparat der „suprasozialen Persönlichkeit", die von dem so-

Digitized by Google

zialen Zwange mehr oder weniger emanzipiert ist. Hier steigt die Skala von der führenden Persönlichkeit, die eine unwesentliche Norm der Gruppe zu dehnen oder gar zu übertreten wagt, über die schöpferische Persönlichkeit bis zur höchsten und vornehmsten Blüte aller Menschheit, der freien Persönlichkeit auf, die, vom Gruppenzwang völlig gelöst, in stolzer Autonomie nur ihrem eigenen Gesetze folgt. Diese oberste Schicht wird in der Erörterung, die uns vorliegt, kaum eine Rolle zu spielen haben.

Es handelt sich um jene „Verschiebung", von der wir oben sprachen. Die Sünde, in der der Mensch des Staates lebt, steckt in seinen sozialen Beziehungen, im Normenapparat seiner Gesellschaft, die die Herrschaft, die Ungleichheit und die Ausbeutung zum Grundrecht ihrer Verfassung gemacht hat. Der Mensch aber, von seiner Stellung innerhalb dieser Gesellschaft in seinem Gewissen beunruhigt, wie es den Feinfühligeren geschieht, sucht den Sitz der Sünde nicht in der oberen, sondern in der unteren Schicht. Er glaubt, als Tier zu sündigen, während er doch als Mensch schuldig wurde. Er ist geneigt, sein „Fleisch" zu kasteien: daß er statt dessen seine Gesellschaft reformieren sollte, kann er so leicht nicht erkennen.

Denn der Staat, die Organisation der Herrschaft, hat sich mit allen Attributen der Gemeinschaft bekleidet, auf deren Leibe er schmarotzt. Er hat ihre wichtigsten Funktionen an sich gerissen und gibt sich nun für die Gemeinschaft aus – und der Mensch läßt sich täuschen und glaubt ihm, dem „kalten Untier, aus dessen Munde die größte aller Lügen geht, das sich so gerne in der Sonne guter Gewissen wärmt", wie Friedrich Nietzsche sagte, der diese Mimikry des Raubtiers aufs klarste durchschaut hatte. Weil der Staat die Grenzen schützt und die Götter ehrt, weil er so viel Recht und Sicherheit schafft, wie mit der Herrschaft der Ungleichheit und der Ausbeutung vereinbar ist, hält ihn der Untertan für jene gewachsene notwendige Verbindung, der sich unterzuordnen ihm seine mächtigsten Triebe gebieten. So kann sich der Räuber auch noch auf das Gewissen des Beraubten berufen und findet in ihm Jahrtausende hindurch sein kaum erschüttertes Fundament und – auch das sah Nietzsche wohl – „nicht nur die Kurzsichtigen und Langgeohrten" täuscht er: auch die Überwinder des alten Gottes unterliegen der großen Lüge. Nur so ist z. B. Hegels Staatsvergötzung zu verstehen: er glaubte, im Staate die Gemeinschaft zu erkennen, die er mit Recht als den Gott auf Erden erkannte. Ihm sind

Digitized by Google

Volk, Vaterland und Staat ein und dasselbe. Sie sind aber nicht dasselbe! Wenn die Gemeinschaft, wie Hegel sagt, der Gott ist, ist der Staat der Teufel; hier ist St. Augustins Gegenüberstellung vom Staate Gottes und vom Staate des Teufels bittere Wahrheit. Denn alle Sünde stammt vom Staat! Jener erste Sündenfall der Menschheit gärt in ihr als schweres Krankheitsgift fort, und jede Sünde jedes einzelnen ist nichts als ein Symptom dieser Krankheit. Schon längst hat die Moralstatistik (Alexander von Oettingen) von dem Verbrechen als der „Kollektivschuld der Gesellschaft" gesprochen; wir wissen seit Quételet, daß jede Staatsgesellschaft ihr regelmäßiges „Kriminalbudget" besitzt, dessen „Soll" die Armen zu zahlen haben, die die himmlischen Mächte schuldig werden ließen. Und das gleiche gilt von aller Sünde.

Nur muß man das Wort recht verstehen. Wir rechnen nicht zur Sünde die Handlungen des blinden Impulses, obgleich die Gesellschaft sie selbstverständlich strafen muß, um bestehen zu können. Eine Beschimpfung, ein Schlag, ein Messerstich in loher Wut entstammen nicht einer dauernden antisozialen Einstellung des Täters; sie müssen gestraft werden, um dem Impulse eine jener Hemmungen einzubauen, die sich alles Sozialleben in um so größerer Zahl und Kraft schaffen muß, je höher es sich staffelt: Organisation heißt nichts als Schaffung von Hemmungen gegen Impulse! Aber ethisch sind solche triebhaften Handlungen kaum anders zu bewerten wie Elementargeschehnisse, durch die menschliche Interessen verletzt oder Menschen getötet werden. Solche Taten sind immer vorgekommen und werden wahrscheinlich immer vorkommen. Wir müssen sogar eingestehen, daß wir nur sehr ungern in einer Gesellschaft leben möchten, in der nicht gelegentlich einmal ein junger Mensch in lichter Eifersucht seinem Nebenbuhler zu Leibe geht. Wir wünschen keine affektuell kastrierte Menschheit; wie keine Höchstleistung im Sport möglich ist, ohne daß einmal ein Opfer allzu hoch gesteckter Ziele fällt, so ist auch keine Herrschaft starker Seelen über sich selbst möglich, ohne daß einmal jene von der Gesellschaft errichteten Hemmungen niedergerissen werden, wie etwa nur ein starker Strom seine Deiche zerbricht. Wir wünschen, daß der Mensch der Zukunft sozusagen sechs feurige Hengste vor seinem Wagen habe, aber auch die Kraft, sie sicher zu zügeln und zu seinem Ziele zu lenken. Im übrigen wissen wir aus den vorstaatlichen Gemeinschaften, daß in ihnen schwere Impulshandlungen gegenüber von Genossen sehr selten sind, viel seltener als in unserer „Zivilisation".

Digitized by Google

Was wir „Sünde" nennen, sind im Gegenteil solche Handlungen, die aus dauernder antisozialer Einstellung des Täters, mit anderen Worten, aus dem erwachsen, was man, als eine Eigenschaft des Charakters, „Sündhaftigkeit" nennt; die aber, samt ihren argen Folgen ist, wir wiederholen es, Schöpfung des historischen Staates, abgesehen vielleicht von ganz seltenen Fällen krankhafter geistiger Verfassung.

Wir sagen ausdrücklich: vielleicht! Denn auch diese krankhafte Verfassung: die moral insanity, die absolute Ichsucht und absolute Gefühllosigkeit gegenüber dem fremden Interesse und Leben, ist in den meisten Fällen, die wir in unseren Staatsgesellschaften beobachten, Schöpfung der Klassenordnung. Wir wissen, daß fast alle „geborenen Verbrecher" Degenerierte sind, und können die Wurzeln dieser Entartung fast ausnahmslos in den sozialen Bedingungen des Staatslebens aufdecken. Und wir wissen andererseits, daß in den wenigen wahren Gemeinschaften, die sich wie Inseln im kapitalistischen Ozean ein Weilchen zu halten vermochten: in den genossenschaftlichen Ansiedlungen, kein geborener Verbrecher, ja überhaupt kein Verbrechen vorkam; und daß die Eltern ihren Kindern regelmäßig einen gesunden Leib und eine gesunde Seele ins Leben mitgaben*.

Aber der geborene Verbrecher ist noch heute eine große Seltenheit gegenüber dem gewordenen Verbrecher, den nichts als seine soziale Lagerung auf den Weg zum Abgrund führte: in gesunden sozialen Verhältnissen wäre er ein guter und geehrter Bürger seiner Gemeinschaft gewesen und geblieben.

Gotthold Ephraim Lessing sagt einmal in seinen Gesprächen für Freimaurer: „Und nun überlege man, wieviel Übles es in der Welt wohl gibt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat." Wir wollen diese Überlegung einmal anstellen, nur mit der in unserer Zeit notwendigen Veränderung, daß wir statt von Ständen von Klassen sprechen werden.

Rousseau, der die Dinge ganz so sah wie sein Gesinnungs- und Zeitgenosse Lessing, hat einmal die gute Formel geprägt von der Niederträchtigkeit einer Gesellschaft, in der einzelne reich genug sind, um andere kaufen zu können, und viele arm genug, um sich verkaufen zu müssen. Die Formel ist erschöpfend, wenn man nur das äußere Handeln anschaut:

* Vgl. unseren Aufsatz: „Die Utopie als Tatsache" in „Unsere Wege zur Gemeinschaft".

Digitized by Google

sie ist einer Ergänzung fähig, wenn man auch die innere Bereitschaft zum Handeln ins Auge fassen will – und das ist vielleicht wichtiger!

Reichtum und Wohlstand sind Begriffe, die ganz verschiedenen Dimensionen angehören; das gilt auch für ihre Gegenbegriffe: Armut und Dürftigkeit. Wohlhabend ist, wer im Verhältnis zum Bedürfnisstande seiner Zeit und Gruppe mit Gütern wohl versorgt ist, reich, wer im Verhältnis zu anderen Menschen seiner Zeit und Gruppe wohl versorgt ist. Wohlstand bezeichnet die Verfügung über Sachen, Reichtum über Menschen. Reich ist z. B. ein Kaffernhäuptling, trotzdem er mit Wohnung, Kleidung, Geräten und sanitären Einrichtungen entfernt nicht so wohl versorgt ist wie etwa ein Arbeiter unserer Zeit; dieser „Reiche" lebt nach unseren Begriffen in trauriger Dürftigkeit, während der „arme" Arbeiter nach den Begriffen jenes Häuptlings eines überaus großen Wohlstandes genießt. Wenn wir uns eine Gesellschaft vorstellen, in der jeder die Güterversorgung eines heutigen Millionärs hat, so gibt es hier zwar den höchsten Wohlstand, aber keinen Reichtum: denn alle verfügen über Sachen, und niemand über Menschen.

Nur so darf auch die oft vorgetragene Lehre verstanden werden, daß es der „Luxus" war, welcher einst starke Völker zerstört hat. Gewöhnlich wird sie so verstanden, daß reiche Ernährung, üppige Kleidung, geräumige Wohnung und der Besitz von Kunstwerken den Menschen „verweichlichen". Die Geschichte beweist das Gegenteil: fast überall hat der Adel gerade umgekehrt unter den günstigen Bedingungen seiner Lebenshaltung sich zu einer dem Durchschnitt überlegenen Leiblichkeit emporzüchten können, und auch in der wohlhabendsten Bourgeoisie der Welt, der angelsächsischen, kann man beobachten, daß der Wohlstand die Ausbildung des Körpers befördert, und nur der Reichtum zur Entartung führt. Nicht die Versorgung mit Sachen, sondern die Verfügung über Menschen, die solchen Sachbesitzes entbehren, ist die Gefahr. Wo die Oberklasse als Ganzes, oder wo einzelne ihrer Mitglieder entarten, geschieht es aus dem Grunde, weil sie in der Lage sind, Menschen zu kaufen, die arm genug sind, um sich verkaufen zu müssen.

Diese soziale Schichtung in Klassen von gröblich verschiedenem Einkommen und Vermögen ruft nämlich sowohl oben wie unten eine ganz bestimmte charakteristische Einstellung hervor, die schon den alten Griechen bekannt war: oben Übermut und geschlechtliche Überreizung, unten

Digitized by Google

Diebsgesinnung, kriechende Demut, Knechtseligkeit, verbunden mit Hinterhältigkeit und Tücke; in beiden Schichten, von oben nach unten reflektiert, die Verachtung der redlichen Arbeit, die allein dem Menschen Wert und Würde zu geben vermag, und daher oben wie unten die Verriegelung des Weges, der zur höchsten Steigerung des Menschenlebens und der Menschenwürde führt: zum vollkommen gebildeten Menschen, der das Vorzugswürdige erkennt und in freier Eigengesetzlichkeit aus dem heilig guten Willen heraus auch wählt und tut, als „freie autonome Persönlichkeit".

Es ist nichts als die vom Staat eingesetzte Klassenordnung, die von oben nach unten die greulichste Prostitution verbreitet, das Wort gefaßt nicht bloß in seinem engen Sexualsinne, sondern in weitester Bedeutung: als feige Lüge und Speichelleckerei der Untergebenen vor den Oberen, der Armen vor den Reichen, der Presse vor den Inserenten, der Gelehrten vor den Mäzenen, der Künstler vor den Auftraggebern. Die Zeiten der großen Kunst und der hohen Wissenschaft und Philosophie waren sämtlich, im Hellas der Perikleischen Zeit, in der italischen, flandrisch-holländischen und deutschen Renaissance, Epochen einer freien und in unserem Sinne zwar sehr wohlhabenden, aber nicht reichen Bürgerschaft: ihr Sachbesitz war gewaltig, ihre Verfügung über Menschen gering, weil ein Zustand rationeller Gleichheit der Lebenslage bestand. In dem Maße, wie die Klassenscheidung sich vertiefte, verdorrten die schönen Blüten der Kultur überall. Es gibt kaum eine jammervollere, kulturärmere Zeit als die des Kapitalismus, der überall auf jene Epochen der Hochblüte folgte: wie ein Samum verwandelte er alle Fruchtfelder in Wüsteneien.

Aber schlimmer: diese Vertiefung der die Klassen trennenden Kluft, die, wir wiederholen es mit allem Nachdruck, nur dort aufgerissen ist, wo äußere Gewalt den Staat samt der Klassenscheidung, der Herrschaft und der Ausbeutung gesetzt hat, zerstört unaufhaltsam die letzten Reste der alten gewachsenen Gemeinschaften: zerbricht die Geschlechtsverbände, unterdrückt die Einungen in Genossenschaft, Zunft und Mark, höhlt die Gemeindeverbände aus, entkräftet und vergiftet die religiösen Bindungen. Diese Zerstörung erreicht in dem häßlichsten Symptom der großen Volkskrankheit, der Großstadt, ihren letzten Gipfel. Dem Menschen schwindet sozusagen das Dach über dem Kopfe; er sieht sich allen Schutzes beraubt, mit dem ihn die alten Gemeinschaftsbildungen gedeckt hatten, sieht sich nackt und bloß in den stürmischen Ozean des jetzt ent-

Digitized by Google

brannten wüsten Kampfes aller gegen alle geworfen, auf nichts anderes mehr angewiesen als auf seinen individuellen Verstand. Damit triumphiert der Rationalismus, der nun sehr bald zum Sophismus entartet; nicht mehr der Mensch als Gruppenwesen, sondern das isolierte Individuum wird „das Maß aller Dinge". Ihm schwindet alle Ehrfurcht vor dem Gewachsenen und Gewordenen; die sakralen Bindungen haben ihre Kraft zum großen Teil verloren; er ist frei, aber auch frech geworden. Wie ihm der Schutz gegen die anderen mit seiner Genossenschaft verschwand, so verschwand ihm mit ihr auch der Schutz gegen sich selbst; er hat die meisten Hemmungen seines Trieblebens eingebüßt: die Furcht vor Gott, die Scheu vor bürgerlicher Mißachtung, den Trieb nach Ehre in seiner Gruppe, die ja verschwunden ist; nichts bleibt, um ihn zu bändigen, als die Furcht vor dem Strafrichter und, zum Glück, bei vielen doch noch der nicht zum Schweigen zu bringende Richter in der eigenen Brust, das Gewissen. Aber derer, die diesem inneren Berater folgen, werden immer weniger. Nicht ungerührt und ungestraft sieht der Mensch um sich herum immer wieder die Skrupellosen alle Kränze an sich reißen, während der Edle zurückgestoßen wird. Die antisoziale „Ordnung" dieser Gesellschaft erzeugt in immer mehr Menschenseelen mit Notwendigkeit die antisoziale Einstellung, die wir oben als Sündhaftigkeit bezeichneten.

Oder, anders ausgedrückt: der Apparat von Normen und Imperativen, der das Tun und Lassen des in eine Gemeinschaft eingeordneten Menschen bestimmte, der seinen Trieben die starken Hemmungen entgegenstellte, hat seine Kraft mit seiner sakralen Geltung zum großen Teil verloren. Das „Tier" ist seiner Fesseln ledig geworden.

Also doch das Tier? Ja, aber man muß recht verstehen: das Tier ist unschuldig, ist sündlos, weil es Natur ist. Der Appetit auf gute Nahrung, die Liebe der Geschlechter, die Freude an Schmuck und Ehre: all das wird in der gewachsenen Gemeinschaft reicher und leichter befriedigt als im Zustande des isolierten Tieres, das kaum Kraft genug besitzt, um sich zu ernähren und fortzupflanzen. Und all das wird in der Gemeinschaft in Schranken gehalten, die das gleiche Recht Aller wirksam schützen. Hier sind die sozialen Hemmungen stärker als die tierischen Triebe, der Deich hält den Strom. Ja sogar der Gehorsam gegen die Hemmungen erweckt Stolz, Lebensfreude, Genugtuung. Wenn aber die Gemeinschaft zerfallen ist, dann sind die Triebe stärker als die so gewaltig abgeschwächten Hemmungen, die Deiche müssen brechen. Aber alles, was hier an Sünde ge-

Digitized by Google

schieht, beruht nicht darauf, daß das natürliche Tier allzu stark geworden ist, sondern lediglich darauf, daß, als Folge des Sündenfalls der Gesellschaft, ihre Hemmungen zu schwach geworden sind.

Jetzt erst wird die Befriedigung der natürlichen Triebe zur Sünde. Der Primitive ist zuweilen ein Fresser – aber er ist nie ein Schlemmer. Denn Schlemmen heißt: sich teure Dinge leisten, deren „Köstlichkeit" lediglich darin besteht, daß sie viel „kosten", so daß ihr Genuß den Genießenden mit dem Prestige der Herrenklasse umwittert. Was das Schlemmermahl recht eigentlich würzt, ist das Bewußtsein, daß viele mit hungrigen Augen zuschauen. Und der Wilde und der Barbar wissen wahrscheinlich gar nichts von romantischer Liebe, aber dafür folgen sie unschuldig dem stärksten aller Triebe: sie prostituieren die Partnerin nicht durch Perversitäten und kaufen sich Liebe so wenig, wie sie sich, z. B. durch eine große Mitgift, zur Liebe kaufen lassen. „O Mensch, du Tier, sei doch Natur", ruft Richard Dehmel seinen Zeitgenossen zu: ja, wenn es nur möglich wäre, mitten in der Unnatur dieser Staatsgesellschaft Natur zu sein! Wie kann Liebe sich froh ausleben, wenn sie Armut und Druck mit sich bringen muß? wie kann eine werdende Mutter ihrem Kinde in Seligkeit entgegenhoffen, wenn Elend und Schande sie beide erwarten? wie kann das Verhältnis von Eltern zu Kindern sein, was es sein soll und in der gewachsenen Gemeinschaft auch wirklich ist, wenn die Kinder des Vaters Tod erwarten müssen, um frei und selbständig zu werden? Leuchtet der bittere Witz der Ostpreußen, den Arsenik als „Altsitzerzucker" zu bezeichnen, nicht tief in die grauenhaftesten Abgründe unserer Gesellschaft hinein?! Namentlich, wenn man der hier angedeuteten furchtbaren Sünde, die auch in Emile Zolas „La terre" in einer ebenso grauen- wie eindrucksvollen Szene als typischer Vorgang dargestellt wird, die Tatsache entgegenhält, daß alte Eltern überall dort mit der größten kindlichen Pietät auch heute noch gepflegt werden, wo sie eines Einkommens genießen, das mit ihrem Tode erlischt. Ehe und Elternschaft, Liebe und Freundschaft, wie selten sind sie nicht derartig vergiftet! Schon unsere Kinder spüren auf der Schule den Unterschied der Klassen und nehmen je nachdem Hochmut und Verachtung der Unteren oder übles Ressentiment, Neid, Tücke und brutale Gewohnheiten mit in ihr künftiges Leben.

Jetzt versteht man erst recht jene „Verschiebung", von der wir sprachen. Der Mensch fühlt das natürliche Tier in seinem Inneren die Glieder dehnen und die Krallen recken. Er fürchtet sich davor, weil er aus Er-

Digitized by Google

fahrung weiß, wohin es ihn zwingen kann, wenn es ausbricht; er scheut sich davor, weil sein Gewissen ihn unerbittlich mahnt, es zu bändigen. Er weiß nicht und kann nicht wissen, daß die Bestie nur relativ stark wurde, weil ihr Gitter vermorscht ist; er sucht die Kraft der ihm verloren gegangenen Hemmungen im Gebet zu überirdischen Mächten; und er kasteit sein Fleisch, um das Tier zu schwächen. Zuweilen gelingt es ihm, aber nur auf Kosten seiner Lebendigkeit und Vollpersönlichkeit. Die Aufgabe ist aber, das Gitter so stark zu gestalten, daß das elementare Tier auch in seiner vollsten Naturkraft es nicht brechen kann.

Der Weg zur Rettung ist klar gewiesen. Er kann nur zu Ende beschritten werden durch Ausrottung des „Staates". Das war auch die Hoffnung Lessings. Freilich erwartete er, ganz im Banne der Aufklärung, alles Heil vom Fortschritt der „Bildung" der einzelnen, isoliert betrachteten Persönlichkeiten: daß es eine Organisation der Gesellschaft geben könnte, die alle wohltätigen Funktionen des Staates auf sich nimmt, und dennoch nicht Staat ist, davon ahnte er nichts und konnte daher die letzte Wahrheit nicht erkennen, daß der einzelne im Staate zu der von ihm erhofften Vollendung der „vollkommen gebildeten Persönlichkeit" nicht gelangen kann. Für uns, die wir nicht mehr aufklärerisch alles vom Individuum erwarten, schreibt sich ein anderer Weg zur Errettung gebieterisch vor: wir müssen die Gemeinschaft, die civitas dei, von ihrem Schmarotzer, dem Staate, der civitas diaboli, erlösen, müssen sie in voller Kraft und Gesundheit wieder herstellen. Dann wird der Rechtszustand, das Endziel und die Aufgabe aller Geschichts- und Rechtsphilosophie, unerschütterlich begründet sein; und dann erst kann sich in ihm die vollkommen gebildete Persönlichkeit, die höchste Stufe von Menschenwert und Menschenwürde, in größerer Zahl entfalten.

Wir sagen mit gutem Bedacht: der Rechtszustand wird unerschütterlich begründet. Wenn er einmal geschaffen ist, kann er, das haben wir zur Evidenz nachweisen können, aus innerstaatlichen Ursachen nie wieder in Frage gestellt werden. Äußere Gewalt aber kann die Gemeinschaft nicht von neuem überwältigen und verderben. Es gibt kein Naturvolk mehr, das ein zivilisiertes Volk mit kriegerischer Macht überrennen könnte. Alarich und Theodorich konnten mit ein paar tausend Kriegern das an Bevölkerungszahl und Wehrkraft unendlich geschwächte Römerreich überwältigen: heute würden ein paar Maschinengewehrkompanien ihre vereinigten Scharen vernichten.

Digitized by Google

Was uns also zu tun ist, besteht darin, die letzten Reste der zur Macht gewordenen Gewalt in Gestalt der, aus alter Eroberung und Unterwerfung herstammenden, Eigentumsrechte aus unserem Gesellschaftskörper auszuroden: und das ist nichts als eine Frage der rechten Erkenntnis; praktische Schwierigkeiten von schwer zu überwindender Größe bestehen nicht. Dann wird die „klassenlose Gesellschaft" wieder in Lebendigkeit dastehen, für immer gegründet.

Ich weiß, daß von tausend Lesern jetzt kaum einer nicht vor sich hin sagen wird: welch ein Utopist! Nun, mir liegt nur an nachdenklichen Lesern, und von denen denke ich viele zu überzeugen, die den Abschnitt von der „klassenlosen Gesellschaft" in meinem „Staat" aufmerksam lesen werden. Alle Wirklichkeit ist die Utopie von gestern –, und wer weiß, welche Utopie von heute die Wirklichkeit von morgen sein wird. Wenn dem Philister das geringste daran läge, sich nicht unsterblich zu blamieren – seine einzige Anwartschaft auf Unsterblichkeit! –; ja wenn er nur, zu seinem Glück, nicht ein allzu schwaches Gedächtnis hätte, um sich daran zu erinnern, daß er noch gestern als Unmöglichkeit verhöhnte, was er heute als den Triumph seiner(!) Zeit und seines(!) Volkes mit Wonnetönen begrunzt: so hätte er sich längst abgewöhnt, das Ungewohnte als das Unmögliche auszuschreien. Wir setzen seinem Hohn des ewig Blinden Immanuel Kants grimmigeren und besser begründeten Hohn des Sehenden entgegen, wenn er spricht von der „pöbelhaften Berufung auf vorgeblich widerstreitende Erfahrung, die doch gar nicht existieren würde, wenn jene Anstalten (der Staat) zur rechten Zeit nach den Ideen getroffen würden, und an deren Statt nicht rohe Begriffe, eben darum, weil sie aus der Erfahrung geschöpft werden, alle gute Absicht vereitelt hätten".

Aber nicht von der Möglichkeit, ja Sicherheit der nahen Erlösung soll heute und hier die Rede sein. Wir haben diesen Ausblick nur getan, weil sonst alles, was wir sagen mußten, dem trostlosesten Pessimismus Nahrung geben würde. Denn wenn alle Sündhaftigkeit und alle Sünde der Menschheit Kollektivschuld der Gesellschaft ist, dann kann es ja aus dieser Hölle von Dreck und Feuer, in der wir leben müssen, nur die eine Erlösung geben, daß die Gesellschaft selbst durch uns grundsätzlich und grundstürzend verbessert werden kann. Und weil wir wissen, daß das möglich ist und in naher Zukunft sicherlich geschehen wird, deshalb dient unsere Anklage nicht der Lähmung des Wollens in hoffnungsloser Verzweiflung, sondern dem glühenden Willen zur Reform und im Notfall zur

Digitized by Google

Revolution dieser kranken Gesellschaft, zur Vernichtung des Parasiten „Staat", der auf dem Leibe der Gemeinschaft schmarotzt.

Und damit werden wir nicht nur unserer inneren Läuterung dienen, sondern geradezu den einzigen Weg betreten haben, um unser physisches Leben überhaupt zu erhalten. Wenn uns als Einzelne die Sündhaftigkeit nur verwirrt und besudelt, so bedroht sie unsere Gesellschaft, den gewaltigen Organismus, dessen Zellen wir sind, mit dem unser individuelles Leben und Sterben untrennbar verknüpft ist, mit absoluter Vernichtung. Wenn die Weltgeschichte auch nicht für den Einzelnen das Weltgericht in dem Sinne ist, daß jeden Sünder hienieden die Strafe trifft, so ist sie doch gewiß das Weltgericht für die Völker. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sie mahlen sicher. Ich habe in meinem „Staat" die erschütternde Krankheitsgeschichte der antiken Stadtstaaten noch einmal geschrieben und zeigen können, daß der gesamte ungeheure Prozeß sich, Zug für Zug, Symptom für Symptom, aus der einen und einzigen Ursache des durch Gewalt gesetzten Staates und der mit dem Staat gesetzten Klassenscheidung und Ausbeutung ableiten läßt. Ein Virus von fast gleicher zerstörender Gewalt ist auch in den Leib unserer modernen Gesellschaft eingedrungen; schon rüstet sich der kapitalistische Imperialismus des Westens und der sowjetistische Sozialismus des Ostens zum letzten Kampfe, in dem kein Pardon gegeben werden wird. Zwischen diesen Mühlsteinen wird die europäische Zivilisation, werden wir selbst zu Staub gemalmt werden, wenn nicht in letzter Stunde noch rechte Erkenntnis den rechten Weg beschreitet. Und dann wird noch einmal eine große mächtige Zivilisation an der alten Erbsünde zugrunde gegangen sein, die sie in ihrer Kinderzeit schuldig-unschuldig beging.

Digitized by Google

KULTUR UND KUNST IM NEUEN RUSSLAND*

von

ANATOLI LUNARTSCHARSKY

Die Sowjetregierung erachtet die Entwicklung der Kultur unseres Landes als die wichtigste aller ihrer Aufgaben. Es ist bei uns allgemein üblich, die Aufgabe der Volksaufklärung als dritte Front zu bezeichnen, wobei wir unter der ersten Front die politische, einschließlich der militärischen, als die zweite Front die Wirtschaftsfront betrachten.

Diese beiden Fronten sind augenscheinlich aufs innigste mit der Front der Volksaufklärung verbunden. Lenin hat mehrmals darauf hingewiesen, daß das politische Ziel der Revolution die Errichtung einer Staatsordnung der vollen und wahren Demokratie sei, d. h. eines Systems einer effektiven Selbstregierung der Massen, was wiederum zum vollständigen Verschwinden des Begriffes „Staat" führen muß. Der einzige Weg jedoch, der zur Verwirklichung dieses hohen und noch nirgends erreichten Zieles führt, ist der Weg der Hebung der Kultur der Massen.

Der politische Sieg, der Sieg der Revolution, macht das Volk zum tatsächlichen Beherrscher seines Landes und seines Schicksals; aber es genügt nicht, Herrscher im Sinne des Rechts zum Herrschen zu sein; man muß ein guter Herrscher sein, d. h. man muß verstehen, diese Herrschaft richtig anzuwenden.

Es ist selbstverständlich, daß unsere Massen dieses Bewußtsein noch nicht in genügendem Maße besitzen. Nachdem der politische Sieg des Proletariats errungen war, wurde es notwendig, schnellstens von der tatsächlichen Diktatur der Avantgarden zur breitesten Selbstregierung der Massen überzugehen.

Darüber hat Lenin folgende Worte geprägt:

---

* Vorbemerkung: Der folgende Beitrag ist die — etwas gekürzte — Wiedergabe eines Vortrages, den der russische Volkskommissar für Volksaufklärung vor kurzem in Berlin in der „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußlands" hielt. Die Bedeutung dieser Arbeit scheint uns nicht in den einzelnen pädagogischen und künstlerischen Ideen zu liegen, die für uns zu einseitig und allzusehr von der kommunistischen Ideologie abhängig sind; vielmehr ist ihr Wert der eines kulturpolitischen Manifestes, das mit klarer Konsequenz auch das geistige Leben in die Politik einbezieht. Daß auf diesem Wege die Regierung von Sowjet-Rußland Erhebliches geleistet hat — man denke nur an die Bekämpfung des Analphabetentums —, ist auch für uns ohne Zweifel, so verschieden auch im einzelnen unsere Ansichten sind. Die Redaktion

Digitized by Google

„Wir müssen in die Verwaltung des Landes unsere ganze arbeitende Bevölkerung hineinziehen. Es ist absurd zu denken, daß der Kommunismus durch irgendeine Minderheit, durch irgendeine politische Partei verwirklicht werden kann. Er kann nur durch die Abermillionen Arbeitender verwirklicht werden, nachdem sie gelernt haben, alles allein zu machen."

In diesen weisen Worten ist unser Kulturprogramm, insofern es mit der Politik verbunden ist, formuliert. Wir müssen also dazu beitragen, daß die Abermillionen schnellstens lernen, alles selbst zu machen.

Wir können im Prinzip sagen, daß die Sowjetregierung die kulturelle Regierung par excellence ist, und daß diese Regierung schon ihrem Wesen nach an der Hebung der Volksaufklärung interessiert ist. Ich möchte nur einige Zahlen anführen, die ein allgemeines Zahlenbild des Standes der Volksaufklärung in unserem Lande geben, um dann tiefere Einblicke in die Hauptprobleme unserer Kulturarbeit zu geben.

Die Zahl der Anfangsschulen in der Sowjetunion betrug in den Jahren 1923–24: 70411. Im Jahre 1925 ist diese Zahl bis auf 71567 gestiegen und die Zahl der Schüler von 5214000 auf 5801000. Von diesem Jahre ab wird die Zahl der Schulen und der Schüler planmäßig steigen, wobei der Plan so berechnet ist, daß im Jahre 1933 die allgemeine Pflichtschule verwirklicht sein wird. Auch jetzt haben wir, was die Zahl der Schüler betrifft, ein Niveau, das prozentual über dem Vorkriegsniveau steht. Im Jahre 1913 war die Zahl der durch die Schulen erfaßten Kinder 50 Prozent, im Jahre 1925 ist sie 60 Prozent. Was die höheren Schulen betrifft, so haben wir mehrere Typen: mit siebenjährigem und neunjährigem Kursus, die Fabrik- und Werkschulen, die Schulen für die Bauernjugend usw. Die allgemeine Zahl der durch diese Schulen erfaßten Kinder ist über eine Million, was etwa ein Zehntel aller Kinder im Alter von zwölf bis siebzehn Jahren ausmacht. Somit müssen wir die Zahl der Schulen mit vierjährigen Kursen verdoppeln, die anderen Schulen aber verzehnfachen, um die allgemeine Bildung in normalem Rahmen zu verwirklichen, was aber noch in keinem Lande der Welt verwirklicht ist. Gewiß, dieser Plan der Normalisierung des Schulwesens ist für mehrere Jahre berechnet. Wir haben in der Sowjetunion technische Schulen, d. h. Lehranstalten des mittleren Typus, in denen die Jugend im Alter von fünfzehn bis neunzehn Jahren in der Zahl von etwa 85000 ausgebildet wird, in den Hochschulen haben wir 113000 Studenten. Außerdem haben wir auf den Arbeiterfakultäten, d. h. in den Vorbereitungsschulen, die der Arbeiter- und Bauernbevölkerung den Zu-

Digitized by Google

gang zu den Hochschulen erleichtern, 42000 Studenten, von denen 67 Prozent Arbeiter, 24 Prozent Bauern und 9 Prozent aus den anderen Volksschichten sind. Diese Arbeiterfakultäten geben uns etwa 30 Prozent aller neuen Studenten, die mit jedem Jahr in die Hochschulen neu eintreten.

Außer der Schularbeit führen wir eine verstärkte Arbeit auf dem Gebiete der Liquidation des Analphabetentums und der Hebung der Kultur auf dem Dorfe, außerhalb der Schulen mit Hilfe der sogenannten Bauernlesestuben. Ein Rekordjahr in dieser Hinsicht war das Jahr 1924, als wir 42000 solcher Liquidationsstellen hatten, wo man 1150000 Menschen Lesen und Schreiben gelehrt hat. Die allgemeine Zahl der Bauernlesestuben beträgt etwa 20000. Von den 7400000 Exemplaren der Zeitungen, die täglich in unserem Lande erscheinen, fällt auch ein außerordentlich großer Teil auf die Bauernzeitungen (etwa zwei Millionen).

In den wenigen, aber außerordentlich tiefen Aufsätzen Lenins über Schule und Schulwesen sind die Grunddirektiven gegeben, die das Volkskommissariat der R. S. F. S. R., insbesondere dank der Mitarbeit der hervorragenden Pädagogin, der Witwe unseres Führers, Nadeschda Krupskaja, nur weiterentwickelt hat.

Unsere Schule ist fest auf dem Fundament der Kultur, die sich noch vor der Revolution entwickelt hat, aufgebaut. Wir nehmen voll und ganz Wissenschaften und Technik der Bourgeoisie an und können – wie Lenin sagte – auf einen weiteren Aufbau der Kultur in unserem Geiste nur dann hoffen, wenn wir aufs sorgfältigste die Kulturen der Vergangenheit und der Gegenwart aufgenommen haben. Daraus ergibt sich die Regel, auf die Lenin hingewiesen hat: die Schule muß den Kindern wissenschaftliche Kenntnisse geben, indem sie in ihr Programm sowohl die besten Methoden wie die besten Errungenschaften der bürgerlichen Schule aufnimmt.

Jedoch hier drohen Gefahren. Eine bedeutende Zahl von Pädagogen – Nichtkommunisten – haben zwar ihr Einverständnis erklärt, solidarisch mit uns zu arbeiten, neigen aber leicht zu der Auffassung, daß die Schule keinen Klassencharakter tragen darf, daß sie vielmehr auf der Grundlage sogenannter allgemein-menschlicher Kultur aufgebaut sein muß.

Wir glauben, daß der Kampf der jetzigen bürgerlichen Wissenschaft gegen den Marxismus denselben Charakter trägt, den z. B. der Kampf der mittelalterlichen Geistlichkeit gegen Kopernikus und Galiläi trug. Es geht hier nicht um den Kampf zweier Klassen, zwischen denen man eine

Digitized by Google

mittlere Linie suchen kann. Diese Mitte existiert nicht, wie man auch keine Mitte zwischen der Astronomie des Ptolemäus und der modernen Astronomie finden kann. Es ist der Kampf zwischen Heute und Morgen.

Wir glauben, daß die bürgerliche Gesellschaft in ihrer Kindererziehung unter einem unlösbaren Widerspruch leidet. Im Jahre 1916 habe ich mit großer Erschütterung die pädagogischen Aufsätze des bekannten österreichischen Pädagogen Foerster gelesen, in denen diese Schwierigkeiten besonders grell zum Vorschein kamen. In der Tat kann die bürgerliche Schule des liberal-anarchistischen Typus sich als Ziel setzen, auf dem Wege der Erziehung eine starke und vollendete Persönlichkeit zu schaffen; aber da entsteht sofort die folgende Frage: Wenn diese starke Persönlichkeit durch keinen sozialen Geist gebunden ist, so würde das bedeuten, daß die Schule Raubtiere erzieht, als ob sie im voraus die Gobbsonsche Gesellschaftstheorie annimmt, nach der die Gesellschaft aus lauter Menschentieren besteht, die einander hassen. Auf diesen konsequenten Standpunkt hat sich wohl kaum ein Pädagoge gestellt, und keine Regierung würde wohl die planmäßige Durchführung dieses Gedankens erlaubt haben.

Dann aber muß die bürgerliche Pädagogik, immer von dem Prinzip der Persönlichkeit ausgehend, in solche Widersprüche geraten, wo z. B. das Prinzip einer Schule dem Prinzip der Schule einer anderen Gesellschaft direkt widerspricht, und zwar ist das der Fall bei der Aufstellung des Ideals des Patriotismus. –

Man wird mir erwidern, daß die Sowjetrepubliken keineswegs ein soziales Paradies darstellen, daß dort immer noch große Armut herrscht, und daß auch dort eine verhältnismäßige Ungleichheit herrscht. Man wird mir auch sagen, daß die Sowjetländer nicht imstande sind, die traurige internationale Lage der zivilisierten Menschheit zu ändern. Ich werde darauf erwidern, daß wir auf dem Wege zu einer solchen Zivilisation sind. Wir müssen die Kinder im Geiste der Liebe zu jeder Arbeit erziehen, die die Gesellschaft dem kommunistischen Ideal näherbringt. Das eine ist bei uns jedenfalls verwirklicht: die Arbeit der Regierung und aller Organe des öffentlichen Lebens geht in der Richtung zur Bildung eines normalen gesellschaftlichen Systems. Gewiß, wir können keine wirkliche internationale Verfassung auf dem ganzen Erdball errichten. Aber dafür haben wir sie wenigstens auf einem Sechstel des Erdballs verwirklicht. Denn

Digitized by Google

die Lösung der nationalen Frage im Geist vollständigster Freiheit der Selbstregierung und im Geist der vollständigen Solidarität unserer Union ist über jeden Zweifel erhaben. Darum können wir unsere Kinder so erziehen, daß wir bei ihnen den Willen und die Aktivität der Persönlichkeit steigern und gleichzeitig sie von dem frühesten Alter an lehren, sich als Mitglied einer rationalen gerechten Gemeinschaft zu betrachten, wobei die grandiosen Ziele dieser Gemeinschaft, ihr ungeheurer Aufbau, in den Augen jeder Persönlichkeit über persönlichen, wirtschaftlichen Zielen stehen muß, da die Arbeit auf dem Gebiete des kollektiven Aufbaus gleichzeitig auch die höchsten Kräfte der Individualität umfaßt und entwickelt.

Uns Kommunisten schien es immer, daß die Sache der Wissenschaft und die Sache der Revolution ganz natürlich zusammengehören. Selbst unsere Vorstellung von der Revolution ist tief wissenschaftlich begründet, denn wir kommen zur Erkenntnis der Revolution durch die Ergebnisse der neuesten Soziologie. Indem wir uns auf diese stützen, versuchen wir, uns zwischen den inneren Kräften, die sich in der Gesellschaft offenbaren, zurechtzufinden. Andererseits versuchen wir, in den Prozeß der Revolution ein Maximum von Bewußtsein hineinzutragen. Nicht umsonst trägt die Doktrin, von der wir uns leiten lassen, den Namen des wissenschaftlichen Sozialismus. Es kommt hinzu, daß wir sehr gut wissen, daß der technische Fortschritt die einzige materielle Basis für die Verwirklichung der kommunistischen Gesellschaft ist. Die Technik ist aber aufs tiefste mit der Entwicklung der Wissenschaft verbunden. Als einen der mächtigsten Feinde des Fortschritts betrachten wir natürlich den religiösen Aberglauben, in welcher Form er sich auch offenbart, und auch hier haben wir wiederum einen Verbündeten in unserer konsequent wissenschaftlichen Weltanschauung.

Man kann aber auf keinen Fall sagen, daß die Beziehungen zwischen der Sowjetmacht und der russischen Wissenschaft von Anfang an freundlich gestaltet waren. Erstens gehörte die Mehrheit der russischen Gelehrten dem liberalen Lager an und glaubte fest daran, daß die Februarrevolution und die durch sie gebildete Republik, in der die größte Rolle eben die Intellektuellen spielen sollten, einen natürlichen Schritt vorwärts für unser Land darstelle. Die ungeheure Erhebung der Oktoberrevolution, in der die arbeitenden Massen zur Vernichtung des Kapitalismus vorstießen, schien den Intellektuellen unmöglich, mindestens verfrüht und sehr ge-

Digitized by Google

wagt. Dazu kam noch der Umstand, daß das durch den Krieg verarmte Land im Verlauf von zwei Revolutionen vollständig verwüstet wurde und daß dadurch das Lebensniveau der Gelehrten sowie auch die Bedingungen ihrer wissenschaftlichen Arbeit bedauerlich tief gesunken sind. Alles das machte unsere Gelehrten zu mehr oder minder bestimmten Feinden der Oktoberrevolution. Ein Teil von ihnen hat das Vaterland verlassen, ein wesentlicher Teil der zurückgebliebenen murrte und wartete mit Ungeduld auf das Ende der unangenehmen Episode, als welche ihnen die proletarische Revolution erschien.

Ich muß sagen, daß die Akademie der Wissenschaften vom ersten Augenblick an sich auf einen anderen Standpunkt gestellt hat. Sie hat ihre apolitische Stellung unterstrichen, sie hat darauf verzichtet, über geschichtliche Ereignisse zu urteilen; sie hat sich an mich mit der Erklärung gewandt, daß sie bereit sei, soweit es in ihren Kräften stehe, die wissenschaftlichen Aufgaben zu lösen, die in dieser außerordentlich verantwortungsvollen Epoche vor dem Lande und der Revolutionsregierung standen. Die Akademie der Wissenschaften und die Professoren der Hochschulen haben auch wirklich ihre Arbeit im Geist dieses Versprechens durchgeführt. Dazu hat auch der Umstand beigetragen, daß die Regierung die Freiheit der wissenschaftlichen Arbeit nicht verletzt hat.

Jetzt sind die Reibungen zwischen der revolutionären Gesellschaft und der Welt der Wissenschaft fast ganz überwunden. Die überwiegende Mehrheit der Lehrer hat sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Regierung auf jeden Fall vom ehrlichen Willen erfüllt ist, dem Lande zur Wiedergeburt zu verhelfen und die wissenschaftliche Kultur des Landes zu heben. Unser Land muß ihnen dafür dankbar sein, daß sie unter den schweren Bedingungen der jüngsten Vergangenheit und unter den unbefriedigenden Bedingungen der Jetztzeit trotzdem glänzend ihre hohe Funktion erfüllen.

Es ist selbstverständlich, daß wir in den letzten Jahren eine Blüte des marxistischen Gedankens erlebt haben. Eine ganze Reihe bedeutender geschichtlicher, wirtschaftspolitischer, philosophischer und anderer Abhandlungen sind veröffentlicht und eine ganze Reihe sehr ernster Monatsschriften gegründet worden. Die kommunistische Akademie entwickelt ihre Arbeit, und mit Recht sind wir auf unser Marx-Engels-Institut stolz, das jetzt zu einem gewaltigen Zentrum des wissenschaftlich-sozialen Gedankens geworden ist, nicht zuletzt dadurch, daß es über eine unübertroffen reiche Bibliothek verfügt.

Digitized by Google

Naturwissenschaft und Technik pflegen wir sehr. Auch auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaften sind wir weit von dem Gedanken entfernt, daß wir die Entwicklung der wissenschaftlichen Arbeit stören sollen, soweit sie einen nichtmarxistischen Charakter trägt. Wir verstehen sehr gut, daß der Marxismus sich nur in der Atmosphäre eines reichen wissenschaftlichen Lebens entwickeln kann.

Wer der Gesellschaft dient und seine Kräfte ausschließlich der Lösung der wichtigsten Aufgaben im Leben eines Volkes widmet, kann leicht zu der Anschauung neigen, daß die Kunst ein Luxus der Gesellschaft sei. So entstehen die Strömungen eines eigentümlichen Puritanismus, die die Kunst nur als etwas betrachten, was zum angenehmen Leben gehört, und sagen, man muß dieses Leben gegen ein rein sachliches, ja asketisches eintauschen. Noch öfter stößt man auf die Ansicht, daß es überhaupt nicht an der Zeit sei, Kunstaufgaben in einer so kritischen Epoche zu stellen, daß die Zeit der Kunst erst kommen wird, viel später, wenn der Kampf beendet sein wird und man ganz von selbst daran denken kann, das Gesellschaftsgebäude zu schmücken, nachdem es fertig gebaut sein wird.

Aber parallel mit diesen Anschauungen entwickelte sich in den proletarischen und bäuerlichen Massen sowie in den Parteikreisen eine ganz andere Kunstauffassung. Sie hat dem ersten Jahrzehnt der nachrevolutionären Epoche, deren Ende wir uns nähern, ziemlich bedeutende und interessante Errungenschaften gebracht. Die Künstler selbst haben ganz verschieden auf die Revolution reagiert. Ein Teil derer, die auf dem Standpunkte der reinen Kunst, d. h. der Kunst raffiniertesten Formgenusses standen, haben in der Revolution sofort den Feind gespürt. Sogar viele von denen, die in Rußland geblieben sind und zusammen mit uns glorreiche und schwere Tage durchgemacht haben, glauben, daß das Fehlen der reichen Besteller, das verminderte Verlangen nach rein ästhetischen Genüssen der Kunst einen nie wieder gutzumachenden Schaden zufügen.

Ich muß meinerseits feststellen, daß die rein formale Kunst, deren interessante Errungenschaften ich gar nicht leugnen will, sich wenig für Volksmassen eignet, die die Revolution durchmachen, und daß noch eine lange Zeit vergehen wird, bis wir in der Lage sein werden, eine solche Kunst zu kultivieren. Das soll selbstverständlich nicht heißen, daß die Revolution der Kunst einen schweren Schlag versetzt habe. Das Gegen-

Digitized by Google

teil ist der Fall. Nur die Revolution war imstande, die Kunst auf eine neue Höhe zu bringen und ihr einen eigentümlichen starken Charakter zu verleihen. Am Anfang der Revolution hat sich eine bedeutende Strömung gebildet, die der Revolution voll und ganz entgegenkam und der sich alle unsere Linken, d. h. die Futuristen, Suprematisten u. a. angeschlossen haben. Aber auch in diesem Kreise, in dem nicht wenige Talente waren, hat sich bald eine neue Theorie herausgebildet, die noch jetzt nicht wenige Anhänger hat. Sie besagt, daß die Kunst als eine ideologische Form sich längst überlebt hat, d. h. daß den sogenannten bildenden Künsten die eigentliche Produktion gegenüberstehe, und daß in Zukunft den Platz des Künstlers der geschickte Ingenieur einnehmen wird, der den Gegenständen eine geschlossene, zielbewußte Form gibt.

Geschickt und zweckmäßig gemachte Gegenstände: das soll die Haupterrungenschaft sein, die die ganze alte Ästhetik, die alten Formen der Architektur, der Malerei und der Kunst ersetzen soll. Es gab sogar Versuche, die Literatur und Musik einem solchen Ingenieurprinzip zu unterwerfen. In dieser Einstellung zur Kunst hat sich die eigentümliche soziale Krise der Kunst offenbart. Man darf die Künstler vom linken Flügel keinen Augenblick lang verdächtigen, daß sie unehrlich sind. Sie sind dem Proletariat nicht ohne Begeisterung entgegengekommen. Aber trotzdem war ihnen die Ideologie des Proletariats und insbesondere seine Erlebnisse ganz fremd. In ihrer gewaltigen Mehrheit haben diese Künstler gefühlt, daß sie nicht imstande sind, die Kunstideologie der neuen Klasse zu schaffen. Womit konnten sie denn dem Proletariat dienen, wenn nicht mit der Bereitschaft, ihm wenigstens frohe und bequeme Dinge zu schaffen? Dabei schien es ihnen, daß das Proletariat eine Produktionsklasse par excellence sei, und daß sie mit ihrem Verzicht auf ideologisches Schaffen sozusagen den intellektuellen Staub von ihren Füßen abschütteln und sich in dieselbe Linie begeben, in der das Proletariat steht. Aber das Proletariat ist natürlich keine nur produzierende Klasse. Es schafft seine Weltanschauung, es will die ganze Welt umgestalten, es ist voll der kompliziertesten Gefühle, von der tiefsten Entrüstung und dem verächtlichen Lachen bis zur heißen Liebe und Opferbereitschaft.

Die bürgerliche Kunst hatte in der letzten Zeit einen wesentlich formalen Charakter angenommen, da die bürgerliche Klasse keine neuen Ideale hat, auf ihre alten Revolutionsideale verzichtete und jetzt eine ideologisch arme Klasse ist, was sich darin offenbart, daß immer wieder

Digitized by Google

Stimmen laut werden, die vom Ende der europäischen Kultur sprechen. Die neue Klasse aber bringt einen überraschenden Reichtum des Gedankens und insbesondere des Gefühls mit sich, so daß man nicht daran zweifeln darf, daß eine neue Blüte für die Kunst kommt, eine Kunst, die die Wirklichkeit widerspiegeln, ein gewaltiges moralisches Pathos haben wird und zu einer nie dagewesenen Monumentalität drängt.

Das Volkskommissariat für Volksaufklärung hat sich für nicht berechtigt gehalten, in den Kampf einzelner Strömungen einzugreifen und durch Staatsmacht die einen zu unterstützen, die anderen in der Entwicklung zu hemmen. Wir haben nur eine Zensur der Verteidigung, die darauf ausgeht, konterrevolutionäre propagandistische Schriften zu verbieten. In allem anderen steht die Regierung auf dem Standpunkt der vollständigen Freiheit und versucht, soweit es in unseren Kräften liegt, allen Richtungen in der Kunst zu helfen.

Besonders schwierig war für die Regierung die Frage der Beziehungen zu der neu entstehenden proletarischen Kunst und zu der Kunst der Schriftsteller und Künstler unseres Landes, die dem Proletariat nicht angehören.

In dieser Frage entstand eine so heftige Polemik, daß man gezwungen war, die Frage unserer Kunstpolitik einer besonderen, sehr aufmerksamen Betrachtung im Zentralkomitee unserer Partei zu unterziehen.

Im vollen Einverständnis mit Lenins Vermächtnis wurde darauf hingewiesen, daß wir unsere klassische Kunst und die Kunst unserer Narodniki (Schriftsteller, die das Volksleben schilderten) sorgsam hüten müssen, daß wir vieles bei den Klassikern der anderen Völker zu lernen haben und daß hier, wie überall, die weiteren Schritte auf den neuen proletarischen Wegen nur gemacht werden können, nachdem wir die ganze Kulturerbschaft der Vergangenheit verdaut haben. Gleichzeitig haben wir festgestellt, daß der Versuch der proletarischen Schriftsteller, sozusagen eine Kommandoposition einzunehmen und im natürlichen Spiel der Talente und Richtungen auf dem Gebiete der Kunst den Sieg ihrer Klasse auszunützen, unzulässig und schädlich ist. Die Revolution nimmt unter ihr Protektorat alle Schriftsteller, die ihr nicht feindlich sind, und die Revolution erwartet, daß die neue Kunst, die ihr entspricht, auf natürlichem Wege durch qualitatives und quantitatives Wachstum entstehen wird.

Dieser Standpunkt in der Kunst bedeutet die richtige mittlere Linie, indem er gleichzeitig den gewaltigen Wert der vorrevolutionären Errungen-

Digitized by Google

schaften anerkennt und den nicht minderen Wert jener Kunst zuerkennt, die den Stempel der Revolution trägt und die sich schon jetzt in einzelnen, vielversprechenden Talenten offenbart.

Wie spiegelt sich die Revolution tatsächlich in der Kunst wider? Wir haben vor allem eine außerordentlich reiche, in schnellem Wachstum begriffene Literatur. Auf dem äußerst rechten Flügel dieser Literatur haben wir eine Art skeptischer Opposition, die jedoch keine große Rolle spielt. Dann kommen die Schriftsteller, die bereits großen Ruhm geniesen und ihre meisterhafte Darstellungskraft benutzen, um die revolutionäre Wirklichkeit zu zeichnen. An erster Stelle steht hier Alexej Tolstoj, dessen Schaffen sehr ausgiebig, aber nicht gleichmäßig ist, das aber manchmal den höchsten Gipfel erreicht, wie z. B. in der Erzählung „Die hellblauen Städte". Zu dieser Gruppe muß man auch Boris Pilnjak und die ihm folgenden Schriftsteller rechnen, die über alles Originalität und Meisterschaft der Form schätzen und in diesem Sinne sich eng an die letzten Phasen der vorrevolutionären Literatur anschließen, aber gleichzeitig ihre Gegenstände aus der lebendigen Wirklichkeit nehmen. Interessanter ist die große Gruppe, für die die Namen Leonow, Lawrenjew, Seifullina und Wsewolod Iwanow u. a. bezeichnend sind. Sie sind die Vertreter unserer neuen Literatur. Sie verneinen die mehr oder weniger dekadenten Formen der vorrevolutionären Literatur und knüpfen an die unserer größten Dichter und Romanschriftsteller an. Eine gewisse Rolle in unserer Literatur haben die Futuristen, richtiger die ehemaligen Futuristen, gespielt, unter denen als bedeutendste Dichter Majakowski, Tretjakowski und Assew erscheinen, deren Werke in der letzten Zeit sehr revolutionär und sogar agitatorisch sind und die für diese Werke eine radikale, virtuose Form gefunden haben, die in der jetzigen Zeit der beste Weg zur Verstärkung der aufregenden Kraft ihrer revolutionären Verse ist.

Bei der Betrachtung der rein proletarischen Schriftsteller muß ich selbstverständlich mit den Größen beginnen, die bereits in der ersten nachrevolutionären Zeit auftraten, wie Kasin, Alexandrowski und andere. In den letzten Jahren traten besonders hervor Besimianski und Utkin. Dann kommen die Romanschriftsteller, von denen sich besonders Gladkow mit seinem Roman „Der Zement" auszeichnete, Novellendichter, unter denen den ersten Platz Lebedinski mit seiner erschütternden Novelle „Die Woche" und mit dem vielversprechenden „Kommissar" einnimmt. Dann

Digitized by Google

Furmanoff, der in seinen Werken lebendige Bilder des revolutionären Kampfes gibt. Besonders bedeutend ist Serafimowitsch, der in seinen letzten Werken – besonders in der Erzählung „Der eiserne Strom" – eine formvollendete und wahrhaftige Gestaltung des Freiheitskampfes der Massen gegeben hat. Für mich ist es direkt lächerlich, wenn ich in der europäischen Presse Behauptungen lese, daß die rein kommunistischen Schriftsteller nichts Neues unserer nationalen Literatur gegeben haben.

In anderen Kunstgebieten hat die größte Blüte das Theater erreicht. In Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung unserer Literatur haben wir jetzt eine neue, recht wertvolle Dramatik. Aber man muß sagen, daß unser Theater im Sinne reiner Bühnenkunst vorläufig diese Dramatik überholt hat. Trotzdem die extrem linken Elemente mehrfach gegen das Volkskommissariat für Volksaufklärung wegen seiner Bemühungen zur Erhaltung unserer besten akademischen Theater aufgetreten sind, müssen wir mit Stolz sagen, daß wir diesen Theatern geholfen haben, die schwierigsten Zeiten durchzuhalten, und daß wir in der jetzigen Zeit in Moskau und Leningrad die vorzüglichsten Opern- und Dramenbühnen besitzen, die die besten Traditionen unseres Theaters gewahrt haben und die voll und ganz bereit sind, neuen Inhalt aufzunehmen und ihm eine glänzende Interpretation zu geben. Gerade in diesem Jahre hat eine ganze Reihe dramatischer Aufführungen und Operninszenierungen in ganz neuem Geiste bewiesen, wie zweckmäßig es, sogar vom revolutionären Standpunkt aus, war, diese Theater beizubehalten. Zum Theater der alten Traditionen gehören nicht nur das Staatstheater und das weltberühmte Künstlertheater mit seinem bekannten Studio, das jetzt das zweite Künstlertheater genannt wird, sondern auch die Theater der neuen radikalen Versuche unter Leitung von Tairow. Außerhalb des Rahmens der akademischen Theater stehen außerordentlich interessante Theater, die mehr oder minder eng mit den linken Kunstströmungen verbunden sind. Hierher gehören das Theater Meierholds, das Theater der Revolution, das Jüdische Kammertheater und andere mehr. Anfangs war Meierhold, der eine der charakterischsten Persönlichkeiten unseres Theaters ist, von der Idee der Vorherrschaft der Form über den Inhalt sehr beeinflußt. Er neigte sogar dazu, das Theater vor allem als einen außerordentlich vergnüglichen Ort zur Erholung und Belustigung aufzufassen. Hierauf sind seine geistreichen, paradoxen und exzentrischen Einfälle zurückzuführen, sowie das völlig

Digitized by Google

zurücktretende Interesse für den sozialen Inhalt der Stücke. Aber die Namen selbst haben hier für die Korrektur gesorgt, und in seinen neuen Inszenierungen hat es Meierhold außerordentlich glücklich und unter starker Anteilnahme des Publikums verstanden, sozialen Realismus mit einem eigenartigen Hyperbolismus zu vereinigen, was ihm im „Lehrer Bubus" und namentlich im „Mandat" grandiose und bedeutsame soziale Karrikaturen schaffen ließ. Denselben Weg hat auch das Theater der Revolution mit seiner sehr gelungenen Inszenierung des Lustspiels „Der Luftkuchen" betreten.

Das alte und das neue Repertoire unserer Theater, das ständige Suchen in Richtung des Inhalts und der theatralischen Form und unser außerordentlicher Reichtum an schauspielerischen Kräften machen unser Theater besonders interessant für Europa und Amerika. Außer speziellen Künstlertheatern haben wir in Rußland eine außerordentlich starke theatralische Bewegung, die mit der proletarischen Kulturbewegung, mit den Arbeiterklubs und den Bauernlesestuben verbunden ist. Bedeutende Resultate hat das sogenannte „selbsttätige Theater" erreicht in Inszenierungen von „lebendigen Zeitungen", von Agitationsstücken und Sketchs. In Moskau und besonders in Leningrad haben wir mehrere Arbeitertruppen, die imstande sind, eine rein künstlerische und gleichzeitig von revolutionärer Leidenschaft erfüllte Vorstellung zu geben.

Eine etwas schwächere Entwicklung hat bei uns nach der Revolution die Malerei gehabt. Gewiß, wenn man nach den Ergebnissen unserer Ausstellungen in Berlin und insbesondere in Paris urteilt, beobachtet das europäische Publikum mit Interesse die Entwicklung unserer Zeichnungskunst. Auf dem Gebiete der Graphik und insbesondere des Plakats haben wir vieles erreicht, und mit dem Theater zusammen hat dieses Gebiet die größte Anzahl der ersten Preise auf der Pariser Ausstellung bekommen.

In der Malerei haben wir jetzt im großen und ganzen drei Strömungen. Zunächst die Künstlergruppe, die der impressionistischen Schule treu geblieben ist. Hier ist die interessanteste die Gruppe Ost, in der jene Jugend zusammengefaßt ist, die in stilisierten Formen den Industriehunger, die Massenbewegung, die Elektrizität, die neueste Kultur usw. schildert. Die zweite interessante Organisation ist die Assoziation der Künstler des revolutionären Rußlands. Diese Gruppe ist entschieden auf den Weg des Realismus getreten und will die Technik der großen Meister der klassischen Epoche wiederherstellen, um mit Hilfe dieser Technik unsere Gegenwart

Digitized by Google

wiederzugeben. Trotzdem diese Gruppe noch keinen klassischen Meister hervorgebracht hat, ist das Interesse für sie in den Massen außerordentlich groß. Die Frequenz der Ausstellungen und der zahlreichen Museen ist außerordentlich hoch. Natürlich haben viele Künstler auch nach der großen Revolution sich in nichts verändert, sie leben weiter in ihren vorrevolutionären Traditionen. Solche Künstler müssen sich in unserer Kulturatmosphäre etwas gebunden fühlen. Denn unsere Kultur, die zwar auf das Suchen nach Form nicht verzichtet, ist vor allem doch mit Gesellschaftsgeist erfüllt.

Am wenigsten spiegelt sich die Revolution in der Musik wieder. Gewiß, wir sehen auch Symptome im Streben der bedeutendsten Komponisten, nicht nur ihre üblichen Arbeiten vorzusetzen, sondern auch den gewaltigen Ereignissen der Zeit zu einem Widerhall zu verhelfen. In dieser Richtung können wir die letzte Symphonie von Mjaskow, die Symphonie von Gedike sowie auch Opern und Ballette, wie die „Dekabristen" von Slatoew, „Lola" von Wassilenko u. a. nennen, die aber erst in dieser Saison das Licht der Rampe erblicken werden. In den ersten Jahren der Revolution hat sich die sogenannte kleinagitatorische Kunst breit entwickelt, d. h. die Kunst, die bestrebt war, in zusagenden und einschmeichelnd artistischen Formen elementare Losungen unserer Revolution zu geben. Von diesem Standpunkt aus hat die volkswirtschaftliche und agitatorische Seite des Kinos eine ungeheure Bedeutung bekommen. Die Herstellung von Filmen, die sich besonders für das Dorf eignen, wird auch jetzt betrieben. Aber sonst ist die agitatorische Strömung in der Kunst schwächer geworden, wie überhaupt der Hang für Meetings nachgelassen hat.

Unser breites Publikum fordert jetzt tieferen Inhalt. Das Land benötigt „große Kunst", in der natürlich auch die Stimme der Revolution klingt, da Autoren und Publikum die Luft der Revolution atmen.

Ich kann nicht alle Gebiete unserer auferstehenden und einen neuen Charakter annehmenden Kunst darstellen. Einige unserer Errungenschaften auf dem Gebiete der künstlerischen Kinematographie wird Berlin sehen. Einiges aus dem Gebiete des Theaters hat es gesehen. Aber es ist selbstverständlich nur eine kleine Probe dessen, was in der Sowjetunion geschaffen wird.

Ich will keineswegs behaupten, daß wir bereits eine Blüte der Kunst erleben. Ich behaupte nur, daß wir alle für diese Blüte notwendigen Elemente und Voraussetzungen haben.

Digitized by Google

So wird die neue Kultur des Sowjetbundes unter den schwierigsten Bedingungen aufgebaut. Sie beachtet bei kritischer Stellungsnahme die Vergangenheit, andererseits stützt sie sich aber auf die ersten Ausläufer selbständigen Schaffens der arbeitenden Massen. Wir leisten unsere Arbeit in dem Bewußtsein, daß wir mit ihr nicht nur den Völkern der Union, sondern auch der allgemeinen Kulturentwicklung der ganzen Menscheit dienen.

DIE UNBEKANNTE STADT

Novelle von

G. A. BORGESE

Seine Träume soll man freilich für sich behalten, aber ich hatte, bevor ich nach Bergamo fuhr, einen Traum, den ich aus dieser kurzen Geschichte nicht weglassen kann.

Mir träumte, ich sei in die Stadt meiner Geburt zurückgekehrt, die weit vom Rande der oberen Lombardei im Herzen einer fernen Insel liegt, angeklammert an einen hohen Felsen, deren Name einem schwer von der Zunge geht und einem Fremden kaum im Gedächtnis bleiben will, dem aber, der ihn zum ersten Male hört, ein Lächeln entlockt. Im Larousse kann man lesen, daß die Kirche des Ortes bemerkenswert ist (ja, an merkwürdigen Kirchen gibt es dort mehr als eine, und in einer steht das schönste flämische Triptychon, wer weiß wieso dorthin verschlagen, das ich je gesehen habe), und daß sich in der Umgebung Schwefel- und Zinkgruben finden, von welchen Gruben aber, obwohl die Notiz in alle Handbücher übergegangen ist, ich meine Landsleute nie habe sprechen hören.

Ich war, sagte ich, heimgekehrt und gewahrte von einer Wegbiegung, im rosig-grauen Licht, das nicht das des Tages und nicht das des Abends war, die Stadt, weiß und stumm vor einem wild zerklüfteten Horizont. Es muß jemand, den ich geleitete, an meiner Seite geschritten sein, denn: „diese Stadt", erläuterte ich, haltmachend, „hat einen Namen, fast so schwierig und seltsam wie der meine, und vielleicht verschuldet diese kleine Laune des Schicksals, daß sie so wenig bekannt geworden ist. Aber früher hat sie einmal Karl V. besucht, und die Landschaft – auf die ich bei diesen Worten mit einer Bewegung meiner Hand wies – ist groß in

Digitized by Google

ihrer Einfachheit. An merkwürdigen Kirchen gibt es mehr als eine, und in einer steht das schönste flämische Triptychon, wer weiß, wieso dorthin verschlagen, das ich je gesehen habe. Im vorigen Jahrhundert wurde hier der berühmte Kardinal Serventi geboren."

Als ich erwachte, gewahrte ich, daß Stadt und Landschaft nur wenig denen meiner Heimat geglichen hatten. Meine Geburtsstadt ist weder so kompakt, noch lehnt sie sich an einen Abhang; sie streckt sich längs eines Kammes, den sie nach allen Seiten überragt, und die Landschaft ist lebhafter als die, von der ich geträumt hatte, wenn auch ohne ihre Harmonie. Wahrscheinlich war mein Nachtgesicht weniger von Kindheitserinnerungen als von der bevorstehenden Fahrt nach Bergamo angeregt worden, das Ziel meines nächtlichen Schweifens aber weder ganz das Abbild meines Heimatsortes noch das jener lombardischen Stadt, soweit sie mir durch Hörensagen vertraut war. Nun aber, nachdem ich für eine kurze Weile die nackte Schöne, die mir im Dunkel erschienen war, geliebkost und die Stadt zwischen den Bergen gleicher Statur – „klassische Stadt im Gebirge" – verherrlicht hatte, ehe ich ihr Bild in die Vergessenheit entließ, erhob ich mich, nicht ohne mich zu wundern, daß ein harmloser Ausflug, einer von vielen in diesem Frühjahr, sich meiner Seele so bemächtigt hatte, daß er sie bis zum Fels ihrer Heimat und darüber hinaus entführte – begab mich an mein Tagewerk und wandte meine Gedanken ab von dem verfließenden Bild.

Am Spätnachmittag bei schönem Wetter trat ich meine Bergamofahrt an, zu der mich kein dringendes Geschäft, sondern die Absicht trieb, eine Stadt kennenzulernen, die ich in den vielen Jahren meines Mailänder Lebens nie betreten hatte, obwohl alle meine Bekannten von ihr nie anders als mit selbstgefälligem Lächeln und Staunen sprachen: „Wie, Sie sind nie in Bergamo gewesen? Wissen Sie nicht, wie schön die Stadt ist? Sie müssen hin, ein Sonntag genügt."

Soweit meine beschränkte freie Zeit es zuläßt, besuche ich von Mailand aus die benachbarten Städte und Landschaften, betrachte die Gemälde und die Bäume, suche die Dialekte und die Namen mir anzueignen, als wollte ich mit geduldiger Liebe mir die Adoptivkindschaft in dieser Provinz verdienen, wo ich nach soviel Wanderjahren zur Ruhe gekommen bin, und die ich nicht mehr zu verlassen gedenke. An den Fingern einer Hand kann ich die bekannten Ortschaften, die ich noch nicht besichtigt habe, aufzählen, und nun sollte es auch mir nicht länger verwehrt sein, mit dem-

Digitized by Google

selben Lächeln behaglicher Bewunderung meine Freunde apostrophieren zu können: „Wie? Sie sind nie in Bergamo gewesen? Wie schlecht wir Italiener Italien kennen!"

Die Ankunft enttäuschte mich nicht. Ich sah eine breite, luftige, baumbeschattete Straße und im Hintergrund einen Hügel mit Häusern, Kirchen, Palästen, Kampanilen und hängenden Gärten im Dämmerungshimmel, greifbar nahe und erhaben zugleich. Aber da es schon dunkelte und ich mir durch flüchtige und ungenaue Eindrücke die Freude, die ich mir für den folgenden Tag versprach, nicht schmälern wollte, lenkte ich meine Blicke zurück und hielt sie auf dem Koffer, den mein Träger, einen Schritt vor mir, in den Gasthof schaffte.

Meine Besorgung erledigte ich am selben Abend und blieb den ganzen folgenden Tag für mich allein, in erquickender Ruhe, in Bergamo. Für mich war hier Sonne und Schweigen und Einsamkeit zwischen lauter Fremden in der unbekannten Stadt. Mein erster Weg galt der Oberstadt, wo ich die Piazza mit großen Augen anstaunte und Stück für Stück die kostbaren Chorstühle in Santa Maria Maggiore besichtigte. Immer wieder sagte ich mir, daß es Originaleres und Anziehenderes an Städteschönheit nicht geben könne: ein Teil hingebreitet, der andere in die Höhe gereckt, die ebene Stadt an Umfang die größere, so daß die Figur des Ganzen an eine jener ruhenden Statuen erinnert, die ihre Kraft im erhobenen Haupt und Nacken gesammelt haben. Die Idee einer solchen Stadt mit ihrer Akropolis, die, greifbar und erhaben zugleich, auf den äußersten Sporn der Berge gepflanzt ist, um die dunklen Täler der Alpen und die große lichtfarbige Ebene zu überschauen, hat keines Menschen Kopf entspringen können: wie eine Tochter der Erde und des Himmels, würdig, von Menschen geliebt zu werden, war sie gewachsen. Und wie der Besucher Venedigs wünscht, daß alle Städte aus Wasser und Marmor bestünden, so mag wohl den Bewohnern des fast ebenso einzigen Bergamo – das, wenn es keinen Namen hätte, nach dem Grundriß unter Tausenden herauszufinden wäre – der Gedanke unfaßbar scheinen, daß nicht alle Städte gemacht sind wie diese: Oberstadt und Unterstadt.

Das Höhenspiel hört auf der Piazza der Akropolis nicht auf. In der naheliegenden Kapelle des Colleoni steht ein Grabmonument mit der Reiterstatue des Condottiere, der, wie mir der Führer sagte, einst unter den goldenen Hufen des Gauls begraben war, bis seine Leiche entfernt wurde, weil sie über Altareshöhe ruhte, wo nur Heilige stehen dürfen. Sie

Digitized by Google

schafften ihn weg, aber sein goldenes Reiterbild blieb, höher als der Altar, höher als alles ringsherum, so daß es fast die Himmel ohne Grenzen berührt, mit denen Tiepolo das Gewölbe ausgemalt hat.

Ich speiste in einer einfachen Trattorie der oberen Piazza und vertrieb mir die Zeit, indem ich, ohne ein Wort zu verstehen, dem Dialekt der Leute zuhörte, von dem ich schon wußte, daß er der schwierigste in Italien ist. Dann besichtigte ich ohne große Aufmerksamkeit die Galerie Carrara, wo die Malernamen berühmt und die Bilder fast ausnahmslos mittelmäßig sind, so daß ich nur in dem kleinen Saal mit den köstlichen Longhi und Guardi zu vollem Genuß kam. Aber vollends glücklich war ich wieder, als ich in den Pignuolo hinabstieg, die lange geheimnisvolle Straße von Tassos Vaterhaus, und, mit dem inneren Auge die leidenschaftliche Physiognomie Bergamos umfassend, erwog, daß mit gutem Recht hier die Heimat der Tasso und Donizetti, pathetischer Herzen und ihrer erhabenen Tragik ist. Auch Mailand ist eine Stadt der schönen Höfe, aber nur wer durch die Torgänge einen Blick in die weißen Höfe des Pignuolo geworfen hat, weiß, wieviel elegische Süße in den Harmonien und Kontrasten von Straße und Haus ertönen kann. Die einen im Schatten lauernd wie ein spanischer Patio, andere ähneln dem Atrium der Alten, andere wieder Proszenien vor baumbestandenen Hintergründen, und alle hüten sie ein Echo mißtrauischer klösterlicher Klausur. Und während es Städte gibt, wo man unter dem Kalkverputz der Mauern verdeckte Fresken mit verzückt blickenden Heiligenfiguren vermutet, glaubt man, nur den Verputz der niedrigen Paläste Bergamos wegkratzen zu sollen, und eine zarte, kaum hörbare Musik aus einer Zeit, die nicht mehr ist, dränge an unser Ohr.

Von solchen und ähnlichen, ruhigen und ungewichtigen Gedanken geleitet, war ich, die Hände auf dem Rücken und schweifenden Auges, wiederum an der Kreuzung angelangt, von der die Straße zum Bahnhof abzweigt, und da ich auf meiner Uhr feststellte, daß mir drei Stunden bis zur Abreise blieben, fühlte ich mich wie selten reich an Zeit und Freiheit. Gerade in diesem Augenblick wurde ich eines Mannes gewahr, des ersten, der meine Aufmerksamkeit erzwang, nachdem ich mich einen ganzen Tag achtlos inmitten einer Menge von Unbekannten bewegt hatte.

Noch jung, aber leicht gebückt, eher aus Nachlässigkeit als durch einen Körperfehler, mager, die Züge nervös und unsymmetrisch, aber nicht eigentlich unsympathisch, ging er unregelmäßigen Schrittes in einer der meinen entgegengesetzten Richtung und machte, als er mich erreicht und

Digitized by Google

plötzlich bemerkt hatte, halt, die Lippen zu einem Wort geformt, das er nicht aussprach. Dann setzte er, zögernder, seinen Weg fort und ließ mich, der sich erst nachträglich dieses Umstandes und seines Aussehens und seiner Bewegungen bewußt wurde, in undefinierbarem Unbehagen zurück.

Es mochte eine Minute vergangen sein, als ich hinter mir einen halb hüpfenden, halb schleifenden Schritt hörte, der nur der seine sein konnte. Er strengte sich, während er eilig an mir vorbeiging, an, mich nicht anzusehen, aber nachdem er mich um etwa fünfzig Schritte überholt hatte, machte er vor einem Schaufenster halt, scheinbar, um es als Spiegel beim Zurechtrücken seiner langen, flatternden Krawatte zu benutzen. Von der Seite aber hörte er nicht auf, nach mir zu schielen, und als ich wieder in seiner Nähe war, machte er kehrt, kam mir entgegen und erhob seine Hand zum Hut. Doch da weder ich reagierte, noch er seine Geste ungeschehen machen konnte, nahm er seinen Hut ab und steckte ihn unter den Arm, als fühlte er das Bedürfnis, sein dichtes, gelocktes, etwas graugesprenkeltes Haar zu kühlen, passierte mich ein drittes Mal und verschwand. Ich setzte meinen Weg fort, aber unruhig und wie gehemmt, fast gewiß, daß die Person noch nicht aufgehört habe, mich zu beobachten. Mit einem Ruck drehte ich mich um und fand meinen Verdacht bestätigt, wenn auch der Mann seinen Blick nicht auf mich gerichtet hatte, sondern, den Hut immer noch unter dem einen Arm, den anderen in die Hüfte gestemmt, die Beine etwas gespreizt, ein Denkmal in Augenschein nahm, als sähe er es heute zum erstenmal.

Ich schritt auf ihn zu, lüftete meinen Hut mit einer höflichen Bewegung, der der etwas aggressive Ton meiner Stimme nicht entsprach, und fragte: „Sie kennen mich?"

Und er, die Farbe wechselnd: „Sie? Du? Der Herr Professor ...?", meinen Namen und Vornamen hersagend.

Seine Stimme mißfiel mir, und verwirrt wie zuvor, ohne ihm in die Augen zu sehen, fragte ich ihn: „Wann haben wir uns kennen gelernt?"

„Oh! Wann!" sagte er, erbleichend und ein Zittern im Ton, als wäre er beleidigt worden. „Wie gleichgültig! Vor einem Jahrhundert, oder wenn Sie wollen, vor zwanzig Jahren, als wir beide noch zwei halbverhungerte Geiger waren, in einem gewissen Teatro Donizetti, in einer gewissen Stadt namens Bergamo. Sie haben seitdem Ihren Weg gemacht und ich bin, was ich damals war, plus ein paar graue Haare. Entschuldigen Sie die Stö-

Digitized by Google

rung." Und schon ging er, im Eilschritt, seines Weges, von Wut über die Demütigung gejagt.

Ich blieb eine Weile auf demselben Fleck, äußerlich ruhig, aber in einem inneren Tumult, der mich durcheinanderwühlte wie die Schaufel die Erde. Zur Besinnung gekommen lief ich hinter ihm her, so daß die Leute aufmerksam wurden, holte ihn ein, packte ihn am Arm und rief ihn an: „Du heißt Maurizio Randi?"

„So heiße ich", antwortete er, mißtrauisch lächelnd.

Dann drückte ich ihm heftig den Arm und sagte, erst laut, dann mit immer leiserer Stimme:

„Unglaublich, wie man so vergeßlich und so undankbar sein kann. Glaub' mir, ich erinnere mich an jene Nacht. Und verzeih' mir!" Er antwortete nur mit einem Druck des Armes, und Arm in Arm, wie zwei brüderliche Freunde oder zwei Brüder gingen wir ein Stück der Straße entlang, ohne ein Wort zu wechseln. Mir war, als erwachte ich, als Maurizio haltmachend mir sagte:

„Jetzt laß ich dich allein. Ich muß in die Arbeit."

„Aber das hier", erwiderte ich zweifelnd, „ist kein Theater?"

Halblächelnd: „Nein, bloß ein Kaffeehaus. Aber hier mache ich den Dirigenten. Mein Konzert wird diese Minute anfangen. Addio. Bleibst du etwas länger in Bergamo?" Ich sagte ihm, daß ich in zweiundeinhalb Stunden abfahre.

„Da kann ich an den Bahnhof kommen. Wenn du erlaubst?" Ich nickte ihm bejahend zu.

Gradenwegs lief ich in mein Gasthaus zurück, in der Haut soviel Nadelstiche wie Haare auf dem Kopf, den Körper in kaltem Schweiß, und sperrte mich ein. Die Fensterläden waren angelehnt. Im Halbschatten jagten schon die Schwalben.

Ich warf mich der Länge nach aufs Bett, aber das Stilliegen war nicht zu ertragen, so begann ich auf und abzugehen, so schmal der freie Raum in dem mit Möbeln vollgestopften Zimmer war. Ich klammerte mich an den einzigen beruhigenden Gedanken, daß ich nur wenige Worte mit Randi gesprochen hatte; denn hätte ich mehr geredet, so hätte ich ihm sagen müssen: „Ich, mein Lieber, habe vor fünf Minuten nicht einmal mehr gewußt, daß ich jemals früher in Bergamo war. Ich bin hergekommen, um eine unbekannte Stadt kennen zu lernen und habe sie besichtigt wie ein Tourist." Und dann würde er mich für einen Narren oder einen

Digitized by Google

Lügner gehalten oder sich gedacht haben: „Da sehe einer die starken und glücklichen Naturen! Ist der nicht ein armer Tropf, der seine Jugend und seinen Schmerz vergessen kann?"

Meine Leser werden nicht wissen, daß ich vor zwanzig Jahren, an der Schwelle des Jünglingsalters, einige Zeit Geiger war. Ich hatte das Konservatorium besucht und bildete mir ein, ein großer Musiker zu sein, weil ich glaubte, daß die große Liebe, die ich der Musik darbrachte, von ihr erwidert werden müsse. Mein Stiefvater war anderer Ansicht und riet mir, zu Haus zu bleiben und mit ihm zu arbeiten. Aber ich dürstete nach Freiheit und dem Wind der Straßen und zog drei Jahre lang von einem Provinztheater zum anderen, in den Sommerspielzeiten, wo das Orchester, wenn es Platz nimmt, den schmutzigen Staub vom Jahr vorher aufwirbelt, und hauste in möblierten Zimmern, wo ich mich in den Nächten vor Schlaflosigkeit wand, mit dem Ohr lauernd auf die Mäuse, die wie Holzhacker arbeiteten. Jahre des Elends, Jahre, manchmal, der Schande. An Gutem ist mir von diesem Irrweg und Schmerz geblieben, daß oft, wenn ein grausamer Gedanke mich plagt, in mir ein Lied, ohne Worte, sich erhebt und ihn verscheucht.

Aber ich hatte vergessen wollen, und ich hatte vergessen. Die Geige verkaufte ich, ins Haus des Stiefvaters kehrte ich nicht zurück. Ich diente meine Zeit ab, und meine Spuren verwischten sich. Und nach und nach formte ich mir eine neue Seele, ja, fast ein neues Gesicht, wie der Flüchtling, der selbst seinen Namen ändert. Es hat mir an Zeit gefehlt, an die Vergangenheit zu denken, und die Straße, die hinter mir liegt, ist von Nebel bedeckt.

Ich habe gesagt, meine Seele sei wie die Erde von der Schaufel umgewühlt worden, als Maurizio Randi zu mir gesprochen hatte. Ich hätte sagen sollen, es sei wie der brüllende Einsturz einer Eiswand gewesen, hinter der die Wasser der Erinnerung einbrachen.

Jetzt, zwischen Schrank und Bett mich hin und herwindend, stieg mir das Stück dunkler Vergangenheit wieder auf.

Wie hatte ich es angestellt, alles, ja das Antlitz Bergamos zu vergessen.

Ich war nur eine Woche dagewesen. Die Aufführungen waren kläglich, wir hatten Juli und halbleere Säle, Karikaturen von Sängern, eine Schande vor einer an anständige Leistungen gewohnten Bürgerschaft, und einen Dirigenten, einen Mann namens Ferrini, von plumpem Dünkel.

Ich war damals am Ende meiner Kraft. Ich schlief, nach schlaflosen Nächten, in jeder freien Stunde des Tages. Ich grüßte meine Kollegen

Digitized by Google

nicht mehr, lief ohne Hut herum, in einer schwarzen Alpakajacke, die mir kaum bis an die Hüften reichte. Später, nach Bergamo, habe ich nur noch vierzehn Tage an der Riviera gespielt, dann fiel mir ein, daß ich alt genug war, und ich ging freiwillig zum Militär.

Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, daß man nicht repetieren kann. Solange ich mein Notenblatt zum erstenmal studierte, war noch Wärme und Interesse in meiner Seele, und die Erstaufführungen verliefen schlecht und recht. Vom zweiten Abend an aber packte mich, noch bevor ich ins Theater ging, ein unsägliches Zittern, eine Angst, alles zu vergessen, das Augenlicht zu verlieren, nie mehr Noten lesen zu können. Rücken und Hand schmerzten mich so, daß ich erwartete, eines Tages unter den boshaften Augen des Dirigenten vor Krampf steif zu werden. Wieviel besser, immer zu improvisieren, immer neue und immer andere Musik zu machen! Wahre Musik, sagte ich mir, soll nur ein einzigesmal gespielt werden. Welche Tonwogen, nicht zu wiederholende, immer neue, strömten durch meine Brust. O, wenn ich gewagt hätte, mich zu erheben und, während Spieler und Sänger verstummten, meine Partie allein zu spielen. Meinen Bogen betrachtete ich wie eine Waffe, mit der ich mir eine Straße der Freiheit durch die Menge bahnen würde. Der Dirigent aber hielt mich für mäßig begabt und eingebildet, und es kam vor, daß er während der Proben eine kleine Pause machte, in der er mich kopfschüttelnd spöttisch fixierte mit einem Blick, der nur heißen konnte: „Kein Beruf für dich!" Wenn er zu Beginn der Vorstellung mit großen Schritten eintrat und das Podium bestieg, versteckte ich mich hinter dem Notenpult.

An diesem Abend wurde die „Favoritin" gegeben, eine Oper, die ich wie ein eigenes Werk lieb gehabt hatte und jetzt verabscheute, weil ich jeden Takt auswendig kannte. Ich ahnte, daß mir etwas zustoßen würde, und mein Arm war schwach wie ein Rohr. Obwohl ich jede Note im Kopf hatte, zwang ich mich, den Takten vom Blatt zu folgen. Ich zählte die Seiten, die Zeilen, die Minuten und sprach mir Mut zu, weil um Mitternacht die Qual ein Ende haben würde. In den Pausen stürzte ich große Gläser Wasser in die brennende Kehle. Als mir eine Saite sprang, mit einem Laut wie das Echo in einer Höhle, jagte mir der wütende Blick des Dirigenten keine Angst mehr ein.

Am schlimmsten war der dritte Akt. Ich hoffte, das Theater würde in Flammen aufgehen, ich hoffte auf einen Alarm, einen Skandal, einen Unglücksfall, auf alles, was dieser Qual ohne Maß ein Ende setzte. Im vierten

Digitized by Google

Akt war ich gefaßter und erwartete jene gewaltigen Takte, mit ihren „Finalmente", wartete auf unseren Bajazzo von einem Tenor, auf den Einsatz seiner limonadigen Stimme. O, ich werde ihm! ich werde ihm! Mein Blut begann zu kochen, ein nie gekannter Jubel schäumte in mir, mein Atem dehnte, mein Glück reckte sich, das Blut brannte mir im Gesicht, ich fühlte meinen Arm hart, meinen Nacken steif werden: Finalmente! Stimmen ohne Zahl, ein ganzer Chor sang in mir sein Finalmente, seinen Triumphruf der Gewißheit. Und als wir diese Takte, die bluterfülltesten, die ich kenne, erreicht hatten, hielt ich nicht mehr an mich und machte – sie haben es mir am folgenden Tag erzählt – Miene, aufzuspringen, als ich auf einmal Maurizio Randis Hand auf meiner Schulter spürte und sein: „Was willst du machen?" Ich bemerkte, daß auch die Harfenistin auf mich sah, sonst nichts mehr, aber ich spielte, meiner nicht bewußt, bis zum Ende. Maurizio trug mich, fast wie ein Bündel, nach Haus. Was mit mir in der Nacht und am folgenden Morgen geschah, weiß ich nicht mehr, aber als ich zu mir kam, sah ich an meinem Bette die Harfenspielerin, still und unauffällig, wachen.

Eine lange, magere, unschöne junge Frau, in einem weißen Wollkleid, das ihr die schmalen Schultern einzwängte, Helda Egger geheißen, und von uns ihres sentimentalen Namens wegen nicht weniger als wegen ihrer engelhaften Attituden verspottet.

Mich umsehend bemerkte ich auf der Kommode eine Arzneiflasche, und am Rand des Waschbeckens einige noch durchnäßte Kompressen.

Ich rief sie an, ergriff, um ihr zu danken, ihre etwas schwächliche und feuchte Hand, die sie willig in der meinen ließ, und da ich glaubte, es sei mehr als mein Recht, es sei meine Pflicht, einen Kuß auf ihr Gesicht zu drücken, versuchte ich, sie zu mir niederzuziehen. Sie entwand sich mir ohne Unwillen, indem sie leise und ohne Betonung einfach sagte: „Die Männer sind alle gleich", dann, schon etwas entfernter: „Es geht Ihnen besser? Da kann ich ja gehen. Auf Wiedersehen."

Ich war keine zwanzig Jahre alt, und wir lebten in einem andern Jahrhundert. Solch sentimentale und zopfige Geschichten, an die man heute ohne rot zu werden gar nicht denken kann, kamen damals vor. Und darum hatte ich vergessen wollen, und vergessen hatte ich so gründlich, daß ich in gutem Glauben, wenn mir die Leute Bergamo priesen, erwidern konnte:

„Wahrhaftig, es ist eine Schande, so viel Jahre in Mailand zu wohnen und diese Stadt noch nie gesehen zu haben. Sie soll so schön sein!"

Digitized by Google

Wohl werde ich in der Woche, die ich in Bergamo Theatergeiger war, keine Galerien und keine Kirchen besichtigt haben, und es wollte mir auch jetzt, nachdem Maurizio Randi die Wand meines Gedächtnisses durchbrochen hatte, nicht gelingen, etwas anderes aus dem Bergamo von damals mir in Erinnerung zu rufen, als ein schmieriges möbliertes Zimmer, mit einem immer ungemachten Bett, einen Saal im Theater, ein Tischchen in einem dunklen Wirtshaus und auf dem Schenktisch eine Schüssel mit unreifen Mandarinen.

Aber daß ich von dieser Stadt selbst den Grundplan hatte vergessen können, der einem beim ersten Schritt aus dem Bahnhof vor den Augen liegt, diese blonde getürmte Braue dort oben auf dem Hügel, Wächterin über den Häusern und den Feldern der Ebene!

Ich war eine halbe Stunde vor der Zeit am Bahnhof, weil ich ein uneingestandenes Verlangen hatte, lange mit Randi zu plaudern. Das Wetter hatte sich verändert, am Himmel jagten lange, graue Wolken. Randi war nicht da. Ich wartete auf ihn, bis ich in den Zug steigen mußte, dann stellte ich mich an der Tür meines Wagens auf.

Er erschien im letzten Moment, mit seinem sonderbaren Gang, als ob er auf dem einen Bein hüpfe und das andere nachschleife, und er trat auf mein Zeichen heran.

„Habe nicht eher kommen können. Pflichten! Pflichten!"

Ich streckte meine Hand aus dem Fenster und drückte die seine kräftig. Aber schon setzte sich der Zug in Bewegung, und ich fühlte Worte in meiner Kehle, die ich nicht die Kraft hatte auszusprechen, bis ich endlich mitten im Lärmen der Abfahrt die Frage herausbrachte, was aus dem Maestro Ferrini geworden sei.

Er lief einige Schritte neben dem Zuge her und versuchte mir zu antworten.

„Helda Egger?" schrie ich, mich weit vorbeugend, in den Wind hinein. Doch er war schon stehen geblieben, hat die Hand ans Ohr gelegt und gibt mir zu verstehen, daß er nichts mehr hören kann. Wir grüßen uns mit langausgestreckten Armen.

In meinem Abteil sind ein paar Mitreisende, ich gehe den Seitengang entlang, bis ich ein leeres finde.

Da lasse ich mich nieder, die Stirn in meine Hände gelegt. Was ist das für ein Ding, dieses Leben, wenn Orte und Menschen verloren gehen, Ereignisse, die uns einmal furchtbar groß schienen, ohne Spur im Gedächtnis verschwinden, wenn jeder Lebendige soviel Tod in der Seele trägt?

Digitized by Google

So traurige Gedanken umdüstern mich.

Bei der Fahrt über die Adda fahre ich auf und sehe mich um.

Du schöner Strom, erfrischend wie die Wasser von Lethe, dem Fluß des Vergessens!

Ruhe zieht in mir ein. Ja, ich hatte Ereignisse aus meiner Jugend vergessen, wie wir alle die ersten Lebensjahre und alle die meisten unserer Träume vergessen. Oder – was weiß ich noch von den Bauernjungen, mit denen ich schwächlicher Knabe einst auf der Tenne gespielt habe? Was von den Feldwegen, auf denen ich am Arm meiner Mutter gegangen bin, und die ich mir nicht wieder vorzustellen vermag, wenn ich die Stirn in noch so tiefe Falten lege.

Schlafen, das Leben auslöschen, vergessen: Wenn ich es recht bedenke, eine Gewähr des Lebens, ein Unterpfand der Unsterblichkeit. Auf daß die Seele, entlastet von dem Gewicht, das die Vergangenheit aufgehäuft hat, stark sei, sich aufs neue zu erheben.

Dunkle Wolken prallen zusammen, lösen sich, werfen sich im Wechsel den schönen Schein des Juniabendlichtes zu.

Da sehe ich die Kuppeln und Kampanile des Bergamasker Landes, eine andere Mauer meines Gedächtnisses stürzt, und erschüttert erkenne ich wieder, was ich als armer Geigerjunge mit diesen meinen selben Augen wahrgenommen hatte, das seltene Bild einer Landschaft, wo die Spitzen der Kuppeln und Türme nicht Kugeln oder Kreuze, sondern Engel, Heilige und Madonnen tragen.

Im schwindenden Licht scheinen es lauter Engel von Bronze, aber so leicht! Kaum noch mit der Spitze des einen Fußes aufgestützt, der ganze Körper schon im Flug, und das Schweigen, als wüßte es ein Wort: Finalmente! und die Engel, als wiesen sie über die Wolken, höher!

Berechtigte Übertragung
aus dem Italienischen von A. D.

Digitized by Google

CEYLON

von

ARTHUR HOLITSCHER

Ship me somerwhere east of Suez . . .
Kipling

Am siebzehnten Tag der Seereise von Marseille her – unterbrochen nur durch eine sechsstündige Kohlenpause in dem grotesken Ort Port Said – Port Said, wo der Abschaum des Okzidents und des Orients wie in einem Warenhaus des Lasters zusammenstößt – am siebzehnten Tag nach Europa schimmert in der Ferne eine schmale opalne Fata Morgana auf, Colombo.

Das Meer ist grau wie Blei, der Himmel aber, was ist mit dem Himmel geschehn? Der Himmel tönt sich bunt, sonderbar, obzwar es erst hoher Nachmittag ist, voll Sonnenglanz. Die zarte Opallinie, die Himmel und Erde auseinanderhält, sinkt zuweilen, für Minuten, unter den Horizont, taucht dann, ganz schräg, in die Höhe, denn es ist ja die Zeit der Monsunstürme, das Meer bewegt. Immer, wenn sie wieder da ist, hat sie sich entwickelt, ist deutlicher geworden. Man sieht jetzt weiße Linien, aufrecht, Leuchttürme, einen unregelmäßigen Fleck, dunkler, Palmenhain, einen eckigen braunen Kasten, das muß Galle face-Hotel sein, Rauch steigt auf, dort ist der Hafen, ein weißer Block wächst in die Höhe: Wolkenkratzer.

Gut, daß ein Wolkenkratzer sich aus all dem süßen opalnen Zauber in die Höhe schiebt – ein Wolkenkratzer ist etwas Positives, führt in die Wirklichkeit zurück, von der man allerdings in bedenkliche Distanz gerückt war, diese letzten Tage, genauer gesagt: seit der Durchfahrt durchs Rote Meer, ungefähr auf der Höhe von Jeddah und Suakin, das heißt, seitdem das Schiff den Wendekreis des Krebses passiert hat.

An diesem Punkt des Erdballs geschieht mit dem Europäer etwas. Hinter Suez springt die Tropensonne mit einem Satz in die Höhe, wie ein Löwe, schlägt dem Europäer die Tatze auf den Schädel, beginnt ihn zu schütteln, bis er den Atem verliert. Die Hitze wirbelt bis zu einem dem Körper bisher unbekannten Grad empor. Die Poren beginnen eine Flüssigkeit auszuscheiden, die kaum mehr Schweiß genannt werden kann, eher Öl, etwas Schmieriges, Gallertartiges, das Kölnische Wasser rinnt an dir herunter wie Mayonnaise, das Gehirn wirft Blasen, die Gedanken rollen quer, hüpfen übereinander weg wie Böckchen spielende Kinder, du fängst

Digitized by Google

mit dem lieben Gott zu räsonieren an, der ja dort drüben linkerhand jenen berühmten Ukas erlassen hat, zehn Punkte ... nebenbei: wie verhält es sich mit § 10: „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses usw.", ich meine im Hinblick auf die Kolonisation? ... wie lange hält dieser Zustand noch an, diese Hitze, dieser dem Europäer schwer erträgliche Zustand? Kenner sagen: er höret nimmer auf ... dann: bravo; bravo, dann ist ja die Kolonialfrage gelöst – der Europäer hat in den Tropen nichts zu suchen! ...

Nach Kap Guardafui wird es besser. Zwar die Erkrankung ist von dem erschütterten Gehirn noch nicht gewichen (wie nennt sie der Psychiater? ich werde mich in der Arztkabine erkundigen, „Pseudologia phantastica"), zum Glück steht ja aber jetzt am Ende der Fahrt dieses gute, solide Sinnbild der Nüchternheit am Tropenhorizont: ein Wolkenkratzer – mit einem Ruck ist das erkrankte Hirn in die Realität zurückgestoßen. –

Um vier Uhr nachmittags fühlst du nach siebzehntägigem Geschaukel festen Boden unter den Füßen. Indes, du wirst es gleich merken, das Gehirn schaukelt noch eine Weile weiter.

Denn du bist in Ceylon angelangt, in Ceylon ...

Um fünf schon läuft der Rikscha-Kuli mit dir, vom Grand Oriental-Hotel durch die Stadt Colombo, auf jene Strandstraße hinaus, an deren Ende der braune Kasten steht. Die Straße ist Galle face road, sie hat als schönste Straße der Erde ihre Baedekersterne verdient.

Der Rikscha-Kuli ... aber das steht in einem andern Kapitel, der Rikscha-Kuli läuft also geradenwegs in den Sonnenuntergang hinein. Diese Stunde von fünf bis sechs, bis der Ball endgültig untergetaucht, verschwunden, weg ist – in dem schwankenden, rollenden Wägelchen zurückgelehnt – über den gebeugten Rücken des Laufenden weg blickend – vom Glühen des bordeauroten Samtes der Strandstraße wie von intensivem körperlichen Schmerz beängstigt – erschüttert durch die Gewalt dieses Sonnenuntergangs, der den Himmel in orangefarbige, ultramarine, purpurne, silberne Fetzen zerreißt – und die Erde vor dir – du greifst dir an den Mund, um nicht zu schreien: man wird dich verhaften!! – es ist die erste Stunde unter der Tropensonne, in Ceylon – es werden viele folgen (es sind viele gefolgt!) – wie ist das zu ertragen? Still. –

Die Natur höchstselbst ist nämlich an „Pseudologia phantastica" erkrankt. Sie protzt, schneidet auf, flunkert ... unmögliche Sachen!

Digitized by Google

Schwer braust, in ungeheuren Wellen, der Indische Ozean im Monsun an den Damm der Straße heran. Sie wird, diese bordeauxrote Straße, von einem breiten grünen Rasenfleck begrenzt – natürlich, wenn die Engländer das Meer sehen, denken sie an Brighton, pflanzen ihr Brighton hin – dieser verruchte, grüne Lawn aber, düster und giftig wie Grünspan, wie künstliches, übermäßig gefärbtes Moos, ist zu dieser Stunde von einer spazierengehenden Menge orientalischer Menschen bevölkert, die, zum Teil bis an die Hüften nackt, um Lenden und Beine farbige Tücher geschlungen tragen, und diese Farben, die Farben dieser gemeinen Stoffe, Baumwolle, Kattun, sind es, und die Muschel des glühenden Himmels, der sich verfärbt, und das Mahagoni, das Ebenholz dieser Körper, und der glühende Lavastrom der Straße, und das in allen Edelsteinen dieser Insel aufsprühende Gefunkel der Wellen hier herauf – und meine eigene, perlmutterbunte, durchsichtige Hand, dies alles ...

Nach dieser Stunde werde ich nichts mehr über die Farbe des Orients aussagen. Die Farbe, dieses Erlebnis des 1. Oktober neunzehnhundertfünfundzwanzig. Es wäre vergeblich. Ich bin auch kein Scharlatan, kein Taschenspieler mit Vokalen und Konsonanten. Orange, Violett, Purpur, Türkisblau – Begriffe, die die Farbwerke in Höchst, Chemnitz, Gotha herstellen. Orgelspielen kann man mit Druckerschwärze auch nicht.

Cézanne hat diese Farben nie gehabt, das ist sicher. Wie roh die Bäckchen seiner Äpfel. Wie Jahrmarktpuppen! Gauguins Südsee hat wie ein Schinken im Rauchfang gehängt. Des armen Utrillo Säuferhirn müht sich vergeblich ab, einen Reflex auf Montmartre-Brandmauern zu locken. In Salzburg gibt es einen Maler, der scheint einen Schimmer zu haben. Der arme van Gogh hat sich im Paroxysmus der Verzweiflung die Ohren abgeschnitten. Er hätte sich die Augen ausgerissen, hätte er geahnt, was mir in dieser ersten Stunde in Ceylon aufgegangen ist, und was ich seither sehe.

Es ist, mit einem Schlage, die Farbe des Orients, des tropischen Ostens. Es ist die Luft dieses Erdenstrichs, der Strahl, der dem Europäer den Star sticht, vibrierend und magisch offenbart sich die Zeugungsbrunst des Schöpfers im Widerschein seiner Schöpfung. Sagenhafte Paradiesinsel Ceylon!

So alt mußte ich werden, der ich mein Leben lang Bildern nachgerannt bin, um zu erfahren, was mit Farbe gemeint ist, welchen Sinn die Schönheit, der irdische Schein birgt. Gestern war ich ein armer Mensch, des

Digitized by Google

Gebrauchs eines Sinnes nicht mächtig. Heute dünke ich mir steinreich. Denn ich sehe!

Ach, es ist, wie wenn einer, der sein Leben lang nur Dirnen gekannt hat, zum erstenmal bei der Geliebten schläft. Es ist, wie wenn du in der Bibel das Blatt wendest, das der Prediger Salomo vom Hohenlied trennt. Es ist, wie wenn du einen Rosenkranz aus rotem Ambra langsam durch die Finger gleiten läßt, und jede neue Kugel wird ein Dankgebet zum Preis des Herrn. So ist es. Hier bist du, zum erstenmal, unter dem Sternenrausch des tropischen Himmels. Unter den Bäumen und Blumen des glühenden Ostens, der blumenhaften Menschen der uralten, ewig lebenden östlichen Welt.

Ich glaube jetzt auch zu wissen, was die Schwitzkur am Wendekreis des Krebses zu bedeuten hatte. Die Seele schwitzte Europa aus dem Körper heraus. Die Gedankenflucht des plötzlich unkontrollierbar gewordenen Hirns war Flucht aus Europa.

Nach dem schalen Mahl Europa, „pour la bonne bouche", wie die Franzosen sagen, noch rasch ein paar Tage Paris – genau soviel, um einen Herbststrahl die Boulevards entlang huschen zu sehen (die Gesichter der Frauen haben sich in permanentes Alpenglühen verwandelt!), ein Blick aus Masereels Fenstern die Kaskaden der nördlichen Vorstadt hinunter, ein gutes Abendessen beim dicken elsässischen Wirt am Boulevard St. Michel, mit Frans, mit Grosz, mit Israel Ber, mit den Damen, hurtig durch die Kunstgewerbeausstellung mit ihren gequält unwirklichen Spiegelungen in der Seine, Spiegelfechtereien einer zugrunde gehenden Zivilisation (den Eiffelturm hat ein schamloser Automobilfabrikant Citroën gepachtet: in diesem Europa ist jetzt sogar die Technik von der Reklame aufgefressen! – nächstens wird wohl der Große Bär „Citroën" heißen – wie gut, daß er mit der nördlichen Hemisphäre jetzt vom Nachthimmel verschwunden ist!) – und dann in Marseille aufs Schiff, das mich jetzt in Colombo glücklich ausgefrachtet hat.

Es war – lebe wohl, lebe wohl! – das poesieverlassenste Boot, auf dem ich jemals Gottes atmende Wasserwiesen entlang geschaukelt bin! Den Namen hatte es von einem Berg auf Java, der einstens Feuer gespien haben mag, phonetisch klang dieser Name an den Monat der japanischen Kirschenblüte an, ich werde ihn nicht nennen, im übrigen war das Schiff nach den neuesten Prinzipien der Technik 1922 auf der Reiherstiegswerft

Digitized by Google

geworfen, wie sich's gebührt, den Engländern ausgeliefert, von diesen aber seinen jetzigen Besitzern verkauft worden – es führte ein halbes Hundert braver, biederer, solider, starkessender und zum Teil schwer verheirateter Normalholländer von den Platanen-Boompjes Rotterdams nach den Tamarinden-Boompjes von Batavia und Soerabaja hinüber, sympathische, jüngere Leute, die mit fünfjährigem Kontrakt in Sumatra Öl bohren, in Celebes den Malaien Kerosen verkaufen und in Borneo den Kolonialkindern „Oranje bove" und Platt beibringen sollten. Tagsüber spielten sie Karten, abends wurde ein bißchen getanzt, hie und da stand einer am Heck und sang mit angenehmem Tenor: „O du mein holder Abendstern"... das Kreuz des Südens erschien, der Jakobstab war in das Sternenzelt gestoßen, Beteigeuze strahlte grün ... das gute, bequeme Boot, ganze 7000 Tonnen schwer, unterschied sich in nichts von einem erträglich ventilierten Durchschnittsbungalow mit Veranda und Meeraussicht – so wenig, wie sich diese beiden Hotels dahier, an dem südlichen und nördlichen Ende der Galle face road von den Grand Hotels Europas, ihre Bewohner, im Evening dress, im Flanellanzug, von den Vettern in Piccadilly und der Threadneedle-Straße unterscheiden, wo die Klubs und die Banken stehn, für die der Orient zu arbeiten hat.

Der Komfort, eine europäische Angelegenheit, hat die Poesie des Reisens zur See erschlagen! (Wäre nicht jenes wundersame, Körper-an-Körper-Vorüberstreichen unseres Schiffes an dem vierstockhohen P. and O.-Riesen „Kaisar i Hind", an der engsten Stelle des Suezkanales gewesen, wir südwärts, er nach Norden – eine Begegnung phantastisch und berauschend, fast unzüchtig wie eine Figur in einem dieser modernen Tänze, unvergeßlich – wäre sie nicht gewesen, man hätte vor Langerweile sterben können. Einen Tag hinter Guardafui wurden wir von einem Haifischschwarm verfolgt, alles stand an der Reling, nach einer Stunde gaben selbst diese Tiere, von Langerweile ergriffen, die Verfolgung auf!) Die Sitten der ersten Klasse, die von der zweiten nachgeahmt werden, schreiben in der ganzen Welt Kleidung, Ernährung, Kartenspiel und Gesprächsthema vor; die Menschen, die auf den Dampfschiffen, in den Hotels nach dem Abendessen zu den in der ganzen Welt zu gleicher Zeit anerkannten Gassenhauern tanzen, sehen einander in der ganzen Welt ähnlich wie einer dieser Gassenhauer dem andern!

Doch: ein Typus ist da, an dem das Auge haften bleibt. Ein Typus von Europäern, Kolonialeuropäern, hauptsächlich Briten, an dem der

Digitized by Google

Sinn sich erquicken darf. Ich sehe mich nach ihm um, ehe ich in dem betörenden Gewimmel der Orientmenschen draußen untertauche. Es ist ein hagerer, blasser Typ von Männern, mit seeblauen, ferneblauen Augen, graugrünem, gierigen Blick. Sie tragen das Element des Wassers in ihrer Konstitution. Ihre Bewegungen sind von einer wilden, gebändigten Langsamkeit. Sie saufen maßlos, sitzen stundenlang mit ihresgleichen, meist einsilbig beisammen, vergessen am Abend oft, das Evening dress anzuziehn, auch die Idiotie des Sports haben sie überwunden. Sie sind von der Malaria gezeichnet, vom Opium, von den Geschlechtskrankheiten des Ostens. Der Orient steckt ihnen tief im Blut. Es sind Pioniere, Abenteurer, Eroberer, Kerle.

Auch unter den Frauen – heute tanzt man im G. O. H. – ist ein verwandter Typus zu konstatieren. Die siebzig schiffsschraubengroßen Ventilatoren, die im Ballsaal ganz nah' über den Köpfen der Tanzenden kreisen, wirbeln ihre kurz geschorenen Haare in die Höhe. In ihren grausamen, kalten Blicken, ihren die Knie des Tänzers zurückpressenden mageren Beinen, in der geilen Hingabe ihrer halbnackten Knabenkörper drückt sich das im Orient erworbene Wissen um eine in Europa wenig bekannte, zudem durch die Gefahr, das Spiel mit dem Leben geschürte, kunstvoll und wissenschaftlich gesteigerte Lust aus.

Diese Männer und Frauen sind es, die im Orient mit der Rasse versöhnen, die sich hier die Herrschaft anmaßt. Für den Okzident sind sie verloren. Mögen sie sich noch so sehr Herren der Rassen dahier dünken – in Wirklichkeit sind sie Sklaven, Opfer der ungeheuren Götzen der Tropen geworden, unbewußt hingegebene Diener des furchtbaren Gottes Schiwa, der furchtbaren Göttin Kali, der Sakti, Bagheschwar, tausender Tierdämonen, Dämonen des eigenen, ungestümen, unersättlichen Blutes.

Eine Isolierschicht trennt den europäischen Menschen vom Tropenvolk, in dessen Mitte er lebt, das er für sich arbeiten läßt. Diesseits, besser gesagt innerhalb dieser Isolierschicht, dieses Isolierkreises lebt der phantasiebare, auf sein Geschäft, seine Bequemlichkeit, seinen Cant bedachte Fremdling das in der Heimat gewohnte, von seiner Gesellschaftsschicht genehmigte und abgestempelte Leben weiter.

Schon in der Anlage der „europäischen" Viertel manifestiert es sich. Dieser Lawn, diese Kirche, dieses Verwaltungsgebäude, dieses Klubhaus könnte in York, in Glasgow, in welchem Vorort Londons immer stehn.

Digitized by Google

Sogar die dem Klima näher angepaßten Wohnhäuser, Bungalows, scheinen sich der Notwendigkeit nur widerwillig zu unterwerfen. Alles wie aufgepfropft, absichtlich ohne Beziehung zur Umwelt, aber mit der festen Absicht, zu bleiben, sich zu behaupten – und noch mehr als dies allein. Ein paar Einzelheiten fallen bereits bei erstem Hinsehn auf. Die Straße, die Galle face road nach Süden, gegen Mount Lavinia zu fortsetzt, führt durch einen Ort Kollupitya und heißt Colpetty Road. Ein Ort in den Bergen Ceylons, Nuwara Elya, nennt sich Newcelia. Einer bei Madras Ootacamund – sprich Ooty. Was will das besagen? Man nimmt sich nicht einmal die Mühe, die Namen der Orte im Lande, in dem man herrscht, richtig auszusprechen.

Jenseits der Isolierschicht aber – welch wunderbares Gewühl!

Ferne Verwandte, weit voneinander getrennte, aus Sinai-Zeiten her meine Nachbarn, heute sehe ich euch von Angesicht, auf dem Rücken unseres gemeinsamen, herrlichen Planeten, in dieser unserer gemeinsamen, herrlichen, meteorgleichen Zeit!

Wie jenen Bedächtigen, Atmenden, Ruhenden in Ägypten fühle ich mich auf rätselhafte Weise mit diesen dahier, Geschöpfen der Sonne, der Farbe, des Duftes verbunden, diesen blumengleichen, zartgliedrigen, mit zarter Nahrung genährten, von Kleidern unbelasteten, heiteren, freundlich lächelnden Kindern der Maya.

Sanfte, träumende Menschen aus Ebenholz und Mahagoni . . . nach den Büchern, die ich über sie gelesen, Gesprächen, die ich schon hier auf der Insel führen konnte, kann ich unter ihnen bereits Tamilen und Singhalesen unterscheiden, Drawidier und Arier, Urbewohner der Paradiesinsel und zugewanderte Fremdlinge aus dem südlichen Madras, dem östlichen Bengalen, den Bergen Afghanistans. Sie tragen ja die Zeichen ihrer Rasse, ihres Stammes, ihrer Sekte und Religionsgemeinschaft in Aussehen, Hautfarbe, Kleidung und Kastenbemalung deutlich zur Schau.

An einer Ecke der Hafenstraße Seastreet, oder in der Basarstraße der Pettah, auf der Sklaveninsel, einer Wegkreuzung des Stadtteils Maradana stillestehend, sehe ich zu, wie sie vorübergehen, die Singhalesen mit ihren feinen, langen Haaren, die Männer wie Frauen in einem festen Knoten am Hinterkopf befestigt haben. Die Männer tragen gemusterte Schildpattkämme im Haar. Die jungen sind außerordentlich schön, von jungen Mädchen der Rasse kaum zu unterscheiden, weder in der Haltung, noch

Digitized by Google

durch den Körperbau; Zierlichkeit des Gesichtes, Ebenmaß der Glieder sind die gleichen. Manche tragen ihr Haar aufgelöst und lassen, während sie gehen, ihre Finger leise durch die langen Strähnen gleiten. Die Tamilen sind plumper, häßlich. Sie zeichnen ihre Kaste mit wagerechten Kreidestrichen auf die grauschwarze Stirn, die Oberarme. Oft sieht man zwischen ihren Augen einen goldenen, hellblauen, purpurnen Kreis, eine Scheibe wie aus Email. Ihre Frauen sind untersetzt, sie tragen ungemein viel Schmuck, kleine goldene Ringe rings um die obere Ohrmuschel gesteckt oder in die Nüstern geklemmt. Die Frauen der verachteten Rodijas, die die niedersten Gewerbe, Straßenfegen, Wassertragen betreiben, sind hoch und schlank gewachsen und auffallend schön. Die Anatomie dieser Körper ist bewunderungswürdig – die Zivilisation hat keinen Zwang auf sie ausgeübt, wie die Natur sie erschaffen hat, sind sie geblieben. Die am meisten noch Europäern (Thessaliern, Montenegrinern) ähnelnden Menschen sind mit Pluderhosen, breiten Westen bekleidet, sie tragen Tücher als Turbane um ihre hellhäutigen, beschnurrbarteten Gesichter gewunden, sie fallen durch den kräftigen, männlichen Knochenbau auf – es sind Afghanen, berüchtigte Wucherer. Schwere Bäuche vor sich herschiebend, watscheln die Chettas durch die Menge; gewichtige Leute, sie beherrschen den Handel. Die Singhalesen überwiegen; dies gibt dem Stadtbild sein überwältigendes Gepräge. Männer und Frauen kauen Betel, die Nüsse werden in breiten, grünen Blättern feilgehalten, Mund und Zähne färben sich blutrot vom Kern der Nuß. Es ist gesund und nicht unschön; der Europäer gewöhnt sich leichter an den Anblick blutiger Mäuler als an den hennagefärbten Fingernägel im nahen Orient.

Keine besondere Begeisterung wecken die Mischrassen, die „Burghers", die sich europäisch kleiden, denen die ersten portugiesischen Eroberer das Christentum beigebracht haben, und die von allen nachfolgenden Eroberern und Kolonisatoren die Zivilisation des Abendlandes, besonders ihre äußerlichen Merkmale, angenommen haben. Sie nennen sich Carvalho, Paiva, Pereira, Soyza, ihre Bugalows sind ähnlich gebaut wie die der Engländer, weniger sauber, europäische Residuen steigen auf, blickt man ihnen nach, der Anblick des niederen Volkes stimmt froher, läutert.

Sonderbar – das Problem des Rikscha-Kuli, dieses im brennenden Sonnenglast, über glühenden Asphalt vor seinem dünnen Wägelchen einherlaufenden menschlichen Pferdes, habe ich sofort verdaut. Ohne die Spur

Digitized by Google

von Widerstreben lasse ich mich von dem sehnigen Burschen ziehn, steige nur aus, sobald es bergauf geht – der Rikscha-Kuli ist im ganzen Orient eine ständige Einrichtung geworden, töricht und sentimental wäre es, dem Armen nichts zu verdienen zu geben aus falsch angewandter sozialer Gewissenhaftigkeit, privatem Mitleid gegenüber dem einzelnen, leidenden Individuum. Wehrlos aber wird man, hat einen Schlag auf den Schädel weg, eine Faust greift in die Brust und quetscht das Herz zusammen, sobald man den Kuli bezahlen, einem Bettler Almosen geben soll – sie haben eine Art, ihre Hände hinzuhalten, diese Menschen – es ist schwer zu ertragen.

Beide Handteller zu einer Schale vereint halten sie dir unter dein Gesicht, weit von sich, flehend hingestreckt, mit demütiger Kopfhaltung, blicken dir dabei stumm in die Augen. Diese Gebärde ist schier unerträglich. Das ist kein Bezahltseinwollen, kein Almosenheischen mehr, es ist etwas Tieferes, Schmerzhafteres. Ich verstehe schwer, wie man Menschen unterjochen, ausnützen kann, die auf solche Weise den Stärkeren, den Gebenden, den Herrn beschämen ...

Die Bettler, die Kulis, die Händler, alles Volk, das von dir Geld haben will, ist hier, wie ich gleich bemerke, frei von der schamlosen Zudringlichkeit, die dem Reisenden den Europa näher gelegenen, durch die Nähe Europas korrumpierten Orient, besonders Ägypten, verpestet. Diese dahier lassen bald ab, wenn sie merken, sie bekommen soundsoviel, nicht mehr. Dafür ist es hier schwerer, an einem Bettler vorüberzugehen, dem man nichts gibt.

Eines Abends, um den tobenden Sonnenuntergang, sitze ich auf einer Bank der Galle face road neben einem jungen singhalesischen Studenten, einem Buddhisten. Hinter uns, auf dem breiten Rasenplatz, ist Polizeiparade, die uniformierten Wächter der Ordnung vollziehen Scheinmanöver: hier und dort liegt ein eingeborener Scheinschwerverwundeter, die Polizei läuft auf ihn zu, verbindet ihn sorgfältig, schiebt ihn in das eilig herbeiratternde Sanitätsauto. Die Zuschauer, Zaungäste, die Eingeborenen sehen diesen Exerzitien mit lautem, lustigem Lachen zu, nicht ohne Spott.

„Ceylon ist die ruhigste Gegend der Welt", sagt der junge, intelligente Student. (Er war nie in Europa; kennt von Indien nur das südliche Madras und Mysore.) „Wir sind ein ruhiges Volk. Hier herrscht Ruhe. In Indien

Digitized by Google

vollführen sie viel Geschrei, im Grunde tun sie doch nichts. Hier ist man still und tut auch nichts. Ich ziehe diesen Zustand vor."

Wie ein Echo nur – von fern: der Religionskampf, der zur Zeit um einen Buddhatempel in Gaya, Ostbengalen, zwischen Hindus und Buddhisten entbrannt ist. Die Hindus behüten diesen heiligen Fleck, auf dem ein vom König Asoka ummauerter Ableger jenes Bó-Baumes steht, unter dem Siddhartha die Erleuchtung empfangen hat, die ihn zum Buddha machte. Mit Zähnen und Klauen verteidigen die Hindus das Heiligtum gegen die Buddhisten, die es für sich beanspruchen. Nur von ferne ein Echo. Aber es ist ein wilder Kampf, der Indien aufzuwühlen scheint, dem der Islam höhnisch zusieht. Religionskrieg, immer latent, der sich solche Explosionen schafft.

Vor meinen Fenstern im Hotel kreisen und kreischen im Morgengrauen Raben, Raben. (In Kairo waren es Sperber, Vögel des Rha.) Eine dunkle Wolke wilder, schwarzer Tiere mit gierigen Schnäbeln, heiseren Stimmen. Sie wecken mich in aller Herrgottsfrühe zur tropischen Sonne, die heiß über Colombo aufgeht.

Im Auto durch das Tiefland, die Dschungel Ceylons, nach Anuradschapura, der begrabenen Tempelstadt, seit Tausenden von Jahren begraben, wie jenes Memphis am Nil, das heute Sakkara heißt.

Die Straße ist aus dem Urwald herausgekerbt, flach. Die Palmen, die sie säumen: kerzengerade und weiß die Areka, mit grünlichgelbem, melodisch gebogenem Stamm die Kokospalme, mit Kronen wie Straußfederfächer die Palmyrapalme. Bananenbüsche mit ganz kleinen, grünen Früchten. Bougainvillia-Hecken mit rotvioletten Windenblüten. Zart wie Rauch die zitternden Blätter des Bambus. Oben in den Kronen der Kokospalmen sind die Früchte noch hellgrün; sie haben die Pubertät noch vor sich, sind unbehaart. Schneidet man den Deckel von der Frucht, so spritzt eine helle, sodawasserähnliche Flüssigkeit heraus, die nicht übel, etwas süßlich schmeckt, von der man sich, schmeckt sie einem sehr, die Cholera holen kann. Sie saust daher alsbald in weitem, spritzenden Bogen aus dem rasch fahrenden Wagen.

Der Boden ist rot wie Galle face, wie das Gestein der ganzen Insel. Er färbt das Laub grüner, lockt alle Farben aus den Körpern der Dahinwandernden, ihren Lendentüchern, aus den Blumen an den Stauden, die in den Vorgärten der kleinen langgestreckten Dörfer stehen.

Digitized by Google

Singhalesendörfer sind eigentlich Häuserreihen, die an einer oder beiden Seiten die Landstraße begleiten, oft wiederkehrend im Urwald, zumal solange wir uns in der Nähe Colombos befinden und der Weg von der Küstenlinie noch nicht weit abgebogen ist. Mit dichtem hölzernen Gitterwerk vor der Hitze verbarrikadierte Häuschen, sauber, ebenerdig, Häuser der Wohlhabenden, daneben ebenso saubere Hütten der Armen, aus Lehm, mit Holzpfosten, die das Strohdach tragen, offene Läden, in denen Teekessel, Standardöl, Messinglampen, buntes Zuckerwerk, Singernähmaschinen, christliche Heiligenbilder gekauft werden können, und dann Kattun, Kattun, Kattun. Außerdem Regenschirme.

Erstaunlich – die Popularität des europäischen schwarzen, baumwollenen Regenschirms! Der genügsame Inselbewohner in Stadt und Land, und wenn er weiter nichts anhat wie einen drei Finger breiten Schurz vor dem Schamteil, trägt einen Regenschirm in der Hand. Es ist das erste, überwältigende Anzeichen dafür, daß die Zivilisation Europas in den Orient eingedrungen ist, dem ich begegne. Ziehn die Europäer hier eines Tages ab, so führt dieses Volk am Tage drauf die Witwenverbrennung wieder ein. Aber die Regenschirme werden sie nicht hergeben.

Stattliche Bungalows verkünden den Sitz der Verwaltung in den Dörfern. P. W. D. – Public Work Department. Straßen, Bahnen, Brücken sind vorzüglich. Auch der Autoomnibusverkehr, der die Dörfer untereinander verbindet, die ganze Insel mit seinem Netz überspannt hat, ist beträchtlich und scheint sehr beliebt zu sein; die sauberen Gefährte sind von Eingeborenen überfüllt, die Fahrpreise billig. Zweite Etappe nach dem Regenschirm.

In jedem Ort um die offene, geweißte Säulenhalle des Gemüsemarktes (man sieht keine Fleischerläden!) heller Lärm, kauernde Gruppen. Hier und dort eine katholische Klosterkirche, blau bemalt, an Kanada erinnernd. Schwarzweiße Nonnen (französischer Abstammung) treiben dort weißblau gekleidete, braunhäutige Novizen zu Paaren in die bimmelnde Kirche, deren Turm von den Palmenkronen gestreichelt wird. Auch Schulen gibt es. In den Vorhöfen führen halbnackte Knäblein mit Bambusstäben militärische Exerzitien aus. Es ist später Nachmittag: Fußballstunde, Kricketstunde. Man sieht barfüßige Jünglinge mit blauen Tuchjacken, die das breite, buntgestickte Kricketklubabzeichen aufgenäht tragen, zu den Spiel-

Digitized by Google

plätzen wandeln. Mit Kerosen, Kattun, Kirche, Kricket, mit Regenschirm und Autoomnibus kolonisiert England erfolgreich im Urwald.

Aus den Reisfeldern, deren überschwemmte Terrassen sie mit dem Holzpflug aufwühlen, kehren die Dorfbewohner in ihre Hütten zurück. Sie kauern in den aus Schilf geflochtenen, mit ganz kleinen buckligen Büffeln bespannten Karren, die bedächtig über die rote Straße rollen.

Immer wieder: das Staunen, die Erschütterung über die Schönheit, die edle Erscheinung dieser Menschen. Beschattete der leichte, dunkle Flaum nicht die Oberlippe, man könnte den Jüngling mit seinem welligen Haarknoten auf dem schön geformten Kopf nicht von den jungen Mädchen unterscheiden. Die Frauen behalten die Zierlichkeit ihrer Körper bis ins Alter. Nichts von den Hängebrüsten, den leeren Zitzen wilder Weiber wie in Afrika, in Kanada auf den Reservationen, auf dem Balkan.

Würdevoll schreiten, mit wallendem weißen Haar um die terrakottafarbige Glatze, mit gepflegten weißen Bärten bis an den Bauch herunter, die Greise über die Straße. Sie sehen alle aus wie Hermann Bahr am Lido.

Die Stunde, in der taumelnd die Farben Ceylons aus dem Dickicht heraustreten wie die Tiere der Dschungel, die violetten Elefanten, die purpurnen Leoparden, orangefarbenen Affen, um im Indigowasser zu baden. Die Orgie der Farben, die Zauberstunde Ceylons. Der Wagen fährt durch tiefgrüne Finsternis wie durch tiefes Meer. Dann, mit einemmal, ein silberner Schimmer durch die finsteren Kronen. Der Scheinwerfer wirft sein tonloses Licht aus. Das Fest ist vorüber, erblichen.

Weit von der Küste ab fährt unser Auto nun ins höhere Land des nördlichen Ceylons hinein. Spärlicher die Dörfer, hören bald ganz auf. Verfilzte Schlingpflanzen binden Bäume und Sträucher zu undurchdringlichem Urwald zusammen. Riesige Termitenhügel, Burgen stehen am Wege, wie die Dolomiten in kleinem Format anzusehen; braun auch im Schein des weißen Lichts vorn im Wagen. Über uns schwirren breite Fledermäuse – der fliegende Fuchs. Goldene Käfer trommeln, prasseln gegen den Scheinwerfer, den Tropenhelm, die Kotschutzbleche, stechen uns wie spitzer Hagelschrot ins Gesicht, fallen uns in den Schoß.

In später Nacht erreichen wir die Versunkene Stadt. Auf der Veranda des Hotels, das unter Urwaldriesen wie ein langgestrecktes Bungalow versinkt, sitzen noch um rötliche Öllampen beim Whisky junge Engländer im leisen Gespräch beisammen. Oxfordleute, Cambridgeleute, Nachfolger des verdienstvollen Archäologen Bell, der hier vor etwa dreißig

Digitized by Google

Jahren den Schutt, den Humus von den begrabenen Herrlichkeiten abzutragen begonnen hat.

Im Speisesaal, mit Hornbrille, ellenlangen Zigarettenspitzen zwischen den Zähnen ältliche, überlegene amerikanische „highbrows" weiblichen Geschlechts, von Harvard, Princeton, Berkeley, vielleicht Sendboten von Point Loma in Kalifornien, der Theosophenkolonie.

Nächsten Morgen erblicke ich zum erstenmal, unter freiem Himmel, unter den Bäumen Indiens, seiner Heimat, in der er leibhaft und wahrhaftig verwurzelt ist und lebt, zu dieser Zeit, wie er von alters her gelebt hat, ewig leben wird, Buddha.

Schwarz und mit erhabenem Lächeln sitzt er, aus Granit gemeißelt, auf granitnem Postament unter den breitgeästeten, sich weit hernieder neigenden Bäumen; grünliche Reflexe spielen auf seinem schwarzen, gekräuselten Steinhaar, dem verwitterten Zeichen des Lebensrades in der Fläche der linken Hand, in der Fläche des wagrecht untergeschlagenen, spitz vorgereckten Fußes, auf den Kerzenspuren am Sockel – und auch auf den hellen Spuren von Eisenschlägen. Diese stammen von Einbrecherwerkzeugen frecher, räuberischer Tamilen her, sie stören die Harmonie des Bildes, die Gesellen haben in den Achselhöhlen, in den Augen nach verborgenen Edelsteinen gegraben, die sie dort vermutet hatten. (Die Regierung bestraft solchen Frevel mit großer Härte, wurde mir berichtet.)

Das Rad des Lebens. Die zarten wachsgelben, rosafarbenen Blütenopfer, die vor die Statue des Vollendeten hingelegt sind ...

Arno Nadel, Teurer! Freund, ein Gruß und Dank fliegt hinüber zu dir, in die Ferne. Wie tiefe Einsicht, ruhevolles Verstehen der Weisheit, der Lehre, der Schönheit der Religionen des Ostens verdanke ich dir, deinem innig verweilenden, andächtigen Wort, dem Blick deiner treuen Augen, wenn du sie von den Büchern des Glaubens aufschlägst an jenen Abenden, an denen du die Sätze der Schriften erläuterst, Wort um Wort, Silbe um Silbe, wenn du dann eine, zwei Strophen aus dem „Ton" hinzufügst, herrlich und tief, wie Neumanns, Deußens Erläuterungen, wie die Upanishaden. Unvergeßlich. –

Wärst du hier!

Aber wer denkt daran, dich hieher zu senden in die Heimat. Wer denkt daran, jenem andern, heiligen Menschen, Else Lasker-Schüler, den Weg

Digitized by Google

zu bahnen nach Theben, der Stadt, deren Prinz sie ist, nach Jeruschalajim, Bethlehem, ihrem Königreich!

Langsam fährt das Auto durch den ungeheuren englischen Park, der die verschollene Stadt Anuradschapura bedeckt.

In den Zweigen der Bäume sitzen kleine, glänzende Papageien, zwitschern süße winzige, bunte Vögelchen, flattern mit schwirrendem Gefieder davon, Spechte pochen, das Jackaß genannte Tier, das ich nie sah, nur hörte, kichert irgendwo.

Wir bemerken eine Herde gelber Affen, die auf einem Rasenfleck beisammen Palaver abhalten. Erschrocken hüpft einer, der sich von der Sippe zu weit entfernt hat, mit geschäftigem Steißwurf zu den anderen zurück, worauf alle unserem Wagen ernst und mit sichtlichem Wohlwollen nachblicken.

Die Palmen. Die Bananenbüsche. Die tiefgrünen Kronen des Mango. Die hohen Brotbäume, in deren Wipfeln die Früchte hängen, gelb, stachlig, wie zusammengerollte Gürteltiere anzuschaun. Und das Wunder jener rotblühenden Hecken, aus denen blutige Kelche hängen, mit lang hervorquellenden Staubfäden, wirre, schaukelnde Blumen!

Hier und dort erhebt sich, schaurig anzusehn, ein jäher Wald von dicht beisammenstehenden, gleichhohen Granitpfeilern. Roh behauen, eckig, Hunderte nebeneinander. Hier stand vor Jahrtausenden ein Tempel; die Monolithe trugen das Dach von Erz.

Diese nach dem Feldherrn Anuradscha benannte Stadt, von den Ariern, Vorfahren der Westarp, Graefe, Kunze, der Erfinder des Hakenkreuzes, im letzten Jahrtausend v. Chr. gegründet, kann man ihrer Bedeutung entsprechend füglich mit Memphis, Babylon, London vergleichen.

Singha, der Löwe, eroberte vom nördlichen Festland her kommend die Insel Lanka, d. h. Ceylon, und der Begründer des Buddhismus als Staatsreligion, König Asoka, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, sandte seinen Sohn Mahinda als Propheten des Vollendeten hieher. Von seinem Erscheinen zeugen die ungeheuren Denkmäler des Glaubens, die diese Stadt im Raum von etwa vier Quadratkilometern abzirkeln. (In Wahrheit mag sie dreimal so groß gewesen sein; die Dschungel weit im Land fördert immer wieder Bauwerke zutage.)

Einige gewaltige Hügel ragen aus dem Dickicht des Parks empor: Dagabas, mit Erde und Gras bedeckte, von Humus und Gebüsch über-

Digitized by Google

wucherte Ziegelkegel, Pyramiden. Unser Führer, ein kultivierter, kenntnisreicher Singhalese katholischen Glaubens, Don Henry Dabry, erklärt: Da = Reliquie, Gaba = Bauch, diese riesigen Ziegelhügel dienten zur Aufbewahrung heiliger Knochen, vom irdischen Leibe des Vollendeten herrührend. (Hunderte solcher Dagabas, auch Stupas genannt, erheben sich in Indien, Ceylon, Burma, Java, Tibet; die Knochen würden einen ganzen Friedhof ausmachen. Was fragt der Glaube nach solchen Vernunftargumenten?!)

Die Ziegelmenge einer einzigen Dagaba, etwa der „Jetawanarama" benannten – sie ist so hoch wie die Cheopspyramide! – würde genügen, sagt Don Henry, um eine Stadt wie Coventry oder Ipswich aufzubauen. (Als er an unserem Schmunzeln über diesen echt englischen Vergleich merkt, daß wir keine Engländer sind, fängt auch er an zu lachen. Lächeln über angeborene Eigenheiten der Engländer findet sofort verständnisinnige Zustimmung bei den Eingeborenen.)

Andere Dagabas sind bereits freigelegt. Eine wird sogar mit Bambusgerüsten und aus neuen Ziegeln neu aufgebaut – es ist die größte, die Ruanweli-Dagaba, ein Berg. Die Engländer leisten hier imposante Arbeit, ganze Arbeit!

Vor dieser Dagaba, deren riesiges Fundament mit einem Fries in Granit gehauener Elefantenfiguren verziert ist – das geheimnisvolle Innere umschließt einen Schulterknochen Buddhas –, stehen wunderbar erhaltene, überlebensgroße Figuren aus hellem Granit. Es sind ernste Gestalten von Wächtern, Schülern, Priestern mit erhobenen Händen, deren Flächen nach außen gekehrt sind. Alle ohne Lächeln, streng sogar, fast mürrisch. Lächeln darf nur der Vollendete.

Vor den Treppen, die zur Plattform hinaufführen, in den vier Himmelsrichtungen Altäre. Granitne Pfeiler. Ein riesiger Monolith. Eine Bude, in der man Limonade und Ansichtskarten kaufen kann, auch die großen grünen Blätter mit den weißen Tempelblumen, die man als Opfer auf dem Steinaltar niederlegt oder verbrennt.

Hunderte weißer Fähnchen aus Papier und Stoff, alle von blauen und roten Fäden eingesäumt, hängen überall herum, an den Bäumen, den Laternenpfosten, den Bambusstäben des Baugerüsts. Pilger brachten sie her. Im Morgenwind flattern sie zu Ehren des Vollendeten. Auf einem dieser Fähnchen steht in blauer Schablonenschrift: „James Findlay, Glasgow. 40 yards." Kattun. –

Digitized by Google

Ganz wie an katholischen Wallfahrtsorten deponieren Kranke im Priestergemach silberne Herzen, Arme und Beine, Exvotos. –

Das Auto fährt von Wunder zu Wunder. Hier sind von Urzeiten her riesige Stauteiche angelegt, sie speisen das reichbebaute Land. Ein Trupp Zuchthäusler kommt uns entgegen, bärtige, großgewachsene Menschen mit Strohhüten und in mit Pfeilen bedruckten Drillichkitteln – gleich jenen, die Oscar Wilde in Reading trug. Sie ziehen, von einem Aufseher mit Regenschirm bewacht, einen Wassersprengkarren.

Maha Vihare, das Große Heiligtum der Versunkenen Stadt, das sie zu einem der wichtigsten Wallfahrtsorte der buddhistischen Welt macht, ist ein Mauerviereck, das eine dürftige Luftwurzel des Bó-Baumes enthält. Die Wurzel, die sich altersschwach in geringem Winkel über den Erdboden erhebt, ist ein Ableger des geheiligten Baumes, an jenem Orte Buddha-Gaya in Ostbengalen, der seinerseits wiederum nur ein Ableger des allerheiligsten Bó-Baumes ist, unter dem Siddhartha, aus dem Geschlecht der Sakya, seine Erleuchtung erhalten hat. Man weiß, wo Siddhartha geboren wurde, man kennt auch den Ort, wo Buddha in Nirwana eingegangen ist. Gaya aber ist ganz sicher nicht der Ort, wo er seine Erleuchtung empfangen hat, der Bó-Baum in Gaya nur ein Ableger des heiligen Feigenbaums, unter dem das Wunder geschah. Dennoch ist Gaya einer der vier höchsten Wallfahrtsorte der Buddhisten, Maha Vihare folgt ihm im Range.

Früher erwähnte ich schon den Streit, der gegenwärtig zwischen Hindus und Buddhisten um Gaya tobt. Wie blutig ernst es dem Volke um seinen Glauben, um die Gestalt des zur Vollendung emporgestiegenen Menschensohnes ist, beweist, wenn man sich in Glaubenssachen auf Statistik verlassen darf, die sechsstellige Zahl der Pilger, die alljährlich nach Gaya wallfahrten, die kaum geringere der Pilger, die alljährlich nach Anuradschapura zur Luftwurzel des Ablegers wallfahren! –

Die halbkreisförmigen Granitschwellen der Tempel und Heiligtümer des Buddhismus werden Mondsteine genannt. Es sind Platten mit reicher Skulptur, sie zeigen sechs konzentrische Streifen, die mit Tierfiguren, Wellenornamenten und dekorativem Beiwerk zum Teil wundervoll verziert sind. Den schönsten dieser Mondsteine fand ich vor einem kleinen zerstörten Tempelviereck unweit jenem Jetawanaramahügel. Der Tierstreifen – eine Folge von Elefant, Büffel, Löwe und Pferd – ließ mich an assyrische Kunst denken; der Halbkreis mit der heiligen Gans war

Digitized by Google

durchaus realistisch gehalten; der Wellenhalbkreis zeigte deutlich chinesische Stilisierung, und der innerste Halbmond, der das Innere der Lotosblume, dieses wunderbaren, einer hellrosafarbenen Rose ähnlichen Gebildes nachahmt, war vom Künstler mit Akanthus-Reminiszenzen ausgehauen.

Tatsächlich mühen sich seit Jahrzehnten gelehrte Forscher um den Nachweis fremder Einflüsse auf die buddhistische Kunst Indiens. Gegenwärtig hält der verdienstvolle Professor J. Ph. Vogel von der Universität Leyden in Colombo Vorträge über die Spuren gräko-romanischer Stile in der Kunst des nordwestlichen Pundschab, dem alten Gandharaland.

Was will das alles besagen! Wunderbar – eine Schwelle! Millionen zarter, nackter Füße haben sie seit dreitausend Jahren überschritten, und keine noch so geringe Einzelheit ist im Stein verletzt, verwischt! –

Letzte Station unserer Rundfahrt: der kleine, aus zwei Felsenklötzen herausgehauene Issurumunijatempel beim Tisawewa-Stauteich am Südende der Versunkenen Stadt. Über ein paar Stufen von hohen, breitbuschigen Palmbäumen flankiert, steigt man zum kleinen Tempelhaus empor, in dessen Innern sich die vergoldete Statue des sitzenden Felsenbuddha befindet. Die Granitterrassen, die Felswände, die den Tempel umgeben, sind mit Reliefs verziert – Elefanten, Könige und Königinnen, flötenspielende lächelnde Gruppen, das obszöne Beisammensein eines verliebten Paars.

Im Heiligtum empfängt mich ein junger, gelb gekleideter Priester. Lächelnd nimmt er meine Opfergabe entgegen, ein paar Rupien, schenkt mir darauf vom Opferstein eine halberschlossene Lotosblume und zwei lange, auf das Blatt der Talipotpalme geschriebene, besser gesagt gravierte Schriftbänder. Die Lehren des Erleuchteten werden nur auf die Blätter dieses seltsamen Baumes geschrieben, der von allen Bäumen Indiens am höchsten wächst, breit, riesig stark und buschig, und nur einmal in fünfzig Jahren blüht.

Die Schriftzeichen auf den Blättern sind singhalesisch, die Sprache aber ist Pali (d. h. orientalisch).

Mit leisem, zart singenden Ton, mich hin und wieder freundlich anblickend beim Lesen, rezitiert der junge Priester die Verse (die mir Don Dabray später ins Englische übersetzt).

Sie lauten:

Digitized by Google

„Geburt bringt Leiden.
Krankheit bringt Leiden.
Alter bringt Leiden.
Der Tod bringt Leiden."

Die Heilmittel:

„Wir sind unsres Todes gewiß. Die Zeit von unsrer Geburt bis zu unserem Tode ist kostbar. Wir lieben alles, müssen doch alles verlassen. Die beste Zeit ist die Zeit unseres Lebens. In ihr ist unser Glück und Unglück beschlossen. Der Weg zum Glück ist: Lebe in Frieden. Liebe einen und alle*."

Lächelnd nehmen wir Abschied voneinander, indem wir die Hand zur Stirne führen.

Draußen weht der Wind äußerst heftig unter der Mittagssonne; die Talipotstreifen flattern zwischen meinen Händen.

Bei der Rückfahrt ins Hotel, unter den Bäumen inmitten des grünen Parks – plötzlich etwas Wunderschönes.

Zu Füßen einer schwarzen Buddhastatue – es gibt deren viele im weiten Parkbezirk! – sitzt eine Gruppe regloser Menschen in orangefarbener, in zitronengelber Kleidung. Ich lasse halten, gehe hin.

Es sind buddhistische Priester, Mönche, Schüler, auf einem Ausflug zu den Heiligtümern der Versunkenen Stadt.

„Ein heiliges Picknick!" erklärt der Führer. Sie lagern, orangefarbig und zitronengelb, unter dem sitzenden, lächelnden, schwarzen Buddha, auf den Stufen von Granit, dem sonnegesprenkelten Grün des Rasens, unter den Bäumen.

Ich komme näher, grüße.

Sie stehen auf, grüßen.

Wir sehen uns an, stumm, freundlich, lächeln.

Es sind stille, sanfte, braune Menschen, die Haare wegrasiert, die älteren mit einem vier-, fünftägigen Bart im runden, unsinghalesisch runden Gesicht. Ihre Haut ist wie gebeizt durch den Kontrast zu den grellfarbigen Überwürfen, die sie genau wie die Buddhastatuen tragen: der rechte Arm frei, der Faltenwurf über den linken und die Schulter zurückgeschlagen und hochgezogen. Das orangefarbige, zitronengelbe Gewand ist aus einem

* Das heißt: alle Kreatur, auch die Tiere.

Digitized by Google

Stück, mit Kräutersaft gefärbt, es bedeckt den Körper wie die römische Toga von den nackten Füßen bis zum nackten Hals.

Alle die Priester Buddhas, die Schüler, die Mönche tragen in der freien rechten Hand schwarze Regenschirme.

Sie gehen, orange und gelb, durch die Landschaft. Von weitem schon sind sie zu erkennen. Sie gehen still, in ihren Mienen ist kein Fanatismus, eher Stumpfheit, Abgestorbenheit, vielleicht Ignoranz. Mit einem und dem anderen habe ich mich auf englisch verständigen können.

(Im November kehren in ein Kloster im Süden der Insel drei Buddhapriester aus Deutschland zurück, die während des Krieges in Australien interniert waren. Einer unter ihnen ein Habsburger Prinz.)

In Kandy verkaufte mir ein Mönch eine orangefarbige Toga für zehn Rupien. Ursprünglich hatte er zwanzig verlangt. Er trug eine goldene Brille und wohnte in einem niederen, düsteren Gelaß, neben einer Kapelle im Bezirk des hochheiligen, aber sehr verwahrlosten und schmutzigen Zahntempels, Dalada Maligawa. (Was um so merkwürdiger ist, als dieses Tempelkapitel große Kautschuk- und Teefarmen besitzt!) Im Wohnraum des Mönchs oder Priesters lag eine Wollmatratze, auf einem niederen Tisch stand die Kerosenlampe, daneben waren einige Bücher zu sehen, auch englische. In einem Schrank bemalte, lackierte Holzdeckel, mit Talipotstreifen, ebenfalls zum Verkauf bestimmt. Nebenan auf dem Altar welkten geopferte Tuberosen, Tempelblumen, duftete betäubend die brenzlige Asche verbrannter Blüten.

Als wir in Anuradschapura zum Hotel zurückfuhren, sahen wir die Teilnehmer des heiligen Picknicks in einem der künstlichen Badeteiche, Pokunas, hinuntersteigen. Die orangefarbigen, die gelben Gewänder lagen, in gesonderte Häufchen geschichtet, auf dem hohen Rasenrand und spiegelten sich in dem mit braunem Regenwasser gefüllten Bassin. Die Schüler badeten für sich, die Priester für sich. Glänzend tauchten die braunen Leiber der Männer, der Knaben aus dem braunen Wasser auf.

Ich liebe den Anblick dieser Mönche, Priester, Schüler. Mehr noch als die Buntheit der Tamilen, Singhalesen, der Afghanen, dieser schönen, verderbten Sonnenanbeter. Wenn ich von weitem eine orangefarbige, zitronengelbe Toga herankommen sehe, verfolgen sie meine Augen. Die Einbildungskraft entzündet sich an dem Anblick dieser unbegreiflichen Menschen.

Digitized by Google

Ich habe keine direkte Beziehung zu ihren Lehren, die ich seit langen Jahren kenne. Je älter ich werde, um so mehr entfernt sich mein tätiger Glaube vom Buddha.

Die zweite Woche wohne ich jetzt in Kandy, unweit ihres Zahntempels, bin oft bei ihren Abendandachten zugegen. Entzückt sehe ich zu, wie die Beter sich vor der verschlossenen Elfenbeinpforte des Schreins niederwerfen, die Hände langsam hoch über den Kopf heben, wie sie mit zarter Gebärde die Blumen auf den Altar legen, das Opferfeuer, die Kerzen anzünden.

Aber ich halte mir die Ohren zu, ich kann es nicht ertragen, ich verstehe es nicht, wie sie bei diesem ohrenzerreißenden Getrommel auf den Negertrommeln, bei diesem schrill gellenden Flötengequiek an ihren in sich versunkenen Menschengott zu denken vermögen, sich in ihm sammeln können!

Um fünf Uhr früh weckt mich, seit ich in Kandy bin, dieses barbarische Tomtom, Tuttut.

Um sechs fangen dann die britischen Kirchen an, ihre Glocken zum Preise ihres Gottes in Bewegung zu setzen.

(Ich erinnere mich an das morgendliche Vogelgeschrei des Muezzin in Ägypten, in Palästina.)

Ich begreife nicht, wie fast alle Religionen der Welt es auf den Morgenschlummer des gequälten Menschen abgesehen haben. Ich gehöre einer geräuschlosen Religionsgemeinschaft an, Gott sei Dank. Ein Schofar ist ein Schofar. Aber er wird nur einmal im Jahr geblasen. Fürchterlich, nicht auszudenken, sollte man ihn jahraus, jahrein dreimal am Tag zu hören kriegen. Vielleicht führt der größenwahnsinnige Bürgermeister Disengoff von Tel Ariw diese Reform auch noch durch!

Vollends unerträglich die in fast jedem Buddhatempel, den ich bis heute besucht habe – die ockergelblackierten, vierzehnfach lebensgroßen Gipsfiguren des Liegenden Buddha.

Das Riesenhaupt, mit Rouge auf den Lippen, der walfischhaft gerippte Faltenwurf des gedunsenen Körpers. Das kirschrote Lebensrad in der schüsselgroßen, offenen Handfläche. Dieses ganze wahnwitzige Riesengebilde unter Glas! „... blooming idol, made o' mud – wot they called the Great Gawd Budd –" (Kipling).

Die Fresken! Ob sie die vier heiligen Stadien des zur Vollendung reifenden Meisters darstellen, oder Strafen der gegen die Sittengesetze Fre-

Digitized by Google

velnden, wie hier im Zahntempel in Kandy – sie erinnern mich an die fatalen Pinseleien auf Menagerien, Riesendamenbuden, Karusselles unserer Rummelplätze. Die blumenhaft stillste aller Religionen und diese Greuel!

(Das mystische Halbdunkel des Kölner Doms, der Canterburykathedrale, das von hehren Glasfenstern getönte Zwielicht von Chartres!!)

Im Museum von Colombo aber steht eine kleine Bronze des liebenden Boddhisattwa, des „Maittaeya". Sie stellt ihn in der traditionellen Haltung des Lehrenden dar, mit von Liebe und Zuneigung dreimal gekrümmtem Körper. Er lächelt, dieser Liebende. Er steht da in der Attitüde jener mittelalterlichen deutschen Madonnen, die ich (begnadeter Mensch!) diesen Sommer auf der Jahrtausendausstellung in Köln gesehen habe! Welche Parallele, welcher Gleichklang, Akkord durch die Zeiten, die Geschichte der Menschensehnsucht. Welche Lehre!

Fahrt nach Kandy, in den Bergen Ceylons.

Tropengewitter. In wilden, berserkerhaften Kaskaden stürzt der Regen über die tausend Stufen von der Felsendagaba in Mihintale zur Dschungel hinab, deren Schlingpflanzen, grüne Lederblätter, verfilzte Gestrüppe sich krümmen unter der Wut des Wetters.

Schlangen kriechen über den Weg. Triefende Elefanten schlendern auf weichen Sohlen, Äste und Blätterbüschel im Rüssel, durch die morastigen Wege. Auf ihren Rücken Singhalesen, den Lendenschurz über den Kopf gezogen. In den spärlichen Dörfern zu Dreivierteln nackte Menschen mit Regenschirmen. Nach einer Stunde hat sich das Gewitter verzogen. Die Straße steigt höher und höher. Kobaltblaue Berge in der Ferne. Einer, wie eine Bibel, über einen Krater gestülpt. Beim Höherwinden des Weges erscheinen die Plantagen, die „Estates": Teeabhänge, methodisch gerippte abfallende Hänge. Die buschig belaubten Kakaobäume mit purpurnen, an Bocksbeutel erinnernden Früchten im Gezweig. Die hohen, grauen Kautschukbäume, die in grauem Bergboden stehen; unten am Stamm die breite, milchweiße Wunde, aus der es in die Kokosschale fließt: Überall diese ganz dünnen, zart und hell und kerzengerade emporgeschossenen Palmen der Areka-Art. Grüngoldne Finsternis! Wieder scheidet die Sonne. Wieder ein Tag Ceylon vorbei.

Langsam schwebt durch das Geäst des Waldes der halbe Mond empor. Nicht wie er in Europa zu sehen ist – hier liegt er auf dem Rücken wie ein unbeholfenes, silbernes Insekt, wie eine entzweigeschlagene, silberne Ko-

Digitized by Google

kosnuß, aus der Gott den Saft ausgetrunken, die Gott unter die Sterne geworfen hat.

In den Dorfbuden zu beiden Seiten der Straße brennen rötliche Funken, Kerosenlampen. Wir nähern uns Kandy. Im Dunkel braust unter unserm Weg Mahaweli Ganga, der Strom Ceylons.

Ja, jetzt lebe ich die zweite Woche schon in Kandy, der alten Stadt der Könige Lankas, in den Bergen.

Sie liegt hoch, die kleine alte Stadt, aber das hindert die Palmen, die Tamarinden, den Hibiscus nicht, sich hier oben der Föhre, den Tannen, Hochlandsbäumen der europäischen Gebirgsgegenden zu gesellen; alles bunt blühende Gesträuch der tropischen Niederung belebt die Hügel um den klaren See, auf den ich die zweite Woche schon blicke, wenn die Trommeln des Buddhatempels mich aus dem Bett auf den Balkon treiben, in neblige Morgenfrühe.

Eine anmutige Landschaft, ohne Wildheit; die tritt in das Bild nur an einer Stelle ein – es ist der seltsam geformte Bergkegel, auf der Höhe schroff abfallend, gleich über dem See – auf seiner Spitze wurden, noch in der Zeit der Könige, also vor kaum hundert Jahren, der furchtbaren Teufelsgöttin Kali Menschenopfer dargebracht; das Geschrei der Gefesselten, die man jene schräge Höhe hinauftrieb, muß unten im Tale, im Königspalast gut zu hören gewesen sein, den Königen wie Musik in den Ohren geklungen haben, nicht anders als das Hurra der ins Feld getriebenen Truppen der obersten Kriegsherren von heute.

Im Palast der Könige von Lanka wohnen die englischen Gouverneure der Insel, deren Namen jetzt die Straßen der Stadt führen, und nach deren Gattinnen, Lady Horton, Lady McCarthy, Lady Anderson, die wunderbaren Bergpfade der Höhen benannt sind, die den See von Kandy säumen.

In der Audienzhalle der Könige aber, einer offenen Halle aus herrlich geschnitzten Tiksäulen, die sich zwischen Palast und Zahntempel erhebt, tagt jetzt der oberste Gerichtshof der Insel, sitzt rot in seinem Talar, die weiße Perücke auf dem englischen Haupt, der Lord-Oberrichter inmitten der braunen Säulen und spricht Recht über diese blumenhaften Inselbewohner, die, wenn man näher zusieht, genau so gut morden, notzüchtigen, falschspielen, einander begaunern wie die Urbewohner aller fünf Weltteile auf diesem Kotball. Der Lord-Oberrichter ist der weiseste, gütigste, mildeste Richter, den ich je im weiten britischen Reich habe

Digitized by Google

Recht sprechen hören – der Gerichtshof spricht Englisch, die Angeklagten und Zeugen die hundert Dialekte der Bevölkerung, man verständigt sich also lediglich durch die Dolmetscher; außerdem wählen sich Mörder, Räuber und Notzüchtiger zu ihren Taten mit Vorbedacht die Stunden der Dunkelheit und Dörfer, in denen sie unbekannt sind – wie soll man nachher feststellen, ob der Angeklagte wirklich der Täter war, bei Nacht sind alle Singhalesen und Tamilen schwarz, und einer sieht aus wie der andere, besonders wenn er nichts anhat.

In den Straßen der kleinen Stadt lebt, wimmelt es von früh bis spät durcheinander; betet in kleinen Dagabas, Tempeln, Moscheen zu allen Göttern des weiten Indien; dieses Völkergewimmel, auf kleinstem Raum am östlichen Ufer des Sees zusammengepfercht, betet zu Allah, Schiwa, Buddha, zur Kali, zu den hunderttausend Götzen, zu Tieren und Dämonen, ein paar hundert beten die Sonne an, ein paar hundert auch die Jungfrau Maria und ihren Sohn.

Aber hier in der Nähe, höher oben noch in den Felsklüften des Mattenberges Pidrutallagalla, im Urwald des Adams-Pik wohnt ein sagenhafter Urstamm, die Veddas, der mit Pfeil und Bogen das Wild jagt, das sich, scheu wie seine Jäger, in den Klüften der Dschungel, verbirgt; diese Leute kleiden sich in Baumborke, opfern, wenn man den Forschern Glauben schenken darf, die Expeditionen ausrüsten, um bis zu ihnen vorzudringen, heute noch ihresgleichen den alten, unvergessenen Göttern, und man merkt von ihrer Existenz nur, wenn sie Klumpen von wildem Honig an gewissen Lichtungen des Urwalds niederlegen, bis wohin die zahmeren Bewohner Lankas sich vorwagen. Neben diesen Honigklumpen, mit dem die Veddas Tauschhandel treiben, liegen zuweilen, aus Wachs geformt oder Holz geschnitzt, Abbildungen von Zündholzschachteln, Äxten, Teekesseln, Kerosenkannen und vermutlich auch von Regenschirmen. Die zahmen Landsleute der Veddas erfüllen die Wünsche der Verwandten im Wald, und eine Nacht später sind die Gegenstände von der Lichtung verschwunden.

Der höchste Gipfel dieser sagenhaft herrlichen Insel heißt nach Adam, und die dünne Landzunge, die wie eine Nabelschnur Ceylon einst mit dem Festland Indien verband, Adams-Brücke.

Hier irgendwo war das Paradies. Hierher, auf diese Insel, verlegte es die ewige, trauernd zurück in die „gute alte Zeit" blickende Sehnsucht des Menschengeschlechts.

Digitized by Google

Wenn irgendwo, so war das Paradies auf dieser Insel der Blumen, der mit Edelsteinen rollenden Berggewässer, der Perlen an den Strand schäumenden See, der blumenzarten Männer und Frauen, der unerhörten, unbeschreiblichen Farbenpracht der tropischen Atmosphäre. (An die man sich aber rasch gewöhnt, denen man sogar, das muß gesagt sein, bald, ach zu bald, ein wenig überdrüssig wird!!)

Adams Pik, Adams Brücke – es wäre herrlich, eine Weile im Paradies zu leben, aber das Manuskript muß mit der nächsten Post fertig und druckreif nach Berlin – das Paradies ist verloren!

An einer Stelle aber lebt es noch wirklich und wahrhaftig weiter, in überwältigender Fülle und Herrlichkeit, und das ist der Garten, das sind die Gärten von Peradenija, eine halbe Rikschastunde südöstlich von Kandy. –

Mein treuer Kuli Podi Singho, dem das hübscheste Wägelchen und die schnellsten Füße Kandys gehören, läuft mit mir in aller Herrgottsfrühe aus der Stadt hinaus, zum Paradiesgarten Peradenija. Mit gutem Gewissen trage ich in die Rubrik des Besucherbuches, das nach der Nationalität des Gastes fragt: „the World" ein, fühle mich ausgeschlafen, unbelastet, ohne Herkunft, ohne Reiseziel, hieher, dorthin geschleudert, von unbekanntem Zwang, Gesetz, Schicksal, ach, wozu nach all diesem Zufälligen, Vorübergehenden forschen an der Schwelle dieses Himmelsortes, dieses Paradiesortes der irdischen Erde!

Himmelhohe Palmen, in Alleen, methodisch gepflanzte Baumgruppen, in wundersamen Farben blühend, Orchideenparterres, ein Gartengehege, das wild nach allen Spezereien des Morgenlandes duftet, ein Teich mit Lotos, eine Felskluft mit Farnen, ein Treibhaus voll insektenfressender Blumenungeheuer, roter Lederblätter, aus denen Affenphalluse in die Höhe starren, Talsenkungen voll wildwuchernder, kriechender, sich an Stämmen blütenschwerer Bäume verzweifelt und brünstig emporschlingender Lianen, wilde Umarmung von Ranke und Baum, Baum und Baum, alles still, bebend in stummem Leben – nur ein einziger hoher, durchsichtiger, weil halb kahlgefressener Baumwipfel ist von Gekreisch durchtobt – er ist von Hunderten aus dem Halbschlaf jäh emporfahrender Fledermäuse bevölkert, die dort oben in den Zweigen hängen, mit dem Kopf nach unten; das schnattert und kreischt und zankt, erst wenn es dunkel wird, etwa wenn in Berlin die Premièren in den Theatern beginnen, dann kommt dort heftiges Leben ins Geäst, die Tiere flattern davon, es ist ihr Gewerbe.

Digitized by Google

Mahaweli Ganga, der Strom Ceylons, fließt im Halbkreis um Peradenijas Zaubergärten herum, ihre Fruchtbarkeit bewirkt das uralte Gewässer.

Ach, ich werde keine botanischen Bezeichnungen hierher schreiben, wie ich so wenig wie möglich mit Farbennamen um mich warf, als ich über den Sonnenuntergang zu berichten hatte, in den ersten Blättern dieses Kapitels. Langsam rollt die Rikscha, von Podi Singho gezogen, durch die Gärten. Podi hat Verstand, stört mich nicht, er gehorcht einem leisen, kaum vernehmlichen Ausruf des Entzückens, der Überraschung, einem Seufzer, der die Luft vor dem Mund kaum bewegt, bleibt stehen, und ich darf ungehemmt in Bewunderung versinken. Podi ist nicht da, verfliegt in Unpersönlichkeit; ich darf mich allein dünken im weiten Garten, ich bin, um diese Morgenstunde, im Paradies, allein. – –

Hier: eine Talipotpalme, hoch, gewaltig, ernst, mit den Blättern im Gipfel, die allein würdig sind, die heiligen Schriften der Menschheit zu bewahren; ich taufe sie um, in Tolstoj-Palme – wie ich jenen sonderbaren, hellen Baum, der aus wenigen, starken Wurzeln sich aus dem Urboden aufrichtet, aber aus der Höhe viele sehnsüchtige Äste, die aber immer wieder Wurzeln sind, in den Boden zur Erde zurück, ins Erdreich hinunter sendet, saugende, sehnsüchtige Wurzeln, Hamsun-Baum benenne. Die Fingerspitzen berühren die Äste, die Wurzeln im Vorüberstreichen.

Hier ist die breit entfaltete, glänzende Fächerpalme mit dem Rauschen in den Ästen, Nietzsches Baum; und in seiner Nähe eine Gruppe, in der ich diesen Baum Deußen, einen anderen Oldenberg, einen Neumann taufe, und einen, den er erblickt haben mag, mit dem Namen Hermann Hesse benenne.

Dort steht, weitab vom Weg, ein verkrümmter, zerrissener Feigenbaum mit wild in alle Richtungen fahrenden Zweigen, die bunte Knollen, Blumenbüschel morbider Schwere tragen, Blumen und Früchte zugleich, ich nenne ihn nach Strindberg, und ein Ableger des gleichen Stammes, näher zum Wagenpfad, ist der Wedekind-Baum, aber jener Bambushain, tausend starke Stämme, deren Wurzeln aus dem Strom selbst empor zu wachsen scheinen, deren helle, dünne Blätter wie ein Wald Mahavelis Brausen übertönen, erinnert mich an Zola, wie mich eine aus weit auseinanderliegenden, wie ein Indianerzelt zum Stamm winklig zusammenlaufenden Wurzeln stark und breit emporwachsende Eiche an Walt Whitman erinnert, den guten

Digitized by Google

grauen Dichter. Ein anderer Baum, nordisch anzusehen, mit Moos an dem Stamm empor, in dem es von Ameisen, funkelnden Käferparasiten wimmelt, weit ausladende Äste, jeder ein Stamm für sich, bis in die höchste Höhe rauh und stark wie behaarte Arme, Blätter wie die der Platane, aber schwer, braun, grüngeadert: Dostojewski. Und viele noch, und viele, aufrüttelnd, leben ewig im Garten des Paradieses. –

Im Bezirk der blühenden Sträuche, der Blumen- und Buschgehege lasse ich Singho halten, verliere mich für eine Zeit in den abseitigen, verschlungenen Kiespfaden. Hier rauscht es von Duft. Farbentöne rauschen um alle Sinne, die geweckt ineinander fließen; Sehen, Geruch, das Gehör, Tasten und Schlürfen, geschärft und gierig bis zur Ohnmacht, schwer; das Herz vermag es kaum zu ertragen; der Körper sinkt, bis zur Vernichtung entseelt, in der Hilflosigkeit seiner stummen Ohnmacht zu Boden.

Hier erblicke ich ein zartes Gebild, mit dünnen, in die Luft greifenden Fingern, blaß und mit lechzendem Kelch, eine hellgelbe, etwas rötliche Blume, ganz jung und scheinbar eben erst hierher gepflanzt ins Moos, das sie stützt und hält, bewahrt. Eigensinnig umfangen leise gekräuselte Blütenfäden die bläßliche Blüte, wagerecht, dicht, enthüllen ihre Blässe kaum, versperren sie, wie Gedanken hinter einer Stirn.

Und nicht weit davon, wirr und wild, eine dunkle, kurzstämmige, mit starken, emporstrebenden, sich gegen das Welken wahrenden Stielen, aus denen blutrote Kelche hervorsprießen, fünfzackig, und daneben dunkle, fast schwarze, an die Passionsblume erinnernde Sterne.

Und weiter, offenkundig zur selben Familie gehörend, wenngleich von hellerer Färbung, eine Blume, klein, fast wie ein zwergenhaftes Bäumchen anzusehen, etwa wie die Azalee, mit schneeweißen, engelhaft sich neigenden offenen Blütenköpfchen, über die bescheidenen Halme des Rasens, die unzähligen, kaum sichtbaren Kreaturen des üppigen Bodens gebeugt, ihre lilienzarten Blüten neigen sich alle nach unten, so liebend-demütig, wenn man eine von ihnen leise und vorsichtig hochhebt, gewahrt man in ihr einen Tautropfen, der über den Rand rinnt, herniederfällt wie eine Träne.

Und hier steht ein seltsam schönes Doppelgebilde: Stamm und Liane, keine von der anderen zu trennen noch zu unterscheiden; stark und feurig halten sich die schönen Gewächse umschlungen. Ein Leben geht durch beide, und doch es sind getrennte Naturen; man erkennt es an der Doppeltheit der Blüten, die aber aus der gemeinsamen Umschlingung zu er-

Digitized by Google

wachsen, ihre Kraft zu holen scheinen. Hier wächst eine Windenblüte aus dem Stamm wie mondblaue Nacht, mit weißen, zartblau geäderten verschwistert; daneben aber stärkere, von härterer Konstitution, von einem Blau, das ins Orangefarbige getaucht scheint; und diese beiden Blüten: die Winde und diese Orangefarbige saugen sich stellenweis mit ihren Staubfäden, den Rändern ihrer Kelche aneinander fest, ein seltsames Wunder von Anmut, von Lebensstärke und Selbstaufgabe darstellend.

Langsam gehe ich an einer Pflanze vorbei; sie hebt sich aus feuchtem Rasen, ist schon halb verwelkt, schwammig und breit geworden. Ihre Blüten, von denen viele auf dem Kies verstreut liegen und über die ein Rad weggerollt ist, waren einst wohl frisch und schön, aber der Stamm trägt Moderflecke, grünliche Stiche, rötlich entzündete Scheiben, wie von einer Ansteckung; tödliche Verwesung ist aus dem Saft an die Oberfläche gesickert. –

Auf einer Lichtung gewahre ich, im Sonnenschein sich erhebend, einen schlanken, doch starken, im Emporwachsen sich jählings zu eigenwilliger Üppigkeit entfaltenden Baum. Ein Baum? Vielleicht ist es eine Blume, die die Tropen zu solcher Fülle getrieben haben. Aus den starken, fast unnatürlich, fast künstlich weißen Blättern, die schneehell und glänzend sich der Sonne auftun wie Tuberosen, stechen seltsame, betäubend duftende Blüten hervor. Ins Rostrote schillernde Kelche, die an schwarzen Staubfäden Pudertropfen spitzer, violetter Funken tragen, wie aus Schalen von getriebenem Kupfer, die weiße Hände emporheben, Weintrauben quellen, Früchte, die zu lange im Schatten gereift sind.

Der Baum steht in voller Blüte, ist von Knospen schier übersät. Von seinem Anblick – dieses wilden, tropisch überwuchernden Gebildes, das sich schier nicht genug tun kann in schwellender Unergründlichkeit, komme ich kaum los. Mir ist, als müßte ich mich, müde und willenlos, unter sein Geäst legen, warten, bis die Sonne fort ist, beobachten, wie der Mond, die tiefe Nacht auf diesen Doppelklang Schneeweiß, Rostrot einwirkt, wie die Dunkelheit endlich beide zermalmt, niederstößt, vernichtet bis zum Sonnenaufgang.

Mit dem Nagel ritze ich den Stamm, dem eine Flüssigkeit entquillt, scharf und süß, wie ich solchen Geschmack nie verspürte, beizend auf Zunge und Lippen verweilend, nicht fortzusaugen, nicht weichend von den Nervenspitzen, wenn auch die süßeste Speise, der dunkelste Wein über die Lippen, durch die Kehle strömt.

Digitized by Google

Es ist ein Baum mit einem nordischen Namen, der Früchte trägt, einmal im Jahr, hier um die gleiche Zeit wie in seiner ursprünglichen Heimat, in der er aber ähnliche Üppigkeit niemals erreicht wie hier im Paradiese, deren Bereich Mahaweli Ganga umbraust. Im Frühling, früher als die Fruchtbäume des Nordens, kommt die Frucht dieses Baumes zur Reife. Der Geschmack der Flüssigkeit, die unter meinem Finger aus dem Stamm quoll, vermag, wenn er in einer Schale aufgefangen wird, das Nervensystem zu zerstören; es vergiftet den Schlaf, die Träume, weckt die Sehnsucht nach dem Geschmack der Frucht, die sie tragen wird, schwächt den Körper, wie sie die Seele zerfrißt, nach der Zeit der Reife im steigenden Jahr.

Hier und dort pflücke ich Blüten, schön geäderte Blätter von Stauden, Sträuchern, lege sie daheim auf den Tisch vor mich hin. An Arno erinnert mich die Tempelblume, an Ernst die Kalla, an Else ein wunderbarer Kelch wie der der Feuerlilie, des Türkenbundes, mit geschwungenen, geäderten Rändern, goldenen Staubgefäßen, die goldenen Staub um sich streuen, weit um sich in die gleichgültige, graue Einöde. –

Tagelang gehe ich, in Kandy, unter der vielgestaltigen Menge, den Menschen dieses kleinen, lieblichen, geschäftigen Ortes herum, der sein Alltagsleben führt, emsig, geräuschvoll. Stumm gehe ich herum, zuweilen wie entseelt. Morgen fahre ich nach Indien, dann weiter nach dem Osten, weiter, an den Stillen Ozean.

Gärten von Peradenya. Immer weiter fort, wach bleiben, aus der Gewalt der Wirklichkeit, des tätigen Lebens, der zauberhaften Gegenwart den Lebensrausch schöpfen, dessen paradiesischer Widerschein diese Insel ist.

EIN BRIEF

von

PAUL VALÉRY

Mein Freund, nun bin ich fern von Ihnen. Wir sprachen noch miteinander, und ich schreibe an Sie. Das ist, wenn man so will, ein recht seltsames Ding.

Sie sollen sehen, daß ich zum Staunen recht im Stande bin.

Digitized by Google

Die Rückkehr eben in dieses Paris, nach reichlich langer Abwesenheit, ist mir unter einem metaphysischen Blickpunkt erschienen. – Ich rede nicht allein von der leibhaften Rückfahrt, dem schwarzen Opfer einer Nacht an den schütternden Lärm. Der reglos lebendige Körper liefert sich den leblosen Körpern in Bewegung aus, die ihn dahintragen. Der Schnellzug hat eine fixe Idee: die Stadt. Man ist der Gefangene seines Ideals, das Spielzeug seiner eintönigen Raserei. Muß Millionen Stöße hinter der Szene hinnehmen, dazu diese Rhythmen, diese aussetzenden Rhythmen, dieses mechanische Schlagen und Ächzen, – das ganze tolle Gehämmer ich weiß nicht welcher Geschwindigkeitswerkstatt. Man ist trunken von drehendem Spuk, ins Nichts zerfließender Schau und fortgerissenen Lichtern. Wie die Fahrt im Dunkel das Metall schmiedet, träumt man, die Zeit in Person griffe ohne Erbarmen die harte tiefe Entfernung an und zersetzte sie. Überreizt, zerschunden zeugt das Hirn, aus sich selbst und ohne es zu wissen, notwendigermaßen eine ganze moderne Literatur ...

Bisweilen steht die Erregung still. All das Geholper führt zu nichts. Der Ortswechsel als Endsumme setzt sich aus einer Unzahl von Wiederholungen zusammen; jeder weitere Augenblick bringt den andern zur Überzeugung, daß man niemals ankommen wird ...

Vielleicht sind Ewigkeit und Hölle naive Ausdrucksformen irgendeiner unvermeidlichen Reise?

Kraft solchen Durchrüttelns unserer Knochen und Ideen in der Finsternis kommen indessen die Sonne und Paris schließlich heraus.

Aber das Geistwesen – das Menschlein im Menschen – (das in der groben Einbildung, die wir uns vom Erkennen machen, stets vorausgesetzt ist) vollzieht seinerseits seinen Standwechsel. Es wandert keineswegs wie das Bewußtsein in einer Fabelwelt von Visionen und einem Durcheinander von Phänomenen. Es reist seiner Natur gemäß und in seiner Natur selber. Ich würde mich hochachten, wenn ich mir seine Tätigkeit vorstellen könnte. Wenn ich sie Ihnen gar beschreiben könnte, so wüchse diese Selbsthochachtung bei mir ins Unermeßliche. Aber davon ist keine Rede ...

Ich stelle mir also vor, so gut ich vermag, das Gefühl des Wechsels in unserem Aufenthalt sei in einer unbekannten und uns wesentlichen Substanz von einer überaus feinen Ablösungs- und Wiederanknüpfungstätigkeit begleitet. Eine tiefreichende Ordnungsreihe verwandelt sich. Kaum ist die Abreise beschlossen, und lange bevor der Leib sich dazu anschickt,

Digitized by Google

da kündet die bloße Idee, daß alles um uns wechseln wird, unserem verborgenen System eine geheimnisvolle Veränderung an. Durch das Gefühl, man geht weg, büßen alle noch greifbaren Dinge beinahe alsbald ihr nahes Dasein ein. Sie sind gleichsam in ihrem Hierseinsvermögen getroffen, das zum Teil schwindet. Gestern noch waren Sie bei mir, und in mir war ein geheimer Jemand schon ganz darauf gefaßt, Sie lange nicht mehr zu sehen. Ich fand Sie nicht mehr in der nächstgerückten Zeit und hielt Sie doch bei der Hand. Sie waren für mich mit Abwesenheit gefärbt und gleichsam dazu verurteilt, keinerlei unmittelbare Zukunft zu haben. Ich blickte Sie von nahem an, sah Sie im weiten. Ihre selben Blicke enthielten keine Dauer mehr. Mir schien, als gäbe es zwischen Ihnen und mir zweierlei Abstand – der eine noch kaum merklich, der andere schon unermeßlich; und ich wußte nicht, welcher als der wirklichste von beiden zu nehmen war ...

Während der Fahrt habe ich beobachtet, wie die Erwartungen meiner Seele sich wandeln. Gewisse Federn entspannen sich, andere ziehen sich zusammen. Unsere unbewußten Voraussichten, unsere etwaigen Verwunderungen vertauschen tief innen ihre Stellungen. Wenn ich Sie morgen träfe, so wäre mir das eine große Überraschung ...

Mit einem Mal fühlte ich mich in Paris, ein paar Stunden bevor ich da war. Fühlbar nahm ich meine Pariser Denkweisen wieder an, die sich auf meinen Reisen ein wenig verflüchtigt hatten. Sie waren zu Erinnerungen herabgesunken; jetzt wurden sie wieder lebendige Werte und Hilfsquellen, die man jeden Augenblick benützen soll.

Was für ein Dämon steckt in der abstrakten Analogie! – Sie wissen, wie er mich manchmal quält! – Er blies mir ein, diese unfaßbare Wandlung, die in mir vorging, einem ziemlich jähen Wechsel gewisser mentaler Wahrscheinlichkeiten zu vergleichen. Eine beliebige Antwort, Bewegung oder Miene, wie sie in Paris die sofortigen Wirkungen unserer Eindrücke sind, sind uns nicht mehr so natürlich, wenn wir zurückgezogen auf dem Lande oder sonst in eine genügend abgelegene Umgebung untergetaucht sind. Das Spontane ist nicht mehr dasselbe. Nur dem wahrscheinlich Benachbarten sind wir zu erwidern bereit.

Man könnte merkwürdige Folgerungen daraus ziehen. Ein kühner Physiker, der die Lebewesen und gar die Herzen in seine Pläne einbezöge,

Digitized by Google

würde vielleicht wagen, eine Entfernung durch eine gewisse innere Verteilung zu bestimmen ...

Ich fürchte sehr, mein alter Freund, wir bestehen aus recht vielen Dingen, die uns nicht kennen. Und darin kennen wir uns selber nicht. Falls es deren eine Unendlichkeit gibt, ist alle Betrachtung eitel ...

So fühlte ich mich denn wieder von einem andern Lebenssystem ergriffen und nahm meine Rückkunft zur Kenntnis als eine Art Traum dieser Welt, wohin ich zurückkehrte. Eine Stadt, wo das Leben im Wort mächtiger, vielfältiger, tätiger und launischer ist als in jeder andern, bereitete sich in mir durch die Idee einer funkelnden Wirrnis vor. Das harte Gerassel des Zuges lieh meiner bilderreichen Zerstreuung das Summen eines Bienenstocks zur Begleitung.

Es schien mir, als führen wir da vorne einer Wolke von Reden entgegen. Tausend Ruhmesbahnen in der Entwicklung, tausend Büchertitel in der Sekunde erschienen und vergingen ununterscheidbar in diesem stets größer werdenden Sternennebel. Ich wußte nicht, sah oder hörte ich dieses unsinnige Treiben. Da gab es Schriften, die schrien, Worte, die Menschen, und Menschen, die Namen waren ... Kein Ort auf Erden, dachte ich, wo die Sprache mehr Frequenz, mehrerlei Widerhall und weniger Zurückhaltung hat als in diesem Paris, wo Literatur, Wissenschaft, Künste und Politik eines großen Landes eifersüchtig konzentriert sind. Die Franzosen haben alle ihre Ideen innerhalb einer Stadtmauer zu Haufen getragen. Da leben wir in unserem Feuer.

Reden; wieder reden und widerreden; bereden; verreden ... Alle diese Verben zusammen ergaben mir das schwirrende Leben im Paradies des Wortes.

Was ist ermüdender, als das Chaos einer Menge Geister zu erfassen? – Jeder Gedanke findet in diesem Getümmel sein Ebenbild, sein Widerpart, sein Vorbild und Nachbild. So viele Ähnlichkeiten, soviel Unvorgesehenes machen ihn mutlos.

Haben Sie eine Vorstellung von dem unvergleichlichen Durcheinander, das zehntausend wesentlich einzelne Wesen anrichten? Bedenken Sie, was für eine Temperatur eine so große Zahl verschiedener Eigenlieben an diesem Ort, wo sie sich vergleichen, hervorzubringen vermögen.

Digitized by Google

Paris umschließt und verbindet und verbraucht oder verzehrt die große Mehrzahl der glänzenden Unseligen, die ihr Geschick zu Wahngewerben berufen hat ... So nenne ich alle die Hantierungen, deren Hauptwerkzeug die Meinung ist, die man von sich selber hat, und deren Rohstoff die Meinung, die die anderen von einem haben. Die Personen, die sie ausüben, einer ewigen Anwärterschaft ausgeliefert, sind notwendigermaßen stets von einem gewissen Größenwahn geschlagen, den ein gewisser Verfolgungswahn unaufhörlich durchkreuzt und foltert. Bei diesem Volk von Einzigen herrscht das Gesetz, zu tun, was keiner je getan und keiner je tun wird. Dies ist zum mindesten das Gesetz der Besten, das heißt derer, die das Herz haben, unverhohlen etwas Absurdes zu tun ... Sie leben nur, um die Illusion des Alleinigseins zu erlangen und festzuhalten – denn die Überlegenheit ist nur eine Einsamkeit, die auf dem jeweiligen Grenzgebiet einer Gattung liegt. Sie gründen jeder sein Dasein auf das Nichtsein der andern, denen es jedoch ihre Zustimmung dafür zu entreißen gilt, daß sie nicht da sind ... Beachten Sie wohl, daß ich lediglich ableite, was im Sichtbaren verhüllt ist. Falls Sie daran zweifeln, so untersuchen Sie doch, worauf eine Arbeit hinausläuft, die unbedingt nur von einem bestimmten Individuum verrichtet werden kann und von der Sonderart dieses Menschen abhängt? Denken Sie an die wahrhafte Bedeutung einer auf die Seltenheit gegründeten Hierarchie. – Ich vergnüge mich bisweilen an einem physischen Bild unserer Herzen, die zuinnerst aus einem gewaltigen Teil Ungerechtigkeit und einem kleinen Teil Gerechtigkeit zusammengesetzt sind. Ich bilde mir ein, es gäbe in jedem von uns ein Atom, wichtig vor unsern andern Atomen und bestehend aus zwei Energiestäubchen, die sich voneinander scheiden möchten. Es sind gegenstrebige, aber unzertrennliche Energien. Die Natur hat sie für immer verbunden, wenngleich sie sich wütend feind sind. Das eine ist die ewige Schwingung eines starken positiven Elektrons, und diese unerschöpfliche Schwingung erzeugt eine Reihe dumpfer Klänge, worin das innere Ohr mühelos einen tief eintönigen Satz unterscheidet: Da bin nur ich. Da bin nur ich. Da bin nur ich, ich, ich ... Was das winzige, durchaus negative Elektron angeht, so schreit es in der höchsten Fistel und durchdringt wieder und wieder in der grausamsten Weise das Ich-Thema des andern: Ja, aber da ist der ... Ja, aber da ist der ... Und der, und der, und der. Und jener! ... Der Name wechselt nämlich oft genug ...

Digitized by Google

Wunderliches Reich, wo alle schönen Dinge, die dort geschaffen werden, bittere Speise sind für alle Seelen außer einer. Und je schöner sie sind, um so bitterer nachempfunden.

Halt, noch eines. Mir scheint, jeder Sterbliche besitzt ganz nah beim Zentrum seiner Maschine, an einem Vorzugsplatz unter den Navigationsinstrumenten seines Lebens einen kleinen Apparat von unglaublicher Empfindlichkeit, der ihm den Stand seiner Eigenliebe angibt. Daran liest man ab, daß man sich bewundert oder anbetet, daß einem vor sich selber graut, oder daß man sich aus dem Dasein streicht; und irgendeine lebendige Indexnadel, die über dem geheimen Kompaß zittert, pendelt schrecklich sprunghaft zwischen dem Nullpunkt: Tier und dem Maximalpunkt: Gott.

Und nun, mein zärtlicher Freund, wenn Sie von so manchem irgendetwas begreifen wollen, dann müssen Sie bedenken, daß ein so lebenswichtiger und feingebauter Apparat das Spielzeug des ersten besten ist.

Und es gibt ohne Zweifel seltsame Menschen, in denen diese verborgene Nadel immer den Gegenpunkt zu dem angibt, worauf man gewettet hätte. Sie hassen sich eben im Augenblick der allgemeinen Achtung, und umgekehrt im Gegenteil. Aber wir wissen, daß keinem Gesetz mehr volles Genüge geschieht. Sie gelten nur mehr von ungefähr ...

Und der Zug eilte immer weiter, Pappeln, Kühe, Scheunen und alle Erdendinge mit Gewalt wegwerfend, als verschmachte er, als liefe er nach dem reinen Gedanken oder einem Stern entgegen, ihn einzuholen. Welches oberste Ziel kann eine so rücksichtslose Entführung veranlassen und ein so wildes die Landschaft zum Teufel jagen?

Wir kamen der Wolke näher. Namen flammten auf, andere verblaßten. Der Himmel erfüllte sich mit politischen und literarischen Meteoren. Die Überraschungen platzten. Die Sanften blökten, die Bösen miauten, die Fetten brüllten, die Mageren fauchten.

Parteien, Schulen, Salons, Kaffees, alles ließ sich vernehmen. Da die Luft nicht mehr ausreichte, übernahm der Äther Sendungen. Man wurde betäubt vom Klirren eines Duells, dessen Degen Blitze waren, und gar viele Armseligkeiten verbreiteten sich mit der Schnelligkeit des Lichtes bis ans Ende der Welt.

Nehmen Sie mir bitte diesen Mißbrauch des Indicativus Imperfecti nicht übel; aber er ist die Zeit der Zusammenhanglosigkeit, und ich werde gewahr, daß ich im Begriff bin, Ihnen die größtvorstellbare Zusammen-

Digitized by Google

hanglosigkeit zu schildern, wenn das noch Schilderung heißt. Ich werde noch ein paar Striche daransetzen vermittels einiger weiterer Imperfekte.

Ich sah im Geiste den Markt, die Börse, den Bazar, wo der Okzident seine Phantasmen austauscht. Ich war beschäftigt mit der Wunderwelt des Flüchtigen, seiner erstaunlichen Haltbarkeit, mit der Kraft der Paradoxe, der Widerstandsfähigkeit der verbrauchten Dinge ... Alles nahm Gestalt an. Abstrakte Kämpfe wurden zu Fratzenspielen. Mode und Ewigkeit lagen sich in den Haaren. Der Rückständige und der Fortschrittler machten sich den Punkt streitig, von dem aus man abstürzt. Die Neuheiten, selbst wenn sie neu waren, brachten höchst alte Folgen zur Welt. Was stille Arbeit hervorgebracht hatte, wurde vom Ausrufer feilgeboten... Kurz, alle möglichen geistigen Ereignisse vollzogen sich in Windeseile vor meiner noch halb schlummernden Seele. Sie wurde von Schreck, Ekel und Verzweiflung erfaßt und von einer entsetzlichen Neugierde, während sie, gänzlich müde und wirr, dem vollendeten Schauspiel dieser unermeßlichen Tätigkeit zuschaute, die man intellektuell nennt ...

– Intellektuell? ...

Dieses Unding von Wort, das mir von ungefähr in den Sinn gekommen war, blockierte jäh meinen ganzen Zug von Visionen. Närrische Sache, der Stoß eines Wortes in einem Kopf! Die ganze Masse des Falschen springt in voller Fahrt plötzlich aus dem Gleise des Wahren ...

Intellektuell? ... Keine Antwort. Keine Ideen. Bäume, Scheiben, Harfen ohne Ende, auf deren wagerechten Saiten Ebenen, Schlösser und Rauchfahnen vorüberflogen ... Ich blickte in mich hinein mit fremden Augen. Ich stolperte über das, was ich soeben erschaffen hatte. Kopflos, inmitten der Trümmer des Faßbaren fand ich das große Wort, das die Katastrophe verursacht hatte, regungslos und gleichsam umgestürzt wieder. Es war ohne Zweifel ein wenig zu lang für meine Denkkurven ...

– Intellektuell ... Jedermann an meiner Statt hätte begriffen. Aber ich! ...

– Sie wissen, teures Sie, daß ich ein Geist der dunkelsten Art bin. Sie wissen es aus Erfahrung und wissen es besser noch, weil Sie es hundertmal haben sagen hören. Es fehlt nicht an Leuten, und zwar gelehrten, nachsichtigen und wohlgesonnenen Leuten, die damit warten, mich zu lesen, bis man mich ins Französische übersetzt hat. Sie beklagen sich darüber beim Publikum, stellen ihm Zitate aus meinen Versen vor Augen,

Digitized by Google

wo sie, ich gebe es zu, in Verlegenheit geraten müssen. Sie machen sich sogar einen rechtmäßigen Ruhm daraus, durchaus nichts zu verstehen; andere Leute würden das verbergen. „Modeste tamen et circumspecto judicio pronuntiandum est", sagt Quintilian an einer Stelle, die zu übersetzen Racine Sorge getragen hat, – „ne quod pleribus accidit, damnent quae non intelligunt". Doch ich, ich bin verzweifelt, diese Lichtfreunde zu betrüben. Nichts zieht mich an als wie die Klarheit. Ach! Amice mei, ich versichere Ihnen, fast gar nichts finde ich davon. Dies sage ich Ihnen ganz leise ins Ohr. Tragen Sie es ja nicht weiter. Hüten Sie mein Geheimnis mit äußerster Sorgfalt. Ja, die Klarheit ist in meinen Augen so wenig gemein, daß ich auf dem ganzen Weltenplan – und vornehmlich in der denkenden und schreibenden Welt – nicht mehr davon ersehe als Diamanten im Verhältnis zur Masse des Planeten. Die Dunkelheiten, die man mir nachsagt, sind wesenlos und durchsichtig neben denen, die ich so ziemlich allenthalben entdecke. Glücklich die andern, die mit sich selber darin übereinkommen, sich vollkommen zu verstehen! Die schreiben und reden ohne Zagen. Sie werden empfinden, wie ich alle diese lichtvollen Menschenkinder beneide, deren Werke einen an die sanfte Leichtigkeit des Sonnenstrahls in einem kristallenen Universum gemahnen ... Mein schlechtes Gewissen gibt mir bisweilen ein, sie zu beschuldigen, um mich zu verteidigen. Es raunt mir zu, daß nur die, die nichts suchen, dem Dunkel nie begegnen, und man den Leuten nur vorsetzen darf, was sie schon wissen. Aber ich prüfe mich von Grund aus und muß allerdings dem beistimmen, was so viele erlauchte Personen sagen. Ich bin wahrhaftig eines unseligen Geistes, mein Freund, der nie recht sicher ist, etwas begriffen zu haben, was er begriffen hat, ohne es zu merken. Ich unterscheide sehr mangelhaft das unbesehen Klare vom ausgemacht Finsteren ... Diese Schwäche ist ohne Zweifel der Kern meiner Dunkelheiten. Ich mißtraue allen Worten, denn die geringste Überlegung erweist es als sinnlos, darauf zu trauen. Ich bin, leider, soweit gekommen, diese Worte, mit denen man die Spanne eines Gedankens so trefflich überquert, leichten Brettern über einem Abgrund zu vergleichen, die wohl den Übergang, keineswegs aber den Aufenthalt verstatten. Der Mensch bedient sich ihrer in Eile und macht, daß er weiterkommt; doch bleibt er nur ein ganz klein wenig stehen, so brechen sie in diesem bißchen Zeit, und die ganze Geschichte saust in die Tiefe. Wer sich beeilt, hat begriffen; nur ja nicht verweilen: man würde bald

Digitized by Google

herausfinden, daß die klarsten Auseinandersetzungen aus dunklen Ausdrücken zusammengewoben sind.

All dies könnte mich zu großen und reizvollen Entwicklungen führen, die ich Ihnen schenke. Ein Brief ist Literatur. Ein strenges Gesetz der Literatur lautet: nirgends tief schürfen. So ist's auch der allgemeine Wunsch. Schauen Sie sich allerwärts um.

So stak ich denn in meinem eigenen Abgrund – der weil er meiner war, nicht weniger Abgrund blieb –, ich stak also in meinem eigenen Abgrund, unfähig, einem Kinde, einem Wilden, einem Erzengel – mir selber – dieses Wort „Intellektuell" zu erklären, das keinem Menschen sonst zu schaffen macht.

Nicht als hätte es mir an Bildern gefehlt. Sondern im Gegenteil, auf jede Befragung meines Geistes durch dies schreckliche Wort erwiderte das Orakel mit einem neuen Bild. Alle waren harmlos einfach. Keines machte genau genommen dem Zustand völligen Nichtbegreifens ein Ende.

Traumfetzen kamen mir.

Ich formte Gestalten, die ich „Intellektuelle" nannte. Beinahe unbewegliche Menschen, die große Bewegungen in der Welt verursachten. Oder sehr aufgeregte Menschen, deren lebhafte Hand- und Mundbewegungen wesentlich undurchdringliche Gewalten und unsichtbare Gegenstände darstellten ... Ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage. Ich sah, was ich sah.

Denker, Schriftsteller, Wissenschaftler, Künstler – Ursachen, lebendige, einzelgesetzte, winzige Ursachen, die in sich wieder Ursachen enthielten und sich selbst unerklärlich blieben – und überdies Ursachen, deren Wirkungen geradeso eitel, aber zugleich auch geradeso fabelhaft wichtig waren, wie ich es wollte ... Das Universum dieser Ursachen und ihrer Wirkungen war da und war nicht da. Dieses System von seltsamen Taten, von Werken und Wundern besaß die allmächtige und nichtige Wirklichkeit einer Partie Karten. Eingebungen, Überlegungen, Schöpfungen, Ruhm, Begabungen – von einem bestimmten Blick hing es ab, daß diese Dinge nahezu alles waren, und von einem bestimmten andern, daß sie in nahezu nichts zusammenfielen.

In apokalyptischer Beleuchtung glaubte ich sodann, das brodelnde Hin und Her einer ganzen Gespenstergesellschaft mit anzusehen. Da erschien,

Digitized by Google

in übernatürlichem Zeitraum, eine Art Komödie dessen, was in der Geschichte vorkommt. Kämpfe, Spaltungen, Triumphe, feierliche Verdammungen, Hinrichtungen, Aufstände, Tragödien um die Macht. In dieser Republik war nur Geschrei von Skandalen, von blitzeschleuderndem oder im Blitz zerschmettertem Glück, von Komplotten und Attentaten. Es gab Kammerplebiszite, nichtssagende Krönungen und viele Ermordungen durch das Wort. Von den Räubereien spreche ich gar nicht. Dieses ganze „intellektuelle" Volk war dem andern gleich. Man fand da Puritaner, Spekulanten, Prostituierte; Gläubige, die Gottlosen gleichsahen, und Gottlose, die die Miene von Gläubigen aufsetzten; es gab heuchlerisch Einfältige und wahre Dummköpfe, Autoritäten, Anarchisten, bis herab zu den Henkern, deren Schwerter von Tinte troffen. Und die einen vermeinten sich Priester und Würdenträger, andere Propheten, andere Cäsaren oder wohl auch Märtyrer, oder von jedem ein wenig. Mehrere nahmen sich, bis in ihre Handlungen, für Kinder oder Weiber. Die Lächerlichsten waren die, die sich kraft eigener Vollmacht zu Richtern und Rechtsherren der Herde aufwarfen. Sie schienen gar nicht zu ahnen, daß unsere Urteile uns selber richten, und daß nichts uns läppischer bloßstellt und unsere Schwächen mehr preisgibt als die Haltung, in der wir über den Nächsten den Stab brechen. Das ist eine gefährliche Kunst, bei der die geringfügigsten Versehen stets auf den Charakter zurückfallen können.

Jedes dieser Gespenster betrachtete sich ziemlich oft in einem papierenen Spiegel; es erblickte darin das Höchste oder das Niedrigste der Wesen . . .

Ich suchte von ungefähr nach den Gesetzen dieses Reiches. Die Notwendigkeit zu erheitern; das Bedürfnis zu leben; die Sehnsucht zu überleben; die Lust zu verblüffen, zu verletzen, zu schelten, zu belehren, zu verachten; endlich der Sporn der Eifersucht beherrschten, reizten, erhitzten und erläuterten diese Hölle.

Ich habe mich selbst darin gesehen, und zwar unter einer mir unbekannten Gestalt, wie sie vielleicht meine Schriften gebildet hatten. Sie wissen wohl, lieber Träumer, daß sich im Traum zuweilen eine einzigartige Übereinstimmung ergibt zwischen dem, was man sieht, und dem, was man weiß; doch läßt sich eine derartige Übereinstimmung in wachem Zustand keinesfalls halten. Ich sehe Pierre und weiß, es ist Jacques. So habe ich mich denn wahrgenommen, wennschon selten und unter einem andern Gesicht; ich erkannte mich erst an einem ganz besonderen

Digitized by Google

Schmerz, der mir durchs Herz drang. Das Phantom oder ich, einer von uns, so schien es mir, müsse dahinschwinden ...

Adieu. Ich käme zu keinem Ende mehr, wollte ich Ihnen alles zu lesen geben, was noch Farbe annahm und mich in weitere Verwirrung brachte in den letzten Augenblicken meiner Reise. Adieu. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich aus allem dem gerissen wurde durch den Fuß eines klobigen Engländers, der mir den meinigen ohne viel Aufhebens zermalmte, indes der schwarze, schwitzende Zug hielt. Adieu.

Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von Max Clauß

EMIL STRAUSS

ZU SEINEM 60. GEBURTSTAG AM 31. JANUAR 1926

von

OTTO ERNST HESSE

In diesen Tagen, da ich mich erneut mit dem Werk Emil Strauß' beschäftige, finde ich bei Grillparzer einen Satz, den man mit Erfolg auf den sechzigjährigen Strauß beziehen darf. „Die Deutschen sind in der neusten Zeit sehr geneigt, die sogenannte erste, jugendliche Manier großer Künstler den Werken ihrer Reife vorzuziehen. Ob ihnen dabei nicht der Verdacht kommt, daß sie vielleicht im allgemeinen knabenhafte Forderungen an die Kunst machen!" Mit solchen „knabenhaften Forderungen" wird man Emil Strauß gegenüber nichts erreichen. Die Grillparzersche Mahnung trifft unsere Epoche schmerzlich. Auch die heutige Kritik stürzt sich immer wieder mit Elan auf die Jungen, auch unsre Epoche ist noch nicht zu einer männlicheren Einstellung der Kunst gegenüber gediehen. Alles, was sachlich und männlich-bescheiden werkt und schafft, wird bei uns wenig mehr beachtet. Der Stille ist dazu verdammt, abseits zu leben. Man liest ihn kaum noch, man hat nichts Eiligeres zu tun, als ihn zu vergessen.

Es muß ehrlich gesagt werden, daß auch Emil Strauß diesem Schicksal verfallen ist. Dutzende, die ihm nicht das Wasser reichen können, werden von der Kritik verhätschelt und vom Publikum gelesen, nur weil sie jünger sind. Man mag in Deutschland keine in sich sichern Männer in der Lite-

Digitized by Google

ratur. Oder vielmehr man überläßt sie sich selbst. Es ist jedoch Pflicht, sie immer wieder in den Strom des literarischen Geschehens zurückzuziehen, schon weil sie die sind, die die uns sehr notwendige Tradition zu schaffen vermögen und in der Tat schaffen.

Ich bin fest davon überzeugt, daß Emil Strauß einmal zu den wenigen gehören wird, die die literarischen Moden der letzten Jahrzehnte überdauern werden. Er ist ein Wachstum aus sich selbst, fern aller Spekulation, frei von jeder Velleität, die von der Substanz des Werkes als solche entlarvt wird. Sein Werk ist nirgends überschraubt; es ist das Werk eines Mannes, der das gibt und schenkt, was er verantworten kann.

Der Fall Strauß liegt dabei nicht unkompliziert.

Strauß ist in Pforzheim geboren. Er hat eine typische „Schwabengeschichte" geschrieben. Man möchte also annehmen, daß er sich als Schwabe fühlt. Es ist jedoch so viel Unschwäbisches in ihm, daß man in Versuchung gerät, ihn als Niederalemannen in Anspruch zu nehmen. Daß zwischen Schwaben und Alemannen tiefe Wesensunterschiede bestehen, wird niemand bestreiten. Daß ein Mensch, der auf der ungefähren Grenzlinie zwischen den Stämmen, die sich da vermischten und verwischten, zu atmen begann, nicht einfach bestimmbar ist, steht fest. Die Landschaftsfestlegung zeitigt bei Strauß nur ein Fragezeichen. Ihn schlechthin als Schwaben zu nehmen, geht nicht an. Das einzige, was man mit Bestimmtheit aussagen kann, ist sein Süddeutschtum, wie es vor allem in seinem Humor transparent wird, der so typisch ist, daß mancher Norddeutsche ihn überhaupt nicht mehr als Humor fühlt.

Man kommt in Versuchung, aus einer Stammischung die Kompliziertheit des Straußschen Wesens, an der oft vorbeigedacht und vorbeigeredet worden ist, zu erklären und zu deuten. Das aber muß, bei dem Mangel an positiven und dokumentarischen Grundlagen, zu abstrakter Spielerei führen. Es genügt, auf dieses Problem hingewiesen zu haben. Man darf sich an die spärlichen Tatsachen seines späteren Lebens halten.

Die wichtigste ist, daß dieser Pforzheimer Bürgerssohn die Heimat nicht ertrug. Zu einer Zeit, zu der der deutsche Dichter friedlich in Deutschland zu sitzen pflegte und höchstens die obligate Italienreise unternahm, trieb es diesen Mann über den Ozean. Es ist bedeutsam und schicksalshaft, daß es den jungen Strauß nicht nach den Vereinigten Staaten, sondern nach Südamerika zog und daß ihm Brasilien zum Erlebnis wurde.

Digitized by Google

Diese frühe Fahrt in tropisches Land, in unbürgerliche und überbürgerliche Verhältnisse, zu unmittelbarer lebenden Menschen löste dem Dreißigjährigen die bis dahin stumme Zunge. Sein erstes Buch, der Novellenband „Menschenwege", bringt die Ernte dieser Flucht oder was diese Reise gewesen sein mag. Die Nachwirkungen ziehen sich weiter hin. Sein zweites Buch, das Drama „Don Pedro", zwar nicht unmittelbar mit Lateinamerika zusammenhängend, ist in spanisch-portugiesischem Milieu angesiedelt. Das dritte Werk, „Der Engelwirt", die „Schwabengeschichte", führt erneut über das große Wasser, wenigstens bis in den Hafen von Rio. Dann taucht in den späteren Novellen des Bandes „Hans und Grete" die südländische Landschaft und das heißere Leben Brasiliens noch einmal auf: in realistischer Verwendung und ins Phantastische gesteigert.

Dies Erlebnis Brasiliens muß also in Strauß' Werden und Schaffen als wichtige Komponente einbezogen werden. Und um so mehr, als auch in den Werken, die äußerlich nichts mit dem exotischen Milieu zu tun haben, das Menschlich-Positive von der jenseits des Ozeans erlebten und wertend erlebten weiteren Freiheit und unbürgerlichen Unmittelbarkeit des Daseins beeinflußt erscheint. Seine Lieblingsgestalten sind sämtlich etwas Frondeure des Bürgertums, selbst noch, wenn sie, wie die erzählende Tante in „Der Spiegel", dem letzten Prosawerk des Dichters, schon außerhalb alles unnützen Kampfes stehen. Strauß ist kein Romantiker. Er läßt zwar seinen Studenten Thedmar und die kleine Berliner Verkäuferin ein neues Leben zwischen Negern und Halbblut finden, aber bringt auch seinen Engelwirt mit bittrem Humor an der Gefährlichkeit dieses Lebens zum Scheitern. Strauß anerkennt die reale Potenz der Dinge und Verhältnisse. Daß er als Dichter diese Realität steigert, ist selbstverständlich. Jedoch verliert er nie den Boden unter den Füßen, wird nirgends „Schwabe" im symbolischen Sinne, ja ist grausam genug, der eigenen Phantasie oder, anders ausgedrückt, dem Wunschtraum härteste Wirklichkeit entgegenzusetzen, wie in jener wunderbaren Novelle „Prinz Wieduwitt", in der die pflanzenhafte Keuschheit der kleinen Christel und mit ihr ihr ganzes Sein am ersten Beisammensein mit dem Negerehemann zerbricht.

Der Drang in die Ferne und das Bedürfnis nach Freiheit blieben in Strauß bestehen, als er sich wieder in der Heimat ansiedelte. Es ist nicht zu kühn, zu behaupten, daß die positiven Menschen seiner späteren Bücher Gestalten sind, in die er die durch das Erlebnis Südamerika gelöste heftigere Lebensunmittelbarkeit, die zahme Rezensenten an seinem Werk oft

Digitized by Google

irritierte, gegossen hat. Um diese Instinktmenschen dreht sich sein gesamtes Werk, positiv wie negativ. Lebenssichere Leidenschaft, nuanciert durch Selbstwissen und gesteigert durch Willen zu Werken, ist der Angelpunkt seines Schaffens. Es ist kein primitives Beharren und leidensloses Siegen, das diese Gestalten auszeichnet. Sie kämpfen schwer, kämpfen sich schwer durch, wie Bartel Rod und Emma in der „Hochzeit", wie die Tante im „Spiegel", wie die Frau im „Engelwirt", wie Klara in den „Kreuzungen", wie Anna im „Vorspiel", sie scheitern sogar, wenn sie allzu sicher sind, wie der Pfalzgraf im „Nackten Mann", wie Karl Notwang in „Prinz Wieduwitt" und Elfriede in den „Kreuzungen" und sind nur ausnahmsweise so begnadet wie Hermann im gleichen Roman. Aber die Ebene, auf der sich diese Kämpfe abspielen, ist dieses erhöhte und gesteigerte Lebensniveau, das die eigene Atmosphäre des Straußschen Werkes gibt.

Die Kurve, in der das Werk Strauß' anwächst, ist ungebrochen bis zum vorletzten Werk. Die beiden Dramen „Don Pedro" und „Hochzeit" haben sich die Bühne nicht erobern können. Strauß, im Roman und in der Novelle von höchster Plastizität, verliert diese Plastizität, sobald er seine Menschen nur aus dem Dialog erstehen lassen soll. Es gibt in den Romanen richtige „Szenen", die man sich bühnenmäßig vorstellen kann und muß, etwa die Jünglingserinnerung des Apothekers im Beginn des „Nackten Mannes". Aber die Dramen selbst versagen hierin. Es wird an Strauß wieder einmal das Gesetz offenbar, daß die doppelte Gabe des episch-mittelbaren und des dramatisch-unmittelbaren Gestaltens selten oder vielleicht nie an einen verliehen wird. Im Gesamtwerk Strauß' und zur Erfassung der menschlichen Werte seines Werkes aber sind diese beiden Dramen, vor allem die „Hochzeit", wichtig, und vielleicht findet man in der „Hochzeit" das Wort, das man als Motto über Strauß' Schaffen setzen kann, die Mahnung Bartel Rods an Emma: „Willst du dein Handeln nicht widerrufen, so widerrufe auch nicht das Gefühl, aus dem es kam! Verwässere es nicht nachträglich! auch nicht in Gedanken!"

Der Humor des „Engelwirts" hat ein Vierteljahrhundert überstanden. Er streift die Tragik, manchmal sogar – wahrscheinlich nur für unser norddeutsches Empfinden – die Roheit. Aber er ist so eigen, daß man nicht um Nuancen mäkeln soll. Die Novellen sind zum Teil heute schon klassisch geworden. „Prinz Wieduwitt", „Der Lauffen" und „Mara" sind Meisterstücke, mit geborenem Können erzählt, unsentimental, knapp, im Ablauf von jener Schicksalshaftigkeit, die man nicht „erfinden" kann. Die vier

Digitized by Google

Romane haben Bestand. Am wenigsten ausgeglichen erscheint beim Wiederlesen, trotz prachtvollen Einzelheiten, der „Nackte Mann", Strauß' Tribut an die Heimatstadt Pforzheim. Die Schwere der einzelnen Motive ist, wohl infolge allzu großer Nähe zum Stoff und zu starken Beteiligtseins am Stoff, nicht ganz richtig verteilt. Eine erneute Lektüre des „Freund Hein" zerstört die Vorurteile, die verschiedene Literaturkritiker darum gebaut haben. Das Buch ist heute frisch und rein wie je. Und wenn man die Art, wie hier das Generationsproblem angepackt wird, mit der Methode vergleicht, die heute von einer andern Generation angewandt wird, so verschiebt sich das Gewicht des Buches, das eben nicht nur das Problem des unverstandenen Künstlerkindes abhandelt.

Die „Kreuzungen" sind ein differenzierteres Werk. Fehlt ihm die Geschlossenheit des „Freund Hein", so führt es tiefer in das Gegeneinander der Menschen und stuft die Erkenntnisse über die Zwänge des Mannes und die Zwänge der Frau, wenn auch hier, wie in der „Hochzeit" und schließlich in dem problematischsten Werk des Dichters, dem Drama „Vaterland", nicht zu letzter Polarität durchgestoßen wird. Bis zum „Vaterland" ist Strauß kein Ideendichter gewesen. Und so ist sein schönstes und reifstes Buch zugleich auch sein scheinbar einfachstes und unproblematischstes, der „Spiegel", eine Art von Roman, dessen Stil man mit einigem Recht als Straußschen Altersstil bezeichnen könnte. Drei Geschichten werden durcheinander geschoben, werden mit inadäquaten Mitteln vermischt. Man nennt so etwas Formauflösung, aber jeder wird ganz unmittelbar fühlen, daß diese Auflösung die letzte Möglichkeit einer Wesensgestaltung ist. Als Ganzes ist dieses bereits 1919 erschienene Buch vollendet. Der Glanz reifer Weisheit und tiefer Lebensandacht liegt auf den schmalen Blättern.

Seit diesem Buch hat Strauß nur noch einmal gesprochen. Das 1923 gedruckte Drama „Vaterland" beweist, daß auch dieser Dichter in seine Zeit hineingeschleudert wurde. Der Krieg ist Strauß zum Problem geworden. Er war früher schon auf ähnliche Fragen gestoßen, so wenn er in den südamerikanischen Novellen auf die Negerfrage kam. Damals machte er das mit Instinktressentiment ab. Mittlerweile ist der Planet weitergerückt. Oder zurückgekommen. Jedenfalls ergab sich auch für Strauß die Notwendigkeit, politisch Stellung zu nehmen. Er objektiviert den Jammer des Nachkriegsdeutschland und projiziert ihn in die Freiheitskämpfe des mittelalterlichen Korsika. Erschütternd ist, daß ein ganz neuer

Digitized by Google

Mann zum Vorschein kommt. Es ist, als ob die letzten zehn Jahre Strauß völlig umgekehrt haben. Eine fast hebbelisch, also norddeutsch anmutende Ausschließlichkeit glüht in diesem Drama, das als Drama wiederum kaum dem Theater etwas sein wird. Strauß verteidigt den Krieg. Aber nicht auf flache Weise.

Der Sechzigjährige hat sozusagen von vorn begonnen. Das Drama „Vaterland" zerbricht die Einheit des Straußschen Werkes, das von den „Menschenwegen" bis zum „Spiegel" in einer immanenten Notwendigkeit wuchs. Nur Ästheten können diesen Bruch, der vielleicht ein Sprung auf eine höhere Ebene wird, beklagen. Der Dichter hat sich nicht, wie so viele andere, vor dem Chaos der Zeit in bequeme Privathaltung geflüchtet. Er fühlt die Verantwortung, die die Not unserer Tage von jedem Geistigen fordert. Er hat Stellung genommen.

CHARAKTEROLOGIE

von

EMIL UTITZ

Tiefes Mißtrauen – seitens der Wissenschaft – begleitete noch vor kurzem die Arbeit an der Charakterologie. Und völlig ist dieses Mißtrauen nicht gewichen. Gerade weil man auf die großen Schwierigkeiten derartiger Forschungen hinwies, wollte man sie vertagen, bis durch genügende Sicherung einfacherer Grundlagen der Weg zu den höchst verwickelten Fragen der Charakterologie gebahnt wäre. Damit überließ man dieses Gebiet halb- und scheinwissenschaftlichen Bestrebungen, die mit phantastischen und willkürlichen Annahmen, mit waghalsigen Verallgemeinerungen einzelner Beobachtungen und wilden Spekulationen zwar blendende Feuerwerke abbrannten, aber gewissenhafte Forscher nur anwiderten oder ängstigten, jedenfalls in ihrer abwartenden Haltung bekräftigten. So ward die Charakterologie zwar reich an Sensationen, an Geheimnissen und betörenden Lockungen, jedoch sie blieb arm an wissenschaftlichem Gehalt. Selbst wo geniale Schauungen aufblitzten, wurden sie durch unkritische Verwertung wieder verdunkelt und verzerrt. Aber nicht alle Wissenszweige konnten gleich der Psychologie diesem gefährlichen Landstrich scheu aus-

Digitized by Google

weichen. Die Psychologie gewann in der Lehre von den Sinnesempfindungen, dem Gedächtnis, den Denkvorgängen usw. ein sehr ergiebiges und exakten Feststellungen zugängliches Feld. Jedoch der Erzieher z. B. muß sich mit dem Charakter seiner Schüler und Zöglinge befassen. Der Arzt, zumal der Psychiater, hat es nicht mit abstrakten Krankheiten zu tun, sondern mit leidenden Menschen. Nach Überwindung der „Psychophobie" die vor jedem Einbruch des Seelischen wie vor albernem Aberglauben warnte und lediglich das Körperliche gelten ließ, war es gerade die Psychiatrie, die mit voller Kraft charakterologischen Problemen sich zuwandte. Die experimentelle Schulpsychologie hatte ihr wenig zu bieten, sie brauchte eine „lebensnahe" Psychologie. Und sie ging mutig an ihren Ausbau heran. Mit solchem Erfolg, daß heute jeder Charakterologe gezwungen ist, bei ihr in die Schule zu gehen. Sachlich wegen des Wertes und der Anregungskraft ihrer Ergebnisse; methodologisch weil in den seelischen Erkrankungen die naturgegebenen Experimente vorliegen, die uns vieles in einer Überhellung zeigen, was sonst nur undeutlich sichtbar ist. Schon der alte Physiognomiker Johann Kaspar Lavater riet, zu diesem Zwecke „Thorenhospitäler" aufzusuchen. So entscheidend wichtig dieser kräftige Anstoß durch die Psychiatrie ist, eine Charakterologie wäre verloren, die allein nach psychiatrischen Gesichtspunkten sich orientieren wollte. Zum mindesten wäre zu erweisen, daß diese Kategorien die für sie angemessensten und erschöpfenden sind. Denn an sich erscheint es durchaus möglich, daß durch das psychiatrische Bezugssystem ein jegliches in einer bestimmten perspektivischen Ansicht sich spiegelt, bloß diese eine Seite hervorkehrt. So sind es denn auch die Psychiater selbst, die eine allgemeine und allseitige Charakterologie verlangen, um sie dann für ihre Zwecke zu benutzen. Häufig allerdings färben schon diese spezifischen Zwecke auf die allgemeine Charakterologie ab. Es gilt daher unbedingt eine viel breitere Basis zu gewinnen, als sie die Psychiatrie allein zu bieten vermag. Ein flüchtiger Blick auf Jugendkunde, Kriminalistik, Ethnologie usw. genügt, um zu zeigen, daß sich hier allenthalben charakterologische Bestrebungen regen und regen müssen. Aber sie gehen leider selten Hand in Hand; sie laufen meist nebeneinander. Der förderliche Zusammenschluß dieser verschiedenen Kräfte liegt ganz in den Anfängen. Die Charakterologie ähnelt heute noch einem Bergwerk, in das zahlreiche Stollen hineingetrieben werden. Weil ein einheitlicher Plan mangelt, laufen die einzelnen Wege kreuz und quer. Es fehlt ein systematisches Wegenetz. Dies können aber unmöglich die

Digitized by Google

charakterologisch interessierten Wissenszweige liefern, vielmehr nur die Charakterologie selbst. Das bedeutet keine Vormundschaft durch die Charakterologie, nicht den verblendeten Hochmut, nunmehr den anderen ihr Tun und Lassen anzubefehlen. Nein, lediglich den Ausdruck des eigentlich selbstverständlichen Sachverhaltes: daß man zwar den Charakter unter den verschiedensten Gesichtspunkten betrachten kann, daß aber die Voraussetzung all dieser Betrachtungsweisen erst die Einsicht in das Wesen des Charakters schafft. Wo also kein anderer Gesichtspunkt vorherrscht als ausschließlich der charakterologische.

Diese Arbeit kann sich nur im engsten Bündnis mit den ebengenannten charakterologisch interessierten Disziplinen vollziehen. Aber auch das würde nicht genügen, hätte nicht die Philosophie eine Wendung genommen, die schicksalhaft für die Charakterologie geworden ist. Indem die Philosophie das gewaltige Problem einer methodologischen Grundlegung der Geistes- und Kulturwissenschaften ergriff, tauchte alsbald die Frage des Individuellen, des Persönlichen, des Charakters auf. Ja noch mehr: als die Philosophie skeptisch an der Möglichkeit absoluter Weltanschauung und Weltdeutung verzweifelte, glaubte sie ihre Berechtigung lediglich verankert in verschiedenen letzten Typen der Geistigkeit. Nicht vom sachlichen Gehalt aus ist die zwingende Notwendigkeit eines metaphysischen Systems etwa zu begreifen, sondern von dem Menschen oder der Menschheitsgruppe aus, deren seelisch-geistige Eigenart hier ihren höchsten Ausdruck gewann. Wie sehr man sich auch gegen die Charakterologie sträubte – in der Besorgnis, nun alles psychologisch zu zerfasern und damit jeden objektiven Halt einzubüßen – schließlich blieb als Restbestand der Philosophie die Charakterologie übrig; und in dieser Gestalt eroberte sie siegreich und glanzvoll weite Provinzen der historischen und Kunstdisziplinen. Man muß nun – gleich mir – diesem erkenntnistheoretischen Nihilismus, dieser Konkurserklärung der Philosophie, gewiß nicht beipflichten: aber zweifellos war damit ein ungeheures Gelände für die Charakterologie erschlossen. Wer auch z. B. in der platonischen Ideenlehre keineswegs bloß den objektiven Niederschlag der Geistigkeit ihres Schöpfers und der griechischen Antike erblickt, sondern sie auf ihren systematisch-kritischen Sinn abfragt, wird doch die ersteren Fragen als möglich und als bedeutsam zulassen: diesen Weg von den objektiven Leistungen der Kultur zu den sie erzeugenden „Charakteren", und zu ihrer Typologie. Aber auch diese Weltanschauungscharakterologie und Wertcharakterologie – wie ich sie nennen

Digitized by Google

möchte, weil sie Weltanschauungen und Werte zum Ausgangspunkt erwählen – können nicht die Charakterologie erschöpfen. Denn sie spähen nur nach dem aus, was im Gefüge einer Persönlichkeit für die Bildung jener Weltanschauung oder jener Werte in Betracht kommt; aber damit ist sicherlich nicht bewiesen, daß dies die Gesamtheit der Persönlichkeit ausmacht. Vielleicht erscheint sie so wieder nur in einer perspektivischen Verschiebung, die durchaus nicht alle Seiten hervortreten läßt; und ihre Schichtung folgt dann dem Gesetze jener Perspektive, nicht der Eigengesetzlichkeit des Charakters. Das sollen keine Einwendungen sein gegen die Konstruktion oder die Idealtypik jener „Charaktere", wohl aber gegen die Ansicht, daß die Charakterologie als Wissenschaft sich einfach mit ihnen zu begnügen habe.

Die eben skizzierte Forschungsrichtung hat sich weiter – wenn man so sagen darf – aufgespalten: in die streng systematische Bemühung um eine erkenntnistheoretische Grundlegung der wichtigsten personalen Kategorien und in die neue geisteswissenschaftliche „verstehende" Psychologie, die nicht kausal erklären will, sondern die auf Sinnbeziehungen ausgeht. Ängstlichkeit und Lüge z. B. verknüpft ein derartiger Sinnzusammenhang, völlig abgesehen davon, wie weit und wie oft Empirie ihn bestätigt. An sich bedarf es gar nicht solcher Bestätigung, die erst dringlich wird, wenn die Frage lautet, ob er in einem bestimmten Einzelfall tatsächlich gilt, oder wie häufig er sich findet. Es ist das nicht hoch genug einzuschätzende Verdienst der Phänomenologie, den Blick für feinste Besonderungen geschärft zu haben. Und heute sehen wir bereits, daß die bisher abseits stehende offizielle Psychologie nach Anschluß an diesen Problemkreis strebt, ja mehr und mehr rücken ihr diese Fragen in den Vordergrund, nachdem sie so lange ein kärgliches Aschenbrödeldasein fristeten. Zu diesem Umschwung trug auch die sogenannte „praktische Psychologie" bei. Berufseignungsprüfungen, Berufsauslese usw. erheischen gebieterisch Mitberücksichtigung charakterologischer Faktoren. Ja für zahlreiche Berufe sind sie schlechthin entscheidend. Aber all diese Strömungen – die hier nur sehr flüchtig und gewiß nicht vollständig angedeutet werden konnten – hätten niemals die Durchschlagskraft gewonnen, eine schicksalhafte Wendung innerhalb der Charakterologie zu vollführen, wären sie nicht von der gemeinsamen Woge getragen worden, die überhaupt für unsere Zeit kennzeichnend ist: dem drängenden Zuge zur Synthese, zur Ganzheit. Während manche Epochen ihre stolzesten Triumphe in der sauberen Herausstellung

Digitized by Google

einfachster Elemente feiern und ihr ganzer Ehrgeiz danach brennt, tunlichst zu noch einfacheren vorzustoßen, streben andere nach den durchgehenden Zusammenhängen. Sind erstere in Gefahr, ein jegliches zu zerstäuben, droht den letzteren die Hybris überstiegenen Fluges. Methodologisch besteht kein Zweifel, daß Synthese und Analyse keine unversöhnlichen Gegner sind, sondern unlösbar aufeinander angewiesen: daß sie nur gemeinsam gedeihen und nur miteinander sich entwickeln können. Doch heute fällt die Wage zugunsten der „Ganzheit". Und die Fülle der heiß umstrittenen Termini – wie Gestalt, Struktur, Komplex usw. – zeigt bloß, wie heftig und leidenschaftlich um diese zentrale Frage gerungen wird. Sie ist wieder der Charakterologie günstig. Eine Forschung, die auf Elemente abzielt, wird gern bei einzelnen Empfindungen, Vorstellungen, Urteilen usw. verweilen; eine auf Synthese bedachte wird prüfen, was denn die Elemente im Gefüge einer Ganzheit bedeuten, welcher Stellenwert ihnen eignet. Und eine dieser Ganzheiten ist nun der Charakter.

Es erscheint daher keineswegs als willkürliche Laune des Zufalls, wenn jetzt die Charakterologie – die bespöttelte und durch den Makel des Dilettantismus verrufene – sich zum Range einer Wissenschaft erhebt, der die Arbeit vieler gilt. Man könnte sagen: schon zu vieler. Denn was für einige wissenschaftliche Notwendigkeit wird, ist den anderen letzte wissenschaftliche Mode, der sie laut lärmend nachlaufen und die sie übertrumpfen. So unerfreulich diese Modeauswüchse sind – gerade im Interesse der Charakterologie, die sehr vorsichtig arbeiten muß und nicht mit verblüffenden Überraschungen aufwarten kann –, so sicher deuten sie die neue Lage an; sogar in ihrer Gefährlichkeit. Wenn aber die Charakterologie die Besinnung auf ihre eigene Geschichte vollzieht, wird es erst ganz deutlich, wie wenig sie „Mode" einer fördernden Situation ist. Es geht ja ähnlich auch in der Kunst: scheinbar unerhört neue Stile finden bald lange ehrwürdige Ahnenreihen. In gleicher Weise entdeckt Schritt für Schritt die Charakterologie ihre lange, ruhmreiche Vergangenheit. Wie fast alle anderen Wissenszweige darf sie „schon mit den alten Griechen" beginnen. Eine naturwissenschaftlich orientierte Psychologie mußte ein anderes historisches Bild entwerfen, als eine Charakterologie, die überhaupt nicht die strenge Scheidung von Körper, Seele, Geist vollführt. Heute, wo man auf ihre Problematik acht hat, beginnen hell ihre historischen Quellen zu sprudeln. Und damit ist nicht nur eine große Aufgabe historischer Gerechtigkeit uns überantwortet, nein: die Wasser jener Quellen sind zum Teil

Digitized by Google

noch unverdorben. Sie sind mitberufen, die Räder unserer Mühlen zu treiben. Ja weiterhin: der wirklich charakterologisch geschulte Fachhistoriker (also in diesem Falle nicht der Historiker der Charakterologie) wird vieles entdecken und in anderem Lichte sehen, was seinen früheren Kollegen verschlossen blieb. Wenn ich auf Beispiele hinweisen darf, die all jene Tendenzen deutlich künden, erwähne ich mein „Jahrbuch der Charakterologie" (Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg), an dem Forscher verschiedenster Disziplinen mitwirken; und um meine eigene Stellung zu fixieren, meine „Charakterologie" aus dem gleichen Verlage.

Sicherlich wird damit die Charakterologie nicht zu einer historischen Wissenschaft, so wenig wie die Philosophie ihre Systematik dadurch preisgibt, daß sie sich sättigt mit dem Geiste ihrer Geschichte. Im Gegenteil: gerade dieses Studium befreit von willkürlichen und bloß zeitbedingten Umklammerungen, die immer wieder die Problematik verengen und trüben. Dazu gehören z. B. in unserem Betracht die zahllosen Versuche, vom Körperlichen her den Schlüssel zur Charakterologie zu schmieden. Wir sehen, wie alle Physiognomik im weitesten Sinne des Wortes peripher und unfruchtbar bleibt, wenn die eigentlich charakterologischen Fragestellungen und Schauungen fehlen. Im Augenblick, wo sie führend werden, erfolgt eine erstaunliche Beschwingung, wie wir dies in neuester Zeit in der Graphologie erlebt haben oder in den Untersuchungen über Körperbau und Charakter. Man kann ruhig sagen, daß nicht etwa die bessere naturwissenschaftliche Fundierung den Ausschlag gab – an ihr hat es auch vielen anderen nicht gefehlt, – sondern die Tiefe der charakterologischen Einsichten. Der Weg zu jeder Physiognomik führt durch die Charakterologie. Aber andererseits darf man sie nicht wieder ethisch verbauen. Die traditionelle Festlegung der Charakterologie auf den Willen – und noch dazu auf den festen, unbeugbaren Willen – liefert den besten Beleg. Man schilt ja die Leute „charakterlos", die nicht an jenem – wirklichen oder vermeintlichen – Vorzug teilhaben. Mit solchen Wertungen hat die Charakterologie überhaupt nichts zu schaffen: diese Art „Willensmensch" ist ihr nur ein Typus unter anderen sicherlich nicht minder berechtigten; sie kennt genau so gut den Triebmenschen, den Unsteten, den innerlich Zerrissenen usw. Ihr Reich hört erst dort auf, wo jegliche Eigenart sich verwischt. Gewisse Geisteskranke nähern sich dieser Grenze. Wir aber haben gar kein Recht, eine bestimmte Eigenart als Muster und Vorbild

Digitized by Google

aufzurichten. So tat dies auch früher die Kunstgeschichte, die alles auf das Ideal der klassischen Antike und der italienischen Renaissance bezog und als Verfallsepoche mißachtete, was von jenem Ideal sich entfernte. Erst der Begriff des eigengesetzlichen Kunstwollens schuf der Kunstgeschichte die freie Möglichkeit, allen Kunstrichtungen gerecht zu werden. Und sofort tauchte eine Fülle von Kunstcharakteren auf, die vorher gar nicht erkannt werden konnte. Ähnlich ist es nicht Sache der Charakterologie, zu entscheiden, ob etwa der Wille die vornehmste und würdigste Form des Strebens sei. Sie hat das ganze Gebiet der Strebungen zu ergreifen, ohne vorgängig für eine oder die andere Partei zu nehmen. Danach wäre man versucht zu sagen, Charakterologie wäre die Wissenschaft von den Strebungen. Wobei ich geflissentlich ein so neutrales Wort wähle, um jede Einschränkung auf gewisse Strebungen zu vermeiden. Nicht einmal darüber darf hier abgeurteilt werden, ob es neben den bewußten auch unbewußte Strebungen gibt. Sind sie vorhanden, kann die Charakterologie sie nicht ausschließen, ohne dogmatisch ihr Feld abzustecken. Wenn wir ihr demnach die Strebungen im denkbar weitesten Umfange zugestehen, ohne irgendeine abzuweisen, müssen wir doch mit aller Schärfe behaupten, daß Charakterologie etwas ganz anderes ist als das, was man üblicherweise eine Psychologie der Strebungen nennt. Eine Untersuchung des Wollens, der Wünsche, der Triebe usw. ist noch keine Charakterologie. Vielmehr: der Sinn dieser Strebungen für die Persönlichkeit; oder anders ausgedrückt: die Persönlichkeit unter dem Gesichtspunkt ihrer Strebungen. Damit rühren wir erst an die eigentliche Bestimmung der Charakterologie. Sie hat es mit der gesamten Persönlichkeit zu schaffen, aber eben unter ihrem Aspekt. Und an der Beschaffenheit dieser Strebungen nehmen vielleicht teil die Gefühle, die Intelligenz usw. Demnach hat es – obgleich die Intelligenz gewiß nicht der Charakter ist – einen guten Sinn zu fragen, welche Bedeutung ihr im Gefüge des Charakters zukommt, eben im Gefüge des personalen Strebens. Diese Bedeutung kann in mannigfachster Weise variieren und die verschiedensten Stufen durchlaufen.

Man mag in Erwägung dieser Aufgaben darüber streiten, ob die Charakterologie einen Teil der Psychologie bildet, oder wie sie sich überhaupt zu ihr verhält. Soweit es sich hier um einen Streit der Termini handelt, wollen wir uns nicht einmischen. Sicher ist, daß die Charakterologie unmöglich sich mit dem deckt, was heute unter Psychologie verstanden wird und was gewiß zum Problemkreis der Psychologie gehört. Der Psychologe unter-

Digitized by Google

sucht z. B. mit sorgsamstem Eifer das Wesen der Empfindungen und ihre Genese, während der Charakterologe fragt, was sie denn in der Struktur des Charakters bedeuten oder bedeuten können, oder welchen Sinn sie in der individuellen Gesetzlichkeit eines bestimmten Charakters haben. Der Eitle etwa zerfällt mit der ganzen Welt, er fühlt sich unverstanden, aber so sehr er darunter zu leiden vorgibt und auch bis zu gewissem Grade wirklich leidet, er genießt diese Einsamkeit als Bestätigung seines Andersseins, als Legitimation seiner Besonderheit, die von allen ihn trennt. Es ist nun ein Unterschied, diese Erlebensfolgen zu beschreiben und kausal zu erklären, und andererseits einzusehen, wie jener Eitle sein soziales Unvermögen oder seine soziale Unsicherheit dazu benutzt – vielleicht ganz unbewußt –, um sich den Triumph höheren Seelenadels zu verschaffen. Und er vergrößert den Abstand, er arrangiert die Distanzen, weil gerade sie jene prahlerische Pose ermöglichen. Damit wird nun der Sinn seines Handelns verstanden; allerdings gewiß nicht nur aus dem Charakterzug der Eitelkeit. Der eitle Mensch kann ja alle möglichen anderen Rollen spielen; wenn gerade diese ihm besonders liegt, so doch nur wegen der Gesamtbeschaffenheit seines Wesens und Schicksals. Durch sie wird erst deutlich, weshalb er diese und keine andere Rolle ergreift. Er kann sich auch in der Rollenwahl irren; in der betreffenden Rolle kommt er nicht auf seine Kosten. Er sucht sie abzuschütteln, vielleicht schämt er sich aber usw. Wie dem nun auch immer sei – eine Unzahl von Möglichkeiten eröffnet sich hier –, in dieser Richtung liegt die Arbeit der Charakterologie. Sie hat ein Kategorien- und Begriffssystem zu entwickeln, das eben dieser Arbeit frommt.

Das Verhältnis zur Psychologie kann verschieden umrissen werden, je nachdem man den Umkreis der Psychologie zieht. Wichtiger ist wieder die Einsicht, daß das, was man gemeinhin psychologisches Element nennt, keineswegs ein charakterologisches Element sein muß. Darüber, was die Elemente einer Wissenschaft sind, vermag nur sie selbst zu entscheiden. Der Historiker gelangte niemals zu seinem Werk, wollte er das Erleben seiner Helden bis in die einzelnen Empfindungen zerfasern. Das ist nicht seines Amtes. Gewiß kann unter Umständen er gezwungen sein, bis zur Empfindung vorzustoßen, aber nicht weil sie ein psychologisches Element ist, sondern weil sie in diesem Falle historisch bedeutungsvoll wird. So können auch die üblichen psychologischen Elemente charakterologisch irrelevant sein, ohne charakterologischen Symptomwert. Reden wir daher

Digitized by Google

von charakterologischen Elementen, meinen wir nicht Gebilde, die einer weiteren Aufspaltung notwendig sich widersetzen, sondern solche, bei denen weitere Aufspaltung den charakterologischen Symptomwert zerstören würde. Eine psychologische Elementenlehre kann daher niemals eine charakterologische Elementarlehre erübrigen. So wenig fallen demnach diese Aufgaben zusammen. Die Charakterologie muß sich überhaupt hüten, von der Psychologie ihre Arbeit sich vorschreiben zu lassen. Noch heute ist der Gedanke nicht ausgestorben, daß die wichtigsten Charaktere auf dem Prävalieren einzelner psychologischer Grundfunktionen fußen. Nehmen wir an, die alte Einteilung in Denken, Fühlen und Wollen bestände zu Recht, ergäben sich ohne weiteres die Haupttypen des vorwiegend intellektuellen Menschen, des Gefühlsmenschen, des Willensmenschen. Sehen wir von allen Bedenken im einzelnen ab, müssen wir doch einwenden, daß – wie schon die Antike wußte – der Willensmensch entweder dadurch zustande kommt, daß dem Willen keine erheblichen Hindernisse oder Hemmungen entgegentreten, wodurch er sich leicht und mühelos durchsetzt. Oder er überwindet in heroischem Kampfe alle Sperrungen. Der „Willensmensch" ist also keine bloße Funktion des „starken" Willens, auch ein „schwacher" Wille vermag den Willensmenschen zu bilden, und andererseits reicht selbst ein recht kräftiger Wille nicht aus, wenn gewaltige Triebe gegen ihn anstürmen und ihn lähmen. Auf die Bedeutung des Willens im Rahmen des Charakters kommt es an, nicht auf die Beschaffenheit des Willens allein. Damit haben wir aber schon eine ganz andere Fragestellung gewonnen. Ferner: ist es denn ausgemacht, daß der Charakter sich in einer der Hauptfunktionen verankern muß? Vielleicht ergeben sich wichtige Ausgestaltungen durch bestimmte Verknüpfungen oder durch einen Widerstreit zwischen einzelnen Richtungen? Ja – wie mit vollem Recht darauf hingewiesen wurde – es genügt nicht einmal das Vorhandensein einer erheblichen Begabung, um aus ihr ohne weiteres eine entsprechende charakterologische Wertigkeit abzuleiten. Der ungemein Musikalische kann sein Talent in freien Mußestunden ausleben, oder er läßt es sogar verkümmern, weil er in erster Linie einem praktischen Berufe hingegeben ist oder wilden Abenteuern des Lebens. Ein anderer ist viel weniger musikalisch – der Anlage nach –, aber die Musik wird ihm zum Schicksal, zum vielleicht tragischen Verhängnis. Es wird also wieder vom Gesamtcharakter und seiner Entwicklung bestimmt, welche Bedeutung dem einzelnen eingeräumt und zugewiesen wird.

Digitized by Google

In der ganzen Charakterologie scheint sich nun das Gesetz von der „Vieldeutigkeit alles Einzelnen" zu bewähren. Die Lüge als psychologischer Tatbestand ist vollkommen bestimmt, aber in charakterologischem Betracht bleibt noch ungewiß, ob sie Freude am Betrug darstellt, Siegesgefühl des dem anderen Überlegenen, Habgier nach einer Annehmlichkeit oder Furcht vor Strafe, Scham, sein Inneres zu enthüllen und darum Flucht in die deckende Maske usw. Oder vielleicht auch Lüge als gedankenloser Ausdruck einer durch die Umgebung eingeimpften Konvention. Oder die Lüge am Bette eines hoffnungslos Erkrankten, der über seinen Zustand hinweggetäuscht werden soll. Der pflegende Verwandte ringt sich unter aufschluchzenden Tränen ein Lächeln ab und spricht heiter Worte der Zuversicht, an die er nicht glaubt. In all diesen Fällen variiert die charakterologische Bedeutung der Lüge; ihr Sinn verschiebt sich. Und er wird erst klar im Zusammenhange des Charakters. Dabei ist dieser Charakter – und das kompliziert wesentlich die Lage – nicht einem ruhenden Bilde zu vergleichen, sondern einem Drama voll Handlung und Geschehen. Und in dieses Drama greifen „äußere" Einflüsse ein. Sicherlich gibt es Charaktere, an denen äußere Einflüsse fast spurlos abprallen, andere wieder, die sich weit ihnen aufschließen, und wieder andere, die wie weicher, nasser Ton von ihnen geknetet werden. Dabei muß nicht eine allgemeine Empfänglichkeit obwalten, sondern nur eine für gewisse Reize. Und ihre Einwirkung muß nicht schlechthin dem Zufall des Lebens überlassen bleiben, sondern sie werden vielleicht aufgesucht, geflissentlich arrangiert, selbst bisweilen bei klarem Bewußtsein ihrer Gefährlichkeit. Das heitere, offene Kind wird möglicherweise durch falsche Behandlung verstockt, verlogen. Es ist sein einziger Schutz. Und in diesem Schutz fühlt es sich nun stark; jetzt rächt es sich mit der Waffe der Lüge für alle Erniedrigungen. Meldet sich das Gewissen, wird es übertönt von der einschmeichelnden Suggestion, daß es die anderen nicht besser verdienen, weil sie so schlecht sind. Ihre Schlechtigkeit wird mit den schwärzesten Farben ausgemalt, da sie dem Betreffenden die Legitimierung für seine eigene Schlechtigkeit schaffen soll. Man kann sagen: dann war doch all dies schon als keimhafte Anlage im Kinde gegeben, und ein anderes hätte sich trotz der ungünstigen Umstände eben anders entwickelt. Gewiß, daß aber das Schicksal gewisse Anlagemöglichkeiten scharf herausmeißelt und andere verkümmern läßt, ist vom „Charakter" allein nicht auszurechnen. Die ganzen Lehren vom „Grundcharakter" kranken daran, daß sie ihn gleichsam aus dem Leben

Digitized by Google

herausschälen. Sie vergessen, daß sie damit nur unbestimmte und noch einen weiten Spielraum umschließende Anlagen in Händen halten. Und sie vergessen weiter, daß sie schließlich doch einen Charakter konstruieren als den, was alles aus einem Menschen hätte werden können. Doch aus den meisten Menschen „kann" sehr Widersprechendes werden; und was tatsächlich wird, hängt von ihrem Leben ab. Um jenes Ideal zu konstruieren, muß also doch „ein Leben" eingeschmuggelt werden, nämlich jenes, das die günstigsten Entfaltungsbedingungen liefert. Aber das ist schon wieder ein ethischer Maßstab und kein charakterologischer; denn es sind ethische Forderungen, daß ein Mensch tunlichst alle Anlagen entwickeln soll oder die wertvollen auf Kosten der wertniedrigeren. Damit verlassen wir grundsätzlich die charakterologische Begriffsbildung und verfälschen sie. Aber noch etwas anderes kann gemeint sein: daß wir bis auf den „Grund" vorstoßen sollen, bis auf die tiefsten Schichten, die charakterologisch zentralen. Es ist selbstverständlich, daß wir uns mit dem charakterologisch Peripheren nicht bescheiden dürfen. Wir brauchen das ganze Gefüge, die gesamte Struktur des Charakters, die jedwedem seinen Stellenwert anweist. Davon haben wir bereits gesprochen. Hier wird aber etwas anderes verlangt: gleichsam die Keimzelle dieser Struktur. Und dagegen müssen wir protestieren. Wir erinnern uns der verstaubten Schulmänner, die ein Gedicht oder ein Drama auf eine „Idee" abzogen, im Glauben, nun das Wesentlichste zu fassen. Doch jene Idee ist nicht das Gedicht oder das Drama. Es gilt das Formgesetz dieser Gestaltungen zu erkennen, nicht aber an ihnen herumzustreichen und herumzuradieren, bis das angeblich Entscheidende klar hervortritt. Oder um konkret zu sprechen: wer lügt, um – ich greife auf obige Beispiele zurück – seine innere Schamhaftigkeit zu maskieren, für den mag sie charakteristischer sein als die Notlüge. Darum muß sie keineswegs charakterologisch belanglos werden. Ein anderer würde vielleicht den Mut haben, sich energisch jede Annäherung an sein Binnendasein zu verbitten. Oder er würde sich so benehmen, daß die große Distanz im vorhinein jede Intimität ausschließen würde. Dabei könnte er durchaus verbindlich und freundlich sein, aber zurückhaltend und abgeriegelt. Wird also zu jener Notlüge geflüchtet, so doch nur, weil der Betreffende die anderen Wege nicht sieht, oder weil sie für ihn nicht gangbar sind, oder weil das Mittel der Lüge ihm am nächsten und besten liegt. Und deswegen braucht es nicht aus dem Charakter auszuschalten; es muß ihm irgendwie einrangiert werden. Das geht aber bloß aus der Ein-

Digitized by Google

sicht in die Gesetzlichkeit dieses Charakters. Wer immer auf Aussperrungen aus dem Charakter bedacht ist, um ihn „ganz rein" zu kristallisieren, dem verflüchtigt sich schließlich der Charakter; wie eben für jene Schulmänner die Kunst.

Wir haben demnach auszugehen von den gesamten Strebungen in ihrer Bedeutung für die Persönlichkeit. Da sehen wir sogleich, daß diese Strebungen eindimensional gerichtet sein können, mehrdimensional oder alldimensional. Der eine giert nur um Macht, der andere schwankt zwischen Wohlleben und Kunst usw. Diese Strebungen können sich leicht durchsetzen, indem zu ihrer Hilfe alle verfügbaren Kräfte mobilisiert werden, oder sie ringen sich nur schwer durch, haben sich immer gegen Hemmungen zu behaupten. Und damit sind schon die Begriffe des Rhythmus, des Tempo, des Spannungsgrades, der Ambivalenz usw. eingeführt. Spüren wir diesen – und vielen anderen – Besonderungen nach, bewegen wir uns im Umkreis der formalen Charakterologie. Ihr muß nun eine materiale zur Seite treten; sie liefert gleichsam die Truppen und Truppenverbände. Und endlich schließt eine teleologische an, die von den Strebungszielen her die formalen und materialen Strukturen entwickelt. Dann werden wir erst reif zur Aufstellung echter charakterologischer Typen und endlich zur individualcharakterologischen Forschung. Hier muß in weitem Umfange eine gut gesiebte Kasuistik unterstützend eingreifen, eine „charakterologische Klinik", welche die einzelnen Fälle heranträgt. Überblicken wir dieses ganz flüchtig umrissene Programm und erwägen wir all die methodologischen Schwierigkeiten, denen wir begegneten, ist es ohne weiteres klar, daß eine wissenschaftliche Charakterologie nicht mit den blendenden Effekten wetteifern kann, mit denen eilfertiger Dilettantismus den Sensationshunger der Menge stillt. Aber der Einwand wäre nicht stichhaltig, daß jene vorsichtige Umständlichkeit des Verfahrens die Kühnheit und Frische der schauenden Intuition erstickt. Im Gegenteil: nur so wird es möglich, das in der Intuition Geschaute auch wissenschaftlich auszuwerten. Denn sonst verpufft selbst die beste Intuition gleich einer glänzenden Rakete. Und beschwert man sich über den großen wissenschaftlichen Begriffsapparat, bedenke man doch, daß dies der natürliche Gang aller Wissenschaften ist, der Kunstgeschichte so gut wie der Mathematik. Wenn die Taube denken könnte – meint Kant –, würde sie der Luft zürnen, weil sie ihren freien Flug behindert. Aber die Luft ermöglicht ihn; und im luftleeren Raume stürzte die Taube wie ein toter Stein zu Boden.

Digitized by Google

Im Wesen eines einführenden Aufsatzes liegt es, daß er leicht den Eindruck aufkommen läßt, es handle sich um Zukunftsmusik. Sicherlich: die Charakterologie, die wir alle wünschen, ist eine Angelegenheit der Zukunft. Aber wie ich dankbar der stolzen Geschichte der Charakterologie gedachte, ziemt es auch nachdrücklich zu betonen, daß unsere Gegenwart bereits reiche charakterologische Arbeit geleistet hat. Wir hoffen also nicht nur auf eine Zukunftsmusik, während wir die Instrumente bloß stimmen, nein: es wird kräftig und freudig musiziert. Und daß dabei auch grelle Dissonanzen unterlaufen, wird niemanden wundern. Allerdings: so laut ist diese Musik nicht wie jene der wilden Jahrmarktcharakterologie, und sie ist auch schwieriger und weniger leicht verständlich. Aber trotzdem: sie setzt sich merklich immer mehr durch.

LOCARNO II

von

SAMUEL SAENGER

Zu treuen Händen

Am 16. Oktober wurde das große Vertragswerk von Locarno, das nun für ewige Zeiten in die Rätselsammlung der Geschichte eingetragen ist, von den Vertretern der sieben Staaten paraphiert, die den engeren Kreis von West- und Mitteleuropa bilden. Das Pergament, das seine Paragraphen verkörpert, wurde am 1. Dezember im Londoner Auswärtigen Amt unterzeichnet; und der ferne Klang guter und sittlich durchsonnter Reden hob den feierlichen Akt, einen Augenblick wenigstens, auch in den Augen des europäischen Durchschnittsbürgers weit über das dunkle Gewölk der Tagesnot. Seither rollt der Locarnofilm, soweit die äußerlichen Begleitumstände der Vertragslegalisierung in Betracht kommen, programmgemäß ab, während die Aufmerksamkeit der tief beunruhigten Völker wieder den erhöhten Qualen des Alltags sich zuwendet. Ach, sie fühlen sich im Griff einer unbarmherzigen Entwicklung und empfinden, gegenüber der wachsenden Despotie in Staat und Gesellschaft, die Ohnmacht ihrer ‚Souveränität' als weiteres Glied in der unendlichen Kette der ihnen auferlegten grausamen Prüfungen. Darum beeilt euch,

Digitized by Google

meine Herren Staatsmänner, laßt euch vom Faschismus im Süden, vom Leninismus im Osten warnen, seid vor dem patriotisch vermummten Kretinismus auf der Hut: die Krisis der Demokratie und des Staates nagt auch an den Fundamenten eures Reiches im Westen und in der Mitte des Erdteils. Locarno, mit den Vereinigten Staaten von Europa als letztem Ziel, hat zugleich allernächste ‚innere' Verpflichtungen, um die man sich nicht mit Parteikniffen herumdrücken kann.

In meinem ersten Artikel versuchte ich deutlich zu machen, daß das Vertragswerk von Locarno nichts grundsätzlich Neues enthalten konnte, was nicht vorher im Februarmemorandum und, im Anschluß daran, in dem diplomatischen Notenwechsel zwischen den Staatskanzleien festgelegt und ausgemacht worden war; ja daß die ganze Konferenzarbeit neben der Redaktion dieses grundsätzlich Neuen nur der Besprechung jener unmittelbaren und späteren Auswirkungen gelten würde, die dieses Grundsätzliche als den Anbruch einer neuen Periode der europäischen Geschichte symbolisieren sollen. Niemand konnte erwarten, daß es von einem Tage zum anderen den Geist der Gewalt, der gehässigen Belastung des Besiegten mit einem Haufen demütigender und materiell lähmender Servituten wie den Staub von einem sauberen Gewande wegblasen würde. Die territoriale Neugliederung des Kontinentes nach den Versailler Bestimmungen wird, bis auf nicht sehr wesentliche Korrekturen, bleiben. Aber wenn der Geist, der sich in Locarno entzündet hat, nicht vermögen wird, den Begriff der Grenze auf dem europäischen Kontinent nach allen Richtungen hin zu revolutionieren, das Gespenst der militärischen Sicherungen durch eine der deutschen gleichartige Abrüstung der anderen Vertragsmächte in das Schattenreich zu verweisen, die herrentümlich aufgeblähten Souveränitätsansprüche der neugebildeten Staaten unter gemeineuropäische Kontrolle zu stellen, den nationalen Minderheiten den ihnen gebührenden Anteil an der Verwaltung und die volle Kulturautonomie zu sichern, endlich das unaufhaltsame Siechtum der bestehenden Zwergwirtschaften durch systematische Annäherung an die Idee des europäischen Zollbundes aufzuhalten: so wird sein Licht morgen schon erloschen sein. Wen diese ewig wiederholten Forderungen langweilen, weil die ‚Idee an sich' seiner genüßlichen Bequemlichkeit schmeichelt, die Realisierungsarbeit aber ihn schreckt: der stopfe sich die Ohren mit Werg. Ohne den Willen zum Umlernen, ohne die durch die Entwicklung der Kriegstechnik erzwungene Einsicht, daß für uns Europäer der Krieg auf-

Digitized by Google

gehört hat, ‚Fortsetzung der Politik zu sein, nur mit anderen Mitteln', und daß alles Lauern auf neue Bündnisse und neue Gelegenheiten, um die heutige kontinentale Staatenordnung über den Haufen zu werfen, ein Selbstmordunternehmen ist – entartet Locarno zu einer diplomatischen Stümperei. Ich bedaure daher, daß selbst kluge und wissende Publizisten, wie Fabre-Luce, diese goldklaren Zusammenhänge nicht immer eindeutig genug darstellen. Wenn er z. B. seine Ausführungen im letzten Heft dieser Zeitschrift also einleitet: „Die größten europäischen Mächte haben soeben einen Bündnisvertrag unterzeichnet, und sie wissen nicht, gegen wen", so unterschiebt er wahrscheinlich den Vertretern dieser Mächte ein größeres Maß von Farbenblindheit, als sie von Rechts wegen beanspruchen dürfen. Die negative Wendung des scharfsinnigen französischen Schriftstellers charakterisiert aber sehr gut die Analogienkrämer, die nicht sehen können, daß im Ablauf der Geschichte ewige Gesetze sich immer wieder – und das gehört zu ihrem großen Mysterium – in Einmaligkeiten aussprechen. Zweifellos haben jene Staatsmänner innerlichst gefühlt, daß sie einen Akt vollzogen, für den es in der Geschichte ihrer Völker keine Analogien gibt. Da es in unserem engen, überbevölkerten und an ökonomischer Atemnot leidenden ‚Großwirtschaftsraum' keine lokalisierten Kriege und keine lokalisierenden Friedensschlüsse mehr geben kann (wird man das nicht endlich begreifen), so fällt innerhalb dieses Rahmens die Unterscheidung zwischen ‚offensiv' und ‚defensiv' ideell in sich zusammen. Sollte die Summe dieser Erkenntnisse nicht auch in den Gesichtskreis jener Männer getreten sein? Man kann sie auch anders formulieren, etwa so: Zwischen Solidarität im Leben und Solidarität im Sterben bleibt den Kontinentaleuropäern keine dritte Möglichkeit. Es war für ihre Erkenntniskraft nicht eben schmeichelhaft, daß die Grey und Chamberlain sich berufen glaubten, ihnen diese Option für Europa ins Gewissen zu schieben und den tödlichen Ausgang eines zu erneuernden Spieles zweier feindlicher Allianzgruppen zu weissagen. Gleichwie: wir müssen noch weiter gehen und begreifen lernen, was wir für dieses Opfer an eigenstaatlicher Souveränität, die die Verträge uns auferlegen, an Zukunft geschenkt erhalten.

Es handelt sich also im Grunde gar nicht um einen Bündnis-, sondern um einen Gesellschaftsvertrag. In ihm verpflichten sich die Kontrahenten zu treuen Händen, ihre zwischenstaatlichen Beziehungen und Streitigkeiten einem genau umschriebenen Schiedsgerichtsverfahren zu

Digitized by Google

unterbreiten und an den von diesem verhängten Sanktionen teilzunehmen. Was da in Locarno geschaffen wurde, ist innerhalb des planetarisch gedachten Völkerbundes ein engerer Völkerbund zwischen den europäischen Staaten, an deren Grenzen gefährliche Konfliktstoffe gelagert sind – er ist bestimmt, ein zuverlässiger Löschapparat für ein aus feuerempfänglichem Stoff gezimmertes Haus zu sein.

Englisches Protektorat über Europa?

Die Locarnodebatte im Londoner Unterhaus trug den erwarteten feierlichen Aufputz. Es war wie ein Aufatmen, die Liquidierung des Krieges trat für England in das Endstadium; und auch wo ein paar Redner die verlorene Protokollidee aufwärmten oder des General Smuts' Zweifel wiederholten, ob alle Dominions des Imperiums sich dem Pakt anschließen und die Garantie für ihn mit übernehmen würden, überwog das Gefühl der Erleichterung.

Wir erfuhren nichts, was wir nicht schon wußten. Die Verpflichtungen Englands aus dem westlichen Sicherheitspakt bedeuten das Minimum an kontinentalen Bindungen, die es in seiner heutigen Lage und überhaupt in der heutigen Weltlage auf sich zu nehmen gezwungen ist. Von außen gesehen, scheinen sie in keinem Punkte über das hinauszugehen, was der Überlieferung seit Hunderten von Jahren entspricht und zur virtuos gehandhabten Praxis der berüchtigten Gleichgewichtsidee gehört. Denn das Neue, die vertraglich übernommene Garantie für die Grenzen zwischen den Rheinstaaten, wird durch wundervoll elastische ‚freibleibende' Klauseln wesentlich herabgemildert. Danach liegt die Entscheidung darüber, ob wirklich ein brutaler und sofortige militärische Exekution notwendig machender Vertragsbruch vorliege, beim Kabinett in St. James. Chamberlain hat das stolze Wort geprägt: wenn England will, daß kein Krieg sei, so wird kein Krieg mehr sein . . . Man kann ruhig zugeben, daß ein beruhigenderer Abschluß der großen europäischen Kriegsperiode für England nicht denkbar war; darin sind sich die Herren der Regierung und die Führer der Opposition durchaus einig. Soweit die nicht aufzuhebende – heute weniger denn je aufzuhebende – Zugehörigkeit der englischen Mutterinsel zu Europa es zuläßt, sind der militärischen Verfilzung des Landes in kontinentale Händel sehr enge Schranken gesetzt. Darf man aber daraus schließen, daß England sich aus eigenem Belieben, nachdem es zum erstenmal in seiner Geschichte mit eigener Millionenmannschaft

Digitized by Google

auf dem Kontinent gekämpft und geblutet hat: daß es sich nun wieder in seine alte Rolle des Lordprotektors von Europa eingesetzt hat?

Ich halte diese Auffassung für falsch und für besonders irreführend die Berufung auf die berühmte Formel, mit der England seit dem Spanischen Erbfolgekriege den Verlauf der kontinentalen Kriege und die Gestaltung der Friedensschlüsse bestimmt hat: liberty, religion, trade. Diese Kriege wurden, wie man weiß, hauptsächlich mit kontinentalen Mietstruppen geführt; und das Missionsgefühl, Gottes Statthalter auf Erden zu sein, hat die Härte des insularen Willens eher noch gesteigert. Aber das war. Liberty bedeutete, wer wollte das leugnen, auch ein wenig die Freiheit des modernen Individuums, die wir alle meinen – wir verdanken ihr glückliche Vorbilder in Selbstverwaltung und Selbstregierung –, aber unendlich mehr noch jene andere Freiheit, die dem Engländer erlaubte, hinter dem Rücken der verzankten europäischen Völker sein riesiges Kolonialreich zusammenzurauben; Spanien, Holland, Frankreich in den zweiten oder dritten Plan zurückzudrängen; die revolutionären Ideen von '89 von der Insel abzuriegeln; den Freihandel, solange er durch das Industriemonopol gestützt war, vom Pazifismus zu trennen; und schließlich von den beiden letzten weltwirtschaftlichen und machtpolitischen Nebenbuhlern den imperialistischen Embryo Deutschland zur Strecke zu bringen ... Religion: das bedeutete den glanzvollen Aus- und Aufbau der englischen Staatskirche. Was aber ‚Handel' in dieser Formel besagte, braucht nicht erst verraten zu werden: gemeint war die Errichtung des Handelsmonopols auf dem Planeten. Die Geschichte dieser starken Rasse ist mit Blut geschrieben, wie nur je die Geschichte eines von einem zentralen, oligarchisch gelenkten Willen zu Macht und Reichtum und Herrentum emporgeführten Volkes. Grausamkeiten ohne Zahl, Treubrüche, Skrupellosigkeiten im Mantel pharisäerhafter Selbstgerechtigkeit gaben den Zement zum Aufbau des Riesenreiches, das dem 19. Jahrhundert – bis zum Eintritt der Vereinigten Staaten von Amerika in die imperialistische Phase ihres Wachstums, also vom ‚Sieg' über Spanien an – weltpolitisch den Stempel aufgedrückt hat. Es hat heute keinen Sinn mehr, jedermann zugängliche Bibliotheken abzuschreiben und verdrängten Groll sprechen zu lassen. Im Deutschen Reichstag hat neulich, bei der Beratung der Locarnogesetze, die greise Kommunisten Klara Zetkin vor dem Raubtiercharakter des englischen Imperialismus gewarnt. Lasset euch, rief die heimgekehrte Moskaupilgerin mit müde verhauchender Glaubensinbrunst aus, lasset euch von der puritanisch geölten Friedensrederei

Digitized by Google

dieses unverbesserlichen Piratenvolkes nicht einfangen ... Sie braucht nicht zu warnen: wir wissen, wann wir wissen sollen. Politisch ist äußerste Vorsicht geboten, die um so wirksamer werden wird, je mehr wir Kontinentaleuropäer die unvergleichlichen Zähmungs- und Züchtungsergebnisse begreifen lernen, die diesen wie in Stahl gehärteten britischen Typus Mensch geprägt hat. Er ist, wie das Luchsauge Goethes erkannt hatte, ganz bis in seinen Spleen hinein; Nietzsche, der ihm die verdammlichen ‚modernen Ideen' des Fortschritts und der Dutzendaufklärung zur Last legte, verkannte, wie wenig die Willenssubstanz dieses Menschen von ihnen geschwächt wurde. Hätte er sich, beispielsweise, nur die Mühe genommen, die gewaltige Anklagerede des alle Rechtssatzung nach Bedürfnis verratenden britischen Imperialismus zu lesen, die der pazifistische Freihändler Richard Cobden am 26. Februar 1857 im englischen Unterhaus gehalten hat, als China imperialistisches Jagdrevier werden sollte: er hätte sein Urteil revidiert.

Im Verhältnis von England zum europäischen Kontinent ist aber dies alles Historie geworden. Der Krieg hat seinen Schlußpunkt unter diese grandiose Entwicklung gesetzt, was äußerlich auch dem politischen Laien sichtbar wird, der sich erinnert, daß das moderne Venedig heute schon zufrieden ist, für seine Kriegsflotte den Eine-Macht-Standard aufrechtzuerhalten. Das englische Imperium, das man etwas schief (Coudenhove) einen politischen Kontinent genannt hat, ist ganz auf Verteidigung und Erhaltung des status quo eingestellt, und zwar nicht nur den anderen kontinental geschlossenen Großreichen wie Rußland und Amerika gegenüber, sondern auch innerhalb der bisherigen Grenzen des eigenen Gebildes. Der Planet ist aufgeteilt; die alten Kolonialmethoden sind stumpf und ausgeleiert; die ‚farbigen' Hörigkeiten werden abgeschüttelt oder sind in revolutionärer Gärung; dem Industrie- und Handelsmonopol ist das Rückgrat gebrochen; und die überbevölkerte Mutterinsel erkennt an der chronischen Arbeitslosigkeit, wie sehr die Grundlagen ihrer früheren Wirtschaftsmacht und ihres hohen Kulturstandards erschüttert sind. Wie kann es sich da vom europäischen Kontinent, das sich industriell und handelspolitisch aus Selbsterhaltungsgründen zu vereinheitlichen trachten muß, zurückziehen wollen, nachdem es jeden Versuch scheitern sieht, durch fiskalische Maßregeln die industriellen und handelspolitischen Emanzipationsbestrebungen seiner Dominions aufzuhalten? Ich glaube noch immer nicht an einen innerbritischen Zollbund: die Statistik von Kanada, Südafrika und Austra-

Digitized by Google

lien während der letzten zwölf Jahre zeigt unwiderleglich, mit welcher Gewalt sich neue ökonomische (und später wahrscheinlich auch politische) ‚Kraftfelder' durchsetzen. In gleichem Maße aber, wie der Sinn dieser Entwicklung sich offenbart, wächst das Interesse der Mutterinsel an den industriellen Konzentrationsbestrebungen auf dem Kontinent: man will sich den nächstliegenden Markt, der sich von den nationalpolitischen Hemmungen des Lebens zu befreien strebt, nicht absperren lassen und möchte beteiligt sein. Von einem englischen Protektorat im Sinne wirtschaftlicher Ausbeutung für uns Kontinentaleuropäer kann schwerlich noch die Rede sein: auch die Kreditgewährung an die zahlreichen blutleeren Gebilde unseres Erdteils trägt meist das amerikanische Vorzeichen. Die angelsächsische Welt hat, welt- und finanzpolitisch, einen anderen Mittelpunkt erhalten. Der Sprung des Löwen auf den Kontinent wird sein letzter gewesen sein: Shaw hatte richtig prophezeit. Darum ist es heller Wahnsinn, glauben zu machen, Eigeninteresse gebiete diesem ‚Vampirstaat', unsren Erdteil dauernd im Zustand eines Pulverfasses zu erhalten und, etwa via Polen, nach Bedürfnis den Brand zu entfachen. Es ist schließlich nicht Englands, es ist Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Sache, die Gefahren der östlichen Grenzverhältnisse zu mildern und zu verschütten. Für die schöne Geste des Lordprotektors aber können wir England eher dankbar sein. Ohne seine Mittlertätigkeit wäre der deutsch-französische Ausgleich kaum in sein erstes, wirklich aussichtsreiches Stadium getreten. Was sie uns gekostet hat, braucht heute nicht berechnet zu werden. Wir haben es nicht besser verdient.

In der Unterhausdebatte weckten einige Punkte unser besonderes Interesse. Einmal der mehrfache Hinweis, wie ‚wünschenswert' es sei, nach Deutschlands Eintritt in den Völkerbund auch Rußland der europäischen Familie zuzuführen. Chamberlain, Lloyd George, Macdonald – alle waren sich darin einig; wir wissen ja, daß und warum Rußland, das große ‚eurasische' Reich, es vorzieht, seinerseits frei zu bleiben. Und solange Rußland außerhalb des Völkerbundes steht, wird jeder Versuch einer allgemeinen Abrüstung voraussichtlich auf enge Grenzen beschränkt sein. Dieser Zusammenhang ist allen aufmerksamen Politikern gegenwärtig, ohne daß man den drohenden Worten des verstorbenen Kommandierenden der Roten Armee, Frunse, ein allzu großes Gewicht beizulegen brauchte. Man denke an Rumänien, an Polen, an die Randstaaten. Man denke auch an die große asiatische Mission, die sich das heutige Rußland

Digitized by Google

– natürlich mit anderen Mitteln und zu anderen Zwecken – nicht weniger leidenschaftlich zuerkennt als früher das zaristische. Man denke endlich an das Abseitsstehen der amerikanischen Union, um zu begreifen, daß die Herren vom Kreml sich wenig beflissen zeigen, zum Völkerbund in seiner heutigen Verfassung in Beziehung zu treten. Die Lage wird sich ändern, sobald Genf sich zum Verwaltungssitz für eine europäische Union entwickelt. Und es scheint, als ob sie sich langsam zu ändern beginnt.

Das anglo-amerikanische Drängen nach Abrüstung wird sich trotzdem auswirken können, nur gewinnt man den Eindruck, daß sie sich zunächst in dem westlichen und mittleren Teil des Kontinentes durchsetzen wird, d. h. in dem durch Sicherheitspakt und Schiedsgerichtsverträge geschmiedeten Ring. Immerhin wird Abrüstung in den Verhandlungen des Völkerbundes das ewige Thema sein. Aber weit wichtiger für uns Mitteleuropäer ist das, was Macdonald über die eigentliche Gefahrenquelle für den europäischen Frieden mitzuteilen hatte: er verlegte sie hinfort an die Donau. Uns sagt er damit nichts Neues. Es kann nur von Nutzen sein, wenn ein Mann von Macdonalds Beobachtungsgabe und politischem Instinkt mit allem Nachdruck darauf hinweist, daß diesen Gefahren durch eine sorgfältige und parteiischen Händen entwundene Behandlung der Minoritätenfrage im Gewimmel der neugebildeten Staaten vorgebeugt werden könne. Stehen die Großmächte zusammen, für die es solche Minderheitenfragen nicht gibt oder . . . geben sollte, die aber für ihr Dasein in ihrer heutigen territorialen Form direkt verantwortlich sind, so werden sich allmählich friedliche Lösungen finden. Die Befürchtungen, die Macdonald ausgesprochen hat, haben wir oben in die Formel gepreßt: der europäische Kontinent lasse sich nicht in ein westliches Idyll des ewigen Friedens und einen östlichen Käfig für nationale Stierkämpfe zerlegen. Rettende Gedanken liegen sicher in den Überlegungen, die zur Konstruktion von Paneuropa geführt haben. Hundertprozentige Lösungen wird man freilich von der geschichtlichen Praxis nicht erwarten dürfen, aber ohne hundertprozentige Bemühungen wird auch Locarno nur die Nebelwand sein, die den Abgrund verhüllt.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Gedanken Paul Valérys

Zum ersten Male tritt in diesem Heft Paul Valéry mit einem Beitrag vor unsere Leser. Wesen und Größe seines Werks zu kennzeichnen, versuchte ich hier schon vor Monaten. Inzwischen erfuhr er Anerkennung und Ruhm des offiziellen Frankreichs: da er als Nachfolger von Anatole France in die Akademie einzog.

Das letzte Heft der *Nouvelle Revue Française* veröffentlicht unter dem Titel „Extraits du Cahier 1910" Aphorismen von Valéry, die sehr charakteristisch für ihn sind. Er, der auf der Suche nach dem „homme universel" ist, vereinigt ja selbst in sich die geistigen und die dichterischen Kräfte, Erkennen und Formen. Von seinen Aphorismen seien einige wiedergegeben.

„Die Welt ist wertvoll nur durch die Extreme und dauert nur durch die Mitten. Sie ist nur durch die Ultras wertvoll und dauert nur durch die Gemäßigten.

Jeder Autor enthält etwas, das ich nie hätte schreiben wollen. Und ich selbst auch.

Große Musik ist die Handschrift des vollkommenen Menschen.

Ich! ... Das heißt das beständigste, das gehorsamste Du, das zuerst erwacht und zuletzt einschläft.

Ich fürchte das Bekannte mehr als das Unbekannte.

Es ist unmöglich, zur Welt, zum Körper zu sagen: ich will nichts von dir, aber will auch nichts von mir.

Große Menschen sterben zweimal. Einmal als Menschen und einmal als große.

Erfinden muß etwas sehr Ähnliches sein wie im gleichmäßigen Fall der Wassertropfen, im Stampfen des Zuges und in den abwechselnden Stößen einer Maschine ein Gesicht zu erkennen.

Es gibt einen Teil im Menschen, der sich nur leben fühlt, wenn er schöpferisch ist: ich erfinde, also bin ich.

Der allgemeine Gang der Erfindungen gehört diesem allgemeinen Typus an: eine fast ununterbrochene Folge von Umformungen der gegebenen Materie und an der Schwelle — eine plötzliche Wahrnehmung der Zukunft eines dieser Zustände.

Zukunft — das heißt nützlicher Wert, bedeutsamer, vereinzelter Wert."

Gleichzeitig veröffentlichen *Les Nouvelles Littéraires* die letzten Zeilen des Dichters, die er vor seiner Wahl in die Akademie schrieb. Sie bilden die Vorrede zum Roman eines neuen Autors: „Der sympathische Spaziergänger" von Maurice Courtois-Suffit. Eigentlich will Valéry keine Einleitung geben: denn Einleitungen sind zumeist unnütz und langweilig. Mit diesen Worten redet er seine Leser an:

„Sie lieben keineswegs das, von dem man will, daß Sie es lieben, und glauben nur Ihren eigenen Augen.

Ich war also, vermutlicher Leser, überaus überrascht, als unser Autor — bei dem Sie gleich sehen werden, wie wenig er über sich und die anderen im Zweifel ist — mich gebeten hat, Ihnen sein Werk vorzustellen. Sie werden bald finden, daß dies Buch, welches sein erstes ist, keineswegs von einem Geiste stammt, den man beschuldigen könnte, unbestimmt und leichtgläubig zu sein. Es scheint, daß die Leidenschaften der Seele ihn kaum über das Wahre hinaustragen. Unser junger Schriftsteller offenbart allermindestens die Ausschweifungen und Fehler, die eine ehrwürdige Tradition der Jugend zuschreibt ...

Gewiß habe ich sein Manuskript gelesen und keineswegs meine Lektüre verachtet. Aber es gibt einen Abgrund

Digitized by Google

zwischen einem Eindruck und einem Ausdruck. Ich kann durchaus Dinge ertragen, die ich durchaus nicht beschreiben kann. Mir können Romane gefallen, aber man braucht ein wenig mehr als das Gefühl des Gefallens, um sie zu besprechen. Ich preise und achte diese große Kunst, aber ich täusche mich darüber nicht, daß ich mich in ihr wenig auskenne. Sie ist eine Gattung, die auf eine Art, die Menschen zu sehen, gegründet ist, die mir nicht natürlich ist. Ich weiß nicht, wie man es anfängt, Gestalten zu schaffen. Ohne Zweifel sehe ich die Wesen nicht in der Ordnung von Größen und Relationen, die sie zu selbständigen und gut definierten Subjekten macht. Die Romanciers geben das Leben, und ich suche in einem gewissen Sinne nur — es auszumerzen. Diese sonderbare Optik verbietet es mir, vernünftig zu urteilen, ganz gleich, ob es sich um das Gebiet des Romans, des Theaters, der Politik oder sogar der Geschichte handelt, kurz um alle Arbeitsgebiete, die die menschliche Erscheinung als Einheit oder Element ihrer Kombinationen nehmen ...

Das sind gute Gründe für mich, um zu schweigen, und für Sie, gelangweilter Freund, Ihr Glück eine Seite weiter zu suchen."

Über Maurice Scève

Commerce ist eine Zeitschrift, die, nur dreimal im Jahr, in Paris in numerierten Exemplaren erscheint. Sie ist erlesen nicht nur in ihrer äußeren Form, sondern auch in Geist und Inhalt. Sie ist von einem literarischen Adel wie etwa bei uns die „Blätter für die Kunst" und trägt das Gesicht Paul Valérys — der sie gemeinsam mit Léon Paul Fargue und Valery Larbaud herausgibt — wie jene das Gesicht Stefan Georges.

Im letzten Heft erinnert Valery Larbaud an Maurice Scève, jenen alten Lyoner Meister, der im sechzehnten Jahrhundert durch Dichtungen dunkler Weisheit und Leidenschaft wirkte. Im Jahre 1562 erschien sein „Mikrokosmos"; von dieser Ausgabe sind nur drei Exemplare erhalten. Hieraus veröffentlicht Larbaud einige Stücke starker Religiosität und Formkraft und fügt einige wertvolle Bemerkungen über Scève und unsere Zeit an.

„Einer unserer modernsten Nachbarn, dem er am meisten ähnelt: Baudelaire, ist viel weniger originell wie er, näher der Beredsamkeit (und der Sprache des achtzehnten Jahrhunderts, wie er weit natürlicher ist), weniger ‚einzig' in der erotischen Poesie der Welt.

Und ich sage das nicht leichtsinnig: Scève ist nicht allein originaler als Baudelaire, sondern er ist fast ebenso original wie Lafontaine und in derselben Art wie er: sie kristallisieren ein hundertmal behandeltes Thema oder Sujet für die Ewigkeit.

Dieselbe Bemerkung gilt für seine Verwandtschaft mit dem ihm an Originalität vergleichbaren Edgar Allan Poe, der von allen Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts vielleicht am meisten Maurice Scève ähnelt ...

Ich erinnere mich nach vielen Jahren der schnellen Reise nach Lyon — zwei Tage Herumspazieren in den geräumigen Straßen, längs der von allen Seiten von riesigen Schlössern umgebenen Kais — dieser Reise, von der ich als reiche Beute zwei kleine Bücher mitgebracht habe: die ‚Serres chaudes' von Maeterlinck (1895) und die ‚Délie' von Scève in einem Exemplar der Scheuringschen Ausgabe (1862), und an die Rückreise (aufs Land, in die Ferien) in einem Abteil eines Provinzzuges (über Tarare und Roanne) allein mit den beiden Maurice. Mallarmé war einer meiner Götter, und ich habe sagen hören, daß Scève ‚der Mallarmé des sechzehnten Jahrhunderts' gewesen sei ... Die Lektüre von Rabelais und Montaigne hätte mir die von Scève er-

Digitized by Google

leichtern sollen. Aber nein: es fehlte mir Erfahrung, poetische Reife. Als ein Schüler von sechzehn oder siebzehn Jahren hatte ich, wie Samuel Butler sagen würde, genug Seele, um ein Exemplar der ‚Délie' zu kaufen, aber nicht genug, um sie zu verstehen und aufzunehmen... Sie ist Gelehrtenpoesie und drückt in einer sehr kondensierten, sehr persönlichen und sehr gewählten Form sehr lange überlegte Gedanken aus. Um viel von der Wahrheit über Scève handlich auszudrücken, müßte man etwa dies schreiben:

Scève ist dem Datum nach der erste der modernen französischen Dichter, der sich entschlossen bis zum erhabenen Stil erhob und dabei die Beredsamkeit vermied."

Stendhaliana

Im *Mercure de France* schreibt Ferdinand Boyer über Stendhals Lektüren. In einem Zimmer in Civitavecchia, das ehemals zu Beyles Konsularkanzlei gehörte, findet sich heute noch seine Bibliothek aus jener Konsul-Episode. Zwischen den Büchern und Stendhal bestand keine stumme Beziehung: die Randbemerkungen und Notizen sprechen eine lebendige Sprache. Auf den leeren Seiten oder auch auf den Umschlägen hat Stendhal seine kritischen Bemerkungen notiert, die zu den wertvollsten Entdeckungen der immer mehr sich ausdehnenden Stendhal-Philologie gehören. Am meisten interessieren wohl die Bemerkungen über zeitgenössische Schriftsteller, die aber nicht so zahlreich wie die über ältere sind:

„Um seine Gerechtigkeit hierin festzustellen, muß man sich einer Stelle aus einem Brief an Balzac vom 30. Oktober 1840 erinnern. Nachdem er von seiner Entfernung gegenüber Chateaubriand, J. de Maistre, Laharpe gesprochen hat, fährt Beyle fort: ‚Mein Homer — das sind die Memoiren des Marschalls Gouvion Saint-Cyr ... Ausgenommen Madame de Murdeuff und ihre Kameraden, einige Romane von George Sand und Zeitungsnovellen von Soulié habe ich nichts gelesen, was man seit dreißig Jahren gedruckt hat.'

Was er gelesen hatte, gefiel ihm übrigens kaum. Über Madame de Stael hatte er eines Tages, als er während des Bades in dem Buche ‚De l'Allemagne' blätterte, diese ungeschminkte Bemerkung geschrieben:

‚10. Mai 1822. Im Bade. Madame de Stael arbeitet, ohne sie zu verstehen, mit Beredsamkeit über die schwierigsten Gegenstände, und ihr ‚Deutschland' plagt mich.

Literarisch geplagt von ‚L'Allemagne' in den Bädern der Rue de Grammont.'

Man weiß, wie wenig er Chateaubriands Stil liebte; auf dem Deckel eines Bandes der ‚Melanges politiques' findet man diese kurze Sentenz:

‚Stil — unlesbar, 14. Juni 1840.'

Balzacs ‚Médecin de campagne' wird länger, aber ebenso hart beurteilt:

‚Schmutziges Pamphlet zur Benutzung von ... Es gibt nur Schmerz über den verletzten Rang und verdoppelten Schmerz durch das Zeichen von Ungerechtigkeit, was man bedauert. Im Schmerz von Koat Ven nicht der geringste Charakter; wieviel Trocknes es in der Orgie gibt! Von Sade zu Justine. Koat Ven. Das ist kein Gegner für ‚Le Bois de Prémol'.'

George Sand wird nicht besser behandelt, gemäß den Bemerkungen, die der Umschlag von ‚Valentine' trägt.

‚Da ist wundervoll die gute Gesellschaft von 1830—35 gemalt, das sollte der zweite Band von ‚Julien' werden, aber das ist furchtbar trocken wie die gute Gesellschaft von 1830—35. Das ist das Übel.'

Ebenso auf dem Rücken des schon zitierten Balzac:

‚Den zweiten Band von ‚Valentine' gelesen. Diese stolzen Werke haben keine

Digitized by Google

wirkliche Existenz, es fehlt ihnen die Solidität, sie sind äußerlich gemalt wie die Bilder von Koat Ven von Sac. Trocken wie de Sade, nur ein einziges Gefühl wird ausgedrückt, das des verlorenen Ranges. Keine Charakterzeichnung. Kein freierer, kein männlicherer Stil in der Welt als Balzacs, aber nichts Sanftes, Zartes, Menschliches.'

18. März 1825

Die ‚Paroles d'un Croyant' von Lamennais scheinen ihm

‚unlesbar für mich. Eine Art Nachahmung heiliger Bücher. 1841'.

Stendhals Bibliothek war besonders arm an poetischen Werken wie an zeitgenössischen Dramen. Nichts von Lamartine, Musset, Vigny. Über Victor Hugo finden wir nur, am Rande eines Scarron, die Mitteilung über eine Begegnung: ‚25. Januar 1830. Thee mit Victor Hugo.' Sogar Männer zweiten Ranges fehlen, und Schweigen über sie. Über einen Martial: ‚16. Januar 39 abend very amable Joubert'. Und das ist alles, was er uns über den Freund der Pauline de Beaumont sagt. Es fehlt auch Sainte-Beuve, dem aber Stendhal zweimal Gastfreundschaft in Triest und in Civitavecchia bot. Wir können kaum an die verschiedenen Zufälle des Verkaufs glauben, mit dem Donato Bucci betraut wurde, um diese Lücken erklären zu können. Es herrschte Mißstimmung zwischen Stendhal und der Mehrzahl seiner Zeitgenossen. In ein sorgfältig gebundenes Buch, das ein Leben Dantes von Fauriel und eine Logik von Destutt de Tracy enthält, schrieb er diese Prinzipienerklärung:

‚Große und wahrhafte Einteilung der literarischen Werke (für eine Literaturgeschichte).

Jedes Werk, dessen großes Verdienst es ist, auf den Grad der Dummheit des Zuschauers oder Lesers berechnet zu sein, langweilt mich.

Diejenigen, die mir gefallen, waren berechnet, den geistigsten Zeitgenossen zu gefallen, zum Beispiel Dante.

Aus Neugierde und nicht um in ihnen Erregung zu finden lese ich alte Werke, die indirekt ihre Leser malen, zum Beispiel die Homer zugeschriebenen Werke.'

18. April 40

Er liebte Lektüren historischen Charakters. Unter den Zeitschriften, die er empfing, waren die ‚Revue rétrospective', die er sehr schätzte, und das ‚Bulletin de la Société de l'Histoire de France'. Er war auch abonniert auf die ‚Revue de Paris' und die ‚Revue des Deux Mondes'. Endlich haben wir in Civitavecchia einige vom Jahre 1825 datierte Exemplare der ‚Le Traducteur' genannten Veröffentlichung aufgefunden, an der damals Blanqui, Enfantin, Aug. Comte, Canel und Bazard mitarbeiteten; wir wissen durch Sainte-Beuve, daß Beyle auf ihre Theorien in seiner Broschüre ‚D'un nouveau complot contre les industriels' antworten wollte. Ohne Zweifel muß man auf diese Widerlegungsschrift den Satz anwenden, der eine Randbeobachtung ausspricht: ‚Forme, fortiter, wenn ich kann, in re, suaviter in modo'."

Wirtschaft und geistiges Leben

In der *Revue de Genève* spricht William Martin über den Einfluß der ökonomischen Faktoren auf das geistige Leben, der in ganz Europa immer krassere Formen annimmt. Noch unsere Vätergeneration war stolz darauf, geistige Arbeit in völliger wirtschaftlicher Freiheit zu leisten, eine Möglichkeit, die fast allen heute verlorengegangen ist. Martin kommt durch seine Untersuchung zu diesem Ergebnis:

„Wenn die Schwierigkeiten der Intellektuellen rein individuelle wären, so würde vielleicht der Heroismus eines jeden erlauben, sie zu überwinden. Aber zu den persönlichen Schwierigkeiten sind

Digitized by Google

unüberwindliche kollektive gekommen. Wie wir sahen, sind Stipendien, Preise, Schenkungen durch die Einschränkungen der öffentlichen Budgets und die Verminderung des Geldwertes vermindert worden, bis sie überhaupt nichts mehr sind. Gewisse Stipendien, die bislang einem Studenten erlaubten, mehrere Jahre zu leben, haben nicht mehr den Preis für Tinte und Papier gedeckt, um die Bewerbungen zu schreiben ...

Geistige Arbeit ist undenkbar ohne materielle Unterlage. Das ist die große Lehre, die sich aus unserer Zeit herausbildet. Ohne Wohlstand gibt es keine Wissenschaft, weil es keine Wissenschaft ohne Gelehrte gibt und keine Gelehrte, die nicht essen. Aber andererseits kann sich die Intelligenz die notwendige materielle Grundlage nur durch sich selbst schaffen. Das sind zwei unzertrennliche Elemente. Wenn unsere Zeit Entdeckungen gemacht hat, die außergewöhnlich sind und sehr weit alle die der Vergangenheit hinter sich lassen, so ist das so, weil sie die blühendste gewesen ist, und sie war blühend, weil sie Entdeckungen gemacht hat, die ihr erlaubten überzuproduzieren und zu sparen.

Man schalte nun einen dieser beiden Begriffe aus. Man schalte die Intelligenz aus: alsbald wird die materielle Zivilisation zusammenstürzen. Man kann sich keine Gesellschaft denken, die sich darauf beschränkt, sich zu erhalten. Eine Gesellschaft kann sich nur dadurch erhalten, daß sie vorwärts schreitet. Erfindungen nutzen sich ab, man muß jeden Tag neue machen. Wir haben das Petroleum gefunden, um die Kohle zu ersetzen, aber das Petroleum ist auf der Erde begrenzt. Was wird aus uns werden, wenn wir keinen Ersatz finden?

Unsere materielle Zivilisation, auf die wir sorglos stolz sind, ist von äußerster Zerbrechlichkeit. Man braucht nur irgendeiner Revolution oder einem Generalstreik in einer großen Stadt beigewohnt zu haben, um den Boden unter den Füßen zittern zu fühlen. Man konnte im Mittelalter ohne Licht, Wasser, Eisenbahnen leben. Heute haben wir keine Lampen mehr, keine Brunnen, und wir wohnen weit voneinander. Sobald wir der materiellen Mittel beraubt sind, an die wir gewöhnt sind, sind wir gelähmt und fallen in eine Barbarei zurück, die viel ferner ist als die fernste Vergangenheit.

Ohne Intelligenz gibt es keine Zivilisation. Ohne materielle Zivilisation gibt es keine Intelligenz ... So ist unsere Zivilisation gleichzeitig für Geist und für Materie im Gleichgewicht. Sie ist das Ergebnis der kombinierten Leistung intellektueller und handwerklicher Arbeit. Die Trennung, die unsere Väter gemacht haben, ist nicht allein künstlich, sie ist falsch, sie ist gefährlich.

Die ganze Anstrengung der Intelligenz muß heute sein, den Wohlstand der Welt wiederherzustellen, der sie leben läßt. Denn die Intelligenz ist nicht ein individuelles Geschenk, sie ist ein wesentlich kollektives Phänomen. Man hat nie einen Gelehrten in einer abgenutzten Gesellschaft entstehen sehen. Ein großer Künstler ist das Produkt von Millionen von Individuen. Es ist nötig, daß alle diese Individuen leben — und gut leben — damit die Gesellschaft Gelehrte und Künstler hat, auf die sie stolz ist. Auf die Dauer können die Intellektuellen, trotz ihres Heroismus, die Welt nicht retten, wenn nicht die Handarbeiter die Erde bestellen würden, die sie hervorbringt."

Fédération des Unions intellectuelles

Von ihrem Vorhandensein und ihrer fruchtbaren Idee ist wenig bekannt. Sie wurde im Herbst 1924 in Paris konstituiert; ihre Abschiedssitzung leitete Paul Painlevé. Das wichtigste dieser Gründung scheint mir zu sein, daß sie keinem

Digitized by Google

ideologischen Programm folgt, also nicht theoretisch eine kommende Praxis vorwegnehmen will. Man hat, mit einem guten Ausdruck, ihren Willen als ein Bekenntnis zur „Biologie der Nationen" bezeichnet. Den Entscheidungen voran gehen müssen jene Kräfte, die fähig sind, die Entscheidungen im richtigen Sinne zu treffen. Die Entscheidung für den künftigen Frieden Europas ist keineswegs die theoretische Frage, ob Krieg oder Frieden besser sei. Es kommt darauf an, nach den Krankheiten der Kriegszeit und Nachkriegszeit erst wieder die biologischen Bedingungen für eine europäische Existenz zu schaffen. Praktisch bedeutet das Austausch und gegenseitige Informationen des geistigen Schaffens der einzelnen Nationen. Der zweite Kongreß der Fédération des Unions intellectuelles fand in Mailand statt. Über ihn berichtet Friedrich Schreyvogel im letzten Heft der neuen katholischen Monatsschrift *Abendland:*

„Wieder ist ein Jahr vergangen. In den Komitees der Länder, die zweihundert der besten Namen Europas umschließen — Lord Cecil, Gilbert Murray, Emile Borel, Kardinal Dubois, Paul Painlevé, Maurice Ravel, Emile Vandervelde, Orlando, Pirandello, Romanones, Seipel, Hofmannsthal, Driesch, um irgendwelche Beispiele zu nennen — ist viele und gute Arbeit geschehen. Gäste gingen hin und wieder, die Presse arbeitete mit, Gesinnungen wandelten sich zu Objektivität, die Biologie des Friedens nötigte der Welt ihre Gesetze auf... Locarno kam und seine Nachspiele: was wäre notwendiger als jene sachliche Arbeit, die das schöne Wort vom „Geist Locarno" richtig zur Wirklichkeit werden läßt?

Wieder versammeln sich Vertreter von zehn Nationen in der Universität von Mailand. Der Bürgermeister und Senator Mangiagalli eröffnet, nach ihm spricht Prinz Rohan. Etwa fünfzig Delegierte aus allen Ländern sind erschienen, die Intellektuellen von Mailand, die Vertreter der Weltpresse. Markante Köpfe: der französische Mathematiker Langevin, die preisgekrönte portugiesische Dichterin de Castro, die Deutschen Professor Curtius, Professor Alfred Weber, Fürst Schönburg, Oscar A. H. Schmitz, der Schweizer Adolf Keller (der Generalsekretär der Stockholmer Weltkonferenz), die Italiener Enriques und Pontremoli, von der Tschechoslowakei Professor Tille und die bekannte Übersetzerin Anna Aurednicek. Kommissionen arbeiten und gelangen zu wertvollen Ergebnissen, Einladungen sind dazwischen geschaltet, Empfänge im Rathaus, in der Casa Pirotta, im historischen Schloß der Grafen Borromeo, Toaste, Resolutionen, Hunderte neuer Anregungen und lebendiger Verbindungen. Am fruchtbarsten ein Antrag Österreichs, in enger Fühlung mit den Regierungen — in Wien gehören Seipel und der Unterrichtsminister Schneider der Leitung des Kulturbundes an — an den Völkerbund, die Presseämter und alle wesentlichen internationalen Institutionen heranzutreten, um sie auf den wirksamen Kreislauf aufmerksam zu machen, der zunächst noch neben der Politik zu laufen scheint, in Wirklichkeit nur um einiges tiefer. Manches nützliche Instrument, manche Methode einer besseren Zukunft ist hier vorbereitet ...

Nach drei Tagen gehen wir wieder auseinander; nicht ohne die Befriedigung, daß das in Mailand abermals geförderte Werk seine eigenste Bedeutung hat. Es ist nicht von Friedensfreunden mit schwächlicher Ideologie gestaltet, nicht aus Angst vor dem Schicksal, sondern aus dem Bewußtsein, daß über Europa eine gemeinsame Zukunft steht. Nicht die Utopie einer leeren Brüderlichkeit, keine fragwürdige Illusion von einem fernen Ziel, sondern tapferer Vormarsch auf dem einzigen Weg, der dahin

Digitized by Google

führen könnte. Nicht einfach Zusammenschluß, weit mehr: Zusammenarbeit!"

Amerikanischer Stil

„Men of Art: American Style" heißt ein Beitrag von Thomas Craven im letzten Heft des *American Mercury*. Craven erinnert an das Jahr 1913, wo die moderne Kunst offiziell in Amerika einzog. Eine geschickt geleitete Ausstellung zeigt die neue europäische Malerei dem amerikanischen Publikum. Seitdem ist vieles geschehen. Die französischen Kunstideen haben in Amerika Wurzeln geschlagen, haben gewirkt, und einige neue amerikanische Maler wie Wright, Benton und Hartley sind bekannt geworden. Am stärksten hatte Cézanne auf eine jüngere amerikanische Generation gewirkt; wie eine Pestilenz griff die Cézanne-Nachahmung um sich. Zwei Richtungen entwickelten sich in letzter Zeit stärker: eine auf das Primitive gerichtete und von Gauguin und Matisse abstammende und eine vom italienischen Futurismus herkommende. Doch schon jetzt sind diese Richtungen alt und leer. Das Interesse für neue Kunst ist in Amerika sehr gering. Craven vergleicht den modernen amerikanischen Künstler mit einem Autor, der keinen Verleger hat. Ein größeres, künstlerisch interessiertes Publikum fehlt völlig. Die Nachahmung der Franzosen hat zu keiner schöpferischen Kunst geführt.

„Cézanne mit all seinen echten Eigenschaften hat sich für seine Gefolgschaft als unmöglicher Gott bewiesen, und seine westlichen Proselyten sind in furchtbarer Konfusion geendet. Ich verdamme deshalb den Modernismus nicht — er hat unseren Künstlern viele wertvolle Lehren erteilt — ich wünsche nur, mit Nachdruck auszusprechen, daß die Bewegung unzweifelhaft gezeigt hat, daß gegenwärtig der amerikanische Boden keine metaphysisch importierte Kultur importieren kann. Ich glaube auch nicht, daß der schöpferische Geist tot ist, er wird nie in Ausmaß blühen, bis nicht ein starker eingeborener Impuls unsere Künstler zu einer Gemeinschaft mit geistigem Ziel zusammenschließt. Manche unserer Studenten verlassen die Kunstschulen mit ernstem Ehrgeiz, aber ihr Mut wird schnell vernichtet, und sie wandern in die einträglichen Bezirke der Kunst aus: snobbistische Porträts, Plakate, Innendekoration. Wenige — sehr wenige — bleiben bei ihren Überzeugungen und leiden; der Händler hat sie unter dem Daumen; sie machen Bilder, für die kein Markt ist; und der Franzose, den sie anbeten, betrachtet sie als Auswurf.

Zugegeben, daß in den Vereinigten Staaten kein homogener Hintergrund ist, keine Philosophie, keine Religion — nur eine seichte, pseudo-wissenschaftliche Lebensauffassung — glaube ich doch, daß der Künstler selbst wegen der Vernachlässigung, die ihn umgibt, zu tadeln ist. Seine Auffassung eines plastischen Schemas ist armselig, ängstlich und fern von Aktualitäten. Er ist eine verweichlichte Kreatur und malt Stilleben, laue Landschaften, unverständliche Abstraktionen, um so die ästhetischen Zustände seiner verwundeten Seele auszudrücken. Ohne Zweifel hat die wachsende Verweichlichung der amerikanischen Umgebung viel mit der Erzeugung seiner Auffassungen zu schaffen, aber wenn er mit keinen männlichen Tugenden anfangen kann, soll er sich das Haar stutzen lassen und futuristische Langweiligkeiten oder Ableger der Bewegungen zeichnen."

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Letzte Briefe

André Gide berichtet als letztes Wort, das Oscar Wilde zu ihm sprach: „Man darf nichts verlangen von einem, der geschlagen worden ist", ein Wort, in dem Schmerz und Zerbrechen ebenso aufklingen wie die Erkenntnis der Ohnmacht und des Endes.

Viele Masken waren zerbrochen und als die teuersten Ehre und Ruhm. Es mag sein, daß Wilde neue suchte und — uns noch unsichtbar — auch trug. Auf jeden Fall zerren ihn Leidenschaften, Wünsche, Erkenntnisse nach allen Seiten und machen diesen Abschluß, elend in seiner äußeren Form, zu seinem reichsten Lebenskapitel.

Es wird uns durch mehrere Lichter beleuchtet. Zunächst durch die Biographie des Frank Harris, dann durch Laurence Housmans Gespräche, durch die „Epistola" und jetzt durch die „Letzten Briefe", die Max Meyerfeld im Verlag S. Fischer hat erscheinen lassen. Man kann dies Buch als Urausgabe der wichtigsten Wilde-Briefe bezeichnen. Sie sind an Robert Roß gerichtet und stammen aus den drei letzten Lebensjahren: 1897—1900.

Wilde ist Robert Roß gegenüber ganz Hingebung und Dankbarkeit. Aus diesem Empfinden heraus sind die Briefe geschrieben und in ihnen die Inhalte von Wildes letzten Lebensjahren gestaltet. Abglanz von Gewesenem und neue Pläne, dazwischen die gefährliche Gestalt des Alfred Douglas ... das ist die Welt dieser wundervollen Briefe. Sie ist farbig, reich, nachdenklich, übermütig, verzweifelt und von Krankheit und Tod erfüllt. R. K.

Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. Franz Oppenheimer, Professor der Soziologie an der Universität Frankfurt a. M. Sein „System der Soziologie" ist niedergelegt in einem fünfbändigen Werk.

A. W. Lunartscharsky, Moskau, seit der bolschewistischen Revolution Rußlands Volkskommissar für Volksaufklärung. Er ist auch Verfasser zahlreicher Dramen.

G. A. Borgese, Mailand, ist als Epiker und Dramatiker einer der bekanntesten Schriftsteller des jungen Italien.

Arthur Holitscher befindet sich augenblicklich auf einer Reise durch Asien. Seine nächsten Stationen sind Indien und China, über die er fortlaufend in der „Neuen Rundschau" berichten wird.

Paul Valéry, Paris, Lyriker und Prosaiker, Mitglied der Französischen Akademie. Seine wichtigsten Bücher sind: „La jeune Parque", „La Soirée avec M. Teste", „Variété", „Poésies". Seine Gedichte sind von R. M. Rilke ins Deutsche übertragen.

Dr. Otto Ernst Hesse, Berlin, Dramatiker und Kritiker.

Dr. Emil Utitz, Professor der Philosophie an der Universität Halle. Seine Arbeiten liegen besonders auf dem Gebiete der Ästhetik und Charakterologie.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
MAR 6 1926

ZWEITES HEFT FEBRUAR 1926

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVII. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Willy Hellpach, Rasse und Stämme im deutschen Volkstum
Wilhelm Schmidtbonn, Die zwei Indianer (Novelle)
Miguel de Unamuno, Don Quichottes Grab
Ernst Robert Curtius, Über Unamuno
Arthur Holitscher, Madura, das dunkle
Otto Flake, Tage in Baden-Baden
Samuel Saenger, Politische Chronik
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

S. FISCHER / VERLAG A.-G.
Berlin und Leipzig
Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W 57, Bülowstr. 90 erbeten. – Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. – Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1926 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes RM 2.–; Quartalspreis RM 6.–. Auslandsabonnenten können den Gegenwert in fremder Währung durch Postanweisung einsenden. – Zahlungen in Reichsmark bitten wir an das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692, Auslandszahlungen an S. Fischer, Verlag, Berlin W 57, Bülowstraße 90 zu richten.

VORANKÜNDIGUNG

Das März-Heft der „Neuen Rundschau"

bringt voraussichtlich folgende Beiträge:

M. J. BONN, Krise des Kapitalismus
ERNST WEISS, Marengo (Novelle)
HERMANN HESSE, Nürnberger Reise I
ROMAIN ROLLAND, Mozart
KLAUS MANN, Fragment von der Jugend
ALFRED WOLFENSTEIN, Gedichte
ARTHUR HOLITSCHER, Leben, Tod und Auferstehung in Indien
WILHELM HAUSENSTEIN, Faber du Faure
SMITH, Trivia
OSKAR BIE, Bücher über Architektur
S. SAENGER, Politische Chronik
RUDOLF KAYSER, Europäische Rundschau

Diesem Heft liegen die Prospekte der folgenden Firmen bei:

Meyer & Jessen, München
Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt

DIE EINBANDDECKE

für das II. Semester des Jahrganges 1925 der „Neuen Rundschau"
kann in Halbpergament zum Preise von RM 3.50
durch alle Buchhandlungen sowie durch den Verlag bezogen werden.

Beachten Sie die Anzeigen vor und nach dem Text!

Digitized by Google

RASSE UND STÄMME IM DEUTSCHEN VOLKSTUM

von

WILLY HELLPACH

I

Die Deutschen sind kein Rassevolk. Wer sie gewaltsam dazu machen, ihr Volkstum auf Rasse, ihr Nationalbewußtsein auf Rasseninstinkt gründen will, wird unausweichlich zum Zerstörer am Deutschtum. Jeder solche Versuch (und wie vielen ist im letzten Menschenalter deutsche Jugend nachgelaufen!) verurteilt sich selber dazu, das völkische Wesen der Deutschtümlichkeit sei es zu zersprengen, sei es zu verwässern. Zu verwässern: denn die Rassengleichheit reicht allenthalben über die deutschen Grenzen hinaus; auf sie hin betrachtet ist der Däne des Niedersachsen Bruder, sind diese zwei gleichen Wesens, ebenso wie so viele Moseltalbewohner gleichen Rassewesens mit Italikern oder Franzosen, wie so viele Sachsen und Schlesier gleichen Rassewesens mit Wenden, Tschechen und Polen sind. Zu zersprengen: denn ebendiese Sachsen und Schlesier stehen in Ansehung ihrer Rassigkeit meilenfern jenen Moselanern und Holsteinern, ihnen genau so fern wie allen Gliedern der mittelmeerischen und der nordischen Rasse. Wer die Deutschen zu „Germanen" stempelt und diesen Begriff im Sinne einer Rasse meint, mit bestimmten physischen Merkmalen: hochwüchsig, weißhäutig, langschädlig, blauäugig, blondhaarig etwa – der stößt Millionen und Abermillionen Deutscher aus dem deutschen Volkstum aus, der müßte die Deutschen auf vielleicht ein Drittel ihres sonstigen Bestandes einschrumpfen machen, um diesen Rest mit andern Volkstümern (skandinavischen, niederländischen, teilweise angelsächsischen und nordfranzösischen) zu einer neuen Einheit zu verbinden.

„Rassige" Völker sind überhaupt nicht sehr zahlreich in der Welt. Die großen weltgeschichtlichen Nationen waren selten mit Rasseeinheiten identisch. England und Frankreich zeigen bunte Gemische der nordischen

Digitized by Google

und der mittelländischen Rasse, auch Italien und Spanien sind in ihren Majoritäten zweifellos mediterran, mit respektablen Einsprengseln nordischen, alpinen und afrikanischen „Blutes" durchmengt. Alle Slawennationen bieten das nämliche Bild. Verhältnismäßig einheitlicher Rasse sind im heutigen Europa die Schweden, trotz eines immerhin merklichen Einschlags mittelmeerischer Typen in den größten Städten, finnischer in den Einöden des Nordens; mit den Dänen stellen sie das geschlossenste Volk nordischer Rassigkeit dar. Aber die Deutschen – o weh, die Deutschen! Lediglich am Nordsaum ihres Volkswohnsitzes ähneln sie den Skandinaviern in der Geschlossenheit ihres Rassetums: von Westfalen über Niedersachsen bis nach Pommern hin dominiert überwältigend der nordische, der hochwüchsige, langschädlige, weißhäutige, blondhaarige und blauäugige Mensch. Rapide nimmt seine Vorherrschaft gen Mitteldeutschland hin ab. Sowohl die reinen Typen des mediterranen und des alpinen Menschen, als ihre Gemische tausendfältiger Art untereinander und mit dem nordischen, drängen sich vor, um über weite Gelände hin, ehrwürdigste Schauplätze deutscher Geschichte und Kultur, das Feld zu beherrschen. Am Saum der Alpen gesellt sich noch das „dinarische" Element hinzu, wiederum rein oder in Verkreuzung mit den drei andern: in den österreichischen und bayrischen und schweizerischen Hochlanden, im Schwarzwald und Jura begegnen uns in vielen Einzelexemplaren, aber auch merkwürdig gehäuft, Menschen von nordischem Blond und Augenblau mit dem hageren Hochwuchs, der nordisch wie dinarisch sein, und dem extremen Kurzkopf, der nur dinarisch sein kann. Wen wundert's? – Das Volk der Mitte gab sein Land notgedrungen nicht bloß zum Stelldichein geschichtlicher Ereignisse her, sondern auch zum Kreuzungsfelde aller Rassen, die von Norden und Süden, von Osten und Südosten herandrängten. So sind die Deutschen nicht nur an Erlebnis und Staatlichkeit, sondern auch in ihrer Rassigkeit ein riesenhaftes Bastardierungslager geworden. Sie sind die buntrassigste unter den großen Nationen Europas und stehen darin den großen Nationen der Neuen Welt am nächsten. Dies ist der wahre „völkische" Tatbestand, von dem eine wahrhaftige Betrachtung deutschen Volkstums ausgehen muß. Die „Stimme des Blutes", wenn es überhaupt eine gibt, kann kein Hauptfundament deutschen Nationalbewußtseins sein; dazu wäre sie in Deutschland viel zu sehr Stimmengewirr. Ein deutsches Volkstum, auf nordische Rassemerkmale gegründet, gäbe ein paar kleine Provinzen und Tausende von zwerghaften Enklaven –

Digitized by Google

ein Bild, verworrener und zerfetzter noch als die berüchtigten Staatenkarten Deutschlands vom Ausgang des Mittelalters bis zum Zeitalter des großen Friedrich. Wer das ganze und das große Deutschland will, der muß von allen Rassenansprüchen an die deutsche Nation sich resolut abkehren.

2

Die Deutschen sind kein einheitliches Erzeugnis des „Blutes", und es ist keine Stimme des Blutes, die sie verbindet. Nie und nirgends, so weit unsere geschichtliche Übersicht reicht, sind „Völker" Blutsorten gewesen. Die geistig reichsten oder staatlich mächtigsten zuallerletzt. Nicht einmal die Juden, die man so gerne dazu stempeln möchte, bilden eine Rasseneinheitlichkeit, weder Hellas noch Rom so wenig wie das Frankreich des Sonnenkönigs noch das Britannien der Gegenwart sind Exempel für eine Identität von Volkstum und Rasse, viel eher Gegenbeispiele. Man kann nun einwenden, daß es erlaubt sein müsse, zu schaffen, was noch nie war: neue geschichtlich bewegende Kräfte einzuführen und mit ihnen Geschichte anders zu machen, als sie jemals gemacht worden ist. Die Alten, so argumentiert man wohl, haben auch den Nationalstaat nicht gekannt und hätten ihn am Ende bekopfschüttelt; er sei erst ein halbes Jahrtausend in der Idee alt, und das Rassevolkstum bedeute weiter nichts als ein folgerechtes Weiterdenken auf der nationalistischen Linie. Mit diesem Gedanken muß man sich ernsthaft auseinandersetzen.

Vor dem Aufkommen der Nationalstaaten entstanden Völker auf mannigfache Weise, sehr oft durch Gewalt, die schließlich Gewohnheit und endlich Ethos ward, manchmal aus bloßer Eroberungsgier, manchmal aus wirtschaftlichen Nöten, nicht so selten aus religiösem Enthusiasmus oder Fanatismus, und tausend Zufälligkeiten woben sich noch hinein. An der Genesis der romanischen Nationen in Europa läßt sich dieser Prozeß exemplarisch studieren. Sie aber eröffnen uns auch den besten Einblick in das Aufkommen und die Verwirklichung der Nationalstaatslehre. Denn die ist ja ihres Geistes; Niccolo Machiavelli ihr erster großer Pionier. Es war die Sprachtochterschaft, die dabei als ein mächtiges Agens vom Schlage der völkischen Romantik wirkte: noch heute und gerade wieder heute nennen sich die romanischen Staaten mit betonter Vorliebe nach der ehrwürdigen Mutter ihrer Idiome die „lateinischen" Nationen. Der ganze neuzeitliche Nationalbegriff hat sich im Laufe seiner Entfaltung und Befestigung immer ausschließlicher auf die Sprachgemeinsamkeit zu-

Digitized by Google

gespitzt. Es ist die wirkliche Stimme der Rede und nicht die metaphorische und stumme des Blutes, welche die Völker zu Nationen umgeschaffen hat und als Nationen zusammenhält und sondert, verbündet und verfeindet.

Niemals führt diese Linie geradenwegs zur Linie der Rassigkeit hinüber. Diese knickt vielmehr von jener im rechten Winkel ab. Es gibt gewiß Zusammenhänge zwischen Rasse und Sprache, und wir werden sogleich von ihnen reden müssen. Aber sie sind weitab von einer Primitivität, die Idiom und Substanz, Wort und Blut auf einen Nenner bringen möchte. Nationale Assimilation ist heute in erster Linie nicht Konnubium, sondern – man gestatte – „Äquiloquium": gleiche „Muttersprachlichkeit". Keine der Nationen, die in den Friedensschlüssen von 1919 kraft ihres sogenannten Selbstbestimmungsrechtes Nationalstaaten oder -stätchen aufrichten durften, und keine der aufsichtführenden Instanzen hat nach Haarfarbe, Hautfarbe, Augenfarbe, Körperlänge und Schädelindex der national Vereinigten gefragt; jeder würde mit solcher Frage haben fürchten müssen, sich lächerlich zu machen. Wo man Minoritäten anderer Sprache in seine Grenzen zwang (und damit ja eigentlich den wahren Nationalstaat negierte) und wo man nun „nationalisiert", wie in Böhmen und Südtirol, dort hofft man doch nicht etwa durch Eugenik und mit Gestütmethoden zum Ziele zu kommen, sondern indem man die Sprache unterdrückt und zurückdrängt, die Sprache monopolisiert und aufnötigt. Dies sind fürchterliche Kämpfe, die nicht immer restlos in Sieg und Niederlage enden, aber Sieg und Niederlage liegen dabei immerhin im Bereich des Möglichen. In Rassendingen treten sie außer diesen Bereich.

Denn der Rasse ist niemand Herr. Sie ist kein Gut, das angeeignet werden kann. Sie kommt, ein erblicher Besitz, von endlosen Stammbäumen her, deren Struktur undurchsichtig bleibt; gerade je mehr wir die Regeln der Vererbung erkennen, desto hoffnungsloser wird die Meinung, als lasse sich ein menschlicher Stammbaum als rasserein garantieren oder – züchten. Keine religiöse oder nationalsprachliche Verfolgung wäre so gewalttätig gewesen, wie eine sein müßte, welche die Reinheit der Rasse herstellen wollte, und keine so nutzlos, ein solcher Kampf gegen eine Hydra der immer wieder vorbrechenden erblichen Überraschungen. Und selbst wenn es glücken könnte, mit Blutbädern oder Kastrationsgesetzen die dunklen oder die kleinwüchsigen oder die rundköpfigen Menschen auszujäten und das reine Volkstum der Hochwüchsigen, Langköpfigen, Weißhäutigen, Blondhaarigen, Blauäugigen aufzurichten – was wollte man wider

Digitized by Google

die jüngstens durch unantastbare Forscher der Gewißheit nahegebrachte Wahrscheinlichkeit unternehmen, daß z. B. die Schädelform mit dem Ortswechsel sich verändert und die Dolichokephalen auf neuem Boden einfach brachykephaler werden?

Hier zerbröckelt das ganze Rassedogma schon seit einem Jahrzehnt in der scharfen Luft neuer wissenschaftlicher Einsichten. Der Begriff der Rasse ist durchlöchert vom Begriff der Konstitution; der Tatbestand der Rasse wird fließend, indem er keine bloße Variante, sondern eine Variable der Art darstellt, variabel durch die Einflüsse der Umwelt. Die Elementarrassen Europas, deren Vierzahl eben für Lehrbücher und Leitfäden reif geworden war, sind schon wieder gänzlich fragwürdig, mindestens zwei von ihnen. Die Dinarier, diese hochwüchsigen, langgliedrigen, kurzköpfigen, schwarzhaarigen und dunkeläugigen Menschen, deren Verbreitungskeil von Kleinasien über den Balkan der Adria lang und durch die Alpen hin bis an den Oberrhein reicht, sind am Ende nur eine Varietät oder Subvarietät der gemeinsamen mediterranen, „südländischen" Rasse, ich selber scheue mich seit langem nicht, meine physiognomische Sammlung auf diesen Gesichtspunkt hin zu ordnen (und wann wäre man bedächtiger als beim Aufstellen der Systemprinzipien einer Sammlung!). Der vielberufene Homo alpinus aber, von dem ebensoviel gelesenen und nachgeredeten Hans Günther jüngst einer „ostischen" Rasse an die Rockschöße gehängt, dieser mittelwüchsige, vierschrötig-feiste, oft dralle, kurzköpfige, hellhäutige, braunhaarige und braunäugige Mensch ist am Ende überhaupt nur ein Konstitutionstyp, der in allen Rassen örtlich gebunden und damit örtlich mannigfach gehäuft vorkommt, vielleicht ein Typ der inneren Sekretion, vom Schilddrüsensaftwechsel geformt, eine Thyreomorphose, die selber wieder durch jene Umweltfaktoren, die den „Kropf" bestimmen, erzeugt sein mag. Er wäre dann völlig oder wesentlich zusammenfallend mit der „pyknischen" Konstitution Kretschmerscher, dem „Dralling" meiner Klassifikation, und (der kühnste Ausblick!) alles, was in die strumiformanten, die kropfmachenden Gegenden übersiedelt, hätte dann die Aussicht, pyknisiert, alpinisiert zu werden, wobei zu erinnern ist, daß zu solcher Prozedur das eine Material sich besser, das andere schlechter eignet, das eine plastotrop und das andere plastoxen ist, das eine formungswillig und das andere formungsspröde. Für solche Umformungen im größten Maßstabe hat Franz Boas von der Neuyorker Columbia-Universität den Beweis erbracht, seine Untersuchun-

Digitized by Google

gen über das Entstehen neuer Schädelproportionen in der ersten Nachkommengeneration aller Einwanderer Nordamerikas, sogar bei den Kindern, die noch in Europa empfangen und drüben entbunden sind, warf das ganze Dogma von der unbedingten Starrheit der wesentlichen Rasseeigenschaften über den Haufen. Wir merken nun etwas, wenn der in allen Tatbestandsdingen gewissenhafte Otto Ammon, der hochverdiente Schöpfer einer mustergültigen „Anthropologie der Badener", dem derlei in den Kram seiner sozialanthropologischen Doktrin gar nicht paßte, in sein Notizbuch schrieb, daß seltsamerweise in den badischen Bezirken mit gewissen Abweichungen des Schädelindex vom Durchschnitt auch die jüdischen Einwohner diese Abweichungen zeigten; und wir gehen willig mit, wenn der gewiß nicht phantasierende Eugen Fischer durch die Boas-Befunde auch eigentümliche süddeutsche Rassetatsachen erhellt sieht, z. B. den extremen Kurzkopf der nordischen Menschen des Hochschwarzwaldes, die man ihrem Habitus nach, so oft man ihnen begegnet (und dies ist um Donaueschingen herum auf Schritt und Tritt), als „blonde Dinarier" ansprechen möchte.

Jedoch was hat derlei mit einer politischen Prognose für Deutschland zu schaffen? Viel, viel. Man unterschätze es doch nicht, ein wie großer Teil der heutigen Jugend seine politische Einstellung mit Rassedogmatik unterpflastert, um so die vermeintliche Heerstraße zur Wiedergesundung und Wiedererhebung der Nation zu bauen! Und da es gerade die „intellektuelle", die gebildete, ja besonders die studierende Jugend ist, in deren Köpfen die Rassephantasmen sich festgesetzt haben, so sollte man meinen, sie müsse belehrbar sein, wenn man sie an die Tatsachen heranführt und vom Nachsprechen zum Nachdenken bringt. Prognose ist immer ein Versuch, was wird oder werden mag, durch wissenschaftliche Untersuchung aller erreichbaren Bedingungen und Ursachen zu bestimmen. Es gibt keinen Punkt, an dem heute die Politik sich vermeintlich so sehr auf Wissenschaft stützt, wie im Rassenproblem. Hier Afterwissenschaft von echter Erkenntnis reinlich zu scheiden, heißt auch die prognostischen Möglichkeiten säubern und überhaupt das politische Feld reinigen helfen.

3

Aber man würde den Fehler nur umkehren, nicht ausmerzen, wollte man selber alle Rassigkeit im Aufbau des Volkstums leugnen. Volkstum, dies wundervolle Wort, das uns der barocke Turnvater Jahn geschaffen,

Digitized by Google

soll die eigentümliche, fast geheimnisvolle Einheitlichkeit der äußerlichen und innerlichen Erscheinungsweise bezeichnen, die ein Volk im Unterschiede von andern Völkern darbietet. Den Verdichtungskern dieser Einheit bildet die Sprache, rechts und links von diesem Gemeinbesitz zerfließen die Gemeinsamkeiten des „Exterieurs" und der „Mentalität" oft bis ins nicht mehr Greifbare – dennoch zweifelt niemand daran, daß man im Auslande die Mehrzahl der Deutschen „auf den ersten Blick" erkennt, auch ohne daß sie den Mund auftun, und daß es bei aller kosmopolitischen Nivellierung auf den verschiedensten Daseinsgebieten einen spezifisch „deutschen Geist", besser gesagt eine spezifisch deutsche Art anzuschauen, zu kombinieren, zu denken, zu folgern, zu urteilen, aber auch und erst recht zu fühlen, sich zu erregen, zu phantasieren, zu werten, gesinnt zu sein, sich einzustellen gibt. Gewiß durchkreuzen sich in diesen Dingen verschiedene Koordinatensysteme der Geistigkeit – jene deutsche Art zeigt sich an manchen sehr wichtigen Punkten der germanischen Art überhaupt verwandt, also der englischen näher als der französischen, an andern auch wichtigen Punkten aber der europäischen Art zugehörig, also der französischen näher als der englischen. Dennoch ist sicher, daß die Verwandtschaft, die sich manchmal zwischen den Germanen und Romanen des Kontinents auftut, mehr eine intellektuelle, eine Wahlverwandtschaft durch Zivilisation ist, während die germanische Gemeinsamkeit in allen irrationalen Besitztümern der Seele durchaus überwiegt. Es gibt, bis heute wenigstens, kein „europäisches Volkstum", aber es gibt eine Art „germanischen Volkstums", an dem mit uns die Briten und Angelamerikaner, die Vlamen, Holländer, Dänen, Schweden und Norweger teilhaben. Dies ist eine ungeheure Tatsache, die durch keine Karikierung ihres Gehaltes aus der Welt geschafft wird und deren Schwergewicht sich um so mehr geltend machen wird, je gewisser wir in eine politische Periode der „Gesellschaft der Nationen" eintreten. Man lerne diesen Satz auswendig, denn er ist politisch fundamental.

Woher aber kommt diese germanische Gemeinsamkeit, innerhalb deren das deutsche Volkstum dann sozusagen nur eine Schattierung, einen Farbenwert der einheitlichen Grundfärbung, einen Akkord innerhalb derselben Tonart darstellt? Hier sind wir an einer der delikatesten, aber auch entscheidungsvollsten Untersuchungen im Rahmen unseres Themas.

„Germanisch" ist ein philologischer, richtiger ein linguistischer Begriff, kein anthropologischer. Germanen nennen wir die Völker, welche eine

Digitized by Google

Sprache der germanischen Sprachenfamilie reden, die selber wieder eine Sippe der größeren „indogermanischen", arischen Sprachenfamilie ist. Auch „arisch" ist also ein linguistischer Begriff. Schon Max Müller hat die anthropologische Umfälschung des Begriffes „arisch" beißend ironisiert; das sei genau so, meinte er, als wolle man von einer kurzköpfigen Grammatik reden; man kann das vielfältig variieren und sagen, „germanisches Blut" oder „deutsches Blut in den Adern" sei genau so sinnvoll wie ein blondes Imperfektum oder eine hellhäutige Partizipialkonstruktion. Und dennoch, mit Witzen lacht man die Probleme nicht hinweg. Es ist richtig, daß „germanisch" und „deutsch" sprachliche Einteilungen sind, keine rassischen, aber nun steigt ja erst die Hauptfrage auf: daß diese Völker diese verwandten Sprachen reden, ist das nichts als eine historische Zufälligkeit, und ergibt sich ihre gesamte seelische Verwandtschaft lediglich aus dem Reden verwandter Idiome, ist also die Sprache eine so ungeheure seelisch formende Macht, daß auch seelisch assimiliert wird, wer eine bestimmte Sprache annimmt – oder reden diese Völker verwandte Sprachen, weil sie von Haus aus seelisch, und das hieße dann psychophysisch, und das hieße biologisch untereinander verwandt sind, sich näher stehen als jeder von ihnen einem der „romanischen" oder „slawischen" Völker steht? Es ist nichts Geringeres als die ungeheure Frage nach dem Wesen des Volkstums, die sich hier aufreckt, nach der Entstehung der Nationen, und wir dürfen ihr nicht ausweichen.

Historisch ist dies gewiß, daß viele „Germanen", einzelne und Völkerschaften, nichtgermanische Sprachen angenommen und in nichtgermanisches Volkstum, lateinisches oder slawisches, eingeschmolzen worden sind. Dies geschah vor zweitausend Jahren und geschieht heute noch vor unsern Augen. Unbezweifelbar germanische Stämme, Langobarden, Vandalen, Goten, Franken u. a. haben geradezu ein wesentliches Element für die Entstehung der romanischen Völker gebildet, sind heute „Vollblut"-Italiener, -Spanier, -Franzosen. Nicht nur in der tschechischen Nation, sondern sogar in der nationalpolitischen Führung der tschechischen Nation wirken Männer, deren Großväter noch deutsch sprachen, nur deutsch sprachen, deutschen Sinnes und deutscher Sitte waren. Was hat das russische Reich an „deutschem Blut" verschluckt und verdaut! Vom finnischen Ungarn kann man Ähnliches aussagen. Umgekehrt sind viele französischen Emigranten vortreffliche Deutsche geworden, zwei davon stehen im Vordergrunde deutschsprachlicher Berühmtheit: Chamisso und Fontane; auch Du Bois-Rey-

Digitized by Google

mond, der Gelehrte, war ein Meister in der Herrschaft über die deutsche Ausdrucksform. Aber vielleicht stutzen wir gerade hier. Die sprachliche „Meisterschaft" Fontanes und Du Bois-Reymonds, oft auch Chamissos (z. B. in seinen Terzinen) macht uns nicht vergessen, daß der Spürende in ihnen doch noch etwas Fremdes empfindet, ein überaus reizvoll, wertvoll, charmant Fremdes, eben die berühmte „romanische Note", ähnlich wie bei den Brüdern Mann auch dem Nichteingeweihten etwas „Exotisches" aufstößt, das bei Gottfried Keller und Wilhelm Raabe, bei Theodor Storm und Fritz Reuter nicht da ist. Wir machen einen Sprung nach Stockholm, stellen fest, daß die Importen der Bernadottezeit dort ebenso gute „Schweden" geworden sind wie die Autochthonen des Sverige – aber mitten unter diesen blondhaarigen, blauäugigen, weißhäutigen, hochwüchsigen Menschen sind viele von jenen als „südländische" Exterieurs, zierlich, klein, schwarzhaarig und dunkeläugig erkennbar. Und da fragen wir: ist Germanentum ein Etwas, das sich doch um einen entscheidenden Rassekern kristallisiert, und sind die germanischen Ur- und Grundeigenschaften in diesem Rassekern mitbeschlossen? Ist alles, was hinzutrat, diesen rassisch fundierten Ur- und Grundeigenschaften nur mehr oder weniger vollkommen, mehr oder weniger glücklich assimiliert und legiert?

Ich glaube, daß man die Frage so stellen – und bejahen muß. Mit diesem Ja belauschen wir die geschichtliche Schöpferkraft im Innersten ihrer Werkstätte, sozusagen in ihrem Meisteratelier.

4

Heute ist die Buntrassigkeit der germanisch redenden Völker vor aller Augen. Dennoch läßt sich ein respektables Gebiet hoher Reinrassigkeit nicht verkennen. Ganz Skandinavien, am meisten Schweden, sodann „Niederdeutschland", nämlich Pommern, Mecklenburg, Schleswig und Holstein, Hannover, Oldenburg, Westfalen, der Niederrhein, jedoch auch noch die Nordränder von Hessen, Provinz Sachsen, Brandenburg, weiter Holland und Vlämisch-Belgien – zeigen einen der bestcharakterisierten Rassetypen, den nordischen, in völliger Beherrschung des Volksbildes. Überall dort dominiert schon für den Eindruck, auch für den statistischen Nachweis, der hochgewachsene, blonde, blauäugige, weißhäutige und langschädelige Mensch. Die Alltagssprache läßt es sich nicht nehmen, diesen Menschentyp als „germanisch" zu bezeichnen. Soweit Zeugnisse da sind und ihre Deutung möglich ist, waren die „germanischen" Stämme, die in

Digitized by Google

den Gesichtskreis des Altertums traten, dieses Wuchses, dieses Haares, dieser Augen- und Hautfarbe. Was damals germanisch hieß, mag rassenmäßig so einheitlich gewesen sein, wie das heutige Schweden es verhältnismäßig noch immer ist – daneben hat es wohl auch Massen nordischen Typs gegeben, die damals nicht den Namen „germanisch" trugen; das geht uns hier nichts an; die heutige Wissenschaft neigt ja z. B. dahin, auch die Kelten für ein Volk nordischer Rassigkeit zu halten.

Es bleibt natürlich Hypothese – wie alles Vor- und Urgeschichtliche –, aber die Hypothese ist immerhin gut begründet und stark einleuchtend, daß einmal einstens sich Rasse und Sprache im wesentlichen deckten. Immer und überall. Sollten wir durch die Vermehrung der wissenschaftlichen Einsichten dahin geführt werden, die Rassen wirklich als irdische Standortsvarietäten der Hominidenart zu deuten (zu welchem Radikalismus es heute noch zu früh ist), so wäre die sprachliche Differenzierung als eine bloße Korrelation zum Rassetyp erst recht verständlich. Wir müssen hier bedenken, daß die Sprachen einen natürlichen und einen zivilisatorischen Daseinsabschnitt durchlaufen. Der ganze Streit um Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft, um Sprache als Schöpfung oder Entwickelung löst sich in der Erkenntnis von jenem Nacheinander (das natürlich kein sauberes, restloses ist). Die Sprache ist zuerst psychophysisches Ausdrucksmittel und als solches in der Entwicklung von wesentlich biologischen, auch umweltbiologischen (z. B. geopsychophysischen) Modellierungsfaktoren mitbestimmt. Wie der gesamte Bewegungs- und Haltungshabitus des nordischen Menschen ein anderer ist als beim Mediterranen oder beim Mongolen oder beim Neger, so auch in den Sprachwerkzeugen, also in der Lautung; und wenn wir die Psychophysis als eine Einheit betrachten, in der alles korrelativ voneinander bedingt wird, so ist es selbstverständlich (und unverständlich wäre das Gegenteil!), daß andere Weisen der seelischen Elementarfunktion auf dem physischen Boden des nordischen Rassetyps sich auswirken, als auf dem Boden des kleinen, dunklen, grazilen Mittelmeermenschen oder des – sei er Rasse-, sei er Konstitutionstyp – feisten, mittelfarbigen, kurzköpfigen Homo alpinus. Lautlich wie seelisch wird also ursprünglich und durch den ganzen Zug der im wesentlichen natürlichen Entwicklung hindurch das Idiom eine Funktion der psychophysischen Rassigkeit sein.

Dies ändert sich, je mehr die Sprache Werkzeug der Zivilisation, logisches, ästhetisches, konventionelles Ausdrucksmittel wird. Nun greifen

Digitized by Google

Moden, Willküren, Schöpfung der Dichter und Denker in wachsender Mitbestimmung ein. Äußerlich pflegt diese Wendung sich in dem Aufkommen der Schrift darzustellen. In ihren Fesseln erstarrt die Sprachnatur, an ihrem Spalier rankt die eigentliche Sprachkultur sich empor. Als Schriftsprache wird nun die Sprache zum eigentlichen Gefäß des Geistes. Selbstverständlich bleibt sie gewissen biologischen Wandlungen unterworfen, aber sie treten hinter den geistigen Determinanten immer mehr zurück – es ist übrigens dies nur ein Teilvorgang des allgemeineren Prozesses, durch den der Kulturmensch sich immer mehr aus der Naturgebundenheit entstrickt, um sich in immer verpflichtendere und bestimmendere geistige Bindungen einzuflechten. Primitivere Völker sind sicherlich in ihrer Wesensart vom Klima abhängiger als von der Staatsordnung – differenziertere ebenso sicher von der Staatsordnung abhängiger als vom Klima. Wenn wir aber beim Bild des Gefäßes bleiben: ein Gefäß übt seinerseits sehr bestimmenden Einfluß auf seinen Inhalt. Man mag Champagner nicht aus Steinzeugtassen trinken, Dünnbier schmeckt nicht aus einem goldenen Pokal. Die Sprache, zunehmend vergeistigt, setzt dem in ihr Auszudrückenden seine Weite und seine Schranken, färbt seinen Gehalt und dosiert sein Aroma. In der Beschränkung, die sich daraus herleitet, zeigt sich sogar der Meister! Virtuose Technik mag episodisch eine Nationalsprache zu Leistungen zwingen, die ihrem Geist wesensfremd sind, wie etwa Schiller dem Deutschen ein unerhört geistreiches Pathos abrang – Goethes ewigere Größe (man wird mir unverdächtigem Zeugen, einem unbeirrbaren Schiller-Enthusiasten, diese Anmerkung desto eher gestatten) wurzelt gerade auch darin, daß er allen Reichtum der deutschen Sprache ausschöpfte, aber nur den, und selbst ihre Ungelenkheiten und Schwerfälligkeiten naiv in Erscheinung bleiben ließ. Nicht nur um seiner entlegeneren Welt, auch um der Sprache willen kann noch so vollkommen verdeutschter Dante den Deutschen niemals werden, was selbst unvollkommen verdeutschter Shakespeare ihnen ward. Es gibt keinen Franzosen, der bei uns die Chance haben könnte, in der besten Übersetzung so wahrhaft volkstümlich zu werden wie Dickens oder der Lederstrumpferzähler, nicht einmal Jules Verne.

Damit wird die Sprache eines Volkes zu einer unerhört verbindenden und angleichenden, anschmelzenden Kraft. Wer die Sprache redet, lebt den Geist, dessen Gefäß sie ist; desto vollkommener, je ausschließlicher er sie redet. Der ganze moderne Nationalbegriff ist denn auch auf die Sprach-

Digitized by Google

gemeinsamkeit gestellt. Tscheche ist, wer das Tschechische als seine „Muttersprache" spricht, nicht wer ein „böhmisches" Gesicht hat (womit gewisse Varianten des alpinen Typs im alten Österreich gern charakterisiert wurden) oder wessen Vorfahren im Lager von Tabor gestanden sind. Die „germanischen", lies nordischen Volksmassen Nordfrankreichs, groß, blond, blauäugig, langschädlig, sind so perfekte Franzosen (und manchmal fanatischere) als irgendein kleiner, graziler, schwarzhaariger und dunkelsamtäugiger Provenzale oder Gaskogner. Die Nation der Vereinigten Staaten von Nordamerika, noch immer vor unseren Augen im Werden und Wachsen, ist das grandioseste Beispiel dafür, wie eine reine Umgangssprache, stark auf Utilität und Konvention zugeschnitten, fast ohne „Literatur", das bunteste Rassengemisch der Alten Welt in ihrem Schmelztiegel zur nationalen Einheit legieren kann.

Aber damit ist nicht aller Rasseneinfluß abgestorben. Dies zu folgern wäre ein schwerer Irrtum. Es gibt dumpfe, triebhafte, leidenschaftliche, stimmungsmäßige Kräfte im Menschen, die auch bei stärkster Bändigung durch Konvention, Erziehung, Mode, Suggestion, Selbstzucht doch am Leben bleiben, wenn sie auch unter der Decke versteckt sind und plötzlich hervorbrechen können, gerade in politischen, die Massen erregenden und fortreißenden Situationen. Diese Kräfte sind immer an das physische Substrat der Menschenseele sehr eng gebunden, sie sind unwandelbar anders im hochwüchsigen, blonden, blauäugigen, weißhäutigen als im drallen, mittelwüchsigen, mittelfarbigen, mittelköpfigen und als im zierlichen, kleinen, schwarzhaarigen, dunkeläugigen Menschen. Die starke mediterrane Einwanderung in die Vereinigten Staaten, besonders die süd- und südosteuropäische, verschiebt sicherlich auf die Dauer, zumal bei der Dominanz wichtiger Merkmale dieses Typus im Vererbungsvorgang, den Gesamthabitus der angelamerikanischen Nation nicht bloß im Exterieur, sondern auch seelisch, emotional und charakterlich. Daran ist nicht zu zweifeln. Näher liegt uns der entsprechende Prozeß, der einst unser heutiges Deutschtum aufgebaut hat.

5

Dieser Prozeß ist ein sehr eigenartiges Hin und Her zwischen Rasse und Sprache, anders ausgedrückt zwischen Blut und Geist, zwischen Menschennatur und Massengewohnheit.

Deutsch heißt heute, was Deutsch spricht, und unter Deutschtum, deutschem Volk begreifen wir die Totalität des deutschen Sprachgebietes, wo-

Digitized by Google

bei wir das geschlossene deutsche Sprachgebiet Deutschland im weiteren Sinne (im „natürlichen" Sinne) zu nennen pflegen. Die Deutschen sind aus den Westgermanen entstanden, deren kompakte Masse ursprünglich, d.h. um Christi Geburt und bis zur Völkerwanderung, zwischen Nordsee, Main, Rhein und Elbe saß, aber in dieser ganzen Zeitspanne ständig nach dem Süden vorwärtsdrängt. Alles spricht dafür, daß diese westgermanische Masse ziemlich vollständig der nordischen Rasse zugehörte, vielleicht mit einem mäßigen Einschuß der Alpinustypen (die ja eben vielleicht bloß eine bei allen Rassen der Erde vorkommende Konstitutionsabart sind). Man mag sich vorstellen, daß jene Westgermanen etwa den heutigen Dänen und Schweden an Exterieur glichen. Angesehene Germanisten nehmen an, daß diese Masse niederdeutsche Mundarten redet, und daß die oberdeutschen Mundarten erst beim Vordringen nach Süden entstehen, indem die Niederdeutschen auf Kelten stoßen, die aber selber keltisierte Rätier sind, und an ihnen, den Unterworfenen, ihre Sprache sich umfärbt. Sicher ist noch für den Anblick von heute, daß das ganze als niederdeutsch bezeichnete Sprachgebiet zwar jetzt alles andere als reinrassig nordisch ist, aber doch den nordischen Rassetyp durchaus in der Vorherrschaft zeigt, während das oberdeutsche Sprachgebiet (Mittel- und Süddeutschland, Deutschösterreich) völlig buntrassig erscheint – hier wimmeln nordische, alpine, „dinarische", mittelmeerische Typen samt allen ihren Gemischen durcheinander, der „alpine" Drallingsmensch dominiert über weite Gelände hin so unbedingt wie in Niederdeutschland der nordische Mensch.

Nun sind aber die niederdeutschen Völkerschaften um die Mitte des zweiten Jahrtausends n. Chr. herum ihrer ursprünglichen Sprache verlustig gegangen und haben die siegreiche mitteldeutsche („meißnerische") Variante des Oberdeutschen als „Hochdeutsch" angenommen. Es ist einer der größten Siege, den eine Schriftsprache als Gefäß geistiger Güter über alle natürliche Sprachgewohnheit davongetragen hat. Nach andern Vorbereitungen, die auf reichspolitischem und kaiserkanzleilichem Gebiete lagen, hat die Reformation diesen Sieg entschieden: das geschlossen evangelisierte Deutschtum nahm rapide die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung an (schon am Anfang des 17. Jahrhunderts stirbt das Drucken niederdeutscher Bibeln gänzlich aus), und die weitere Konzentration des deutschen Geisteslebens in Mitteldeutschland – in Leipzig, Weimar, Jena – befestigte den Sieg endgültig. Ganz Deutschland sprach und schrieb fortan in wachsender Einheitlichkeit und Ausschließlichkeit ein

Digitized by Google

Idiom, das auf dem Boden recht wenig „nordischer" Rassenmischung gewachsen war. Die Sprache der „blonden Deutschen", als solche nur im „Platt" noch fortvegetierend, als solche den nordgermanischen und angelfriesischen Idiomen näherbleibend, war unterlegen. „Deutsch" war die Sprache jener Gebiete geworden, in denen die kleinwüchsigen, braunhaarigen Rundköpfe der alpinen Erscheinungsform mindestens vorherrschten. Dichterische Wiederbelebungen, wie die von Fritz Reuter versuchte, haben bei aller Popularität den großen, längst entschiedenen Prozeß nicht mehr zu revidieren vermocht. Auch im eigentlichen Niederdeutschland, an der Wasserkante, vom breiten „Norddeutschland" der Tiefebene gar nicht zu reden, befindet sich selbst der mündliche Gebrauch des Niederdeutschen bei den schlichten Volksmassen in unaufhaltsamem Rückgange. Das Emporkommen Preußens, dessen Hauptstadt Berlin an der Ausrottung der niederdeutschen Volkssprache und der Aufrichtung der hochdeutschen Vorherrschaft einen gerüttelten Anteil hat, beschleunigte, vertiefte und befestigte nur, was die Reformation entschieden hatte.

Sprachlich nämlich! Aber indem das große niederdeutsche Tiefland, von den kleinen Exklaven Oldenburgs, Mecklenburgs, der Hansastädte, Braunschweigs abgesehen, zu dem preußischen Großstaat zusammengeschweißt ward, trat nun seelisch doch ein rückläufiger Prozeß ein. Die norddeutsche Hegemonie, die mit der preußischen sich durchsetzte, machte sich auf allen möglichen Lebensgebieten, übrigens auch sprachlich, geltend. Das Hochdeutsch der Norddeutschen empfing deren Tempo, Akzent, Timbre, Melodik, Rhythmus; es bekam jenen nüchternen, frostigen, schneidenden, scharfen Wesenszug, der es vom ursprünglichen thüringisch-sächsischen Charakter weit entfernte, und in dieser Prägung drang es südlich vor, zunächst in die Oberschichten der Nation – in der Vorkriegszeit war diese „Verpreußung" des Redens in den Großstädten der oberdeutschen Randgebiete, in Köln, Frankfurt, Kassel, Erfurt, Halle, Leipzig, Breslau allgemein merklich, sie ergriff längst die Kreise der Angestellten und des Mittelbeamtentums, namentlich die heranwachsende Generation – alles, was sich einer „feinen" Sprache befleißigte. Es war nur ein Zug im Bilde des Umsichgreifens preußischer „Mentalität". Manche Seiten dieser Wesensart waren wirklich preußisch, nämlich aus den Eigentümlichkeiten dieses Staatswesens, seines Militärs und seiner Bureaukratie herkommend. Andere aber waren durchaus „norddeutsch", niederdeutsch, nämlich die

Digitized by Google

nüchternere, herbere Betrachtung der Dinge, der Mangel an Phantasie, die Geradlinigkeit des Gesinntseins und Wollens, auch des Wirkens und Handelns, die Sprödigkeit und Knappheit der Gefühlsäußerung. Es ist gar kein Zweifel, daß es sich hier um psychophysische, um biologische Eigenschaften der nordischen Menschen schlechthin handelt.

Mir will scheinen, daß diese Bewegung durchaus noch fortdauert, und es ist gewiß, daß sie durch die stärkere Aktivität und die stärkere Fruchtbarkeit Norddeutschlands, namentlich gegenüber dem alten Südwesten Deutschlands, nicht unwesentlich unterstützt wird. Widerspenstige Wellenkräuselungen, wie sie in einzelnen Sparten der Jugendbewegung zutage traten, ändern an der großen Stromrichtung nichts. Es wäre natürlich abwegig, was sich da vollzieht in die Formel eines neuen Siegeszugs des „urgermanischen" Menschen pressen zu wollen. Die Völkischen selber, die es gerne tun, tragen nirgends Bedenken, sich von Menschen alpinen, dinarischen, mediterranen oder bis zur Unklassifizierbarkeit gemengselten Exterieurs führen zu lassen, und in Norddeutschland wirken heute die Kurzköpfigen und Braunhaarigen, die Mittelgroßen und Dunkeläugigen nicht weniger „norddeutsch" (im Sinne der vorhin geschilderten Wesensart) wie die rein nordischen, die blonden, hochwüchsigen, blauäugigen, weißhäutigen und langschädeligen Exemplare. Aber darin zeigt sich freilich nur die Macht der Assimilation, welche überall die „Sassen", die in kompakter Masse da sind, auf die Zusiedelnden ausüben. Auch der Jude (von dem noch zu handeln sein wird und der, anthropologisch genommen, vom nordischen Menschen etwa in derselben Distanz absteht wie der echt mediterrane Typ, den das Moseltal und die Alpenortschaften an den alten Heerstraßen reichlich aufweisen) – auch der Jude ist andern Auftretens und in mancher Hinsicht auch andrer Mentalität, je nachdem er seit Generationen in Hamburg, in Breslau, in Frankfurt oder in Wien sitzt. Wer kennt nicht Berliner Juden, deren Sprechweise es an Schärfe und Schneidigkeit, an Befehlston und Frostigkeit mit dem preußischen Offiziersjargon aufnimmt, und wer nicht solche in Frankfurt oder München, die an Behäbigkeit und Behaglichkeit der einheimischen Bevölkerung nicht das mindeste nachgeben?

Dieser ganze, gegenüber dem oberdeutschen Sprachsieg rückläufige Prozeß einer stärkeren Vernorddeutschung, und das heißt zu einem guten Stück Nordisierung Deutschlands, dieser Prozeß einer neuen Vorherrschaft von Grundeigenschaften der nordischen Rasse über die Grund-

Digitized by Google

eigenschaften der mittel-süddeutschen Rassengemische – ist nicht etwa ein historisch-biologisches Mysterium. Er ist ebensowenig eine Frucht der rassenpolitischen Propaganda, die an Graf Gobineaus Doktrinen anknüpfend bei uns durch H. St. Chamberlain am meisten in die Breite geführt wurde, noch gar der jüngsten völkisch-politischen Agitation. Vielmehr müssen wir seine Erklärung in der völligen Schicksalswendung suchen, die Deutschland in wirtschaftlicher, sozialer und politischer Hinsicht durch die nationale Einigung und die Umwandlung aus einem dünnbevölkerten Agrarland in ein dichtbevölkertes, stellenweise zwar noch unter-, anderwärts aber doch schon fast übervölkertes Industriereich vollzogen hat. Diese Wendung mußte zu einem verstärkten Bedarf, man möchte sagen zu einer unbewußten Nachfrage nach jenen Qualitäten der Wesensart führen, die der nordische Typ am reinsten und exklusivsten darbietet. Staat und Wirtschaft, beide sehr rasch erwachsen, fast über Nacht „gemacht", darum beide sehr stark auf straffe, äußerliche Organisationsformen gestellt und angewiesen, wurden nunmehr an Stelle von Glaube, Dichtung, Philosophie, Musik und Forschung die großen öffentlichen Probleme der Deutschen über dem Alltagsdasein des Spießertums. Nüchternheit, Beständigkeit, Kürze, Knappheit, Klarheit, Diszipliniertheit, Kühle, Leidenschaftslosigkeit, Unsentimentalität wurden jetzt gebraucht und machten das Rennen. Der Weizen der hochgewachsenen blonden Langköpfe des norddeutschen Tieflandes blühte – die zu Poesie und Musik, zu religiösen und philosophischen Schöpfungen verhältnismäßig wenig Schöpferisches und Kontinuierliches beigesteuert hatten. Frisia non cantat. Laborat et imperat.

6

Hat man dies erkannt, so muß man es freilich einen wahren Segen nennen, daß nicht die ganze Nation langschädlig, blondhaarig, blauäugig, weißhäutig und hochwüchsig ist. Die Fülle unseres Volkstums, der Reichtum seiner Schöpfungen, aber auch der Reichtum seiner Möglichkeiten liegt in der deutschen Buntrassigkeit beschlossen. Der Reichtum seiner Möglichkeiten! Die großartig herbe und starre Monotonie des norddeutschen Tieflandes und seiner blonden Rasse hat bis heute nur einen sehr bescheidenen, sehr umschriebenen Anteil an dem überwältigend reichen Werdegang und Wandel, den wir deutsche Geschichte nennen. Wäre dies niederdeutsche Land nicht geistig so primitiv gewesen, als Oberdeutsch-

Digitized by Google

land schon das bunte Märchen des deutschen Mittelalters zu Ende träumte, niemals hätte es sprachlich innerhalb eines Jahrhunderts dem Hochdeutsch unterliegen können. Es war zu einem entscheidenden Teil die bewegliche Geschmeidigkeit Mitteldeutschlands, die das zerschlagene und fast ausgerottete deutsche Volk sich aus der Wüstenei des Dreißigjährigen Krieges wieder emporarbeiten ließ, so daß es ein Jahrhundert nach Münster und Osnabrück die größte schöpferische Leistung vollbringen konnte, die einem materiell armen Volke auf Erden überhaupt jemals beschieden gewesen ist, und die größte schöpferische Leistung des deutschen Genius in seiner ganzen Geschichte: die Gipfelperiode deutscher Dichtung, Musik und Philosophie. Wer, einem gequälten Irren gleich, immerfort die Stimmen des Blutes ihren Wahn ins Ohr schreien hört, der mag sich einen paranoischen Spaß daraus machen, auch in diesem Gewimmel von Genies die langschädeligen und blondhaarigen auszuzählen und womöglich aufzustöbern, ob Goethes mangelhafter Patriotismus nicht am Ende doch jüdischen Einschusses von den Lindheimers her gewesen sei. Schiller, der die deutsche Sprache am kühnsten und erstaunlichsten zur Hergabe „welscher" Qualitäten, von Esprit und Deklamation, gezwungen hat, war wohl ein nordischer Mensch, aber Kant und Lessing und Beethoven waren gewiß keine, später sind Adolf Menzel und Richard Wagner sicherlich keine, und auch Friedrich dem Großen vermag die gerade und spitze Nase mit den blauen Augen allein die nordische Reintypigkeit nicht zu retten. Was wollen Auszählungen in solchen Fragen beweisen? Kommt es in der führenden Schicht einer Nation auf arithmetische Prozentsätze an? Wenn man wirklich Dreiviertel der Oberklasse als dolichokephal und was weiß ich sonst noch befindet – wer sagt mir, daß die irrationalen Werte des entscheidend Schöpferischen nicht gerade beim meso- oder brachykephalen Einviertel liegen? Und wer den großen Schauplätzen der mitteldeutschen Geisteskultur im 18. Jahrhundert das „niederdeutsche" Brandenburg-Preußen als den eigentlichen Träger der aufwärts führenden politischen Entwicklung Deutschlands gegenüberstellt – wie widerlegt er mir, daß es ja wahrlich nicht das blonde Landvolk der Mark und Pommerns war, das diesen Aufstieg schuf, sondern eine aus Oberdeutschland stammende, international vermischte Dynastie, deren größte Figur mit dem innersten Herzen am welschen Wesen hing, eine Hauptstadt, in der bewegliche Tüchtigkeit sich aus unentwirrbarem Einwanderergemisch, Polacken und Hugenotten, Wenden und Juden, legierte, und jene Provinz Schlesien, mit deren

Digitized by Google

Angliederung erst die große Geschichte Preußen-Deutschlands beginnt, ein höchst unnordisches, von Franken und Thüringern auf slawischer Basis kolonisiertes Land, in dem der alpine Mensch, die „ostische" Rasse die kompakte Masse der Bevölkerung ausmacht.

Es ist gut, nicht darüber hinwegzublicken, daß im Vordringen jenes norddeutschen Menschentums, das die beiden letzten Menschenalter deutscher Entwickelung kennzeichnet, durchaus auch nordische Rassequalitäten mitbestimmend waren, für welche nunmehr die historische Stunde wieder einmal schlug. Es ist besser, eingedenk zu bleiben, daß Rassequalitäten immer einseitige Beschaffenheiten sind, denen das Geschick einer großen Nation, vielformig und vielfarbig, wie es ist, nicht allein überantwortet werden kann. Der nordische Mensch ist ja wahrhaftig im deutschen Volkstum so massenhaft vorhanden, daß jede geschichtliche Sendung, die ihn braucht, ihn finden und an seinesgleichen nicht Mangel leiden wird. Ihn „eugenisch" zu züchten (wenn es überhaupt möglich ist), wäre national fragwürdig – und wäre nationale Gefahr, wenn hinter der biologischen Züchtung die soziologische Prämiierung sich versteckte, die Erfüllung mit dem Dünkel, daß dieser Typus schlechthin etwas Wertvolleres sei als alle anderen, daß er „Deutschtum" im potenzierten Sinne vorstelle und daß man ihn gemäß solcher Wertung zu behandeln habe. Dann müßte man entgegnen, daß der Schwerpunkt deutscher Geschichte und deutscher Kultur, deutscher Staatsordnung und deutscher Geistesschöpfung zwar mannigfach und unruhvoll gewandert sei, aber niemals in Hannover oder Stettin, in Münster oder Bremen, will heißen in den Eldoraden der nordischen Rasse, geruht habe. Nicht einmal das burleske Heiratsverbot der heutigen Burschenschaft weist dem blonden Weibe eine Vorzugsstellung ein, sondern schließt nur das farbige und – jüdische aus, wonach es denn kommen mag, daß ein wackerer Teutone oder Armine sich zu Hamburg mit einer schönen Südamerikanerin verlobt, deren schmale Hände schon, mit Felix v. Luschan zu reden, im Kenner den Verdacht wachrufen, daß in diesen Stammbaum einmal Negerblut eingetropft und zu einem höchst wirksamen Ferment besonderer Schönheitswerte geworden sei ...

Nein – das Große der deutschen Geschichte kann nie und nirgends mit Meßlatten oder Tasterzirkeln, mit Blond- oder Blauproben normiert werden. Die Deutschen sind zerspalten genug – es wird noch genug davon zu reden sein –, als daß sie sich auch noch die neue Zerreißung durch eine schizophrene Stimme des Blutes leisten dürften. Wir wissen

Digitized by Google

nicht, ob die Schwarzen und die Gelben, gäbe man das Konnubium frei, für die Nation der Vereinigten Staaten wirklich eine Rassegefahr wären, ob Bastardierung biologische Entartung, und das heißt psychophysische bedeutet, oder ob derlei bloß soziologisch, durch die heutige miserable Lage der Mulatten und Mischlinge überhaupt, vorgetäuscht wird. Diese Dinge sind ja wissenschaftlich noch gar nicht spruchreif. Deutschland aber, in seiner oft beklagten und hierin nun freilich beneidenswerten Lage der europäischen Mitte, ist von keinerlei Rassengefahr bedroht. Es wird von all den Elementen und Komplexen anthropologischer Art umgeben, aus denen es selber besteht. Es braucht sich über Körperlängen, Schädelmaße, Haar- und Augen- und Hautfarben gar keine praktischen Gedanken zu machen. Wir sind in der glücklichen Situation, diese Probleme rein wissenschaftlich, ohne Soupçon und Ressentiment irgendeines völkischen Wollens oder Nichtwollens, zu bearbeiten. Dazu gehört, daß man sich auch Rechenschaft darüber gebe, wo und wie Rassenqualitäten im deutschen Wesen und seinen Auswirkungen zur Geltung gelangt sind. Wissenschaft aber hat nicht zu werten, nur zu erkennen, festzustellen und zu erklären. Wahrhaft völkisch fühlt, wer sein ganzes Volk, mit seinem Licht und seinem Schatten, mit seinen Tugenden und seinen Schwächen, in Liebe und Hingabe umfängt, weil er sich als Glied dieses Volkes weiß und will. Es ist Gegenteil alles Völkischen, ganze Teile seines Volkes zu deklassieren, weil ihre Beschaffenheit in den politischen Kram, dem man sich verschrieben hat, nicht hineinpassen will, und es ist Tempelschändung des Geistes, solche Laune und solchen Dünkel mit den Phantasieprodukten einer Afterwissenschaft zu nähren, die von der wirklich wissenschaftlichen Anthropologie schon darum zur Ordnung gerufen werden sollte, weil sie mit ihrem Treiben den Begriff des Menschen entstellt, mit dem alles echte und gewissenhafte anthropologische Suchen und Forschen es zu schaffen hat.

7

Aber es gibt ein ungeheures völkisches Problem im deutschen Volkstum – und das ist nicht die Frage nach der Rasse in diesem Volkstum, sondern die Tatsache und das Rätsel seiner Stämme.

Der Stamm wird von den Deutschen, und heute mehr denn je, fast wie eine magische Beschwörungsformel für die höchsten nationalen Eigenwerte behandelt. Er vertritt etwa die Stelle der „Rasse", wie die Romanen und namentlich die Franzosen sie auslegen, wenn sie vom Genius ihrer, vom

Digitized by Google

Genius der „lateinischen Rasse" sprechen. Dies geschieht abseits aller anthropologischen Rassedefinitionen – die lateinischen Nationen von heute sind, die französische zumeist, ähnlich buntrassig wie wir Deutschen, diese ganze „lateinische Rasse" ist weltgeschichtliche Promenadenmischung, aus allem Kreuz- und Quergewimmel der Völkerwanderung und der späteren europäischen Unruhezeiten bastardiert. Am Altar des Stammes wird in Deutschland, und auch im offiziellsten und heutigsten, oft ebenso bedenkenlos geopfert. „Truppen aller deutschen Stämme", so hub der erste große Siegesbericht, der lothringische, im August 1914 an, gleich als ob die Kontingente etwas mit der Stammesgliederung der Deutschen zu schaffen gehabt hätten! „Einig in seinen Stämmen" habe das deutsche Volk sich die Reichsverfassung von Weimar gegeben, behauptet deren feierliche Präambel, gleich als ob man die Stämme über diese Konstitution in differentieller Abstimmung befragt, gleich als ob die Nationalversammlung von Weimar nach stammesregionalen Bezirkseinteilungen gewählt worden wäre! In Wahrheit waren dort wie hier die Bundesstaaten (nunmehr „Länder") gemeint, deren Mission oder mindestens Effekt gerade darin bestanden hat, Stämme auseinanderzureißen und zusammenzuschweißen, Stammesbande zu lösen und Brücken von Stammesteil zu Stammesteil zu schlagen. Wer heute ein deutsches Reich als eine Föderation der Stämme aufrichten wollte, müßte alle bisherige deutsche Einzelstaaterei und Provinzeinteilung zertrümmern. Schlesier und Pommern sind kein Stamm, Stämme wie die Niedersachsen und die Franken wohnen über ein halbes Dutzend deutscher Staatsgebilde zerstreut, die Alemannen verteilen sich heute außer auf drei süddeutsche Länder (Baden, Württemberg, Bayern) noch auf drei Staaten außerhalb des Reiches (die Schweiz, Österreich – durch Vorarlberg – und Frankreich – durchs Elsaß). Auch die neuföderativen Bestrebungen denken gar nicht daran, die Geschlossenheit eines Stammes in regionaler Autonomie herzustellen: ein Rheinstaat bestände wohl so gut wie ausschließlich aus Franken, aber doch nur aus kaum der Hälfte aller Franken, von einem autonomen Hannover gälte das nämliche in bezug auf seine Niedersachsen. Das Land Bayern beherbergt drei Stämme, Thüringen mindestens zwei, Baden zwei, Preußen drei und zahllose Mischmasche; Badens Bedeutung hat nicht zum wenigsten darin gelegen, daß es Teile der beiden an Sinnesart gegensätzlichsten Stämme, die Deutschland kennt, des fränkischen (pfälzischen) und des alemannischen (schwäbischen), zu einem Staatsganzen verband und zum Erlebnis einer staatlichen Gemeinheimat erzog.

Digitized by Google

Darin aber lag überhaupt eine wesentliche Wirkung der erbfürstlichen deutschen Einzelstaaterei, eine Wirkung, die wir deshalb, obwohl sie gänzlich unbezweckt war, eine Mission nennen dürfen – geschichtliche Sendungen sind ja sehr oft denen nicht bewußt, die sie vollziehen. Denn die Gliederung in Stämme ist keine so unbedingt herrliche Elementartatsache des deutschen Volkslebens, wie die konventionelle und offizielle Phraseologie es vortäuscht. Jene Verfassungsfloskel „Einig in seinen Stämmen" ist eine der frömmsten Lügen des deutschen Nationalpathos. Nie waren die Deutschen in ihren Stämmen einig, nie waren sie uneiniger, als wenn ihre Stämme sich auf sich besannen und auf sich zurückzogen. Und wer 1918 das entfürstete Reich wirklich hätte zerschlagen wollen, der würde sich an den Versuch gemacht haben, seine Einzelstaaten zu beseitigen und anstatt eines geschlossenen Einheitsstaates eine Föderation nach Stammesgrenzen abgeteilter deutscher Stämme aufzurichten. Das wäre der Anfang vom raschen Ende – zum Glück ist es gar nicht mehr möglich, weil einzelne Stämme so verzettelt sind (wie die Franken) und andere so vermengt (wie die Kolonialstämme Ostelbiens), daß die Gliederung nach Stämmen eine Quadratur des Zirkels darstellt.

Dennoch existieren die Stämme. Sie reden ihre Mundarten, und ich selber widme seit geraumer Zeit einen wesentlichen Teil meiner wissenschaftlichen Arbeit dem Erweis, daß sie sich auch in ihrem Exterieur, nämlich in ihrer Physiognomie, voneinander unterscheiden lassen. Sie verleihen durch die verschiedene Wesensart, die ihnen eignet, den Ländern, in denen sie wohnen, ihr besonderes Gepräge, sie vor allem erhalten die geistige Buntfarbigkeit deutschen Lebens nicht bloß im Reiche als Ganzem, sondern selbst in seinen einzelnen Gliedern. Der Zauber eines Ländchens wie Baden liegt nicht zum wenigsten in dem Nebeneinander der fröhlichen, regsamen, ein wenig unbeständigen und oft streitlustigen fränkischen „Pfälzer" seines Unterlandes und der schwerblütigen, undurchsichtigen, innerlich reichen und gediegenen Alemannen seines Oberlandes. Die Dezentralität Deutschlands, kulturell ohne Zweifel seine Stärke und seine Fülle ausmachend, war keineswegs bloß in der staatspolitischen Eigenbrödelei seiner mittleren, kleinen und winzigsten Erbfürsten begründet, sondern war und ist es ebensosehr in der instinktiven Abneigung der Stämme, etwas Wesentliches an Eigenart zugunsten irgendeiner Zentralisation aufzugeben. Die Stämme, sich selber überlassen, hätten das politische Zentrifugium bis zu seinen destruktivsten Konsequenzen getrieben – sie

Digitized by Google

erhielten das geistige Zentrifugium bis in seine höchste Produktivität hinein. Es ist mit das Verdienst der Stämme, wenn in keinem zweiten Reich der Welt die „Provinz" so wenig provinzlerisch, so eigenlebig, so originell, so hochstehend und schöpferisch geblieben ist wie in Deutschland. Was darüber politisch verloren ging (es ist viel), wird in anderem Zusammenhange zu erörtern sein.

Daß aber die Stämme überhaupt noch bestehen, ist eine der überraschendsten Tatsachen, die ein Volksleben aufzuweisen vermag. Wir nehmen einen historischen Atlas und blättern in ihm! Da finden wir um etwa das Jahr 1000 all die großen Germanenstämme verschwunden, die den Namen der Völkerwanderung begründen und an denen wir Halbwüchsigen die erste nationale Romantik eingesogen haben. Ostgoten und Westgoten, Vandalen und Burgunder und Langobarden existieren nicht mehr. Jedoch zwischen Rhein und Elbe sitzen unverrückt, großenteils schon seit 500 (die Zülpicher Schlacht, welche die Grenze zwischen Franken und Alemannen fixierte, war 496), endgültig etwa seit 900, und sitzen nun durch anderthalb, mindestens durch ein Jahrtausend hindurch die Stämme der Bayern und Alemannen, der Franken, Thüringer und Sachsen („Niedersachsen"). Über sie geht das Mittelalter mit seinen Kreuzzügen, geht die Reformation und die Gegenreformation und der Dreißigjährige Krieg, gehen die napoleonischen Kriege mit ihrer Atomisierung des Reiches, geht die ganze ungeheure wirtschaftliche Binnenwanderung des zur Freizügigkeit erwachten, von der modernen Verkehrstechnik durchschnittenen und durchrasten 19. Jahrhunderts hin. In Deutschland wachsen neben einer Weltstadt vierzig Großstädte heran, schießen ungeheure Industriegebiete auf, in denen sich die menschlichen Siedlungen während eines Menschenalters an Einwohnerzahl verfünffachen, ja verzehnfachen. Die deutschen Stämme bleiben von alledem unangefochten, die Grenzen ihrer Mund- und Wesensart verwischen und verschieben sich nicht. Der Staat hat ihnen so wenig etwas an wie die Wirtschaft. Köln und Hagen sind preußisch, Mannheim und Freiburg sind badisch, Nürnberg und München sind bayrisch, aber Köln bleibt fränkisch wie Hagen niedersächsisch, Mannheim so unantastbar pfälzisch wie Freiburg alemannisch, Nürnberg so fränkisch wie München bajuvarisch. Gerade für das Eigenleben der deutschen Städte, das seit etwa einem Menschenalter in eine ganz neue Epoche seiner Entfaltung und Bedeutung eingetreten ist, wird der Stammescharakter von wesentlichem Einfluß.

Wie wurde das möglich?

Digitized by Google

8

Wir stehen hier vor der ungeheuersten konservativen Lebenstatsache, die das deutsche Volkstum kennt. Wer da war, ist der Stärkere. Er zwingt dem Ankömmling, selbst wo der höchst anspruchsvoll und erobernd auf den Plan tritt, unmerklich aber eben darum so unheimlich sicher und unentrinnbar seine Sprechweise, seine Wesensart, sein Sichhalten und Sichgeben auf. Schon in der ersten Nachkommenschaft (der ersten Filialgeneration, wie es die Vererbungswissenschaft nennt) ist die Angleichung meistens unwiderruflich. Das Kind bedeutet Wachs gegenüber seiner öffentlichen Umwelt. Mindestens als Halbmundart, als Akzent, Satzmelodie, Sprechtempo, in Betonung und Rhythmisierung wird die Mundart der Heimsassen angenommen. Selbst ein bewußt dagegen geführter Kampf des Hauses ist ohnmächtig; wie viele Niederlagen haben wir diesen Kampf in entschlossenen Offiziers-, Professoren-, Beamtenfamilien erleiden sehen! Und mit dem Sieg des bodenständigen Idioms ist der Sieg der bodenständigen Art entschieden.

Denn das Sprechen ist ja nur eine Form des gesamten Sichgehabens. Die ganze „motorische Gestalt", wenn wir einmal einen etwas fragwürdigen Modebegriff der jüngsten Psychologie benutzen wollen, die Totalität der Haltung, Bewegung, Geste ergreift den kindlichen und jugendlichen Einwanderer mit derselben Unerbittlichkeit wie die Mundart. Das regionale Temperament setzt sich durch. Es ist eine der wichtigsten Formen des konventionellen Temperaments, d. h. derjenigen dynamischen Eigentümlichkeit unserer seelischen Erlebnisse und Lebensäußerungen, ihrer Raschheit, Lebhaftigkeit und Nachhaltigkeit, die wir uns angewöhnen und von der wir nicht mehr loskommen, wenn wir im Leben früh genug einer bestimmten Umgebung mit einer bestimmten Temperamentstemperatur eingefügt werden. Dabei werden zuerst die Erlebnisäußerungen, der gesamte Psychomotorismus, nach dem Kanon des Milieus „normiert", und von dort her, von der hemmungslosen Auswirkung aller Erlebnisse in Mimik, Geste und Akt, wie sie etwa bei den Franken üblich ist, oder umgekehrt von der ständigen Hemmung, Bindung und Dämpfung allen Innenausdrucks, wie wir sie bei Alemannen und auch Niedersachsen vorfinden, gehen sehr starke modellierende Rückwirkungen auf die Intensivierung oder Detensivierung, Beschleunigung und Verflachung oder Verzauderung und Vertiefung des Innenlebens selber aus. Diese Umwandlung vollzieht sich, wo die Temperamentsveranlagung ihr widerstrebt, oft unter schweren

Digitized by Google

Reibungen, Konflikten und selbst Verlusten an menschlicher Ursprünglichkeit, im einzelnen mag sie auch mißlingen, im großen ganzen setzt sie sich durch, ist hier die Umwelt unbedingt stärker als die Eigenwelt. Der Sieg des regionalen, je nachdem lokalen, provinzialen, stämmischen oder nationalen Konventionstemperaments ist der eigentliche psychologische, besser psychophysische Kern aller wirklichen Nationalisierung, aller seelischen Naturalisation – aller Germanisation, Slawisierung, Anglisierung, im deutschen Stammesbereich aller tagtäglichen Versachsung, Verfrankung, Verbayrung, Verschwabung. Indem das menschliche Gesicht die eigentliche Matrize des psychophysischen Erlebens ist, prägen sich in ihm jene Modellierungsprozesse naturgemäß am nachhaltigsten ein und aus. Auf diese Art formen sich die deutschen Stammesphysiognomien, von denen mir bisher eine erschöpfende Abgrenzung der fränkischen und schwäbischen (alemannischen), eine vorläufige der fälischen, obersächsischen und bayrischen geglückt ist. Bei diesem Vorgang ist die Rassenbasis ganz unerheblich, die Hauptrassenmerkmale wie Hautfarbe, Haarfarbe, Augenfarbe, Wuchs und Schädelindex spielen überhaupt keine Rolle, rassische Länglichkeit oder Rundlichkeit des Antlitzes mögen die stämmische Modellierung einmal erleichtern, einmal erschweren, auch sie werden, wie immer sie seien, meist bewältigt.

Freilich sind das Dinge, die nur dem sorgfältigen Beobachter sich offenbaren. Im Alltag bleibt die Mundart das eindrucksvollste Stammesmerkmal – und sie ist so zäh festgehaltener Stammesbesitz, daß ihre Grenzen sich in all den bewegten Jahrhunderten um keine Meilenwerte verschoben haben. Ihre subtilste Ausstrahlung ist der „Akzent" des Gebildeten, der in einem Stammesmilieu wurzelt oder heimisch geworden ist; er verrät auch in der hochdeutsch redenden Oberschicht noch den Bayern und Sachsen, den Schwaben und Franken. Gerade für dies Imponderabile gelten die Stammesgrenzen unerbittlich. Sucht man nämlich die sprachliche Stammeseigenart in einzelnen Lautungen, so verwischen sich leicht alle wirklichen Grenzen zu vielfältig fließenden Übergängen. Die lautlich, vokabular und grammatisch betrachtete Mundart der Karlsruher Bevölkerung z. B. gehört sicher dem Fränkischen an, mit allerlei schwäbisch-alemannischem Einschlag; aber Tempo des Sprechens und Dynamik der sprechenden Physiognomie – das „Sprechgesicht" – sind so unbedingt „oberländisch", daß uns auch die dem Alemannischen viel mehr als dem Pfälzischen verwandte Gesamtwesensart der Karlsruher begreiflich

Digitized by Google

wird. Dies Beispiel wiederholt sich an zahlreichen Stellen in Deutschland, welche Übergangszonen von einem Stamm zum nachbarlichen darstellen.

Auch die deutschen Stämme sind hiernach, wie immer ihr letzter Ursprung gedeutet werden könne (er liegt bis heute ganz im vorgeschichtlichen Dunkel), nicht Blutsorten, sondern Sprechsorten und dadurch differenzierte Wesensarten. Es ist der Geist, und zwar der Geist des Redens und alles dessen, was mit dem Reden zusammenhängt und durchs Reden in Mitleidenschaft gezogen wird, der sich ihren Habitus geformt hat. Dieser Formungs-, Umwandlungs- und Erhaltungsvorgang selber, von dem die Forschung heute erst einen Zipfel gehoben hat, stellt eine der fesselndsten und der wesentlichsten völkischen Entwicklungen dar, die sich überhaupt am Deutschtum abgespielt haben.

9

Die Stämme sind durch staatliche Verschiebungen dann zerfetzt und Fetzen von ihnen künstlich zusammengeschweißt worden. Über die Rassengemische, diese biologische Basis, über das Volkstum, das durch die Einheit der Sprache Deutsch umklammert wird, über die Stämme, die sich durch ihre Mundarten abgrenzen, legt sich als Oberstes der Staat. Die Deutschen, ob sie blond oder dunkel, ob sie Franken oder Alemannen sind, werden überdies Preußen und Württemberger und Oldenburger und Badener, künstliche Grenzen von oft grotesker Gemachtheit schneiden mitten durch alle natürlichen Zusammenhänge und schaffen neue Groß- und Klein- und Zwergeinheiten. Auch das ist wieder ein geistiger Vorgang – außer einem staatsrechtlichen –, der Typ „Preuße" und „Bayer" (der die in Bayern einverleibten Franken mit umfaßt) und „Österreicher" entwickelt sich. Aber neben dieser staatlichen Zerspaltung und Zusammenleimung vollzieht sich auch noch eine kirchliche! Die Glaubensspaltung, in Reformation und Gegenreformation sich abspielend, modelliert den katholischen und den evangelischen Deutschen, durch lange Zeit und in mancher Stunde auch heute noch zwei gänzlich entfremdete Brüder, die einander für völlig verschiedenen, unvereinbaren Wesens halten und in mancher Hinsicht auch recht verschiedenen Wesens sind, ganz unberührt davon, daß ein Volkstum, ob ein Reich, ein Land, ein Stamm, sie beide umfängt. Auch diese Spaltung kennt in solchem Ausmaße, in solchem Tiefgang keine zweite Nation des Abendlandes, nur wir schleppen

Digitized by Google

die ganze Tragik der Glaubenstrennung mit all ihrem Leben und all ihrer Lähmung, mit all ihrer Fülle und all ihrer Brache durch die Jahrhunderte.

Welch kompliziertes Volk! Achtzig Millionen Deutsche, im ganzen geschlossen in Mitteleuropa siedelnd, ein starkes Glied der germanischen Völkerfamilie, zu einem knappen Drittel wohl nordischer Rassigkeit, aber zu zwei Dritteln von kaum entwirrbar buntscheckiger Biologie, in ein halbes Dutzend Stämme westlich der Elbe differenziert, östlich der Elbe diese Stämme zu einer Kolonialmasse integriert, in einst fast hundert, dann lange Zeit über dreißig, dann zwei Dutzend und heute immer noch rund zwanzig staatliche Herrschaften getrennt, in drei Reiche auseinandergerissen (Deutsches Reich, Österreich, die Schweiz) und endlich durch den Glaubenszwist für ewig in Katholiken und Protestanten geschieden: sollte es ein Wunder sein, wenn unter den Esprits des nations dieser deutsche Geist am allerschwierigsten zu erfassen und zu behandeln wäre? Und dennoch muß ihn der Staatsmann kennen, der sich die Aufgabe stellt, daran mitzuwirken, daß dem deutschen Volke sein Platz an der Seite der großen Mächte dieser Erde wiedergegeben und es endlich und dauerhaft zu der Einheit und zu der Geltung geführt werde, die ihm nach dem Gewicht seiner Zahl und dem Gewicht seiner Leistung gebühren.

DIE ZWEI INDIANER

Novelle von

WILHELM SCHMIDTBONN

Im Louvre ist ein römischer Bronzekopf aufgestellt, aus den ersten Jahrzehnten nach Christus stammend. Aber das sind nicht Züge eines alten Römers, das ist überraschend und völlig unverkennbar Gesicht und Haartracht eines – Indianers! Eintausendvierhundert Jahre vor der Entdeckung Amerikas!

Der rätselhafte Kopf erinnert an den unerklärlich vergessenen Bericht des Reiseschriftstellers Pompeius Mela, der im Jahre 44 beim römischen Statthalter in Gallien zwei rotfarbige „Inder" antrifft. So wurden nach der Kenntnis jener Zeit die beiden Männer bezeichnet. Sie waren dem

Digitized by Google

Statthalter von einem germanischen König zum Geschenk gebracht worden. Mit der ganzen Leidenschaft seines Berufes verfolgt Mela die Spur der Fremdlinge bis an die Nordseeküste, wo er feststellt, daß sie eines Tags auf einem Baum angetrieben waren – Boten einer unbekannten Welt, von der sie nichts aussagen konnten. Noch Plinius kommt auf diesen Bericht Melas zu sprechen.

Eines Tags also ging ein germanischer Fischer durch den tiefen Sand des Meerstrandes, um Bernstein zu suchen. Da sah er auf einem noch beblätterten Baum zwei Wesen herantreiben, die Menschen waren wie er und dennoch von so anderer Art, nackt, von roter Haut und straffem schwarzem Haar, daß er zweifelte, ob es wirkliche Menschen seien. Jedenfalls war sein erster Gedanke (in jenen Zeiten! Aber auch heute gibt es noch Strandgut, und ein gescheitertes Schiff wird von den Bewohnern aller Küsten der Erde wie von räuberischen Ameisen beklettert) nicht Mitleid, nicht Rettung, sondern Suche nach einem Gegenstand, um die beiden Wesen totzuschlagen.

Aber er erkannte bald, daß es sich um zwei Geschöpfe handelte, bei denen weder Gefahr drohte, noch Beute zu holen war. Die Neugier erwachte, er ging ins Wasser und zog den Baum an einem Ast zum Ufer, damit ihn die Brandung nicht ewig hin- und zurückrollte. Fast wäre er gestrauchelt und unter den Baum geraten, weil er so verwundert in die beiden fremden Gesichter sah.

Der Fischer faßte die beiden Männer unter die Achsel und schleppte sie an den trockenen Strand. Sie vermochten wie im Schlaf kaum die Augen zu öffnen, immer wieder schlossen sie sie, vom Licht geblendet.

Der Fischer war ein riesiger Mann. Er nahm die beiden viel zarteren, abgemagerten und darum leichten Gestalten rechts und links auf seine Schultern und trug sie so, schwer stampfend und tief gebückt, nach Hause – mehr eine Höhle war sein Haus, in Sand gegraben und mit einigen Teilen von Baumstämmen ausgestützt. Der Fischer holte auch den Baum, auf dem die beiden Wesen angetrieben waren und der für ihn ungleich wertvoller war. Denn hier war auf eine Stunde nur Sand, Dünenberge, zwischen denen da und dort Rauch aufstieg. Erst in der Ferne zeigte sich der blaue Strich eines Waldes. Um so staunender und mißtrauischer betrachtete der Fischer das nie gesehene Blätterzeug des Baumes, jedes Blatt war spitz, dick, hart.

Digitized by Google

Nachdem er den Baum so nahe an seine Hütte gezogen hatte, daß sein Besitzrecht gesichert war, betrachtete er die beiden Fremdlinge genauer. Sie lagen, wie er sie an die Erde hingelegt hatte, hielten die Augen geschlossen, die Brust bewegte sich nicht einmal, so daß der Fischer sein Ohr daran hielt. Er bemerkte bei dem einen kleine Ringe an den Ohren und bei dem andern einen Fußreif – aus Gold! Das war das, woran er sich beim Tragen verletzt hatte, so daß ihm das Blut in Tropfen herunterlief.

Er hielt die Erregung nicht länger aus, wölbte die Hände um den Mund und rief. Von allen Seiten, wie Tiere aus der Erde heraus, die Dünen herabsteigend, kamen Menschen herbei, gelbhaarig, weißhäutig wie der Fischer, Männer groß wie er, die Frauen kaum kleiner, Greise erhaben und wild wie Könige, Kinder halbnackt, in Fetzen von Pelz.

Alle standen, drängten sich voreinander, niemand sprach vor Staunen. Nur der Älteste, der sonst alles wußte, hier aber ohne Rat war, schüttelte gekränkt den Kopf und schimpfte. Manche versuchten die rote Hautfarbe mit den benetzten Fingern, die Frauen befühlten das Haar.

Der Fischer, die allgemeine Erregung bemerkend und um sein Besitzrecht deutlich zu machen, zog die beiden Gestalten in das Innere seiner Hütte. Eine tätige Frau fand sich, sie machte Feuer, man legte die beiden Männer daneben, um die ganz erstarrten Körper auftauen zu machen. Soviel an Menschen in die Hütte hineinging, drängte heran. Grausame Gelüste stiegen auf, man trat nach den Schlafenden, man stach mit Messern in das Fleisch ihrer Schenkel, um zu versuchen, ob Blut laufe. Ein Kind hielt den Finger eines der Männer ins Feuer, erst der brenzlige Geruch machte die Erwachsenen aufmerksam. Ein Mann gab dem Kind einen Schlag gegen den Kopf, die Mutter des Kindes schrie ihn an. Der Mann, um dem Streit zu entgehen, verließ die Hütte, die Mutter lief ihm nach, das Kind an der Hand. Lange noch hörte man von ferne Geschrei.

Inzwischen hoben die fremden Männer endlich die Augen auf, schwarze Kugeln wie aus Glas. Aber sie sprachen nicht. Konnten sie nicht sprechen? Man kniff sie. Dann, verängstet wie Mäuse in der Falle, versuchten sie sich aufzusetzen, öffneten den Mund. Aber nur Laute kamen heraus, das waren doch keine Worte. Einer rief, man sollte sie totschlagen, das seien Wesen aus der Unterwelt, vom Meer ausgespien, sie würden Unglück bringen. Man müßte sie wieder ins Meer werfen, weit draußen.

Aber der Mann, der sie gefunden hatte, stellte sich zwischen sie und die Menge, breit, die Arme ausstreckend, um sie zu schützen. Er hielt ihnen

Digitized by Google

auseinandergerissene Stücke Fisch vor den Mund, aber nur wenig aßen sie, kauten unendlich lange, spien das meiste wieder aus, wurden so erschöpft von der geringen Anstrengung, daß sie wieder umfielen und aufs neue in Schlaf sanken. Das Gedroh der Menschen, die sich jetzt sicherer fühlten, wurde heftiger. Einer hatte einen Eisenkessel von der Feuerstelle genommen und wollte auf die Schläfer losschlagen. Aber der Mann, aufschreiend wie ein Tier, drängte alle vor die Tür hinaus, sperrte die Tür mit einem entgegengestemmten Balken. Lange noch schrie die Wut der Menge von draußen gegen die Hütte an.

Am Nachmittag kam ein Amtsbote, schlug an die Tür und rief, als ihm nicht aufgetan wurde, dem Fischer den Befehl zu, sofort vor dem Dorfgericht zu erscheinen.

Der Fischer versperrte die Tür noch fester, sah bisweilen durch die Spalten im Holz nach außen, blieb um seine beiden Männer beschäftigt. Eigentumswut an dem seltenen Fund, verbunden mit einer Art Muttergefühls, trieb ihn, zu helfen, vielleicht auch dämmerte ihm unklar die Überzeugung, einen Besitz zu haben, der sich auf irgendeine Weise, früher oder später, zu Wert machen ließ, sei es nur, daß er Sklaven als Arbeitskräfte habe.

Der Gerichtsbeschluß wurde ihm von draußen zugerufen: die Findlinge gehörten allen gemeinsam, dem Dorf. Er habe sie herauszugeben, weiteres werde später beschlossen.

Aber der Fischer kümmerte sich nicht darum. Er kniete und rieb den beiden sanft die Gelenke, die Brust, wandte sie um, lehnte sie mit dem Oberkörper an die Wand, kochte ihnen eine Brühe, die er ihnen heiß wie Feuer in den Mund goß. Darauf kamen sie endlich zu wirklichem Leben, rückten aneinander, so daß ihre Schultern sich dicht berührten, verfolgten mit großen angstvollen Augen jede Bewegung des Fischers. Einmal aber verzog sich der Mund des einen zu einem schwachen, dankbaren Lächeln, als der Fischer ihm Felle unterschob, damit er weicher sitze. Da begann der Fischer, von merkwürdig wilder Freude erfüllt, zu singen, so laut, daß die beiden Fremdlinge aufs neue erschraken und am ganzen Leib zu zittern begannen. Wie sterbende Vögel drückten sie sich noch enger aneinander, das Haar des einen hing dem andern über das halbe Gesicht und die Hand dieses lag gepreßt auf dem Knie jenes.

Am andern Tag kamen Menschen aus den fernsten Dörfern herbei. Neugier, Gelächter, Wutgeschrei brandeten toller als das Meer gegen die

Digitized by Google

Hütte des Fischers. War er bisher stumm, so schrie er jetzt bisweilen ein Wort hinaus, aus seinen Augen schien Feuer zu schlagen, im gelben Gewirr seines Haares und Bartes, alles miteinander verwachsen, schien Sturm zu wehen. Mittags kam ein Fürst. Man hörte das Pferd wiehern, auf dem er saß. Nun mußte der Fischer öffnen, mußte, da der Fürst nicht in die Hütte hinein wollte, seine beiden Männer an den Tag führen. Sie konnten schon aufrecht gehen, sich gegenseitig an der Hand halten und stützen, draußen aber angesichts des gewaltigen Pferdes und des großen Mannes darauf brachen sie in die Knie, und ihre Körper waren in einer Sekunde über und über von Schweiß naß. Alle sahen verwundert, daß der Schweiß nicht rot wie die Haut, sondern einfach Wasser war wie bei ihnen selbst.

Die seltsamen Männer gefielen dem Fürsten. Grund zur Furcht schien nicht gegeben, da sie selbst so voll Angst auf den Knien lagen. Der Fischer bekam die Bitte zu hören, die Männer dem Fürsten zu schenken. Die Bitte konnte nichts anderes als ein Befehl sein. Einen Augenblick schien es, als wenn der Fischer die mächtige Hand heben würde, um den Fürsten gegen die Brust zu schlagen. Aber er beugte den Kopf, langsam ging der Kopf hinunter, langsamer noch das Knie, sprechen durfte er nicht. Tränen der Wut traten aus seinen Augen.

Ein Käfig wurde gebaut, ein Holzgestell, von allen Seiten zum Durchsehen, auf Rädern, vorne eine Deichsel, an der es gezogen werden konnte. Die zwei Fremdlinge, dem Bau zusehend und das Kommende ahnend, hingen sich wie Hunde an ihren Beschützer. Wo er hinging, bewegten sie sich auf den Knien ihm nach, zu schwach oder zu furchtsam, aufzustehen.

Als die beiden Männer in den Käfig gesteckt wurden, begann ihr Herz so zu schlagen, daß man es auf der Haut sah. Sie verdrehten die Augen so, daß man befürchtete, sie im Augenblick sterben zu sehen. Als aber der Fischer, in einem noch zum letztenmal aufspringenden Besitzgefühl, wild und gegen alle drohend, an den Käfig trat, liebkosend seine Hand hineinstreckte, beruhigten sich die beiden. Wieder erschien ein geringes dankbares Lächeln, diesmal auf dem Gesicht des zweiten. Darum durfte der Fischer mit, aber dafür mußte er, mit zwei vorgespannten Hunden, den Karren vorne ziehen.

Vierhundert Menschen liefen nebenher, Gras in den Käfig steckend, Fischstücke hineinwerfend, johlend vor Erregung, bis der Fürst befahl, daß alle zurückblieben. Er, sein Pferd, die fünf Männer seiner Begleitung, mit eisernen Schwertern bewaffnet, der Fischer, die zwei Hunde, der

Digitized by Google

Karren mit den zwei Indianern – das war der Zug, der durch den Sand zum Wald sich bewegte. Es war der erste Wald, den der Fischer sah, obwohl er nur eine Stunde entfernt wohnte. Trotz der Anstrengung des Ziehens, trotz seiner Gefühle des Zorns und der Demütigung in der Brust schaute er verwundert in das Schwarz hinein, fast von Furcht erfaßt, und es war fast, als ob es nicht Trotz wäre, daß er fester die Deichsel anfaßte, die er auch unter der Drohung des Waldes nicht freigeben wird, sondern gemeinsame Furcht und das Bedürfnis, sich an seine Findlinge anzulehnen, wie sie beide selbst eng aneinander gedrückt da kauerten.

Man kam in der Burg des Fürsten an. Aber schon ein paar Tage darauf war der Fürst der Fremden überdrüssig wie alle andern, nur die Hunde traten noch von Zeit zu Zeit an den Käfig, berochen und benetzten ihn. Neugierige durften aber in den Hof nicht herein. Der Fischer saß neben dem Käfig an der Erde, schob den Käfig der Sonne nach, daß seine Geschöpfe es warm hatten, und grübelte aufgeregt über die Möglichkeit der gemeinsamen Flucht. Aber ein fremder Fürst kam, durch das Gerücht herbeigeholt: kein gutmütiger Mann wie der erste, sondern gewalttätig. Er kaufte die beiden Indianer mit dem Käfig dem ersten Fürsten ab, den Fischer jagte er fort, von sieben Männern mit Bluthunden und Speeren wurde er auf den Weg vor das Dorf gebracht, nicht einmal umdrehen durfte er sich. So sah er nicht, in welche Richtung der Zug sich inzwischen entfernte. Als er allein gelassen wurde, mitten im Wald, hob sich seine mächtige Brust und er begann laut zu weinen wie ein Kind oder ein junger Hund, nicht mehr Wut, nur noch Klage war in ihm und Trauer. Mit der Urkraft aller Gefühle, die in dieser noch kindhaften Rasse war, hatte er die beiden Fremdlinge liebgewonnen, und groß war zugleich sein Stolz gewesen, der Finder zu sein und von allen mit angestaunt zu werden.

Nun müssen die beiden Indianer arbeiten. Faul sind die germanischen Männer auf dem Felde, auch allzu oft abwesend im Kriege. Die Indianer müssen den Frauen helfen, die Äcker umgraben. Trotz der Arbeit nehmen sie zu, ihre Rippen bedecken sich mit Fleisch. Sonst hat sich schon niemand mehr um sie gekümmert, selbst die Kinder und Hunde nicht mehr. Jetzt, als sie beginnen, hübsch zu werden, sehen die Frauen nach ihnen, schleichen sich unmerklich in ihre Nachbarschaft, lehren sie Worte, lernen selbst ein paar von ihnen, lachen sie bisweilen unzweideutig an. Aber die Indianer sind noch viel zu erschreckt, um darauf einzugehen. Sie entfernen

Digitized by Google

sich auf dem Feld nicht zwei Schritte voneinander, sie essen gemeinsam, ja sie verrichten ihre Bedürfnisse zur selben Zeit, um sich nicht trennen zu müssen. Wird einer von ihnen zu einer Arbeit ein wenig weiter fortgeholt, so beginnt der andere zu zittern wie ein Baum, der vom Wind erfaßt ist. Nachts liegen sie zusammen wie Tiere. Sie haben Arme und Beine umeinander geschlungen, manchmal ist im Schlaf die Hand des einen zärtlich im Haar des andern vergraben. Ja, sie liegen bisweilen Stirn an Stirn und atmen einer des andern Atem aus nächster Nähe ein. Ein roher Kerl geht einmal vorüber und schlägt sie auseinander wie unzüchtiges Geschmeiß.

Mitten im Sommer traf ein römischer Handelsmann ein, mit einer Reihe hochbepackter Wagen, klingender Pferde, vielen Knechten und Hunden. Er war, obgleich einem so viel gebildeteren Volk angehörend oder eben darum, noch viel mehr des Staunens voll über die beiden rothäutigen Männer. Er unterdrückte aber sein Staunen, um einen billigeren Preis zu bekommen, und kaufte die beiden. Er ließ einen neuen Käfig bauen, aus gehobelten Latten, die bunt gestrichen wurden. Farbige Vorhänge wurden angebracht, blieben geschlossen und wurden nur aufgezogen vor Dörfern und einzelnen Höfen und nur gegen Geld. Die Indianer brachten einen guten Verdienst und wurden gut gepflegt, bekamen das gleiche Essen wie alle und jeden Abend ihre neue Lage Stroh.

Aber dann kommt man an den Rhein. Das Klima wird milde, die Nächte sind warm, obwohl es gegen den Herbst geht. Die Menschen hier sind braune Männer gewöhnt von den Römern her, die ja sogar schwarze Soldaten genug in ihren Regimentern haben. Man muß die rätselhafte Abstammung der Indianer deutlicher machen, besonders ihre Herkunft vom Meer. Sie bekommen nur noch rohe Fische zu essen, die sie wie Seehunde mit dem Mund in der Luft schnappen müssen. Man stößt sie wie wilde Tiere mit Stacheln in die Flanken und sie müssen lernen, ein Geheul auszustoßen, sie müssen tanzen, singen, miteinander kämpfen. Die Indianer haben es schlecht, sie magern aufs neue ab.

Eines Tages aber ritt die Königstochter vorbei. Das gelbe Haar hing hinter ihr bis auf das Fell des Pferdes herunter, und wenn der Wind von vorne blies, hob sich das Haar hinter ihr hoch in der Luft wie ein langes Tuch. Da der Käfig mit den Indianern unbeachtet an der Straße stand und der Kaufmann mit seinen Begleitern und selbst mit den Hunden offenbar zum Mittagessen in dem nächsten Dorf war, hob sie neugierig

Digitized by Google

den Vorhang, indem sie sich vom Pferd bückte. Da sah sie die beiden Indianer, in der Mittagshitze schlafend ineinander geschmiegt wie zwei Verliebte. Rot brannte ihre Haut in der Sonne, lang war das schwarze Haar wie bei Frauen. Sie waren unbekleidet, man sah die Zartheit ihrer Hüften und die dünne Schlankheit ihrer Beine. Das Mädchen brachte es nicht fertig, den Vorhang wieder zu schließen. So lange hielt sie auf dem Pferd herabgebückt, nicht rot, sondern bleich im Gesicht geworden, bis ihr Vater mit den Reitern und Reiterinnen des Gefolges herankam, zugleich der Händler mit seinen Leuten.

Die Indianer, inzwischen längst wach geworden und mit den Augen an dem gelbhaarigen Mädchen hängend, das mit ihren Augen an den ihren hing, mußten aus dem Käfig, Fische schnappen, tanzen, kämpfen. Das Mädchen begann zu weinen, mochte nicht mehr zusehen, es schalt auf den Händler ein, die Indianer gerieten in Furcht. Der Händler schimpfte dagegen, trieb die beiden in den Käfig zurück, schloß den Vorhang und gab Befehl, weiterzuziehen.

Der König kaufte den Käfig mit den Männern, es war ein kurzes Feilschen, aber dem Mädchen viel zu lang. Sie war wie toll, sprengte mit ihrem Pferd im Kreis herum, spannte es vor den Käfig, zog ihn so selbst, hatte den Vorhang entfernen lassen, sah sich unablässig um, hatte alle Würde vergessen, dachte nur, wieder Kind geworden, an ihr Spielzeug, das ein gefährliches Spielzeug war. Herren und Damen lachten heimlich, der König wurde ernst, sprach leise mit der Tochter, sie wandte sich um, merkte den Spott auf allen Gesichtern, rief allen ein heftiges Wort zu.

Noch in der Nacht wurde der Käfig weiter geschafft, während die Tochter schlief. Er wurde über den Rhein gebracht, die Mosel entlang, nach Trier, und dort im Palast des Statthalters als Geschenk hingestellt.

Der Statthalter war ein durch manche Erdteile gereister Mann, klug, von wissenschaftlicher Teilnahme für alles Unbekannte. Er nahm das Geschenk mit Dank an. Die Indianer wurden aus ihrem Käfig herausgetan, sie bekamen ein Gemach wie andere Menschen, durften sich frei bewegen, im Hof, in der Stadt, es war keine Sorge, daß sie fliehen würden – wohin? Ihre Heimat war allzu fern.

Aber es galt herauszufinden, wo diese Heimat war. Man begann ein richtiges Studium, zeichnete ihre Worte schriftlich auf, versuchte ihre Sprache zu lernen und kam auch in der Tat dahin, sie nach manchen Dingen ausfragen zu können. Aber über die Lage ihrer Heimat vermochten

Digitized by Google

sie nichts zu sagen. Nur Wasser, viel Wasser, endlos Wasser lag auf dem Weg daher – das war alles, was sie hierüber zu sagen wußten. Der Statthalter saß mit einem gelehrten Freund oft und lang über den Karten, das Land jener Leute zu suchen. Aber hier blieb ein Rätsel, unlösbar. Hinter jenem Wasser war überall nur das Ende der Erde.

Noch hatten die Indianer das über sie herabgebeugte Gesicht jenes gelbhaarigen Mädchens nicht vergessen, als sich ihnen eine neue Frau nahte. Jene erste schien nur ein Vorbote gewesen, ungestüm, spielerisch. Jetzt war die wirkliche Herrin gekommen, schmal, mit anliegendem schwarzen Haar, bleich wie Elfenbein, mit hohen edlen Beinen wie die Indianer selbst, voll Ruhe, voll Würde, eine Herrscherin, hundert Dienerinnen lenkend ohne Befehl, nur durch einen Wink der Augenbrauen. Dennoch voll Anmut, das Kindesalter lag noch nicht lange hinter ihr. Die Farbe ihrer Kleider war immer hell, hellblau, rosa, mit jeder neuen Farbe schien sie selbst eine neue geworden.

Sie näherte sich den Indianern mit Ruhe, erst schien sie sie kaum zu bemerken, nahm an der neugierigen Erregung der andern gar nicht teil. Aber die Indianer, ihrem Gesicht folgend, trafen einmal auf einen langen Blick, tief in ihre Augen hinein, der deutlicher als Sprache des Mundes war und doch keinen Halt gab, die Indianer zugleich beglückte und erschreckte. Übrigens – wen von beiden hatte sie angesehen? Nur den einen. Dieser eine sagte es nicht aus erschreckter Demut, der andere aber bestätigte es ihm aus liebendem Neid.

Die Indianer gingen in der Stadt herum. Nur um die Hüfte trugen sie ein blaues Tuch, sonst war die Haut ihres Körpers unbedeckt. Sie hatten begriffen, daß die Farbe ihrer Haut das Merkwürdige war, was die Leute an ihnen erregte, und wollten ihnen eine Freude machen, sie sichtbar lassen, obwohl alle andern Menschen hier bedeckt gingen vom Gesicht bis zu den Füßen, und obwohl ein kalt werdender Wind ihnen manchmal Schauer durch das Mark jagte. Hinzu kam ohne Zweifel auch eine Spur Eitelkeit, die rote Farbe zu zeigen, die etwas so Angestauntes war. Jedenfalls gingen sie durch die Straßen der Stadt und durch das mächtige schwarze Tor wie zwei fremde schöne Tiergestalten, mit den traurigen Glasaugen wie fern hinaus in die verlorene Heimat sehend.

Eines Morgens, als sie auf einer Marmorbank im Hofe des Palastes saßen und sich in der Sonne wärmten, ging die Frau des Statthalters dicht an

Digitized by Google

ihnen vorbei, blieb zum erstenmal stehen und fragte, nur die wenigen Worte gebrauchend, die die beiden von der römischen Sprache gelernt hatten: „Wie heißt ihr?" „Hisük", sagte der eine, „Alai", der zweite. Aber es war, als ob sie nur den ersten gefragt hätte, und schon war sie vorüber. Am nächsten Tag kam sie wieder dicht heran und fragte: „Was heißt Hals?" Beide gaben Antwort. Aber sie sagte: „Du hast einen schönen Hals, Hisük!" Von Alais Hals sagte sie nichts und ging weiter, als ob Alai gar nicht dagesessen hätte neben Hisük.

Hisük war eine Handbreit größer als Alai, er war im ganzen wohl etwas männlicher gebaut, breiter in den Schultern, fester in den Hüften. Aber Alai war dafür geschmeidiger, behender, im Tanz weitaus der beste, aber selbst im Ringkampf überlegen. Nun saß er da, unbelobt geblieben, ließ den Kopf ein wenig hängen, als ob er sich seines Halses schäme, sah nach einer Stunde verstohlen einmal nach Hisüks Halse hin.

Am dritten Tag brachte die Frau für Hisük eine goldene Apfelsine, weder Hisük noch Alai hatten je diese Frucht gesehen, aber Alai bekam keine. Dabei sah die Frau mit einem kleinen Lächeln nach Hisüks Hals.

Hisük teilte mit Alai, nachdem er begriffen hatte, wie er die Frucht öffnen mußte. Aber Alai lehnte ruhig und lächelnd ab: „Du hast sie ganz bekommen, iß sie ganz."

In der Nacht lag Alai wach, heiß von einem Fieber, ohne daß er krank war. Er warf sich von einer Seite auf die andere, oder vielmehr er wurde geworfen von der Gewalt des einen Gedankens in ihm: „Wenn sie ihn mehr liebt als mich, gut, es ist die Natur, sie kann selbst nichts dafür. Aber ein wenig könnte sie auch an mich denken, nicht liebend, nur um mich nicht so zu demütigen." Plötzlich griff er nach Hisüks Hals mit beiden Händen und drückte zu. Hisük wachte auf wie ein Toller, Alai löste sofort seine Hände, streichelte Hisüks Wangen, ging mit den Händen bis zum Hals herunter, streichelte nur noch den Hals, wie irrsinnig geworden, küßte den Hals. Als Hisük, der geträumt zu haben glaubte, wieder schlief, züchtigte Alai sich zur Strafe, indem er sich mit den Fäusten auf die Brust schlug, schmerzhaft, eine halbe Stunde lang.

Am vierten Tag sah Hisük der Frau schon entgegen. Auch er dachte nicht daran, Alai zu schonen, er reckte seinen Hals, drehte ihn wie ein Pfau hin und her, wollte die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden darauf lenken, strich sich mit den Händen über den Hals, an den er vorher in seinem Leben nie mit einem Gedanken gedacht. „Wie grausam sind

Digitized by Google

Liebende", dachte Alai, „aber es ist die Natur, sie müssen so sein. Nur schade, so viel häßlicher als sonst ist Hisük zu sehen, wenn er so den Hals reckt, ganz mager wird sein Hals ja, und die Gurgel tritt viel sichtbarer heraus als früher."

Die Frau kam und brachte Hisük einen goldenen Armreif, sie streifte ihn selbst über Hisüks Hand. „Was heißt Hand?" fragte sie. Hisük antwortete. „Du hast so schöne Handgelenke", sagte die Frau, schon im Gehen. Alai sah sie mit keinem Blick an, weder vorher, als sie kam, noch während sie stand, noch in dem Augenblick, als sie ging. Alai ließ zwar die Augen gesenkt, aber er bemerkte es mit dem inneren Auge der Eifersucht, das schärfer sieht als Adleraugen.

Hisük war nun ganz wie ein Wahnsinniger geworden. Er betrachtete nur noch seine Handgelenke, hob sie, streckte sie, schüttelte sie, hielt sie weit vor sich hin, daß jeder Vorübergehende sie ansehen mußte, er ließ den Reif klirren, in der Sonne blitzen. An Alai dachte er nicht eine Sekunde. Daß Alai all das schmerzen mußte, daran dachte er nicht einmal im Traum, sondern auch im Traum sah er nur die Frau, redete von ihr mit erregten Schreien, schüttelte im Traum sein Handgelenk und ließ den Reif klirren. Er stand mitten aus dem Schlaf auf und mußte im Zimmer umhertanzen, so übergewaltig war die Liebe, die ihn erfüllte.

Alai aber lag ganz still auf dem Lager, das er mit Hisük teilte. So klein war sein Herz geworden und so still, daß er danach fühlte, ob es noch da sei.

Am nächsten Tag kam die Frau nicht. Umsonst sah Hisük aus, verdrehte den Hals, verrenkte die Handgelenke. Nun erst wurde er ganz wahnsinnig und schalt Alai aus, weil er so ganz ruhig da saß und keinen Anteil an der Erregung Hisüks nahm. Am Mittag hörten sie, daß die Herrin verreist sei, mit ihrem Gatten, auf eine lange Fahrt, durch die ganze Provinz Gallien, es mochte ein halbes Jahr dauern, bis sie wieder kam. Das also hatte das Schellen vieler Pferdeglocken zu bedeuten gehabt, das in der Frühe zu hören gewesen. Hisük ließ sich von vielen Leuten klar machen, wie lange ein halbes Jahr war. Er begriff es erst, nachdem man ihm einen Stein hinlegte, der einen Tag darstellte, sieben Steine, die eine Woche galten und dann sechsundzwanzigmal sieben Steine aneinanderreihte. Darnach brauchte er noch bis zum Abend, vor den Steinen sitzend und sie betrachtend, um es ganz zu begreifen. Dann aber fiel er um, wie vom Schlag getroffen, lag in Krämpfen da, in denen er unbewußt noch

Digitized by Google

den Hals und die Handgelenke schüttelte. Er vergriff sich in seiner Wut an Alai, biß ihn in das Bein, wie ein tollwütiger Hund, hatte Schaum vor dem Mund, und Alai mußte Kraft anwenden, um die Zähne aus seinem Fleisch zu entfernen. Aber er wendete seine Kraft zart an, streichelte Hisük und beruhigte ihn, trug ihn aufs Lager, schlief die ganze Nacht nicht, sang ihn leise ein, mit Liedern, die in der Heimat die Mütter ihren Kindern sangen und die er, selber erstaunt, aus dem Schacht seiner Erinnerung heraufholte.

Von da ab saß Hisük ganz still auf der Marmorbank in der Sonne. Die Sonne wurde wärmer, es wurde wieder Frühling. Aber Hisük wurde immer stiller, sprach nicht mehr, als ob niemand da sei, der seine Sprache verstehen könnte. Er magerte ab wie damals auf dem Baum im Meer. Er fror und zitterte vor Frost, als ob es Mitte Winter sei. Mädchen gingen vorbei und wollten ihn trösten. Aber er sah sie so wenig, wie die Herrin vorher Alai gesehen hatte. Er hatte außer der Sehnsucht nach der Frau, von der er mit keinem Wort sprach, nur noch ein Gefühl in sich: Haß gegen Alai. Er trennte sich von ihm, bereitete sich nachts sein Lager in der andern Zimmerecke, duldete Alai auch am Tag nicht neben sich auf der Bank. Alais Augen nahmen dieselbe Trauer an, die aus Hisüks Augen hervorsah, so spürbar, daß sogar die Hunde an ihn herandrangen, ihm tröstend das Maul auf die Knie legten und leise weinten. Hisük wurde so schwach, daß er bald keine Nahrung mehr zu sich nahm. An einem glühenden Mittag, über den ganzen Leib zitternd, tat er einen langen Atemzug und starb. Sechs Tage, ehe die Herrin zurückkehren sollte. Nicht einmal die Botschaft davon hatte ihm das Leben bewahren können, er war zu schwach geworden.

Alais Geschrei füllte den ganzen Hof. Die Menschen kamen herbeigelaufen, aber Alai ließ niemand an Hisük heran. Er trug ihn auf den Armen ins Freie, grub mit den Händen ein Grab ins Gras, legte Hisük hinein, mit über der Brust verschränkten Armen, so daß seine Handgelenke recht zu sehen waren, er reckte ihm ein wenig den Hals. Dann ging er mit seltsamem Tanzschritt um das Grab herum, sang Lieder, die niemand verstand, bis in die Nacht hinein.

Am andern Morgen (die Leute hatten gedacht, daß Alai zur Ruhe auf sein Lager gegangen wäre, allzu sehr kümmerte man sich ja nicht um die Fremdlinge) sah man ihn noch auf dem zugeschütteten Grab sitzen, das Gesicht in den Armen vergraben. Keine Zusprache half, er hob das

Digitized by Google

Gesicht nicht, er war über Nacht fast so mager geworden wie Hisük, er verweigerte Nahrung anzunehmen, er saß den Tag, die Nacht, wieder Tag und Nacht, wieder und wieder, er saß noch da, als die Herrin mit Glockengeschell einzog und bald darauf an das Grab trat, mit schnellem Schritt, man hörte ihr Kleid um die Knie rauschen.

Alai hob nicht den Kopf. Er schämte sich zu sehr, daß er den Freund nicht besser verwahrt hatte. Die Herrin rief auf ihn ein, Worte, die er nicht verstand. Sie rührte ihn nicht selbst an, sie befahl Leuten, daß sie ihm das Gesicht von den Armen lösen sollten.

Alais Augen, mit einem Ausdruck unsagbaren Schmerzes, trafen die Augen der Herrin. Tränen, die dem andern galten, fand er darin. Er lächelte ein wenig, und seine Augen brachen noch im Lächeln. Er sank zusammen, kaum merklich, noch im Tode bewahrte er Haltung, um die Herrin nicht zu sehr zu erschrecken.

Hisük war für die Herrin, Alai nur dem Kameraden nach-gestorben. Trotzdem duldete es die Herrin, daß er in das gleiche Grab gebettet wurde. Auf das Grab wurde ein Stein aus jener Marmorbank gestellt, mit dem Namen der beiden darauf. Außerdem bekam ein Bildhauer den Auftrag, Hisüks (nicht auch Alais) Kopf aus der Erinnerung in Bronze nachzubilden.

DON QUICHOTTES GRAB

von

MIGUEL DE UNAMUNO

Du fragst mich, lieber Freund, ob ich nicht wüßte, wie in diesen armen, gesitteten und friedlichen Massen, die da geboren werden, schlafen, sich fortpflanzen und sterben, ein Wahn, ein Schwindel oder eine Tollheit entfesselt werden könnte. Sollte es denn kein Mittel geben, sagst du – noch einmal jene geistige Epidemie des Flagellantentums oder der Besessenheit hervorzurufen? Und du sprichst mir vom Tausendjährigen Reich?

Wie du, so werde auch ich häufig von der Sehnsucht nach dem Mittelalter gequält, wie du wünschte auch ich die Verzückungen des Tausend-

Digitized by Google

jährigen Reiches zu erleben. Wenn wir in den Menschen den Glauben erwecken könnten, daß eines Tages – etwa am 2. Mai des Jahres 1908, d. h. bei der hundertsten Wiederkehr jenes Tages, an dem der Schrei nach der Unabhängigkeit ertönte, Spanien für immer untergehen, daß man uns an diesem Tage aufteilen würde wie jährige Lämmer – so wäre der 3. Mai 1908 der größte Tag unserer Geschichte und die Morgendämmerung eines neuen Lebens.

Es ist ein Elend, ein restloses Elend. Es gibt nichts mehr, was den Menschen unserer Tage wahrhaft am Herzen läge. Und wenn jemand es versucht, für sich allein dieses oder jenes Problem, diese oder jene Frage zu wälzen, dann führen das die Menschen sogleich darauf zurück, daß er Geschäfte damit machen wolle, oder sie erklären, er tue es aus dem Wunsche, Aufsehen zu erregen, oder aus dem Verlangen heraus, sich bemerkbar zu machen.

Man versteht hier nicht einmal den Wahnsinn. Selbst von dem Irrsinnigen glaubt und sagt man: wenn er verrückt sei, so verfolge er damit eine bestimmte Absicht, und er habe seine guten Gründe dafür. Daß die Unvernunft ihre bestimmten Gründe habe, das ist für alle diese Beklagenswerten eine feststehende Tatsache. Wenn unser Herr Don Quichotte wieder auferstünde und in dieses sein Spanien zurückkehrte, würden sie noch nach einem Hintergedanken für seinen großherzigen Wahnwitz suchen. Wenn jemand Mißbräuche aufdeckt, das Unrecht bekämpft, die Niedertracht geißelt, dann fragen sich diese Sklavenseelen sofort: was hat er damit im Sinn? Welche Absicht verfolgt er? Ja, mitunter glauben und sagen sie sogar, er täte es, damit man ihm das Maul mit Gold stopfe, und andere wieder behaupten, es geschähe aus minderwertigen Motiven oder gemeinen Triebfedern: aus Neid oder Rachsucht. Wieder andere sagen, er tue es bloß um der Sensation willen, um von sich reden zu machen, kurz, aus Eitelkeit, und wieder andere erklären endlich, er täte es zu seinem Vergnügen, um sich die Zeit zu vertreiben, d. h. aus Sport. Es ist jammerschade, daß es so wenig Menschen gibt, denen ein solcher Sport Freude macht.

Merk' auf und schau' hin. Bei einer Tat des Großmuts, des Heroismus, der Tollheit, fällt diesen törichten Schwätzern, diesen Pfaffen und Barbieren heutzutage nichts anderes ein, als zu fragen: „Warum macht er nur so etwas?" Und wenn sie den Grund einer solchen Tat entdeckt zu haben vermeinen – sei er nun wirklich der, den sie hinter ihr vermuten

Digitized by Google

oder nicht –, dann erklären sie: Bah, er hat es deswegen oder deswegen getan. Sofern die Existenz irgendeiner Sache einen bestimmten Grund hat und sie diesen Grund kennen, verliert diese Sache jeden Wert für sie. Dazu dient ihnen die Logik, ihre schmutzige Logik.

Verstehen heißt verzeihen, hat man gesagt. Und diese Elenden brauchen dieses Verstehen, um zu verzeihen, daß man sie erniedrigt, daß man ihnen durch Worte oder Taten ihre ganze Kläglichkeit zum Bewußtsein bringt, ohne von ihr zu sprechen.

Sie haben sich sogar in ihrer Dummheit gefragt: wozu Gott die Welt erschaffen habe, ja, sie haben selbst die Antwort darauf gefunden: zu seinem Ruhm, und sie haben sich so aufgebläht vor Selbstzufriedenheit, als wenn diese Toren wüßten, was das ist: Gottes Ruhm. Zuerst entstanden die Dinge, ihr Wozu stellte sich erst nachher ein. Man gebe mir eine neue Idee über eine beliebige Sache, dann wird sie mir schon zu erkennen geben, wozu sie taugt.

Wenn ich bisweilen jemand einen Vorschlag mache, ihm darlege, was meiner Meinung nach notwendigerweise geschehen müßte, wird mir stets die Frage entgegengehalten: „Und nachher?" Auf solche Fragen gibt es keine andere Antwort als eine zweite Frage. Auf das „Und nachher?" gibt es nur die eine Gegenfrage: „Und was war vorher?"

Es gibt keine Zukunft, es gibt niemals eine Zukunft. Was man Zukunft nennt, ist nichts als eine große Lüge. Die wahre Zukunft ist das Heute. Was wird morgen aus uns werden? Es gibt kein Morgen. Was geschieht heute mit uns: jetzt gleich? Das ist die einzige Frage.

Und was das Heute betrifft, so sind alle diese Elenden sehr zufrieden, weil sie heute existieren, und dieses Existieren genügt ihnen vollständig. Die Existenz, die reine, nackte Existenz füllt ihre Seele völlig aus. Sie haben kein Gefühl dafür, daß es noch etwas über diese Existenz hinaus geben müsse.

Aber existieren sie denn auch? Existieren sie wirklich? Ich glaube nicht. Denn wenn sie existierten, wenn sie wahrhaft existierten, dann würden sie unter dieser Existenz leiden und sich nicht mit ihr zufrieden geben. Wenn sie wirklich und wahrhaftig in der Zeit und im Raume existierten, würden sie darunter leiden, daß sie nicht im Ewigen und Unendlichen leben. Und dieses Leiden, diese Qual, die nichts anderes ist als die Passion Gottes, in uns, Gottes, der in uns leidet, weil er sich in unsere Endlichkeit und unserer Zeitlichkeit eingekerkert fühlt – dieses

Digitized by Google

göttliche Leiden würde sie nötigen, alle diese dürftigen logischen Kettenglieder zu zerbrechen, mittels derer sie versuchen, ihre dürftigen Erinnerungen an ihre ebenso dürftigen Hoffnungen zu hängen, die Illusion ihrer Vergangenheit an die Illusion ihrer Zukunft.

Wozu tut er das? Hat etwa Sancho nie danach gefragt, warum Don Quichotte die Taten ausführte, die er vollbrachte?

Aber kehren wir wieder zum Anfang, zu deiner Frage und deinen Besorgnissen zurück. Welche Art von Tollheit könnten wir dieser armen Menge einimpfen? Welchen Wahnsinn in ihr entfesseln? Du selbst hast die Lösung gefunden in einem der Briefe, in dem du mich mit Fragen bestürmst. Da sagtest du einmal: „Glaubst du nicht, daß man einen neuen Kreuzzug organisieren könnte?"

Nun wohl, ich glaube in der Tat, daß man einen solchen Kreuzzug zustande bringen könnte, den heiligen Kreuzzug nämlich, mit dem Ziel, das Grab Don Quichottes aus der Macht der Schulmeister, der Pfaffen, der Barbiere, der Fürsten und Domherren zu befreien, die es besetzt halten. Ich glaube, man könnte einen heiligen Kreuzzug unternehmen, um das Grabmal des Ritters vom Wahnsinn aus der Gewalt der Ritter der Vernunft zu erlösen.

Sie werden natürlich ihren Raub verteidigen und mit vielen wohlüberlegten Gründen zu beweisen suchen, daß die Wacht am Grabe ihnen obliege. Sie bewachen das Grab, damit der Ritter nicht aufwache.

Solche Gründe sollte man mit Insulten, mit Steinwürfen, mit leidenschaftlichen Schreien und mit Lanzenstößen beantworten. Man soll nicht mit ihnen diskutieren. Wenn man gegen ihre Gründe streiten wollte, wäre man verloren.

Wenn man fragt – wie man dies wohl zu tun pflegt – „Mit welchem Rechte beanspruchst du dies Grab für dich?" so antworte ihnen nicht. Denn sie werden es schon selbst einmal erfahren. Einmal, wenn weder du noch sie mehr existieren, wenigstens nicht in dieser Welt des Scheins.

Und dieser heilige Kreuzzug hat einen großen Vorteil gegenüber jenen anderen heiligen Kreuzzügen, die den Tagesanbruch eines neuen Lebens in dieser alten Welt darstellen. Jene glühenden Kreuzritter wußten, wo sich das Grabmal Christi befand, wo man sagte, daß es sich befände, während unsere Kreuzfahrer kaum wissen werden, wo sich das Grabmal Don Quichottes befindet. Man muß es suchen und darum kämpfen, um es zu befreien.

Digitized by Google

Deine donquichotteske Tollheit hat dich mehr als einmal dazu veranlaßt, mit mir von Donquichottismus zu sprechen, wie von einer neuen Religion, die du einführen willst und von der du sprichst. Und daher möchte ich dir erklären, daß diese neue Religion – wenn sie Erfolg haben sollte, zwei besondere Vorzüge haben würde. Der eine wäre dieser, daß wir nicht sicher sind, ob Don Quichotte – und natürlich nicht Cervantes – ein wirklicher Mensch von Fleisch und Bein gewesen, sondern vielmehr vermuten, daß er eine reine Fiktion war. Und der andere Vorzug wäre der, daß dieser Prophet, ein komischer Prophet, das Gespött der Menschen war.

Dieser Mut ist es, der uns am meisten fehlt: Der Mut, der Lächerlichkeit zu trotzen. Die Menschen ins Lächerliche zu ziehen – das ist die Waffe, die alle diese jämmerlichen Schulmeister, Barbiere, Pfaffen, Domherren, Fürsten und Könige wohl zu gebrauchen wissen, sie, die das Grab des Ritters der Narrheit verborgen halten. Des Ritters, der alle Welt zum Lachen brachte, und aus dessen Munde selbst nie ein Witzwort kam: sie zum Lachen brachte durch seinen Ernst.

Nun denn, mein Freund, so übernimm denn die Rolle Peters des Einsiedlers und rufe die Menschen auf, daß sie sich dir anschließen, sich uns anschließen und laß uns alle ausziehen und dieses Grabmal befreien, von dem wir nicht wissen, wo es sich befindet. Während des Kreuzzugs selbst wird sich uns die heilige Stätte enthüllen.

Sowie die heilige Schar sich in Bewegung setzt, wirst du sehen, wie am Himmel ein neuer Stern erscheinen wird, der nur den Kreuzfahrern sichtbar ist: ein herrlich strahlender und tönender Stern, der uns ein neues Lied singen wird, in dieser langen Nacht, die uns umhüllt; und der Stern wird sich in Bewegung setzen, sobald die heilige Schar ihren Marsch antreten wird. Und wenn sie ihren Zug siegreich vollendet haben oder wenn alle untergegangen sein werden, was vielleicht die einzige Art ist, wahrhaft zu siegen – so wird der Stern vom Himmel herabfallen. Und genau an der Stelle, da er herabfallen wird, dort wird das Grab des Ritters sein. Das Grabmal befindet sich da, wo die Schar zugrunde geht.

Und dort, wo das Grabmal ist, da ist auch die Wiege, und da ist die Krippe. Und dort wird der Stern wieder emporsteigen und herrlich tönen während seiner Himmelsreise.

Und frage mich nicht mehr, lieber Freund. Wenn du mich nötigst, von diesen Dingen zu reden, zwingst du mich dazu, aus den Gründen

Digitized by Google

meiner Seele, die so schmerzhaft unter dieser mich überall bedrückenden und so qualvoll auf mir lastenden ordinären Umgebung leidet, meiner Seele, die so bekümmert ist über den tiefen Schlamm der Lüge, der uns beschmutzt und in dem wir waten, die so voller Gram ist, über die Wunden, die uns die Feigheit schlägt, von der wir überall verfolgt werden – du nötigst mich, vom Grunde meiner schmerzhaft leidenden Seele die unvernünftigen Visionen, Begriffe ohne Logik und alle die Dinge emporzuziehen, von denen ich nicht weiß, was sie bedeuten und die ich noch weniger zu ergründen gewillt bin.

„Was willst du damit sagen?", fragst du mich mehr als einmal. Und ich antworte dir: Weiß ich es denn etwa?

Nein, mein lieber Freund, von vielen dieser Erlebnisse meiner Seele, die ich dir anvertraue, kann ich nicht sagen, was sie bedeuten, oder zum mindesten bin ich es nicht, der es wüßte. Es gibt eine Stimme, es gibt jemand in mir, der sie mir diktiert, der sie mir zuflüstert. Ich gehorche blindlings, und ich tauche nicht hinab, um ihm ins Angesicht zu sehen oder ihn nach seinem Namen zu fragen. Ich weiß nur, daß, wenn ich sein Antlitz erblickte und wenn er mir seinen Namen sagte, ich sterben würde, damit er leben könnte.

Ich schäme mich dessen, daß ich zuweilen erdachte Wesen, Romanfiguren erfunden habe, um ihnen in den Mund zu legen, was ich mir selbst zu sagen nicht getraute, und sie wie im Schmerz aussprechen zu lassen, was ich in meinem Innern ganz ernsthaft meine und empfinde.

Du kennst mich und weißt sehr wohl, wie weit ich davon entfernt bin, absichtlich nach Paradoxen, nach außergewöhnlichen Dingen und Sensationen zu jagen. Mögen auch einige Toren darüber denken was sie wollen. Du und ich – mein guter Freund, mein einziger wahrhafter Freund, haben, wenn wir allein waren, oft darüber gesprochen, was wohl die Narrheit sei, und wir haben über jenes Wort von Ibsens „Brand", diesem Abkömmling Kierkegaards, diskutiert, daß der Wahnsinnige der sei, der allein ist. Und wir waren übereingekommen, daß ein Wahnsinn aufhört, ein Wahnsinn zu sein, sobald er einen Massencharakter annimmt, sobald er der Wahnsinn eines ganzen Volkes, ja vielleicht sogar der Wahnsinn des ganzen Menschengeschlechtes wird. Sofern eine Halluzination allgemein, populär wird, einen sozialen Charakter annimmt, hört sie auf, eine Halluzination zu sein, um sich in eine Realität zu verwandeln, in etwas, was außerhalb eines jeden von denen liegt, die sie erleben. Und du und ich,

Digitized by Google

wir waren uns einig, daß es nötig wäre, der Menge, dem Volk, unserem spanischen Volk, irgendeinen Wahnsinn einzuimpfen, den Wahnsinn irgendeines seiner Volksgenossen, der irrsinnig ist, aber wahrhaft irrsinnig und nicht zum Schmerz. Verrückt – und nicht töricht.

Du und ich, mein lieber Freund, wir waren empört über das, was man hier Fanatismus nennt und was es zu unserem Unglück nicht ist. Nein, nichts, was reglementiert, was gezügelt, in geordnete Kanäle geleitet, von Schulmeistern, Pfaffen, Barbieren, Fürsten und Domherren gelenkt wird, hat etwas mit Fanatismus zu tun. Nein. Nichts, was eine mit logischen Formeln bestickte Fahne aufrollt, ist Fanatismus, nichts, was ein Programm hat, nichts, was sich für morgen eine Aufgabe stellt, die ein Redner in methodischem Vortrag zu entwickeln vermöchte.

Einst – erinnerst du dich noch, da sahen wir acht bis zehn junge Leute vereint einem Manne folgen, der zu ihnen sagte: Laßt uns gehen und irgend etwas Ungeheures vollbringen. Und das ist das, wonach du und ich uns sehnen, daß das Volk sich zusammenrottet und mit dem Schrei: Laßt uns etwas Ungeheures vollbringen, sich in Marsch setze. Und wenn irgendein Schulmeister, ein Barbier, ein Pfaffe, ein Fürst oder irgendein Domherr ihn aufhalten und zu ihm sagen wollte: „Meine Kinder, es ist gut, ich sehe, euch erfüllt von Heldenmut, von heiliger Empörung, auch ich will mit euch gehen; aber ehe ihr euch allesamt aufmacht und ich mit euch, um diese ungeheure Tat zu begehen – sollten wir uns da nicht lieber zuerst darüber einigen, worin diese Tat, die wir vollbringen sollen, eigentlich bestehen soll? Was soll das für eine ungeheure Tat sein?" Wenn ein paar solche Spitzbuben, wie die, von denen ich eben sprach, kommen sollten und die Schar mit solchen Reden aufhalten wollte, so sollte die Menge sie auf der Stelle zu Boden werfen, über sie hinwegschreiten und sie mit Füßen treten, und der Anfang der ungeheuren Tat wäre gemacht.

Glaubst du nicht, mein Freund, daß es hier viele einsame Menschen gibt, deren Seele sie zu irgendeiner ungewöhnlichen Tat, zu einer Handlung treibt, die zu einem Ausbruch drängt? Sieh also zu, ob es dir gelingt, sie zu vereinigen, eine Heerschar aus ihnen zu bilden und sie zu veranlassen, sich in Bewegung zu setzen – denn ich werde mit ihnen marschieren, hinter dir her, um das Grab Don Quichottes zu befreien, von dem wir – Gott sei's gedankt – nicht wissen, wo es sich befindet. Der leuchtende, tönende Stern wird es uns schon sagen.

Digitized by Google

Wie aber, könnte es nicht vielleicht so kommen, so wirst du mir in einer Stunde der Mutlosigkeit einwenden, da du dir selbst untreu wirst – könnte es nicht geschehen, daß während wir aufbrechen und durch viele Länder in die weite Welt hinaus zu marschieren vermeinen, wir uns nur immer fort auf derselben Stelle herumdrehen? Dann würde der Stern unbewegt und ruhig über unseren Häuptern schweben, und das Grab wäre in uns selber. Und dann wird der Stern herabfallen, herabfallen, um sich in unserer Seele zu begraben. Und dann werden sich unsere Seelen in Licht verwandeln, sie werden schmelzen und sich auflösen in dem leuchtenden und tönenden Stern, und dieser wird von neuem aufleuchten, noch strahlender als vordem, und sich in eine Sonne verwandeln, eine Sonne voll einer ewigen Melodie, die den Himmel des befreiten Vaterlandes mit ihrem Glanze erfüllt.

Wohlan denn vorwärts, und gib acht, daß sich in deine heilige Heerschar keine als Sanchos verkleidete Schulmeister, Barbiere, Pfaffen, Domherren oder Fürsten einschleichen, und wenn sie dich bitten sollten, ihnen eine Insel zu schenken – was du tun mußt, ist dies: sie fortjagen, wenn sie dich nach der Marschroute fragen, dir von Programmen reden und dir die maliziöse Frage ins Ohr flüstern, wo sich denn das Grab eigentlich befinde. Folge dem Stern. Und mache es wie der Ritter: verfolge das Unrecht, das dir entgegentritt. Heute das von heute, und hier an dieser Stelle das, das hier an dieser Stelle geschieht. Wohlan, laßt uns aufbrechen! Denn wohin marschiert ihr? Der Stern wird es euch sagen. Zum Grabe! Und was wollen wir tun, während wir auf dem Marsche sind? Was? Kämpfen, kämpfen! Und wie?

Wie? Stoßt ihr auf jemand, der da lügt – so schreit ihm ins Gesicht: du lügst. Und geht weiter. Begegnest du jemand, der Torheiten redet und dem eine ganze Menge mit offnem Munde zuhört, so rufe: Ihr Toren! und stürme weiter.

Weiter, immer weiter.

Wird denn aber – so, so wendet mir einer ein, den du kennst und der sich danach sehnt, ein Kreuzfahrer zu sein – wird denn auf diese Art die Lüge, der Diebstahl, und die Dummheit aus der Welt geschafft? Und wer sagt, daß das nicht der Fall ist? Das allerschlimmste Elend und die übelste gefürchtetste Spitzfindigkeit der Feigheit ist diese, daß man sagt, damit werde nichts erreicht, daß man einen Dieb an den Pranger stellt, denn andere werden an seiner Statt fortfahren, zu rauben und zu

Digitized by Google

stehlen; daß nichts damit gewonnen sei, wenn man den Toren einen Toren nennt, denn dadurch werde die Torheit in dieser Welt nicht geringer werden. Daher muß man es tausend- und abertausendmal wiederholen: wenn man einmal, ein einziges Mal ganz und restlos mit einem einzigen Schwindler oder Betrüger abrechnete, hätte man für immer und mit einem Schlage mit dem Betrug und dem Schwindel aufgeräumt.

Auf den Weg denn! Und stoße aus deiner heiligen Schar alle die aus, die da erst sorgsam studieren und überlegen wollen, in welchem Schritt, Takt und Rhythmus man marschieren soll. Vor allem, weg mit denen, die uns immer wieder mit dem Rhythmus kommen. Sie würden dir deine heilige Schar in eine Polonäse und den Marsch in einen Tanz verwandeln. Weg mit ihnen! Mögen sie anderswohin gehen und Hymnen auf die Fleischeslust singen. Die, die da versuchen würden, deine heilige Schar in eine Polonäse und ihren Marsch in einen Tanz zu verwandeln, nennen sich selbst und einander Poeten. Sie sind es nicht, sie sind etwas anderes. Diese wandern nur aus Neugier zum Grabe, um zu sehen, wie es aussieht, vielleicht auch, um eine neue Sensation zu suchen und um sich unterwegs die Zeit zu verkürzen. Fort mit ihnen!

Das sind die, die mit der Toleranz von Bohemiens dazu beitragen, die Lüge und all das Elend zu verewigen, die uns zugrunde richten. Wenn sie die Freiheit predigen, denken sie nur an eine Art Freiheit: nämlich an die, das Weib ihres Nächsten zu besitzen. Alles an ihnen ist Sinnlichkeit, und selbst die Ideen, die großen Ideen lieben sie mit einer sinnlichen Liebe. Sie sind unfähig, sich einer großen und reinen Idee zu verbinden und Kinder mit ihr zu zeugen. Sie vermischen sich höchstens fleischlich mit den Ideen, machen sie zu ihren Geliebten oder, was noch schlimmer ist, zu ihren Konkubinen – für eine Nacht. Weg mit ihnen! Wenn einer auf seiner Wanderung irgendeine Blume pflücken will, die ihm am Wegrande entgegenlächelt, so möge er sie pflücken, aber im Vorübergehen, ohne sich aufzuhalten und sogleich wieder der Schar folgen, deren Fahnenträger sein Auge nicht anwenden darf von dem glänzenden und tönenden Stern. Und wenn er sich die Blume an die Brust, an den Harnisch steckt, nicht etwa um sie anzuschauen, sondern damit die anderen sie sehen sollen – dann weg mit ihm. Mag er seiner Wege gehen und mit seiner Blume im Knopfloch anderswo tanzen.

Sieh, lieber Freund, wenn du deine Mission erfüllen und deinem Vaterlande dienen willst, dann mußt du dich verhaßt machen bei den

Digitized by Google

geilen Jünglingen, die das Universum nur durch die Augen ihrer Liebsten hindurch sehen, wenn nicht gar noch durch etwas Schlimmeres. Und sorg', daß deine Worte ihnen schneidend und bitter in den Ohren klingen.

Die heilige Schar darf nur nachts am Rande eines Waldes oder im Schutze eines Berghanges Rast machen. Hier mag sie ihre Zelte errichten, hier mögen die Kreuzfahrer sich die Füße waschen, ihre Abendmahlzeit einnehmen, die ihre Frauen ihnen bereitet haben, ihnen einen Kuß geben und sich zum Schlaf niederlegen, um sodann am folgenden Tage ihren Marsch wieder zu beginnen. Und wenn einer stirbt, sollen sie ihn am Wegrande liegen lassen, in seiner Rüstung als Totenhemd, und ihn den Raben zum Fraße überlassen. Mögen die Toten ihre Toten begraben.

Und wenn es jemand einfallen sollte, auf der Querpfeife, auf der Flöte oder der Syrinx zu blasen, die Laute oder sonst was zu spielen, so zerbrich ihm sein Instrument, stoße ihn aus aus deinen Reihen, weil er die anderen stört, den Gesang des Sternes zu hören. Und überdies tut er das nur, weil er selbst diesen Gesang nicht vernimmt. Denn wer den Gesang des Himmels nicht hört, der darf nicht ausziehen, um das Grab des Ritters zu suchen.

Man wird dir auch viel von den tänzerischen Poeten sprechen. Aber achte nicht auf die. Der, der unter dem hohen Himmel auf seiner Flöte zu spielen anfängt, ohne die Musik der Sphären zu vernehmen, verdient nicht, daß man ihn höre. Er weiß nichts von der abgründigen Poesie des Fanatismus, weiß nichts von der unendlichen Poesie der leeren Tempel ohne Licht, Goldschmuck, ohne Gemälde und ohne Prunk und Wohlgerüche, kurz, ohne all das, was man Kunst nennt. Vier glatte Wände und ein Bretterdach, irgendein Speicher mit einem Wort, das sei unser Tempel.

Stoß' sie aus aus deinen Reihen alle diese Tänzer von der Flöte. Jag' sie weg, eh' sie selbst für ein Linsengericht die Reihen verlassen. Es sind zynische Philosophen, weichmütige, duldsame Leute, brave Jungen, die alles verstehen und alles verzeihen. Denn der, der alles versteht, begreift nichts, und der alles verzeiht, verzeiht nichts. Sie verkaufen sich ohne jede Skrupel. Da sie in zwei Welten leben, können sie in jener anderen ihre Freiheit bewahren und in dieser Sklaven sein. Sie sind stets irgendwelche „isten", Ästheten, Perezisten oder Lopezisten und Rodriguezisten zugleich.

Man hat einmal gesagt, daß Hunger und Lüge die beiden Triebfedern des menschlichen Lebens seien. Des niedern menschlichen, des irdischen

Digitized by Google

Lebens. Die Tänzer tanzen nur, weil Hunger oder Liebe sie treiben, Hunger nach Fleisch und die Liebe zum Fleisch. Stoße sie aus aus deiner Schar, damit sie sich irgendwo auf einer Wiese satt tanzen können, während einer Flöte spielt, ein anderer in die Hände klatscht und ein dritter ein Linsengericht oder die Lenden seiner Lagergenossin besingt. Mögen sie dort neue Pirouetten und Tanzschritte oder neue Rigodonfiguren erfinden.

Und wenn jemand kommen und dir erzählen wollte, daß er Brücken zu schlagen verstünde, und erklären sollte, es würde vielleicht einmal der Fall eintreten, daß man seine Kenntnisse beim Überschreiten eines Flusses verwerten könnte, fort mit ihm! Fort mit dem Genieoffizier! Die Flüsse müssen überschritten werden, indem man durch sie hindurchwatet oder hindurchschwimmt, und wenn die Hälfte aller Kreuzfahrer dabei ertränke. Mag der Genieoffizier an anderen Stellen Brücken schlagen, da, wo man ihrer dringend bedarf. Auf der Suche nach dem Grabe des Ritters genüge uns der Glaube als Brücke.

Wenn du deine Mission in vollem Umfange erfüllen willst, lieber Freund, so sei mißtrauisch gegen die Kunst und mißtraue auch der Wissenschaft, zum mindesten dem, was man so Kunst und Wissenschaft nennt und was nichts anderes ist als ein klägliches Surrogat der wahren Kunst und Wissenschaft. Dein Glaube soll dir genügen. Dein Glaube sei deine Kunst und dein Glaube deine Wissenschaft.

Mehr als einmal haben mich Zweifel beschlichen, ob du dein Werk auch erfüllen wirst, wenn ich sah, welchen Eifer und welche Sorgfalt du beim Schreiben der Briefe entfaltetest, die du an mich richtest. Da gibt es immer wieder Streichungen, Verbesserungen, Korrekturen, Spritzer. Da ist kein mächtiger Strahl, der heftig emporschießt und den Korken hinausschleudert. Mehr als einmal wurden deine Briefe zu Literaturprodukten, Erzeugnissen dieser niederträchtigen Literatur, der Verbündeten aller Arten von Sklaverei und aller Arten von Jämmerlichkeiten. Die Sklavenhalter wissen sehr gut, daß, solange der Sklave die Freiheit besingt, er sich über seine Sklaverei tröstet und nicht mehr daran denkt, seine Kette zu zerbrechen.

Dann aber fasse ich wieder Glauben an dich und setze neue Hoffnung auf dich, wenn ich aus deinen sich überstürzenden, improvisierten, mißtönenden Worten deine zitternde Stimme vernehme, die vom Fieber überwältigt wird. Es kommt mitunter sogar vor, daß man kaum sagen kann,

Digitized by Google

sie gehörten einer bestimmten Sprache an, und daß ein jeder sie in seine eigene Sprache übersetzen muß. Bemühe dich, in einem ununterbrochenen Wirbel der Gefühle zu leben, ganz beherrscht zu sein von einer großen Leidenschaft. Nur die Besessenen vollbringen wahrhaft große Werke, die da dauern und Frucht tragen. Wenn wir von jemand hören, er sei makellos in irgendeinem Sinne dieses törichten Wortes, so geht ihm aus dem Wege, vor allem wenn er ein Künstler ist. So wie der Mensch, der in seinem Leben nie eine Dummheit gesagt oder getan hat, der törichteste aller Menschen ist, so ist der unpoetischste und widerpoetischste Künstler – denn unter den Künstlern gibt es unendlich viele antipoetische Naturen – der fehlerfreie Künstler, den man mit dem Visitenkartenlorbeer der Untadeligkeit krönt. Mit dem Kreuze derer, die nach der Flöte tanzen.

Ein ewiges Fieber verzehrt dich, mein armer Freund, ein Durst nach unergründlichen, uferlosen Ozeanen, ein Hunger nach unendlichen Welten und ein Heimweh nach der Ewigkeit. Du leidest unter der Vernunft. Und du weißt nicht, was du willst. Und jetzt, jetzt willst du das Grabmal des Ritters von der Narrheit suchen gehen und dich hier in Tränen auflösen, im Fieber verzehren, verschmachten vor Durst nach Ozeanen, vor Hunger nach unendlichen Welten und vor Heimweh nach der Ewigkeit.

Wohlan denn, so mache dich auf den Weg! Und alle die übrigen Einsiedler werden mit dir gehen, an deiner Seite, auch wenn du sie nicht sehen solltest. Jeder einzelne von ihnen wird glauben, er wandere allein, und doch werdet ihr ein heiliges Bataillon bilden, das Bataillon des heiligen, nie endenden Kreuzzuges.

Du weißt nicht, mein lieber Freund, wie alle Einsiedler, ohne einander zu kennen, ohne einander ins Auge zu schauen und ohne daß einer von ihnen den Namen der anderen wüßte, doch Schulter an Schulter marschieren und einander helfen und unterstützen. Die anderen sprechen übereinander, reichen sich die Hände, beglückwünschen sich gegenseitig, schleudern feindliche Geschosse gegeneinander, schwärzen sich gegenseitig an, flüstern miteinander, worauf jeder seines Weges geht. Und sie meiden das Grabmal des Ritters. Du jedoch, du gehörst nicht in das Gewühl der Menge, sondern zu dem Bataillon der freien Kreuzfahrer. Warum liegst du vor den Mauern, die die wüste Menge umschließen, und horchst auf ihr Geplapper? Nein mein Freund, nein, wenn du an einem Menschenhaufen vorbeigehst, verstopf' dir die Ohren, erhebe deine Stimme, laß dein Wort ertönen und wandere deinen Weg zum Grabe weiter. Und

Digitized by Google

sieh zu, daß in diesem Worte dein ganzer Durst, dein ganzer Hunger, dein ganzes Heimweh und deine ganze Liebe vibriere.

Wenn du von diesen da leben willst, so mußt du für sie leben. Aber dann wirst du des Todes sterben, mein armer Freund.

Ich erinnere mich an jenen schmerzlichen Brief, den du mir schriebst, als du im Begriffe warst, zu unterliegen. Damals erkannte ich, wie sehr deine Einsamkeit auf dir lastete, diese Einsamkeit, die dein Trost und deine Stärke sein sollte.

Damals standest du am Rande des furchtbarsten Abgrundes, am Rande der Verzweiflung, und der Abgrund deines Untergangs tat sich vor dir auf. Du warst nahe daran, an deiner Einsamkeit zu verzweifeln und zu glauben, daß du dich in der Gemeinschaft der Genossen befindest. Ist das nicht, so sprachst du zu mir, ist das nicht eine bloße Spitzfindigkeit, eine Frucht des Hochmuts und der Überhebung, oder vielleicht auch der Narrheit, daß ich mich einsam fühle? Warum sehe ich mich, wenn sich mein Geist beruhigt und erheitert, von Genossen umgeben, warum spüre ich den warmen Druck vieler Hände, warum vernehme ich Worte der Aufmunterung und der Sympathie, erhalte ich Beweise aller Art, daß ich nicht allein bin und so gar nicht einsam. Und also gingest du auf diesem Wege weiter. Und ich sah dich in der Täuschung befangen, sah, wie du das Grabmal flohest.

Nein, lasse dich nicht täuschen in deinen Fieberanfällen, wenn du nahe daran bist, vor Durst zu verschmachten oder schwach wirst vor Hunger. Du bist einsam, ewig einsam. Nicht nur die Bisse, die du als solche empfindest, sondern auch, was dir als Kuß erscheint, kann ein Biß sein, der verwundet. Die, die dir Beifall klatschen, zischen dich aus; sie wollen dich auf deinem Marsch nach dem Grabe aufhalten, sie, die dir „Vorwärts" zurufen. Verstopf' dir die Ohren. Und vor allem such' dich zu heilen von einer furchtbaren Krankheit, die, je mehr du sie bekämpfst, immer wiederkehrt mit der Aufdringlichkeit einer Fliege. Such' Rettung und Heilung von deiner Neigung, dich darum zu sorgen, wie du den anderen erscheinst. Sorge dich nur darum, wie du Gott erscheinst, und darum, was Gott für eine Idee von dir hat.

Du bist einsam, weit einsamer als du meinst, aber auch so bist du bloß auf dem Wege zu der vollen, absoluten, wahrhaften Einsamkeit. Die volle, absolute, wahrhafte Einsamkeit besteht nämlich darin, nicht einmal mit sich selbst allein zu sein. Und du wirst nicht wahrhaft vollkommen und

Digitized by Google

absolut einsam sein, solange du dich nicht am Rande des Grabes von dir selbst befreist. Heilige Einsamkeit!

Dies alles sprach ich zu meinem Freunde, und er erwiderte mir in einem langen Brief mit folgenden Worten voll wilder Verzweiflung: „Alles, was du mir da sagst, ist sehr schön, sehr schön, ist gar nicht schlecht, aber meinst du nicht, daß wir, anstatt das Grabmal Don Quichottes zu suchen und es von den Schulmeistern, Pfaffen, Barbieren, Domherren und Fürsten zu befreien, uns lieber aufmachen sollten, um nach dem Grabmal des Herrn zu forschen und es von den Gläubigen und den Ungläubigen, von den Atheisten und den Deisten, die es besetzt halten, zu befreien, und daß wir dort mit Verzweiflungsschreien und herzzerreißenden Tränen darauf warten sollten, bis Gott auferstehe, um uns vor dem Nichts zu erretten?"

ÜBER UNAMUNO

von

ERNST ROBERT CURTIUS

Der Dichter in der Verbannung – das ist eine der Situationen, die wir als typisch für den lateinischen Stil der Geschichte empfinden. Elegisch bei Ovid, heroisch bei Dante, theatralisch bei Victor Hugo, wiederholt sie sich aktuell bei Miguel de Unamuno. Als Primo de Rivera im März 1924 den Sechzigjährigen nach der kanarischen Felseninsel Fuerteventura verschickte, schob er ihn damit, gewiß unabsichtlich, in das grelle Licht der Öffentlichkeit. Die Weltpresse hallte wider von Empörung. Geistige Antipoden wie d'Annunzio und Romain Rolland fanden sich im Protest. Von heute auf morgen war Unamuno eine europäische Figur geworden. Was bedeutet dieser Mann? Was bedeutet er für Spanien und für Europa?

Spanien und Europa

Unamuno gehört mit Ganivet, Azorín, Baroja, Maeztu, Rubén Darío, Valle-Inclán zu der sogenannten „Generation von 1898", die nach dem militärischen Zusammenbruch von Cuba ihre Energien für eine geistige und nationale Wiedergeburt Spaniens einsetzte. Die Erneuerungs-

Digitized by Google

bestrebungen der „regeneradores" hatten freilich schon vor der Kolonialkatastrophe eingesetzt. Reformer wie Joaquín Costa (1841–1911) sind ihre Vorläufer, und man kann die Ahnenreihe – wie Azorín es getan hat – noch weiter zurückverfolgen. Das Problem der spanischen Wiedergeburt ist so alt wie das der spanischen Dekadenz. Den Ereignissen von 1898 kommt nur die Bedeutung zu, die nationale Daseinsfrage aller Welt sichtbar gemacht und sie in den Mittelpunkt der öffentlichen Erörterung gestellt zu haben. Daß die Führer der Jugend sich durch ein Generationsbewußtsein verbunden fühlten, oder daß sie wenigstens als zusammengehörige Vertreter einer geistigen Generation empfunden wurden – das war die Wirkung der akuten Krise.

Ein so leidenschaftlicher Individualist wie Unamuno kann nicht in den Rahmen einer Gemeinschaft gezwängt werden. Daß die Frage nach dem spanischen Schicksal ein Brennpunkt seiner geistigen Lebensarbeit ist, dies freilich verbindet ihn mit den Männern von 1898. Aber sein Ringen um die Lösung zeigt ihn von Anfang an als den Kämpfer, der nur auf sich selbst steht.

Unamuno griff das Problem zum erstenmal auf in einer Reihe von fünf Aufsätzen, die 1895 in der Zeitschrift „España moderna" erschienen, unter dem Titel „En torno al Casticismo" (jetzt wieder abgedruckt als erster Band der „Ensayos"). Die ausgezeichnete französische Übersetzung, die Marcel Bataillon 1923 (bei Plon in Paris) herausgegeben hat, betitelt sich „L'Essence de l'Espagne" und läßt im Text die Worte „casticismo" und „castizo" stehen. Mit vollem Recht: sie sind unübersetzbar, denn sie sind selbst ein Ausdruck jenes „spanischen Wesens", das Unamunos Buch zu deuten und darzustellen sucht. „Casticismo", abgeleitet von dem Beiwort „castizo" (reinrassig)*, ist ein Begriff von literarischer Herkunft und bezeichnet das Ideal stilreinen kastilianischen Ausdrucks. Aber zugrunde liegt die Fühlweise einer adligen Herrenschicht, die im Kampf mit Fremdrassigen und Mischlingen den Stolz auf Reinheit des Geblüts und echte Erbfolge ausgebildet hat. „Casticismo" bezeichnet einen blutsmäßig bedingten, ins Geistige erhobenen und bis auf die sprachliche Formgebung ausgedehnten Traditionsbegriff. Unamunos Buch untersucht das Wesen der spanischen Nationaltradition, aber es dringt darüber hinaus vor zu der Frage: Wie hat sich eine moderne Nation zu ihrer Tradition zu stellen?

* Castizo kommt von casta (Geschlecht, Rasse), das seinerseits vom lateinischen castus (keusch, rein) stammt.

Digitized by Google

So bietet uns „En torno al Casticismo" ein Doppeltes: eine Einführung in das Wesen des Spaniertums – das wir so wenig kennen und das wir allzu oft mit einer falschen Opernromantik verwechseln – und die Erörterung eines nationalpädagogischen Problems, das alle europäischen Vaterländer angeht.

Unamuno kämpft gegen die Traditionalisten für die „ewige Tradition". Er sucht sie in der lebendigen Gegenwart, nicht in der toten Vergangenheit; im Übergeschichtlichen oder vielmehr, wie er mit glücklicher Prägung sagt, im Innergeschichtlichen („intrahistórico"). Die echte Tradition ist eine geistige Formenergie, die sich in jeder Geschichtszeit anders verwirklicht und über jede ihrer zeitlichen Gestaltungen hinausgeht. Was Unamuno angreift, ist der Historismus, oder, wie er mit einem noch tiefer zielenden Ausdruck sagt, der „Temporalismus". Und er prägt den inhaltschweren, befreienden und herstellenden Satz: „Diejenigen, die in der Geschichte leben, machen sich taub für das Schweigen" (los que viven en la historia, se hacen sordos al silencio).

Das Überzeitliche, das Innergeschichtliche ist aber zugleich das Übernationale, das Ewig-Menschliche. Nur das Menschliche ist ewig „castizo". Darum fordert Unamuno von Spanien, daß es weltbürgerlich werde. Es wird sich einfügen müssen, oder es wird in seiner Abschließung sterben. Der geistige Protektionismus führt zu Erstarrung und Tod. Sich dem Fremden öffnen heißt dagegen die eigene Substanz befruchten. Stammesbewußtsein und Weltgefühl, Regionalismus und Europäismus sind keine Gegensätze, sondern zwei sich bedingende und gegenseitig verstärkende Lebensregungen eines kraftvollen Patriotismus. Jede höhere Lebenseinheit geht hervor aus stärkerer Differenzierung. Kastilien hat die spanische Nation geschaffen: aber nur dadurch, daß es den kastilianischen Geist im gesamtspanischen aufgehen ließ. Dieser Prozeß ist noch nicht abgeschlossen. Die Hispanisierung Spaniens ist noch nicht vollendet. Aber Unamuno deutet den Regionalismus und Partikularismus seiner Teile als Vorzeichen einer tieferen Einswerdung der Nation.

Der Unamuno von 1895 ist ein entschlossener Anhänger der damals viel umstrittenen „europeización". Ihr stellte Ganivet in seinem „Idearium español" (1896) die Mahnung entgegen: „Noli foras ire; in interiore Hispaniae habitat veritas." Dieser Formel, die ein berühmtes Wort Augustins verwendet, hat sich auch Unamuno später angenähert. In einem 1906 veröffentlichten Aufsatz „Über die Europäisierung*" gesteht Una-

* Ensayos 7

Digitized by Google

muno, daß er trotz aller seiner Pilgerfahrten durch die Landschaften der modernen europäischen Kultur im Grunde weder ein Europäer noch ein Moderner sei. Die beiden Dinge, welche die moderne Kultur am höchsten werte, die Wissenschaft und das Leben, seien ihm „antipathisch" geworden. Die wahre Europäisierung Spaniens dürfe nur darin bestehen, daß Spanien seine Wesenssubstanz innerhalb der europäischen Gemeinschaft durchsetze. Es soll nicht nur empfangen, sondern auch geben. Es muß versuchen, Europa zu hispanisieren (españolizar a Europa).

Wissenschaft und Wahrheit

In einer Novelle „Der Wahnsinn des Dr. Montarco*" hat Unamuno sich selbst stilisiert. Der Arzt Dr. Montarco, ein gradsinniger, schlichter Biedermann, klug und originell in seinen Urteilen, treu in seinem Beruf, gelehrt in seiner Wissenschaft, hat die Schrulle, allerhand Erzählungen und Artikel zu schreiben – Phantastisches, Humoristisches, Ironisches –, aber niemals etwas über Medizin. Seine Heilerfolge sind zwar allgemein anerkannt, aber seine Schriftstellerei gilt als Marotte, entfremdet ihm seine Patienten, die sich einem Narren anvertraut zu haben fürchten, und macht ihn zum Ärgernis der ganzen Stadt. Er endet im Irrenhaus, als Opfer der menschlichen Dummheit, die er mit seiner Feder angegriffen hatte.

Unamuno ist Professor der klassischen Philologie, hat aber niemals über Probleme dieser Wissenschaft geschrieben. In seinem Don-Quijote-Buch nennt er die Gelehrsamkeit „eine schlecht verhüllte Form geistiger Faulheit" und die Gelehrten „eine unerträgliche Menschenart". Als ein französischer Kritiker – Camille Pitollet – gegen diese Auffassung und gegen Unamunos Cervantes-Interpretation Bedenken erhob, rechtfertigte sich Unamuno in einem Essay „Über die Gelehrsamkeit und die Kritik" (Dezember 1905).

Er erzählt uns, daß er in Philosophie und Literatur promovierte und sich dann um Lehrstühle bewarb – erst für die Fächer der Psychologie, Logik und Ethik, dann für Metaphysik. Beide Bewerbungen blieben erfolglos „wegen der Unabhängigkeit meines Urteils, die schon zu jener Zeit meine geistige Gabe war". Er versuchte es dann mit den alten Sprachen. Zwei Bewerbungen um eine Professur für Lateinisch scheiterten. Schließlich erlangte er einen Lehrstuhl für Griechisch. Ein berühmter Gelehrter legte

* Ensayos 4

Digitized by Google

ihm nahe, sich nunmehr ganz dem Studium des Griechischen zu widmen. „Aber ich, der ich wohl wußte, daß Gräzisten nicht das sind, was Spanien am nötigsten hat, kümmerte mich gar nicht darum, und das ist mir eine immer wachsende Genugtuung." Er könne genug Griechisch, fährt Unamuno fort, um seinen Schülern die notwendigen Kenntnisse zu vermitteln. Darüber hinaus halte er sich nicht verpflichtet, sich in gelehrte Einzelforschung zu vertiefen. Das Vaterland fordere anderes. Nicht dazu habe ihm Gott seine Gaben verliehen.

Aber was den Professor Miguel de Unamuno von wissenschaftlichen Studien fernhält, ist doch nicht nur die Pflicht, seinen Posten im Geisterkampf um Spaniens Erneuerung nicht zu verlassen (das wäre, so meint er, Verrat am Vaterlande) – es ist, tiefer verwurzelt, seine Geringschätzung des reinen Erkennens, das auf empirische oder ideelle Sachverhalte gerichtet ist. Wenn er sich über die Wissenschaft ausläßt, geschieht es immer in abschätzigem Tone. Gewiß, sie bietet ein Schauspiel, in dem Großes und Nichtiges, Erhabenes und Lächerliches sich mischt wie in allen menschlichen Dingen. Aber Unamuno sieht eben nur das Kleine und nicht das Große. An den Naturwissenschaften sieht er nur die technische Nützlichkeit und den geistlosen Materialismus; an den Geisteswissenschaften nur den philologischen Kleinkram (den er vor allem uns Deutschen vorwirft). Geschichtliche Forschung ist ihm doch wesentlich müßige Neugier, mit der kleine Menschen die Schicksalsfrage der Seele übertäuben.

Nicht die Geschichte, nicht die Wissenschaft, nicht die Vernunft kann die Wahrheit geben, die der Seele nottut. Was ist Wahrheit? Unamuno hat sich mit dieser Frage in einem seiner Essays beschäftigt – seine Philosophie bevorzugt die essayistische Methode. Um sich dem Problem zu nähern, beginnt er mit der Kritik der Wahrheitslehre, die er als Sechzehnjähriger aus der „Elementarphilosophie" des Bischofs Zeferino González von Córdoba lernte („einer der Menschen, die am meisten Dummheiten in Spanien geschrieben haben"). Als Thomist unterschied der Bischof die metaphysische Wahrheit (objektive Wirklichkeit der Dinge, insofern sie ihrer im göttlichen Geiste präexistierenden Idee entsprechen); die logische Wahrheit (adaequatio intellectus et rei); und die moralische Wahrheit (Konformität zwischen der Rede und dem inneren Urteil des Redenden). Das ist ontologisch gedacht und also für Unamuno unannehmbar. Für ihn ist die moralische Wahrheit die primäre, und aus ihr erst geht die logische Wahrheit hervor. Der Gegensatz der moralischen Wahrheit heißt Lüge,

Digitized by Google

der der logischen Irrtum. Und die Lüge wiegt schwerer. Besser ein Irrtum, an den man glaubt, als eine Wirklichkeit, an die man nicht glaubt. Nicht der Irrtum, sondern die Lüge tötet die Seele. Wie findet man die Wahrheit? Indem man sie sagt. Aber die äußere, objektive Wahrheit? Indem man immer und in jedem Falle, mag es angebracht sein oder nicht, die innere, die subjektive, die moralische Wahrheit sagt. Die sogenannte äußere, objektive Wahrheit ist nur die Belohnung der inneren Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit. „Für den, der unbedingt und immer wahrhaftig und aufrichtig wäre, würde die Natur keinerlei Geheimnis haben."

Wahrheit, sagt Unamuno abschließend, ist das, was man von ganzem Herzen und von ganzer Seele glaubt und wonach man handelt.

Die theoretische Grundlage von Unamunos Denken ist, wie man sieht, der Populär-Pragmatismus des Vorkriegs-Europa. Aber glücklicherweise hat Unamuno uns noch anderes und besseres zu geben. Er ist der Verkünder des Quijotismus und des Aeternismus.

Der Quijotismus

1605 ist der erste Teil von Don Quijote erschienen. 1905 beging Spanien festlich das Jubiläum seiner größten dichterischen Schöpfung. Im selben Jahr erschien Unamunos „Leben Don Quijotes und Sanchos nach Miguel de Cervantes Saavedra, erklärt und erläutert". Im Vorwort zur zweiten Auflage (Januar 1913) betont der Verfasser, sein Werk sei nur durch Zufall zeitlich mit dem Jubiläumsjahr zusammengetroffen. Es sei keine Festschrift. In der Tat gilt es nicht der geschichtlichen Erinnerung. Unamuno erkennt – formell wenigstens, denn im Grunde verachtet und verspottet er sie – das Verdienst der Kritiker und Forscher an, die sich um die Fragen bemühen, was das Werk in seiner Zeit bedeutet habe, wie es zu ihr stehe und was Cervantes damit habe ausdrücken wollen. Er selbst steckt sich ein anderes Ziel. Er löst das Buch von seiner Zeit und seinem Autor los, ja sogar von seinem Lande, um es sub specie aeternitatis zu betrachten. Der Don Quijote ist die spanische Bibel, und als solche fordert und verträgt er eine mystische Deutung.

Unamuno will nicht „Cervantist" sein, sondern „Quijotist". Dichterische Gestalten haben ihr Eigenleben, unabhängig von ihrem Schöpfer. Vielleicht hat Cervantes selbst seinen Helden (und noch mehr den Sancho) nicht immer verstanden. Sie sind ja nicht willkürliche Erfindung. Er empfing sie vom Genius seines Volkes. Sie reichen über ihn hinaus. Sie

Digitized by Google

wollen immer wieder gedeutet werden. Unamuno erneuert die geistliche Schriftauslegung des Mittelalters auf veränderter Grundlage.

Sein Leben Don Quijotes hat einen religiösen Hintergrund. Es soll einen heiligen Kreuzzug vorbereiten: die Befreiung von Don Quijotes Grab aus den Händen der Baccalaurei, Pfarrer, Barbiere, Herzöge, Kanoniker, die man aus dem Roman des Cervantes kennt und die es besetzt halten. Es gilt den heiligen Kreuzzug für die Torheit des Glaubens wider die Vernunft.

Unamuno folgt der Erzählung des Cervantes. Bei einzelnen Kapiteln verweilt er lange, andere, die sich seinem Zweck nicht fügen, übergeht er mit einem Satz. Er nimmt sich das Recht der Auswahl, und seine Deutung ist eine Umdeutung. Alle Lieblingsthemen seines Denkens findet Unamuno im Roman wieder – weil er sie vorher hineingelegt hat.

Die Tiefe des Cervantes ist ein spielender Tiefsinn, und seine Weisheit ist die reife Frucht eines mühen- und schmerzenreichen Lebens, eines liebenden und lächelnden Humors. Unamuno klagt zwar, daß die Atmosphäre des modernen Spanien von drückendem Ernst erfüllt sei und daß kein Volk heute so unfähig sei, Humor zu verstehen und zu fühlen, wie das spanische. Aber er selbst treibt aus dem Roman des Cervantes den Humor bis auf die letzte Spur aus. Und wie sollte es anders sein? Er will nur tragische Luft atmen. Angstvolles Ringen des Geistes, leidenvoller und leidenschaftlicher Seelenkampf – das ist die Gemütslage, die er mit grandioser Einseitigkeit festhält und die er allein gelten lassen möchte. Er kann nur in Spannung leben. Aber der große Humor – der eines Shakespeare, eines Jean Paul, eines Cervantes – ist ja eben die göttlich heitere, aus Tränen und Lächeln geborene Lösung aller Spannungen und Verkrampfungen. Darum ist Unamunos Buch eine großartige Vergewaltigung des echten Don Quijote. Man darf und muß das sagen, ohne die Fülle und Höhe des Geistes zu verkennen, die Unamuno seiner Legende eingehaucht hat.

Es ist eine Heiligen-, eine Heilandslegende. Es ist das Leben „Unseres Herrn Don Quijote". Die Vergleichspunkte, die Unamuno zwischen dem Leben Don Quijotes und dem des Ignatius von Loyola findet – beide waren vernarrt in Ritterromane und versucht von weltlicher Ruhmbegier; in beider Leben kehren die gleichen Episoden wieder: Waffenwache (Ignatius 1522 vor dem Altar der Muttergottes in Monserrate; Quijote im Hof der Schenke) und Buße in der Einsamkeit (Ignatius in der Höhle

Digitized by Google

von Manresa; Quijote in der Sierra Morena) –, diese Formähnlichkeiten der beiden Lebensläufe sollen den fahrenden Ritter an die Seite des Ordensgründers stellen. Aber im Grunde erhöht Unamuno seinen Helden über alle Heiligen und macht ihn zu einem Heilbringer.

Er trägt die Züge des Erlösers an sich, und seine Narrheit ist von derselben Art wie die Torheit des Kreuzes. Wenn Don Quijote bald nach seiner Ausfahrt in der Schenke vagabundierende Dirnen trifft, die er für Edelfräulein hält, und wenn sie seiner pflegen und ihm Speise anbieten, so wird dieses Abenteuer von Unamuno evangelienhaft verklärt. In die gleiche Beleuchtung rückt Unamuno Don Quijotes Begegnung mit den Kaufleuten. Der Ritter fordert von ihnen das Bekenntnis zur unvergleichlichen Schönheit der Dulcinea, die sie nie gesehen haben. Und was bedeutet das? Die Kaufleute sehen und kennen nur das materielle Reich der irdischen Güter. Der Ritter nötigt ihnen das Bekenntnis zum geistigen Reich des Glaubens ab – und so erlöst er sie wider ihren Willen. – Don Quijote befreit die Galeerensträflinge. Warum? Weil er es Gott anheimstellt, zu richten. Weil die Durchführung einer abstrakten, unpersönlichen Gerechtigkeit durch Menschen, die eben auch nur Menschen sind, unser Gefühl beleidigt und weil wir den Beruf des Schergen als unedel empfinden. Cervantes gibt uns diese Gründe nicht an? Er berichtet eben nur den äußeren Hergang. Aber der Prophet des Donquijotismus zeigt uns seinen theologischen Sinn.

Don Quijotes Wahn ist wahrer und frommer als der nüchterne Verstand, der auf dem Boden der Wirklichkeit steht. Don Quijote wird verprügelt. Aber er erklärt die Leute, die auf ihn einhauen, für Phantome. Und sein Hagiograph erläutert: Wir sollen uns nicht verdrießen lassen durch das, was uns in dieser Welt des Scheins zustößt. Der wahre Glaube ist: auf das Wesenhafte hoffen und sich daran halten.

Wohlgezielte Hiebe treffen den Wirklichkeits- und Nützlichkeitsstandpunkt der modernen Welt. Man kennt Don Quijotes Abenteuer mit den Windmühlen, die er für Riesen hält. Sancho sucht ihn zurückzuhalten. Aber Don Quijote hatte recht! Die Windmühlen von heute sind Lokomotiven, Dynamos, Turbinen, Maschinengewehre und alle andern „Riesen" der Technik. Nur die Furcht, eine Sancho-Furcht, zwingt uns vor ihnen auf die Knie. Nur sie macht uns zu Anbetern von Dampf und Elektrizität. Don Quijote aber suchte das Heil in sich selbst und wagte es, gegen die Windmühlen auzurennen.

Digitized by Google

Rittersinn gegen Wissenschaftsdünkel! Don Quijote und Sancho finden sich nachts einsam im Wald. Ein furchtbarer Lärm ertönt. Don Quijote bereitet sich vor, ein Abenteuer zu bestehen. Am Morgen zeigt sich, daß eine Walkmühle die Ursache des geisterhaften Getöses war. Sancho spottet. Aber sein Herr gibt die tiefsinnige Antwort: „Bin ich als Ritter vielleicht verpflichtet, die Töne zu kennen und zu unterscheiden und zu wissen, welche von Walkmühlen herrühren und welche nicht?" Nein, solches Wissen gehört nicht zum Heldentum. Wenn der Ritter nur auf sein Herz hört und dessen Töne unterscheidet! Alle lehrbaren Kenntnisse fügen dem Guten in der Welt keinen Deut hinzu. Diese quijoteske Lehre möchte Unamuno auch heute allen Sancho Panzas predigen. Heute heißt der „Sanchopancismo": Positivismus, Naturalismus, Empirismus und glaubt, den quijotesken Idealismus verspotten zu können.

Die Kritik der spanischen Gegenwart verwebt sich vielfältig in Unamunos Deutung. Der Abstieg Don Quijotes in die Höhle des Montesinos wird dem Exegeten zum Sinnbild für die Versenkung in die Tradition seines Volkes. Und wie der fahrende Ritter den Eingang der Höhle mit Schwerthieben vom Gestrüpp freimachen mußte, aus dem die aufgescheuchten Raben und Krähen aufflogen, so muß der Deuter der Volksseele erst den Schutt wegräumen und die „Traditionalisten" vertreiben, die den Zugang zur Tradition versperren, in deren tiefen Grund sie nie hinabgestiegen sind. „Die Tradition, die sie anrufen, ist nicht die wirkliche; sie nennen sich Stimmführer des Volkes, aber daran ist nichts Wahres."

Das Puppentheater von Meister Pedro wandelt sich in Unamunos Betrachtung zum spanischen Parlament. Statt der „Befreiung Melisendras" spielt man dort das Stück von der Regeneration Spaniens, und die Puppen bewegen sich, wie Meister Pedro die Schnüre lenkt. Aber leider fehlt der fahrende Ritter, der jene Puppen niedersäbelt, wie Don Quijote die Pedros und die ganze Bude zusammenhaut. – Das war freilich vor der Herrschaft des militärischen Direktoriums geschrieben, und Unamuno würde sich heute vielleicht anders fassen.

So ist Polemisch-Aktuelles seltsam eingesprengt in religiöse Ewigkeitsaspekte. Aber sie beherrschen doch die Perspektive. Don Quijotes Ruhmbegier ist Verewigungsdrang. „Nicht sterben! Das ist die letzte Wurzel der quijotesken Narrheit. Angst um das Leben, um das ewige Leben ist es, was dir unsterbliches Leben gegeben hat, mein Herr Don Quijote; der Traum deines Lebens war und ist der Traum des Nichtsterbens."

Digitized by Google

Literarisch betrachtet kann Unamunos Kommentar nicht als rein gelungen gelten. Er nimmt sich zu viel und zu wenig Freiheit gegenüber seinem Gegenstand. Zu wenig: denn die Bindung an die Kapitelfolge des Romans gibt dem Werk einen holprigen Rhythmus, wie wenn man im Auto über Äcker und Gräben führe. Künstlerisch wäre es klüger gewesen, eine lose Paraphrase des Cervantesschen Buches zu geben und sie nach dem ihr innewohnenden, vom Geiste des Interpreten diktierten Gesetz zu gliedern. Unamuno hat darauf verzichtet und damit wahrscheinlich ein bewußtes Opfer gebracht, um seinen Kommentar leichter benutzbar zu machen. Die von ihm gewählte Form hat den Vorzug, den die große Menge der Leser zweifellos würdigen wird, daß man zu jedem Abschnitt der Cervantesschen Erzählung schnell und mühelos die Auslegung Unamunos findet. Und die Absicht des Buches – das spanische Volk tiefer in seine größte Dichtung einzuführen – rechtfertigt diese Form.

Daß dieser treue Anschluß im Äußeren eine oft um so willkürlichere Umbiegung des inneren Gehalts verdeckt, ist wohl klar geworden. Niemand wird Unamuno das Recht zu einer solchen Verrückung der Perspektive bestreiten wollen. Es gewährt einen, wenn auch nicht immer widerspruchsfreien Genuß und eine geistige Anregung seltener Art, ein großes Kunstwerk mit dem Blick eines originellen und eigenwilligen Betrachters zu sehen. Aber zugleich kann man sich das Illusorische von Unamunos Unternehmen nicht verhehlen. Worin liegt es begründet? Wir sollen uns ein Werk künstlerischer Phantasie als Heilsbotschaft aufreden lassen. Das Reich ästhetischer Freiheit sollen wir mit den Fesseln eines weltanschaulichen Dogmatismus vertauschen. Gewiß, es gibt Werke der Dichtung, die aus dem religiösen Glauben geboren sind und zu ihm hinführen. Von dieser Art ist Dantes Komödie, die darum die göttliche heißen darf. Sie erlaubt – und sie fordert meines Erachtens – über der ästhetischen eine christliche Auslegung. Aber den großen Roman des Cervantes zu einer Bibel machen ist ein Irrweg. Cervantes war ein frommer Katholik, und sein Held stirbt als katholischer Christ. Das ist die einfache Wahrheit, die Unamuno verletzt, wenn er den suchenden und irrenden Ritter selber zu einem Heiland macht. Der menschliche Reichtum des Buches kommt bei einer solchen gewaltsamen Umdeutung zu kurz. Wie alle ganz großen dichterischen Werke enthält das des Cervantes eine Beziehungsfülle und eine Sinntiefe, die mit zarten Händen aufgewiesen werden können, die aber niemals in das Prokrustesbett einer subjektiven Auffassung zu pressen

Digitized by Google

sind. Diese Vorbehalte muß man machen. Aber wenn man sie gemacht hat, darf man sich unbefangen der sittlichen Energie, des prophetischen Pathos, der vielen geistvollen Ausdeutungen freuen, mit denen Unamuno die Gestalt Don Quijotes aus dem tiefen Drang seines Herzens umhüllt hat.

Das tragische Lebensgefühl

Unamunos philosophisches Hauptwerk ist das Buch vom tragischen Lebensgefühl*. Philosophisch ist dies Buch freilich nur im losesten Sinne des Wortes. Philosophie ist für Unamuno nicht begriffliche Erkenntnis, sondern die Entwicklung einer aus dem Lebensgefühl geschöpften und es wiederum bestimmenden Weltanschauung. Leben und Vernunft sind ihm Gegensätze. Alles Vitale ist antirational, alles Rationale antivital. Diese Antinomie bildet die Grundlage des „tragischen" Lebensgefühls. Der Pragmatismus, der in seiner amerikanischen Heimat ein lebensbejahender Meliorismus oder Optimismus war, wird bei dem Spanier zum Tragizismus.

Alle feinere und höhere Gedankenarbeit wird nun freilich durch den pragmatischen Grundansatz ausgeschaltet und abgewälzt. Nicht die Ideenwelt soll der Gegenstand des Denkens sein, sondern der Mensch, und zwar der „Mensch von Haut und Knochen": der konkrete Einzelne. Nicht der Mensch als Idee und Ideal, nicht der Mensch eines wie immer normierten Humanismus ist gemeint, sondern der Menschenbruder in seiner Wirklichkeit, seiner Zufälligkeit, seiner Größe und seinem Elend. Man spürt in dieser Betrachtungsweise eine Verwandtschaft mit dem Naturalismus der spanischen Kunst. Es ist Hominismus, wenn man dies Wort erlauben will, nicht Humanismus**. Alles Erkenntnisstreben führt Unamuno zurück auf die vitale Situation, in der sich der Mensch vorfindet. Er sieht sein Dasein bedroht von der Vergänglichkeit, von der Not, vom Schicksal. Er will es bewahren, will, mit Spinozas Wort, „suum esse conservare". Der tiefste Trieb der menschlichen Natur ist der, ihr Sein zu erhalten und

---

* „Del Sentimiento trágico de la Vida", Madrid, Renacimiento. Erste Auflage 1913. Eine deutsche Übersetzung ist 1925 bei Meyer & Jessen in München erschienen, besorgt von Robert Friese. Derselbe Verlag hat auch Unamunos erzählende Werke, „Abel Sanchez" und „Der Spiegel des Todes", herausgebracht und kündet „Das Leben Don Quichotes und Sancho Pansas" an. — Den Erzähler und den Lyriker Unomuno zu würdigen, ist leider im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich.

** Um das Wort Humanismus zu vermeiden, entlehnt Unamuno gelegentlich aus dem Portugiesischen die Vokabel hombridad (Contra esto y aquello, 1912, 81).

Digitized by Google

zu verewigen. Ihre tiefste Sehnsucht ist der Hunger nach Unsterblichkeit: nach dem persönlichen Fortleben der Seele. Unamuno bejaht den Katholizismus, insofern er eine Institution ist, die den Unsterblichkeitsglauben bewahrt und weiterträgt. Seine starre Dogmatik legt sich wie eine schützende Hülle um diesen „vitalen" Urtrieb. Aber freilich bedeutet das Dogma zugleich den Versuch einer Rationalisierung, die denn doch den Ansprüchen des rationalen Denkens nicht genügt und bei Kompromissen endigt. Vor der Vernunft kann sich der Unsterblichkeitsglaube nicht rechtfertigen. Sie führt notwendig zur Skepsis. Ihr unabdingbarer Spruch lautet, wie Unamuno meint: das individuelle Bewußtsein erlischt mit dem Tode. Die vitale Folgerung aus dem Rationalismus wäre – wie auch Kierkegaard sah – der Selbstmord. Was bleibt übrig? Der tragische Konflikt muß anerkannt und bejaht werden. Dann wird aus dem Abgrund der Verzweiflung eine neue Gewißheit hervorgehen, die fähig ist, unser Leben, Handeln und Denken zu tragen. Wer diese Not der Seele, diese Dialektik des Bewußtseins durchlitten hat, wird mit erbarmender Liebe seine Mitmenschen umfassen. Diese Mitleidsliebe wird weiter ausstrahlen auf alles Lebende, dann auf alles Seiende. Sie wird weltumfassend werden. Und weil Liebe ihren Gegenstand immer personalisiert, wird sie das Weltall als Bewußtsein, als Person erfassen. Der schmerzgeläuterten Seele enthüllt sich die leidende Welt als leidender Gott. Die Seele leidet mit ihm und liebt ihn, sie fühlt sich ergriffen von seiner Liebe und seinem Mitleid. Gott ist „die Personalisierung des Alls, das ewige, unendliche Bewußtsein der Welt; ein Bewußtsein, das von der Materie ergriffen ist und das ringt, um sich von ihr zu befreien". „Wir personalisieren das All, um uns vor dem Nichts zu retten, und das einzige wahrhafte Mysterium ist das des Schmerzes."

Unamunos theologische Spekulation verliert sich in den Antinomien, die allen Formen des Bewußtseinsidealismus anhaften. Gott ist ihm die Gesamtheit aller Individualbewußtseine und doch wieder als persönliches Bewußtsein von ihnen geschieden. Die Einzelseele ist eine Idee des göttlichen Geistes, aber dieser verwirklicht sich doch nur in und durch die Seele. Gott schafft uns, und wir schaffen ihn. An Gott glauben, heißt Gott wollen. Aber ist dieser Gott? Hat diese ewige und uns verewigende Person ein Sein, unabhängig von unserer Sehnsucht? „Hier liegt etwas Unlösbares, und es ist besser, daß dem so sei." Das tragische Lebensgefühl des Menschen ist letzten Endes für Unamuno doch die einzige

Digitized by Google

Fundierung der Wirklichkeit Gottes. Der Idealismus kann eben die Grenzen der Bewußtseinsimmanenz nie durchbrechen. Das kann nur die Offenbarung. An diesem Punkte versagt Unamunos religiöse Spekulation.

An diesem Punkte erweist sich auch, ganz folgerichtig, ihr Gegensatz zum Christentum. Unamuno nimmt aus dem Christentum nur die Idee des leidenden Gottes. Aber er deutet die christliche Leidensidee gnostisch um, indem er den Grund des Leidens in der Verhaftung an die Materie sieht. So ergibt sich für ihn die Folgerung, daß der Mensch Gott zu erlösen habe. Er soll alles Seiende zum Bewußtsein hinaufführen, damit „das Wort auferstehe". Die ganze christliche Dogmatik wird in dieser Art umgedeutet, wobei es nicht weniger willkürlich zugeht als bei der Auslegung des Don Quijote. Dem christlichen Gottesgedanken, dem Inkarnations- und Erlösungsglauben vermag sich Unamuno nicht zu fügen, aber doch möchte er nicht auf die katholische Volksfrömmigkeit Spaniens verzichten. Er nimmt den Katholizismus und sogar Dante für seinen Tragizismus in Anspruch. Und so hinterläßt seine Religionsphilosophie als Ganzes doch den Eindruck eines schwankenden, irrealen, ausgeklügelten, höchst subjektiven Gebildes, von dem keine wirkliche Überzeugungskraft und keine Liebesflamme auszugehen vermag.

Dennoch enthält sie, wie ich glaube, ein wertvolles, heilsames, tief wahres Element. Ich möchte es den Aeternismus nennen. Der Tragizismus, der Bewußtseinsidealismus, der Misologismus und die gnostische Idee der Selbsterlösung Gottes im Menschen – das sind ältere und neuere Gedankenmotive, die in dem weltgeschichtlichen Kampf zwischen dem Christentum und dem ewigen Heidentum kaum eine praktisch wirksame Bedeutung gewinnen können. Es sind Zersetzungsprodukte eines Glaubens, der sich in pseudophilosophischer Reflexion auflöst. Aber das echte, starke, mitreißende Moment von Unamunos Religiosität ist die Unsterblichkeitssehnsucht. Daß in unserer dem „Temporalismus" verfallenen Epoche dieses ewige Bedürfnis der Seele wieder einen Ausdruck findet, das danken wir Unamuno. Viele von uns werden es vielleicht befremdend empfinden. Aber viele andere, das glaube ich, werden eine Art von innerer Befreiung dabei spüren, daß endlich wieder einmal in dem aufgeklärten, skeptischen, überfeinerten Europa eine solche Stimme wieder ertönt, die sich nicht schämt vor dem Spott des gesunden Menschenverstandes und dem vorsichtigen Getue der Schulweisheit. Es gehört zum guten Ton des intellektuellen Europa, von Tod und Ewigkeit nicht zu sprechen. Aber

Digitized by Google

ist diese Verdrängung nicht mitschuldig an vielen Nöten, unter denen wir leiden? Dieser gequälte Erdenernst, diese Ratlosigkeit und Selbstbetäubung, die wir überall sehen, dieser fetischistische Kult mit der Geschichte, der Kunst, der Wissenschaft und wie die Götzen alle heißen mögen, würden wir das alles nicht abschütteln, wenn wir uns wieder darauf besännen, was Goethes Wort meint:

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.

Unamunos Unsterblichkeitsglaube ist freilich weit entfernt von dem weisheitsvoll verklärten eines Goethe, von dem enthusiastisch schwärmenden eines Jean Paul, von dem mystisch brennenden eines Novalis. Unamuno weist auch die christliche Lehre von der visio beatifica im Jenseits ab, weil sie, wie er meint, das Selbstbewußtsein in Gott versinken lasse. Und damit enthüllt er freilich einen Aspekt seines Unsterblichkeitsglaubens, der, vom mystischen Bewußtsein aus gesehen, unvollkommen, unreif und allzumenschlich ist. Der Mensch, dessen religiöse Psychologie Unamuno entwickelt, will nichts von seinem Ich aufgeben. Sein Unsterblichkeitshunger ist dem Wesen nach nichts anderes als Selbsterhaltungstrieb: suum esse conservare. Er will nicht sterben. Er weiß nicht, daß das Sterben die Pforte zur Wiedergeburt ist. Es ist bezeichnend, daß Unamuno in der Geschlechtsliebe etwas Tragisches und „Destruktives" findet: weil sie eine Selbsthingabe, also ein Sterben bedeute. Dieser Singularismus, der ängstlich vor jeder Lockerung oder Durchbrechung des Ego zurückscheut und der Seele und Selbstigkeit gleichsetzt, kann freilich nie zu jenen Wirklichkeiten der religiösen Erfahrung gelangen, von denen die Bekenntnisse aller Mystiker reden. Darum haftet ihm auch in der metaphysischen Sphäre, in die Unamuno ihn erhebt, immer etwas Unseliges, Gequältes und Disharmonisches an – und vielleicht liegt hier eine Wurzel des „tragischen" Lebensgefühls. Ein in Gott geborgener Frommer, sei er Brahmane, Sufi oder Christ, weiß von keinem Tragizismus. Und der buddhistische Mönch, nach dem Wesen des Nirwana gefragt, antwortete: „Bliss unspeakable"*. Der Chor aller mystischen Seelen gibt jubelndes Zeugnis von der Seligkeit der Gotteseinung. Aber sie alle sind durchgegangen durch die Entäußerung

* Rudolf Otto, Das Heilige

Digitized by Google

und Entselbstung. Sie wollten ihr Selbst nicht erhalten, sondern es verlieren. Bei Unamuno aber erscheint Gott eigentlich doch erst an dem Punkte, wo der Seinshunger der Person einen Garanten der Verewigung fordern muß, um nicht zu verzweifeln.

Das Ich und das Du

Unamuno gehört nicht zu den Schriftstellern, die ihre Sache einfach sagen, weil ihr Blick eben nur auf die Sache gerichtet ist. Die Reflexion auf sein Ich und auf den Widerhall seiner Worte drängt sich bei ihm immer vor. Die Ich-Du-Beziehung läuft nicht glatt ab. Die Einfügung der eigenen Persönlichkeit in die Gesamtheit vollzieht sich nicht in natürlichem Rhythmus, sondern in steten Konflikten. Etwas Gewaltsames, Exzedierendes, schroff Ausbrechendes, Gereiztes, Unharmonisches in der Mitteilungsart fällt immer wieder auf. Die Sozialfunktion der Persönlichkeit ist mit hochgradigen Spannungen besetzt. Die dialogische Form vieler Essays hat diese Wurzel. „Damit bin ich nicht einverstanden!" fängt ein solcher Dialog an. „Und welches Interesse hat es für mich oder für irgend jemand, daß Sie mit dem, was ich Ihnen soeben sagte, einverstanden sind oder nicht? Wollen Sie mir die Gunst erweisen, es mir zu sagen? Verstehen Sie vielleicht nicht die ungeheure Anmaßung und die nicht weniger ungeheure Leerheit jeder verneinenden Äußerung? Wenn Sie meiner Darlegung einen anderen Gedanken entgegenzusetzen haben, tun Sie es; und wofern Sie es mit Geist, Anmut, Scharfsinn, Neuheit oder suggestiver Kraft tun, werden wir alle Beifall klatschen, und ich als erster; aber . . ." Man sieht, der Gegner hat es nicht leicht. Wenn er bei Äußerung seiner abweichenden Meinung nicht alle aufgezählten Bedingungen erfüllt, zieht er sich die Unzufriedenheit des Autors zu.

Gedankliche Einwände weist Unamuno überhaupt ab: „Ideen sind mir verächtlich; ich schätze nur Menschen." Dieses Ausspielen des „Menschen" gegen die „Idee" – ein Lieblingsthema Unamunos – ist eine bezeichnende Eigentümlichkeit seines Hominismus. Es gestattet ihm eine Bewegungsfreiheit, die er elastisch ausnützt, um sein starkes Selbstgefühl – bewußt oder unbewußt – zu befriedigen. Man könnte meinen, es hieße die Menschen entwerten, wenn man ihnen sagt, daß man für ihre Gedanken keinen Pfifferling gebe. Aber Unamuno erwidert, daß es ihm nur auf die seelische Bewegtheit ankomme, auf Leidenschaft, Heftigkeit, Stolz, Wallung. Das sei eben das wahrhaft Menschliche. Und auf diese Weise er-

Digitized by Google

wirbt er natürlich selbst das Recht, die Lavaströme seines Temperaments dem Leser hinzuschleudern. Den Vorwurf, daß er immer von sich selbst spreche, weist er zurück. Das sollen wir alle tun! Wir sollen unser Innerstes hervorkehren und den Menschenbruder damit überfallen. Jede Zurückhaltung ist vom Übel. Die Menschen sind Krustentiere. Jeder lebt in seiner Schale, in seiner Einsamkeit. Der Schriftsteller soll den Panzer seiner Mitmenschen zertrümmern, sie aufstören, sie erwecken. „Das Erste, was man benötigt, um wirksam zu schreiben, ist: keinerlei Respekt vor dem Leser zu haben, denn er verdient ihn nicht." Warum nicht? Weil ich nicht für Leser schreibe, antwortet Unamuno, sondern für Menschen – Hominismus! – und wenn der Mensch in dir, der diese Zeilen liest, sich nicht dafür interessiert, dann pfeife ich auf deine ganze Ehrbarkeit. Unamuno nimmt kein Blatt vor den Mund. Tölpel, Dummköpfe, Feiglinge, kläffende Hunde ... mit solchen Namen wirft er gern um sich. Mit Genugtuung stellt er fest, daß er den meisten seiner Leser unsympathisch sei („A mis lectores" in „Soliloquios y Conversaciones"). Wenn sie ihn nur lesen! Er verachtet die Menge. Er flieht sie, lobt die Einsamkeit und preist das heilige Schweigen. Aber warum dann soviel reden und schreiben? Unamuno fühlt das Berechtigte des Einwurfs, aber er ist um eine Antwort nicht verlegen. Seine Dialektik ist in diesem Punkte psychologisch höchst aufschlußreich.

Könnte man nicht beides zugleich haben: einsam sein und zugleich die Menge durch sein Wort erschüttern? „Manchmal habe ich mir gewünscht – und Gott strafe mich dafür –, plötzlich taub und blind zu werden, und dabei mit einer donnergleich beherrschenden Stimme begabt zu sein, die das Geschrei der bewegtesten Menschenmengen übertönen würde, und zu sprechen, zu sprechen und zu sprechen, ruhig und stark, Wort um Wort, mit herrischem Klang; und meine Sätze sollten hinabsinken, während mitten im Gekreisch der Leute das heilige Schweigen mich umhüllen und beschützen würde."

Einsam und öffentlich zugleich! Und Unamuno vergleicht sich mit einem Tänzer auf dem Markte. Ich tanzte, sagt er uns, aber zu einer Musik, die niemand hörte. Die Leute fingen an zu lachen. nannten mich verrückt oder extravagant, erklärten mich für eitel, beschimpften und steinigten mich. Und zuletzt gingen sie fort. Aber einige blieben, denen meine Sprünge Freude machten. Und heute tanze ich vor vielem Volke. Die Menschen klatschen mir Beifall im Takt meines Tanzes. Und glauben,

Digitized by Google

daß ich nach ihrem Klatschen tanze! Und wissen nicht, daß ich ihren Beifall nicht einmal höre. „Und das ist der Vorteil des Alleintanzens!"

Und endlich noch ein Bekenntnis. Wieder einmal hat Unamuno geredet und Applaus geerntet. Zweifel erwachen in ihm. Sollte er zum Schauspieler geworden sein? Hat sich ihm selbst die Aufrichtigkeit, deren er sich so oft gerühmt hat, zum rhetorischen Thema gewandelt? „Wäre es nicht besser, daß ich mich eine Zeitlang zu Hause sammelte und schwiege und wartete? Aber ist das tunlich? Werde ich morgen widerstehen können? Ist es nicht vielleicht feige, zu desertieren? ... Ist die Stimme, die mir zuruft: Schweig, Schauspieler!, die Stimme eines gottgesandten Engels oder die eines Teufels und Versuchers? O mein Gott, du weißt, daß ich dir den Beifall aufopfere ebenso wie den Tadel ..."

Unamuno ist ein Bekenner, der manchmal den Gedanken nicht los wird, daß er ein Rhetor, ein Tänzer, ein Mime sei. Er möchte sich in die Wüste zurückziehen – „nicht für vierzig Tage, sondern für vierzig Monate und noch länger" –, aber wozu? Um eine große Keule zu zimmern, sie im Feuer zu härten, mit Nägeln zu spießen, am Granit der Einöde zu prüfen ... und dann damit auf die menschlichen Krustentiere einzuhauen.

Im Don Quijote verkörpern Pfarrer und Barbier die Opposition des Philisters. Unamuno verrät uns, daß er die meisten seiner Leser zu diesem Geschlecht rechnet. „Sie werden sagen – mir ist es, als hörte ich's –, daß ich nichts tue als geistreichen Paradoxien nachjagen, um mir den Ruf der Originalität zu verschaffen, aber ich sage ihnen: wenn sie nicht sehen und fühlen, was alles an Leidenschaft und Geistesglut und tiefer Unruhe und feuriger Sehnsucht ich in diesen Kommentar zum Leben meines Herrn Don Quijote und seines Knappen Sancho hineinlege und in andere meiner Werke hineingelegt habe, wenn sie das nicht sehen und fühlen, sage ich, dann bemitleide ich sie mit der ganzen Stärke meines Herzens und halte sie für elende Sklaven des gesunden Menschenverstandes ..."

Solche Schwankungen, Unausgeglichenheiten, Maßlosigkeiten kehren bei Unamuno immer wieder. Und man kann diese Züge nicht übergehen, wenn man seine literarische Persönlichkeit charakterisieren will. Er gibt seinen Mitmenschen kräftige Püffe und zieht sie dann wieder an sein Herz. Er stößt sie von sich zurück, inszeniert vor dem Publikum eine Flucht nach Patmos, betont, was ihn von uns allen trennt, und rechtfertigt sich dann doch wieder wegen seiner Exzentrizitäten, die keine seien – was ja unnötig wäre, wenn er uns wirklich verachtete. Er nimmt die Kritik vor-

Digitized by Google

weg, um sie selbst entkräften zu können. Er bäumt sich herrisch auf und demütigt sich wieder. Und dann reflektiert er wieder über den Hochmut, der darin liege, daß man sich freiwillig demütige. Da sei es doch ehrlicher, sich zu seinem Wesen zu bekennen, und die wahre Demut sei, sich nicht zu demütigen. Es ist ein Circulus vitiosus der Selbstbewertung, dem Unamuno nie zu entrinnen scheint. Den Mißwollenden macht er es leicht, diese Ichbefangenheit gegen ihn zu verwerten.

Wir haben die Kehrseite von Unamunos Hominismus betrachtet. Aber man müßte seelisch fühllos sein, um nicht auch in diesen Skrupeln, Schwächen, Unsicherheiten, Menschlichkeiten das Pathos zu empfinden, das dem Drama unseres Menschentums innewohnt.

Excitator Hispaniae

Dem Wesen und der Wirkung Unamunos haftet etwas Zwiespältiges an. Das spiegelt sich auch in der Beurteilung, die sein Schaffen in Spanien findet. Er ist vielfach angegriffen und zurückgewiesen worden. Aber er ist eben sein Leben lang ein Kämpfer gewesen. Sein Weg durch die spanische Welt des letzten Menschenalters ist wie der Don Quijotes voll von Abenteuern, von Herausforderungen und von Niederlagen. Das gehört zum Wesen und zur Ehre des Quijotismus. Und dieser Quijotismus allein kann die Perspektive sein, aus der Unamuno wahrhaft gewürdigt wird. Man wird Unamuno niemals gerecht, wenn man ihn an der Norm einer künstlerischen, gedanklichen, menschlichen Vollendung mißt. Spanien hat Denker mit feinerem Ideengespinst, Dichter mit süßerem Sang, Gestalter mit reicherer Bildkraft und Künstler mit reinerem Formensinn – Unamuno ist dennoch einzig durch den Dynamismus seiner Persönlichkeit. Er ist ein Erwecker seiner Nation. Er ist ein Excitator Hispaniae, anstachelnd und aufreizend, fordernd und belebend. Ihm vor vielen anderen hat Spanien es zu danken, wenn es aus seiner Apathie erwacht ist: aus jener „Abulie", die Ganivets Diagnose vor dreißig Jahren feststellte. Ohne die Hammerschläge und Schwerthiebe Unamunos wäre der spanische Geist nicht das, was er heute ist und für Europa bedeutet. Die Huldigung des großen Dichters Antonio Machado behält ihr Recht:

> ... el alma desalmada de su raza,
> que bajo el golpe de su férrea maza
> aun duerme, puede ser que despierte un día.
> – – – – – – – – – – – – – – – – –

Digitized by Google

Tiene el aliento de una estirpe fuerte
que soñó más allá de sus hogares,
y que el oro buscó tras de los mares.
El señala la gloria tras la muerte*.

MADURA, DAS DUNKLE

von

ARTHUR HOLITSCHER

Kandy verließ ich am Tage nach Dipawali.

An diesem Tage feiern die Hindu Wischnus, des Herrn, des Erhalters, Sieg über den furchtbaren Riesen Nadrak Asura nach langem, gefährlichen Kampf. Zum Gedächtnis der Tat baden die Hindu in der Nacht des Festtags ihren Körper in Sesamöl, das bei dieser Gelegenheit die magnetische Kraft des heiligen Gangeswassers besitzt. Nach dem Bade aber ziehen sie funkelnagelneue Gewänder an. Außerdem beginnt zu Dipawali ein neues Geschäftsjahr, die Bücher werden mit einer Formel eröffnet, die an unser „Mit Gott!" erinnert, die aber die Gunst Ganeschas, des Elefantengottes, auf das Geschäftsgebaren des gläubigen Kaufmanns herabfleht.

(Ich hege den ernsten Verdacht, daß die Öl- und Tuchhändler Wischun in seinem Kampfe mit dem Riesen wichtige Handlangerdienste geleistet haben und daß Dipawali die Belohnung ist.)

Die Hinduwelt in Kandy, zumeist arme Tamilen, geht in blendendem Rot, Violett und Batik spazieren. Auch die Arrakschänken haben, wie es sich in der Stadt bemerkbar macht, nicht zu klagen. –

Ich kann wohl behaupten, daß ich unter den Tamilen im Hindutempel gute Freunde besitze. Sooft ich mich dort sehen lasse, werde ich mit einem Kranz weißer Tempelblumen geschmückt. Heute hat mir der junge, wunderschöne Oberbrahmine des Tempels gar eine Handvoll von

* Aus dem Gedicht: A Don Miguel de Unamuno por su libro Vida de Don Quijote y Sancho. – Verdeutscht heißen die Verse: „Die bewußtlose Seele seiner Rasse, die unter dem Schlag seiner eisernen Keule noch schläft, mag eines Tages erwachen . . . Er hat den Atem eines starken Geschlechts, das über seine Heimstätten hinausträumte und das Gold jenseits der Meere suchte. Er kündet die Glorie jenseits des Todes."

Digitized by Google

der heiligen Asche in die Handflächen geschüttet, damit ich mir die Stirne bestreiche. Er hat mir sogar die Schale mit Öl hingehalten, womit ich mir die Stelle zwischen den Augen, wo der Sitz der Seele sich befindet, betupfe – er selbst darf mich nicht berühren, denn er zelebriert die Messe in den vier Kapellen des Tempels. Wenn ich mich des Öls und der Asche bediente, wäre ich wohl meiner Sünden ledig. Aber was nützt es, ich bin doch kein Tamule, kein Hindu.

Auf meiner weißen Stirn sind die Aschezeichen nicht so deutlich wahrnehmbar wie auf den braunen, nackten Körpern der Beter im Tempel. Sie weisen heute ganz besondere Bemalung auf. Die Stirn ist unter den wagerechten Strichen ganz hell geworden. Die drei breiten, das Lebensprinzip symbolisierenden Streifen bedecken die Oberarme fast bis an die Ellbogen. Eine dicke Schicht Asche tüncht die Oberkörper mit grauer, grauenerregender Patina. All dies erinnert an die Kriegsbemalung der Papuas, der Buschmänner, der Maori, primitivster Volksstämme; und doch sind die jungen Tamilen dahier Menschen, die unserer Zivilisation nahestehen. (Die heilige Asche, aus Kuhdünger gebrannt, vertritt bei den Hindu die Stelle des Weihwassers, wird ähnlich, aber bei weitem ausgiebiger gebraucht.)

Diese Tamilen, ich verständige mich ausgezeichnet mit ihnen, sie sprechen ein vortreffliches Englisch, sind freundlich und mit Eifer bemüht, mich zu belehren.

Von dem eifrigsten und liebenswertesten, einem jungen Goldhändler, erfahre ich, daß der Hinduglaube, der mir Europäer mit seinen hunderttausend Göttern und Dämonen, seinem Elefanten-, Affen-, Lingamkult so barbarisch und entsetzlich erscheint, im Grunde Monotheismus ist, mit dem Christenglauben viele Berührungspunkte besitzt. Der Stier, der Affe, der Elefant, Kali, Wischnu und Schiwa sind nur verschiedene Verkörperungen des einen, höchsten Wesens: des Sundareschwara, und die schreckenerregenden Figuren in den vier höhlenartigen Kapellen des Tempels, vor denen der Brahmine nacheinander die heilige Handlung vollführt, sollen durch ihre Folge und Vielfältigkeit die Andacht der Gläubigen multiplizieren. (Trimurti, die Dreigestalt des Hindugottes, ist ja mit der Dreifaltigkeit der Christen wesensverwandt.)

Die Opfergebärde vor den Altären ist wunderschön. Süß und betäubend duften die Blumen, die in zierlichen Mustern auf dem Stein geordnet liegen. Tier- und Blutopfer sind nicht mehr üblich. Die Verbindung,

Digitized by Google

der Einfluß des Dschainglaubens hat sie aus der Zeremonie der Hindu weggefegt. Indes, es gibt ja wohl noch trübe Formen des Opfers, und zwar nicht nur unter den Weddas, sondern im Norden der Insel, in den Wäldern zwischen Anuradschapura und Trincomali an der Ostküste Ceylons. Dort schneiden sich z. B. besonders fromme Hindus aus Andacht die Kehle durch, um das Wohlgefallen des höchsten Wesens zu erregen. (Sie schneiden sich den Hals – nicht ganz – durch, sind besonders darauf bedacht, den Adamsapfel, die Schlagader, die Luftröhre zu schonen, immerhin aber ist es ein tiefer Schnitt, den sie sich beibringen, der Blutverlust ungeheuer; so erklärt mir der junge Goldhändler, der selber aus jener Gegend stammt, die Heilung erfordert zuweilen Monate, viele sterben auch an Blutverlust, Blutvergiftung, Herzschwäche.)

Da wir von heiligen Dingen reden, kommt die Sprache bald auf Gandhi. Plötzlich merke ich an der Stimme, dem Gesichtsausdruck der näher Zusammenrückenden, an dem Ernst, der sich dieser jungen Menschen mit einemmal bemächtigt, daß sich ja in der Person des Mahatma bereits eine Inkarnation des höchsten Wesens vollzogen hat – Ramakrischna wandelt aufs neue auf Erden, ein neuer Mahavira ist dem Volk erschienen, eine heutige, irdisch-überirdische, menschlich verklärte Verkörperung des ewigen Gottes bestätigt die Behauptung des jungen Tamilen: Hinduglaube und Christenglaube berührten sich, denn was ist Gandhi anderes wenn nicht Jesus, der Erlöser? – –

Sie stehen alle in praktischen, Intelligenz voraussetzenden Berufen, diese jungen, halbnackten, graubemalten Menschen um mich her. Die Zeilen, die einer von ihnen mir in mein Buch geschrieben hat, sind in fehlerfreiem Englisch abgefaßt. Einer zeigt Kenntnisse, die mich verblüffen. Er weiß von den herrlichen Übersetzungen der Upanischaden, der Bhagawad Gita ins Deutsche, sein Vater steht in Geschäftsverbindung mit deutschen Kaufleuten, war in Hamburg, er selber notiert sich meinen Namen, wird mich im Laufe der nächsten Jahre in Europa aufsuchen. Einer ist unter ihnen, der erkundigt sich, beleidigend oft, immer, wenn ich von einer gelehrten Gesellschaft oder von einem Kreis spreche, der sich das Studium der Religionen des Ostens zur Aufgabe gemacht hat: wer gibt das Geld dazu? wer finanziert dies? das? Will schließlich wissen, wo ich das Geld zu meiner Reise herhabe – und ich halte, im Dipawalitempel, vor einer ehrerbietig zuhörenden Schar frommer graubemalter, halbnackter Hindus einen längeren Vortrag über den Verlag S. Fischer.

Digitized by Google

Madura, die Süße, die alte heilige Stadt an der Südspitze der Indischen Halbinsel, ist die dritte ihres Namens.

In den alten Büchern der Tamilen wird das erste Madura als die Stadt des Goldenen Tores genannt (wie heute San Francisco); diese äußerst prächtige Stadt hat sich auf dem nun im Meer versunkenen riesigen Kontinent zwischen Ceylon und Australien befunden – rätselhafte, untergegangene Welt; ihr Gedächtnis ragt noch ins historische Zeitalter des Menschengeschlechtes empor, wie ein Pik, eine geborstene Vulkangruppe, wie jene mit Menschenkopfsäulen übersäte Osterinsel im Stillen Ozean.

Das zweite Madura aber stand, wo ich jetzt stehe, an der Stelle, auf der sich jetzt die dritte Stadt dieses Namens erhebt. –

Vom Wall des Königspalastes hat man einen Blick rings über das weite bergige Land.

Schon sinkt die Sonne, die Konturen der Berge der näheren Hügel zeichnen sich deutlich ab an dem gewitterschweren Horizont. Ich bemerke, erstaunend, etwas: seltsame Formen haben diese Berge um die heilige Tempelstadt Madura! Einer gleicht einem liegenden Elefanten, den Rüsselabhang hat er lang vor sich ins grünende Gartenland gestreckt. Ein anderer sieht, scheckig und lang hingedehnt, wie eine Schlange aus. Einer gleicht einem weißen, buckligen Rind, das sich auf seine Vorderbeine niedergelassen hat. Die heiligen Tiere der Hindu – diese Berge – leicht ergibt sich eine Gedankenverbindung, zieht man die Phantasie, die Schrecken, die Not des nach Überirdischem ausschauenden, im Irdischen befangenen Menschengeistes in Betracht. Was war zuerst da? Der Berg? Das Tier?

Madura haben die Europäer in Ruhe gelassen. Man sieht kaum ein weißes Gesicht in den Straßen. Es gibt auch kein Hotel. Dafür hat diese Stadt, zum erstenmal genieße ich's voll und mit berauschender Eindringlichkeit, den ungebrochenen Zauber des sagenhaft unwirklichen Orients.

Die Menschen dravidischer Rasse, dunkler, von schmutzigbrauner Farbe, sind häßlicher als die zarten Singhalesen der Paradiesesinsel. Eingedrückte Nasen, abgeplattete Stirnen. Manche breit, herkulisch gebaut, viele fett, schwabblig, mit hängenden Bäuchen, behaarten Weiberbrüsten. An Hanuman, den Affengott, der mit seinen Affenmannen, vom Norden herkommend, dem fliehenden Ramakrischna die (heute halbversunkene) Adamsbrücke nach Ceylon gebaut hat, erinnern viele Menschen Maduras, die ich durch die wildbunten Straßen ziehen sehe.

Digitized by Google

Diese Stadt ist offenkundig reich. Tuchweber, Seidenspinner wohnen in ihr. Dunkelrot und indigoblau sind die Farben Maduras, sie kehren in den Gewändern der Frauen regelmäßig wieder. Heute, nach Dipawali, leuchten diese Farben in zwiefacher Glut.

Noch eines fällt auf: die unerhörte Überladenheit der Weiber, auch der ärmsten, aus den verachtetsten Kasten stammenden, mit Goldschmuck. In Ceylon haben sie sich die Ohrmuscheln rings mit kleinen Goldringlein, Schrauben, Pilzen bespickt – hier hängen ihnen Kugeln, Stangen, Räder aus Gold überall im Gesicht, an den Nasenflügeln, lieblich mit Rotz vermengt, in den Ohren, am Hals, an Arm und Fußknöcheln. Manchen hängen die Ohrlappen bis auf die Schultern herunter; Goldkugeln, Ringe, Schubkarrenräder mit Perlen baumeln daran. Ist die Besitzerin dieser niet- und nagelfesten Schätze verarmt und das Ohrgehänge beim Pfandverleiher geblieben, so kann man durch das Loch im Ohrlappen die Faust durchstecken.

Die Bemalung der Männerkörper erscheint mir wilder, bestialischer als auf Ceylon. Die Schiwaanhänger tragen auf Stirn und auf dem Körper die wagrechten Aschenstriche, die Anhänger Wischnus aber (diese gehören durchwegs den höheren Kasten an) haben von der Nase aufwärts bis zum Haaransatz bzw. dorthin, wo das Haar auf dem Schädel wegrasiert ist, eine Gabel aus weißer Farbe gemalt, in deren Mitte der karminfarbene oder goldene Tupfen funkelt. Ich frage meinen Führer, wie das kommt? Wischnu und Schiwa seien doch eines! Und ob die verschieden Bemalten sich bekriegten? Nein, sie vertragen sich ganz gut. –

Überall in der Stadt wandeln sanfte, weiße Kühe umher, still in sich wiederkäuende Tiere mit einem Fettbuckel und hängenden weißen Gardinen unterm Kinn. Es sind die heiligen Tiere der Hindu (und besonders der Dschain), die jeder füttert, streichelt, schont, verehrt. Menschen und Wagen weichen ihnen aus. Auf dem Bahnhof („nicht für es gebaut", siehe Chr. Morgenstern) spaziert ein weißes Kalb zwischen den Gleisen auf und nieder (was Menschen Geldstrafe einträgt!) – der Schnellzug muß sein Tempo mäßigen, sonst gibt's einen Religionskrieg.

Sie liefern die Gottesgabe Milch, die sanften Tiere, die gute Butter, wie bekannt; aber aus ihren Eingeweiden kommt auch der heilige Kuhflatsch hervor, das Weihwasser der Hindu, mit dem sie sich, wie bereits erwähnt, ihre Körper bestreichen, ihre Seelen entsühnen. –

Digitized by Google

Am ersten Abend, den ich in Madura verbringe, erlebe ich den Tempel, den hochberühmten, hochheiligen, von neun Türmen bewachten Bezirk der Gottheit Schiwa.

Von Dipawali her knallt es noch durch die steinernen Hallen, die Statuenreihen, das Labyrinth der tausend Säulen, die von ungezählten Ölflämmchen umflirrten Kapellen Kalis, des Lingams, des Affengottes, des weisen Ganesch, des vielarmigen Wischnu, der tanzt, jagt, Hochzeit feiert, in wilden Verrenkungen aus dem Schatten stürzt, in den Schatten zurücksinkt. Der riesige, düstere Tempel mit seinen wirr sich durcheinander schlingenden Gängen, Galerien, Hallen und Winkelwegen ist von Tausenden nackter, grell bemalter, kreischender oder stummer schwarzer, grauer, brauner Menschen durchwogt. In ihrer Mitte bin ich der einzige Weiße.

In meinem hellen Tropenanzug, den Tropenhelm auf dem Kopf, die Schuhe an den Füßen, gehe ich langsam durch das Heiligtum, das ungeheure, verwirrende Wirrwarr von Säulen, Bogen, Nischen, Gängen, in dem sich die Mauern Geschrei und Gedröhn, Schatten und Flammengeruch zuwerfen, in dem Weihrauch, Menschenausdünstung, Tierkot und das süßliche Schwelen verbrannter Tuberosen den Atem benimmt, die Sinne verschlägt – aus den düsterbunten Leibern sehe ich Augen auf mich gerichtet, ich erschrecke – vom Boden starrt mich ein Augenpaar an, es ist ein Krüppel, er kriecht auf dem Bauch – ein Henker bleibt vor mir stehen, es ist ein mit Rot bestrichener, dunklerer Herkules – ein Tempelelefant schreitet, dunkel im Dunkeln daher, ich drücke mich in eine Nische – auf dem Boden, knapp vor meinen Füßen, liegen Schlafende, Pilger, etwas stöhnt vor meinen Schritten auf, ich trete in glitschrige Pfützen, dort schrillt es, klirrt's, kreischt's in der Finsternis, die Tempelkakadus rasseln an ihren Ringen, ich hätte den Führer behalten sollen, kenne mich nicht mehr aus, weiß nicht, vor welchem Tor mein Wagen auf mich wartet, ein paar Krüppel, Bettler, nackte Kinder haben sich mir an die Fersen geheftet, ich habe all mein Kleingeld weggegeben, Sâb, Sâb, Sâb! ich mache im Gehen die Geste des Nichtsmehrhabens, vergeblich rede ich mir ein: es sind friedliebende, tierschonende, sanfte und gläubige Menschen, ihre Bemalung beweist ja gerade Heiligung, Entsühnung, Opfer, die gräßlich phantastischen Skulpturen, Löwen im Kampf mit Greisen, Greisen, die Elefanten den Rüssel aus dem Leibe reißen, Affengötzen, dräuende kreischende Nacht, von Glockengebimmel, fernem Gesang, verzücktem Taumel schwitzender, hin und her schießender, dunkelrot und indigoblau

Digitized by Google

bemalter Menschenfresser durchtost, Nebel, Rauchwolken um meinen Kopf – zum erstenmal im Leben faßt mich ein abgründiges, wildes, panisches Entsetzen an: ich bin der einzige Weiße in dieser Nacht, ich bin ein Weißer, ein Weißer!! – – –

In der stinkenden Baracke, in der ich bis zum Morgen bleiben soll, hat irgendein Händler ein halbes Hundert kleiner, mittlerer, ganz großer Ebenholzelefanten mit Elfenbeinstoßzähnen aufgestellt.

Durch das von Eisenbahnlichtern durchzuckte Dunkel fallen Schattenreflexe, sie laufen, klein und groß, wie gespenstische Ratten über die Bettdecke, die Wände, den Fußboden, während es hier und dort von länglichen gelben, reglosen Doppelblitzen aufleuchtet. Mir ist, als habe ich mir in der muffigen Hölle das Sumpffieber geholt! Bis Mitternacht bleibe ich auf dem Stuhl in der Mitte des Zimmers sitzen, von den Elefanten angeglotzt. Läuft unten ein Zug in die Halle ein, dann schwingt die ganze Bude, ich, mein Stuhl mit, nur die verdammten Elefanten bewahren ihr Gleichgewicht.

Um eins entschließe ich mich, zu Bette zu gehn. Aus meiner Handtasche nehme ich das seidene Bettlaken – Freunde haben es mir geschenkt, freundliche europäische Gedanken trägt es in seinem Gewebe – in seinen Falten aber hat, ehe ich meine Reise antrat, ehe ich es in meine Handtasche gepackt habe ...

Knapp vor dem Einschlafen bestätige ich mir, daß wir alle Fetischanbeter sind, alle! –

Im Sonnenlicht zeigt Madura, der Tempel, seine Architektur, die Menschen und Tiere, die in ihm leben, ein weniger schreckhaftes, zuweilen fast putzig bizarres Gesicht.

Vor dem üppig geschnitzten Tempeltor stehen sechs kleine Knaben, von einem Brahminen beaufsichtigt, klirren mit Glöckchen, singen im Chor einen klagenden, hellen, synkopierten Tempelgesang.

Drinnen die Vorhalle mit den acht buntbemalten Glücksgöttinnen ist ein Bazar, der sich noch weit hinein in den Tempel, durch Hallen und Höfe erstreckt. Hier haben Händler Haufen von allerhand Gerät aufgestapelt, das zum Schmücken der Gottheit, aber auch des eigenen Körpers, für Opfer für den Hausaltar, als Nahrung und Ziergerät gebraucht werden kann. Obstberge, Kuchenhügel, Blumenketten, Grasbüschel für die Tem-

Digitized by Google

peltiere, Rosenkränze, Schabemesser, Armreifen, Kämme fürs Haar und zweizinkige Zelluloidgabeln für die Stirnbemalung („Made in Germany"), daneben große graue Edamer Käse – Kuhmist – Aschenkugeln. –

Schriftgelehrte, Wahrsager und Horoskopsteller hocken innerhalb mit bunter Kreide gezeichneter mystischer Pentagramme, Kreise und Hokuspokus; um sie herum ehrerbietig horchende Schüler, Hörer, Kunden.

Mit Messingketten klirrend, die Armmuskulatur durch enge, eiserne Armspangen verkümmert, kommt ein Büßer auf mich zu, sonst ein schöner, alter Herr, wenn auch mit Kuhasche über und über beschmiert; gepflegter, glänzender Bart, an Hans Makart erinnernd; als Bettler unabschüttelbar.

(Der Tempel ist ein Männerklub mit Ecken, in denen man beisammenhockt und schwatzt, wohl auch Geschäfte abschließt; hier und dort sind Geschäftsbücher aufgeschlagen, klimpert es mit Rupien; ein Männertempel, wenn auch zuweilen eine Frau – aus höchster Kaste – zugelassen und in der Menge bemerkbar ist.)

Elefanten, wie die Gläubigen mit Asche bestrichen, mit roten Flammenzeichen bemalt, spazieren umher. Ein Kamel. Viele weiße Kühe. Vor der Kapelle Hanumans, des Affengottes, baumeln die Aras in ihren Ringen. Heilige Pfauen stolzieren aus mystischem Hallendunkel plötzlich in grellstes Sonnenlicht.

Eine alte Engländerin, mit Sonnenschirm, Klappstuhl und Skizzenbuch.

Die Brahminen – durch eine Purpurschnur um den Hals ausgezeichnet – kommen lächelnd an mich Fremden heran, führen mich zu den feinen, in Bündeln nebeneinander aus dem Granitblock herausgehauenen Säulen, die, mit einem Kiesel angeschlagen, wie Glockenspiel ertönen. Die Brahminen geben sich nur mit großen Silbermünzen zufrieden, sie segnen aber, wenn sie sie bekommen haben, den Fremdling und zeigen ihm wohl auch eine oder die andere brünstig obszöne Skulptur an den reich geschnitzten Pilastern, die nur dem Eingeweihten bekannt ist. Auch belohnen Tuberosengirlanden den besonders Freigebigen.

Jetzt kann man alles ruhig, in heiterer Gemächlichkeit betrachten, all die furchterregenden Skulpturen, die die Pilaster des weiten Baues schmücken. Die Fabelwesen zeigen ornamentalen Charakter. Der Drache, der dem Elefanten den Rüssel aus dem Leibe reißt, beschreibt mit diesem eine harmonische Wellenlinie von der Decke zum Fußboden nieder. Der Löwe mit dem Drachenschwanz im Maul, die Kobra mit dem Lingam

Digitized by Google

zwischen den Ringen, Ganescha, der weise Gott, halb Mensch, halb Elefant, sitzt auf der Ratte, dem Symbol des Überalleindringens, Ornamente. Hanuman allein ist sich selber genüge; mit grünem Maul steht er breitbeinig auf seinem Postament, wie ein zufriedener Bourgeois, der es zu verdienten Ehren gebracht hat.

Im immensen Viereck der „tausend Pfeiler" ist der in seine Bestandteile zerlegte Jaggernauthwagen zu sehn, mit bunt bemalten Holzpferden, Spiegelchen, Goldfransen und Flitterkram, wie ein ausrangiertes Ringelspiel.

Aber knapp neben Groteskestem, Wildphantastischem, Abscheulichstem: eine jahrtausende alte, ragende Reliefskulptur – Wischnu der Tänzer, mit hingegebenem Leib, Schiwa der heilige Jäger, sein Oberkörper schwingend in der Anstrengung des Bogenspannens, Schiwa der Hundertarmige, zart und innerlich das sich neigende Haupt, die Hand, die sich mit der Handfläche nach außen auftut, der Fuß, schwebend und doch festen Halt auf dem Boden findend; Schatten nisten zwischen den Gelenken, zwischen Skulptur und Rahmengebärde und Stein – – und da, plötzlich, mit einem Schlag tut sich, mitten im Tempel, eine riesige, schimmernde, von Sonnenglanz umwölbte, von goldenen Reflexen durchzuckte Lichtung auf – Potramarai – der heilige Teich der goldenen Lilien, um den der weite Tempelplatz herumgebaut ist.

In seinen grünen Schlammgewässern sieht man jetzt, um die Mittagsstunde, Männer betend ihre Körper untertauchen, betend ihre gefalteten Hände hoch übers Haupt erheben. Frauen waschen ihre dunkelroten, goldbraunen, indigofarbenen Sâris. Auf den Stufen, die zu dem Wasser hinunterführen, sitzen und liegen betende, schlafende, von weitem hergekommene Menschen. Die riesigen Türme, die außen den Tempelbezirk umgeben, aus der Umfassungsmauer aufstrebende Pyramiden mit Tausenden haarklein durchgearbeiteten Götterfiguren, spiegeln sich im Wasser, an den Stellen, wo der Schlamm zurückgewichen ist. Die goldenen Reflexe aber schimmern von zweien dieser Türme her, die mit Platten von lauterem Gold gedeckt sind.

Hier ist das Herz von Madura, der heiligen Glaubensstätte des südlichen Indiens.

Welch eine Stunde.

Die Luft flimmert. Aus dem Tempel tönt nah und fern geheimnisvoller Gesang, Glöckchenklingeln, Musik. Bettler, Pilger, Priester steigen

Digitized by Google

zum Wasser hinab, steigen, die Gewänder um ihre noch nassen Glieder schlagend, die Stufen herauf. Der Teich ist wie mit Kupferpatina überzogen: ein Tümpel, giftiger Ansteckungskeime voll, aus dem die Frommen mit beiden Händen Läuterung, Sauberkeit des Körpers und der Seele schöpfen, für die Augen, die Stirne, die Lippen – Säuberung von dem Unrat der üblen Gedanken der Seele, der üblen Instinkte des irdischen Leibes. Dieser hat Gegengifte; ihrer noch mehr aber besitzt die Seele. –

Die Heiligkeit des Bades, der Reinigung des Körpers, die läuternde Kraft des Wassers (in dem nach christlicher Auffassung der Teufel sitzt!) ist die zentrale Vorstellung im religiösen Leben der Ostvölker; wie der Teich symbolisch im Mittelpunkt des Architekturschemas der heiligen Stätten des Hindus ist, ist die fließende Tiefe, das Strömen und Fortschwemmen (bis zur Taufe), die Weihe der aus dem Osten stammenden Gläubigkeit geblieben. Was wollen dabei unsere Begriffe von Hygiene besagen? Der Tod existiert im Orient in Wirklichkeit gar nicht – die Religion hat sich ein Gegengift gegen die Vernichtung durch die Epidemien geschaffen. Ich werde mit einem gebildeten Hindu oder Dschain über die Vivisektion und unsere Serumsheroen sprechen! Wie herrlich ist jener alte Pilger, der dort unten, mit gefalteten Händen in den Kupferschlamm taucht, zehnmal, hundertmal, immer nach einem neuen Gebet. Er ist Gottes voll. –

Aber diese Türme, Gopuram, an den Ecken der Gemarkung des Tempelbezirks – glücklicherweise hat jahrhundertelanger Regen und Wind die Farben von den Tausenden kindischer Puppen abgewaschen, aus denen sie zusammengesetzt sind – einen neu erbauten Tempel mit einem ganz frischen bunten Turm sah ich in Madras; der Turm glich einem in Pyramidenform aufgestellten Puppenladen – erst wenn man mit dem Glase jede einzelne Figur betrachtet, gewahrt man die unendliche Zartheit, die rührende Sorgfalt, die an eines und das andere Detail gewendet, an die Monströsität des Gesamteindruckes verschwendet ist!

Hier läßt sich keine Verbindung mehr zwischen der dunklen Rasse, die in diesem Tempelbezirk ihre heiligen Schauer empfängt, und dem Weißen und seinem Schönheitsbegriff konstruieren. Alles versagt. Ja, draußen in der Stadt, in den Bazarstraßen, die Händler, die Geldverdiener, mit denen läßt sich reden. Da versteht sich Weiß und Braun mit Leichtigkeit. Ein Schlag auf das Portemonnaie und man befindet sich auf dem gleichen Planeten. (Auf dem Haus eines Tuchfabrikanten sah ich eine Reihe von Tempelpuppen, sie zierten den Sims: Schiwa, Ganescha, Hanuman waren

Digitized by Google

zu sehen und die holden Göttinnen des Glückes, die Lakschmis; an den vier Ecken des Daches aber standen, fein modelliert, mit Bajonett, Säbel und Revolver, englische Tommys in Khaki als Schutzgötter der irdischen Macht des Hausherrn, eines kapitalismusgläubigen Hindu!)

Daß einer und der andere dieser halb und ganz nackten, mit Asche und Zinnober bemalten Tempelgänger bereits im P.- and O.-Steamer nach Europa gereist ist, darüber kann kein Zweifel bestehn. Er hat in Bloomsbury in einem Hotel oder Boardinghouse gewohnt, in dem sich Inder behaglich fühlen dürfen; er hat in Piccadilly gesessen, bei Simpson gespeist; er hat die idiotische Mode mitgemacht und zum Abendessen den Smoking angezogen (dann schon lieber ein Plastron aus Kuhdünger!), er hat sich in Paris am Montmartre einen Flirt geleistet. Vielleicht hat er sogar aus einem flandrischen Schützengraben für das europäische Ideal der Demokratie auf Boches geschossen, mit einem Wort, er hat die Segnungen unserer überlegenen weißen Kultur kennengelernt und spaziert jetzt doch wieder halbnackt und in Kriegsbemalung zwischen Kühen, Elefanten, Büßern und Affengöttern herum und betet zu diesen Puppen!!

Ich habe, wie gesagt, in Madura und anderswo einen und den anderen gesehen, den ich im Verdacht hatte; zuweilen, später, hat sich, durch persönliche Bekanntschaft, mein Verdacht in Gewißheit verwandelt; bei anderen aber mochte ich mich täuschen: der Ausdruck der Intelligenz auf dem Gesicht mag ein Abglanz des allbeherrschenden Glaubens gewesen sein, eines, wenn auch finsteren, mir Europäer schwer verständlichen Glaubens, der aber immerhin zwischen Asche und Purpurscheibe sein Zeichen auf Stirn und Augen prägte – während der Kult gemeiner, dem Kreis unserer Zivilisation angehöriger Alltagsdinge auf den Gesichtern so vieler Miteuropäer das entgegengesetzte Stigma hinterläßt.

Nein, auch die Brücke reinster Menschenliebe, auch die Internationale kat'exochen wird über diesen Abgrund nicht hinüberleiten. Irgendwo wird die Räson über ein Loch stolpern, einen geborstenen, lockeren Vorputz. –

Von Kaschmir bis Kap Comorin, d. h. vom Norden bis zur Südspitze Indiens, bis an das Heiligtum Rameschwaram, südlich von Madura, das ich von der Bahn aus sah, zieht sich eine einzige, ununterbrochene Pilgerstraße durch das Land. In geringen Abständen Tempel, Tempel, Gopuras, Tschaultries, d. h. Pilgerherbergen; jede mit einem Bassin in der Mitte; Ruhestätten für die Nacht, kleinen Kapellen – allen den zahllosen Kasten

Digitized by Google

des sozial in tausend Splitter zerborstenen Landes offen, denn der Pilger gehört keiner Kaste mehr an, er ist der Pilger!

(Im südlichen Deccan allein gibt es elfhundert große, Schiwa geweihte Tempel!)

So mächtig wirkt der Glaube in diesem Volke. So stark herrscht der vielgestaltige Schöpfer über dieses angesichts der Gottheit in einen einzigen Körper zusammenschmelzende Volk der Hindu. –

Daß sich der Hinduismus mit seinen hunderttausend Götzen und Dämonen trotz jahrhundertelanger Christenherrschaft, Christendespotie in solch ungebrochener Form zu halten vermochte, das sollte zu denken geben. Die frühesten Kolonisatoren, die Portugiesen, die folgenden, die Holländer, nahmen es mit der Mission der Kirche, wie die Geschichte lehrt, noch ernst. Jetzt herrscht – High Church, Wesley-Kapelle, Young Mens Christian Association und Heilsarmee können darüber nicht hinwegtäuschen – im Grunde doch nichts weiter als der fremde, aufoktroyierte Kapitalismus, Zolltarif und nicht das Kruzifix.

Vielleicht haben die westlichen Herren dieser unbegreiflichen östlichen Welt ihre Christenmission, resigniert oder vernunftgemäß kühl, schon längst aufgegeben. Vielleicht wird dieses Volk („Wir haben kein Rückgrat!" sagte mir ein gelehrter und angesehener Hindu!) außer von den Schrecken seiner Hinduhölle immerhin noch von der Angst vor den Strafen der englischen Justiz im Zaum gehalten. (Sicherlich verehrt es eine weiße Kuh inniger als einen weißen Menschen!) Daß sich aber dieser Glaube mit ungebrochener Kraft erhält, muß als Beweis für den Fehlschlag des christlichen Imperialismus erklärt werden. Der heilige Geist hat sich verflüchtigt, was blieb, ist Geschäftsgeist, Kattun.

Der Glaube an die Dämonenlegionen, der Puppenhunderttausend der hinduistischen Religion kann nur aus der Vorstellung, vielleicht der Erkenntnis herstammen, daß diese Welt der Menschen eben von Dämonen, d. h. Verkörperungen entsetzlicher, feindseliger, unerklärlicher Leidenschaften erfüllt ist. Sie stopfen diese Dämonen nicht aus ihrem Glauben in die Welt hinein, sie destillieren sie aus ihr heraus, kraft ihrer tagtäglich erneuten Erfahrung. Es läßt sich denken, wieviele von den gehaßten Dämonen in der Vorstellung dieser dunklen Menschen weiße Gesichter und Körper haben! –

Digitized by Google

ADYAR, DAS LICHTE

Der kleine Fluß Adyar ergießt sich im Süden der Stadt Madras in die Bai von Bengalen. Etliche Kilometer vor seiner Mündung verbreitert er sich zu einem See; bei niederem Wasserstand werden zwischen den Ufern seichte Inseln sichtbar. Arme Fischer waten bis an den Hals im Wasser und schleppen schwere Netze durch die Flut an die Uferböschung heran.

An den Ufern erheben sich Villen, Klubhäuser, Maharadschapaläste; üppige Gärten neigen sich zum Wasser nieder; das blendende Weiß der Gebäude schimmert durch bunte Blumenboskette und das satte Grün der Palmen und Tamarinden hervor.

An einer Stelle des rechten Ufers erblickt man von weitem schon einen langgestreckten, mit Säulen und Terrassen auf das Wasser blickenden, sich hart am Rande des Wassers im strömenden Element spiegelnden Bau. Er unterscheidet sich von den anderen Palästen dadurch, daß er nicht weiß bemalt ist wie die Gebäude an dem gegenüberliegenden Ufer; seine Mauern und Säulen sind mit vertikalen Strichen in den heiligen Farben der Hindutempel, Elfenbeinweiß und Terrakottarotbraun, getüncht.

Dies ist das Hauptgebäude der Kolonie Adyar, Zentrale der weltumspannenden Theosophischen Gesellschaft, die 1882 von dem englischen Hauptmann Olcott und der Russin Blavatska ins Leben gerufen, heute 1540 Logen mit 41500 Mitgliedern in allen Ländern des Erdballs besitzt und deren Präsidentin Dr. Annie Besant ist. –

Während der Wagen durch die steinerne Tempelpforte, die das traditionelle Ornament, den mit dem Elefanten kämpfenden Drachen, zeigt, in den wunderbar blühenden Garten einfährt, zähle ich mir her, in wie vielen ästhetisch-religiösen Kolonien ich in meinem Leben schon verweilt bin, hospitiert habe; in Europa, Kleinasien, in Amerika vor allen Dingen; und ich bereite mich vor, hier die gleiche chemische Formel von ungleich dosierten seelischen Elementen vorzufinden: eitle Weltflucht, sexuelle und ästhetische Abenteuerlust blasierter und wohlhabender Snobs und Hysteriker – all das aufgeregt und gierig um einen kleinen stabilen Kern edler Gesinnung und ernster Arbeit kreisend – Menschen, die suchend, rat- und rastlos nach dem rechten Weg fahnden, binnen kurzem enttäuscht und unbefriedigt wieder auseinander stieben.

Digitized by Google

(Es sei gleich im voraus bemerkt, daß diese Diagnose bei Adyar nicht zutrifft. Es wird in dem Generalstab der theosophischen Bewegung im allgemeinen wissenschaftliche, organisatorische und auch unmittelbar praktische sozialpolitische Arbeit geleistet. Übrigens kann es in den hier folgenden Aufzeichnungen keineswegs meine Aufgabe sein, Bedeutung und Arbeitsprogramm einer so weltbekannten Organisation auch nur fragmentarisch zu erörtern.)

Die große Halle des Zentralgebäudes, hellgelb und weiß, mit kameoartigen Reliefs verziert, die Embleme und Gestalten sämtlicher Religionen der Welt darstellen, bewahrt in einer Nische das lebensgroße Doppeldenkmal der Begründer: Olcotts, eines bärtigen alten Herrn, der neben Madame Blavatska steht – diese sitzende Figur weist die durch das bekannte Porträt jedem Theosophen vertrauten Züge einer mit saugendem Blick vor sich hinstarrenden, in die Breite gequollenen ältlichen Kleinbürgerin oder Bauersfrau von slawischem Typus auf.

Tempelblumen liegen auf den Sockel des Denkmals hingebreitet wie in den Hinduheiligtümern zu Füßen der Götzenbilder. Oben, zwischen den Kapitälen der Säulen, der Spruch:

„There is no Religion higher as Truth." Indes: truth! In allen Kolonien, die ich sah, war dieses Wort, mit irgendeinem verwandten Begriff in nähere Beziehung gebracht, an die Wände gemalt ...

Ich warte auf den Vizepräsidenten, dem ich meine Karte geschickt habe und sehe mich derweil in der berühmten Adyar-Bibliothek um, die an die Zeremonienhalle stößt.

(Annie Besant ist leider abwesend; in Europa. Auch der Sekretär der deutschen Logen, mein verehrter Freund Axel von Fielitz-Coniar, mit dem ich im ersten Jahr nach der deutschen Revolution in jenem „Bund der Überkonfessionellen" beisammensaß und arbeitete – bis wir (wie auch Bruno Paul, Willy Jaeckel, Karl Hauptmann und viele andere) inne wurden, daß wir einem Schwindler auf den Leim gegangen waren –, wird erst im Dezember erwartet.)

Die Adyarbibliothek, einzig in ihrer Art, dunkel und feierlich, mit vielen köstlichen Bronzen und Alabasterfiguren Buddhas und der Hindugottheiten geschmückt, wird vom Panditji (Gelehrten) Mahadewa Sastri verwaltet. Sie enthält einen noch ungehobenen Schatz von etwa 12000 Manuskripten, die aus Ceylon, Indien, Burma und Tibet zusammengetragen worden sind. Uralte Schriften, in der Palisprache abgefaßt, Gespräche

Digitized by Google

Buddhas enthaltend, in halb zerfallene Talipotstreifen geritzt; Kassetten aus Tibet, die auf länglichen Holzplatten mit Lack und Gold wunderbar gemalte Gesetzes-, Zauber- und Beschwörungsformeln, Bilder und symbolische Ornamente, heilige Weisheit aufbewahren. Adyar gibt zur Zeit den V. Band seiner Upanischadensammlung heraus, sowie einen neuen der Udana, d. h. der Gespräche Buddhas, aus Pali ins Englische übertragen.

Der Vizepräsident Pandit Jinajaradasa führt mich in dem weitläufigen Bau herum, in dem gebaut und gezimmert wird; dann gehen wir in den weiten, märchenhaft schönen Garten hinaus, in dem jetzt große, strohgedeckte Hallen errichtet werden, für etwa 2000 Menschen, die hier um die Weihnachtszeit zum Kongreß der Theosophen zusammenströmen werden. (Aus Deutschland und Österreich erwartet man kaum mehr als vierzehn.)

In den folgenden Tagen habe ich wiederholt Gelegenheit, mit den Arbeiten der Kolonie und ihren Insassen bekanntzuwerden. Insbesondere ist es Dr. James H. Cousins, Leiter der Brahmawidi-Ashrama, der (provisorischen) Universität für brahmanische Wissenschaft, ein Irländer von Geburt, der mir Wesen und Arbeit der Kolonie erläutert. –

Grundlage ist die Lebensführung der hier vereinigten Menschen. Sie bedingt: Reinheit des Körpers; Einfachheit des Denkens; Selbstbeherrschung; Versenkung; ernsthaftes Streben nach dem höchsten Ziel: Wahrheit, Toleranz, d. h. der Liebe zu allem Erschaffenen. Dies sind die Grundbedingungen, aus denen die drei Hauptprinzipien der Theosophen entspringen:

Schaffung eines Kristallisationspunktes für die allgemeine Verbrüderung aller Menschen, ohne Unterschied der Rasse, Hautfarbe, des Geschlechts, der Kaste, der sozialen Schichten;

vergleichendes Studium der Religions-, der philosophischen, der Realwissenschaften;

Erforschung der verborgenen Gesetze der Natur und der im Menschen schlummernden Kräfte.

Diese Grundprinzipien der theosophischen Bewegung bezeichnen ihre Befolger als den Weg zur Erlangung der alten Weisheit, die die einheitliche Quelle aller Religionen, das Rätsel des Seins umschließt; als die Lehre, die den Tod überwindet, denn der Tod ist nur ein Tor zu neuem, strahlenderem Dasein, zum Reich des Geistes, dem Körper und Seele als Diener untertan sind.

Digitized by Google

Adyar ist kein Kloster, kein brahmanisches noch weltliches. Auch keine Siedlung von der zweifelhaften, mit Fad und Reklame reichlich durchtränkten amerikanischen Art von Point Loma, dem kalifornischen Adyar. Alle Anwesenden arbeiten; die meisten sind aus ihren heimatlichen Logen hierher gekommen, hatten daheim irgendeine Funktion in ihrem Kreise, wirken literarisch in den Zeitschriften der Gesellschaft oder bereiten sich auf Lehrtätigkeit vor, indem sie das Mutterland Indien bereisen, sich an der Atmosphäre Adyars kräftigen. Bei Tisch sind wir sechzehn Personen, zehn Nationalitäten. Jeder lebt auf eigene Kosten, muß sich, nachdem Miß Besant sein Kommen genehmigt hat, zu einem sechs Monate währenden Aufenthalt verpflichten. Wohnung im gemeinsamen „europäischen" Hause, die vegetarische Beköstigung, Teilnahme an den Kursen usw. erfordert eine monatliche Ausgabe von etwa 135 Rupien, d. h. zweihundert Mark.

Mir gegenüber sitzt ein florentinisches Ehepaar, ich sehe einen Mexikaner von vornehmem Äußern, Halbblut, eine Freiluftdänin, Inderinnen, Franzosen, Engländer. Es sind zurückhaltende Menschen von gemessener Freundlichkeit. Auch etliche hungrige Augenpaare flackern hier und dort; nervöse Hände, die nach dem Mahl den Briefkasten nach etwa eingelaufener Post, das heißt nach Zeichen des nicht aufgegebenen Zusammenhangs mit der heimatlichen Welt durchstöbern werden.

Den Tag leitet das Bad im Adyar ein; Körperübungen folgen; gemeinsames Gebet in indischer, dann in englischer Sprache. Die Vortragskurse werden zumeist unter dem herrlichen, vielwurzeligen Banyanbaum im Garten abgehalten, dem heiligen Baum der Buddhisten. Frühstück und Abendessen vereint die Mitglieder der Kolonie, unter denen aber, wie mir gesagt wird, kein enger persönlicher Zusammenhang besteht. Jedenfalls wird er nicht gesucht. Als ich Dr. Cousins frage, ob sich etwa unter den Anwesenden spiritistische Zirkel gebildet hätten (die Frage liegt nahe, ein Punkt der Richtlinien betont ja die Erforschung okkulter Kräfte im Menschen), wird mir die Antwort gegeben, daß solche Zirkel nicht bestünden; man konzentriere sich auf wissenschaftliche Arbeit. Indes, die meisten der Anwesenden kennen sich kaum noch, sind erst seit kurzer Zeit beisammen.

Beim Einfahren in den Garten habe ich eine Anzahl junger indischer Schüler im Alter von acht bis zwölf Jahren unter den Bäumen in Scoutsuniform allerhand Exerzitien vollführen sehn. Dr. Cousins will es nicht

Digitized by Google

wahr haben, daß diese Theosophenscouts, angehende Pfadfinder in der Dschungel brahmanischen Wissens, im Grunde nichts anderes vorstellten, als die von Baden-Powell für die nächsten Kriege des imperialistischen Englands dressierten kontinentalen Jungmannschaften. Sie sollen, so sagt Dr. Cousins, sich durch ihre Übungen den gesunden Körper schaffen, in dem der gesunde Geist usw. Das Training habe manchen schmächtigen Knabenkörper bereits soweit gestählt, daß mit ihm allerhand Kunststücke auszuführen waren, z. B. steifes Liegen auf zwei Stuhllehnen, unter dem Nacken eine, unter den Fersen die andere (hmhm!) – aber auch praktische Arbeit, wie Aufhalten von Waldbränden durch Umhauen von Bäumen – im übrigen brauche man in Indien ja keine Schutztruppe vorzubereiten, die Krieger und zum Kriegshandwerk Prädestinierten bildeten eine Kaste für sich. (Kein besonders einleuchtendes Argument.)

Nun ist aber Adyar ein Zentrum nicht allein für wissenschaftliche Arbeit, sondern auch für politische, und zwar für eine recht bedeutungsvolle, deren im wesentlichen pro-indischer und Homerulecharakter allerdings dadurch gemildert ist, daß Adyar das Verbleiben eines freieren Indiens im englischen Imperium zur Bedingung stellt, über die nicht gestritten werden darf. (Die national-indische, die Swarajbewegung, über die in anderem Zusammenhang gesprochen werden muß, will dagegen das Land ausdrücklich außerhalb des Empire gestellt wissen.) Immerhin hat die Kolonie während des Krieges manche Verfolgung von seiten der Regierung erduldet; Annie Besant war eine Zeitlang interniert, bis sie sich schließlich durch ihre Haltung gegenüber Gandhi bei den Swarajisten ebenso unbeliebt machte, wie sie unter den englischen Nationalisten verhaßt war.

Die weiblichen Arbeiten der Bewegung haben, in dem zielbewußten Streben der Theosophischen Gesellschaft nach einer Vereinigung des englischen und des indischen Menschen in gegenseitigem Verstehen und Liebe, grundlegende Reformen in bezug auf die Stellung der indischen Frau durchgesetzt (besonders Mrs. Cousins hat in dieser Sache ihre Verdienste); ihr Werk ist es, daß die Frauen in drei indischen Staaten das Stimmrecht erhalten haben, in Stadtverwaltungen, Gerichtshöfen, im Jugendgericht, in Erziehungs-, Hygiene- und ähnlichen Kommissionen sitzen, eine sitzt sogar im Nationalkonvent; und trotz des Mißtrauens, das die Regierung den Theosophen entgegenbringt, sind es durchweg Mitglieder der Th. G. (also kulturell hochstehende Frauen), die zu diesen Ämtern zugelassen wurden. –

Digitized by Google

Ich habe mir in der Buchhandlung von Adyar (merkwürdig, merkwürdig, was für englischer Unterhaltungsschund da feilgeboten wird!) eine Broschüre der Besant, ein kurzes Exposé über die Erziehung der unterdrückten Klassen, gekauft. Ein durchaus revolutionär anmutendes Elaborat dieser genialen Frau. Wäre sie nicht Engländerin, d. h. hätte sie nicht das nationale Brett des Inselbewohners vor dem Kopf, litte sie nicht an der typisch englischen Überschätzung der äußeren Formen des täglichen Lebens, wer weiß, sie dürfte Kommunistin genannt werden.

Ringsum, in dem wunderherrlichen Garten mit den weiß- und rotbemalten Bauten und Bungalows, dann weiter draußen im Nachbarort Guindy, sind Schulen und Internate, in denen Kinder und Jugendliche nach den Prinzipien der theosophischen Brüderlichkeit, aber in all den üblichen Materien des Mittelschulwissens und der neuen Handwerksschule unterwiesen werden. Montessori-Kindergärten. Die Olcott-Schule für Kinder der umwohnenden Armen tiefster Kaste.

Am frühen Morgen des dritten Tages fahre ich durch das im Nebel des Monsungewitters dampfende Madras hinaus nach Adyar, um die Vorträge zu hören, die für diesen Morgen angesetzt sind. Vorige Woche hätte ich eine Reihe interessanter Darstellungen miterleben können, die sich um den Begriff der Substanz gruppierten. Ich will diese Vortragsreihe hier aufzeichnen; sie gibt einen Begriff von der Arbeit dieser Akademie brahminischen Wissens. Nach einem einleitenden Vortrag über das Wesen der Substanz in hinduistischer Auffassung behandelten die Dozenten: die Substanz des menschlichen Körpers, der Pflanze, der Musik, der Literatur; die Spektralanalyse; die Rolle der Substanz in der christlichen Offenbarungslehre; transzendentale Erklärungen des Wesens der Substanz; die übersinnlichen Substanzen und ihre Erklärungen durch die Theosophie. (Eine frühere Vortragsreihe behandelte im Zusammenhang die Glaubensgebiete des Zoroaster (des heutigen Parsismus), die chinesische Mystik, Ursprung und Wachstum des Islam, die Literatur des Sanskrit, der Tamilen, Kunst und Religion der Ägypter.)

Heute sprechen Dr. Cousins und ein junger Inder, Venkatachalam, Sekretär der Aschram, über früheste buddhistische Architektur in Südindien (aus dem, wie überhaupt dem ganzen indischen Kontinent, der Buddhismus vor dem Hindu- und Mohammedanismus zurückgewichen ist) und über

Digitized by Google

die Aufeinanderfolge der Stilarten in der Architektur der heiligen Stätten Südindiens, besonders des Dekhangebietes.

Da der Regen mit großer Gewalt einsetzt, versammeln wir uns nicht unter dem heiligen Baum, sondern in einer offenen, strohgedeckten Halle in der Nähe eines kleinen künstlichen Lotosteiches, vor dessen Pavillon, wie mir versichert wird, bei schönem Wetter ganz reizende „five o'clock-teas" abgehalten zu werden pflegen.

In einem Intervall von Sonnenschein übt die dänische Theosophin mit einigen Mitgliedern der Kolonie im Freien Mensendieksche Bewegungen. Aber schon kommen die Vortragenden, Dr. Cousins und der junge temperamentvolle Inder, und wir betreten die Halle.

Nun stehen nacheinander zwei alte Männer in fremdartiger indischer Tracht auf und rezitieren in mir unverständlichen Idiomen Sätze, die wie Beschwörung oder Gebet klingen; zuletzt erhebt sich Dr. Cousins, um in englischer Sprache das höchste Wesen, die Eine Kraft, um Reinheit des Körpers und der Seele und um Heiligung des Wunsches nach Wissen und Weisheit anzuflehen. Während alle Augen zu Boden gerichtet sind, betrachte ich die beiden Männer, Cousins, Venkatachalam, diese beiden wunderbar klaren, hoch entwickelten Exemplare der arischen Menschenrasse. Hell und zarthäutig, rosa, blond und mit früh ergrautem seidenweichen Haar der Ire, ein beruhigter, durchsichtiger Mensch, mit heitergütigem Blick, der gern in die Ferne sieht, mit harmonisch meditativer Ausdrucksweise; das schmale, jünglinghafte braune Adlergesicht des Inders, zuweilen in einem Aufleuchten hingerissen, offenbar durch die naive Freude an der Mitteilung dessen, was er weiß, und der Wirkung, die er auf die fremdrassige Hörerschaft ausübt, die seine Befangenheit rasch überwindet, fortstreicht. –

Aus den Ausführungen Cousins berührt mich eine merkwürdige Gegenüberstellung des westlichen und östlichen Schönheitsbegriffs sonderbar, weil sie sich in diametralem Gegensatz zu meinem Erlebnis in Madura befindet! Die Venus von Milo, erklärt Cousins, sei Schönheit um der Schönheit willen (das verächtliche „l'art pour l'art" des religiösen Menschen!), Hindukunst aber stelle die Schönheit (er sieht also Schönheit in der Hindukunst; ich sah nur spärliche Einzelheiten aufzucken, im barbarischen Gesamtbild untertauchen!) bewußt in den Dienst der Idee, sie sei Ausdruck einer Gläubigkeit und wolle nichts andres sein. Diese Gegenüberstellung beweist mir, auf welche Weise diese weißen Menschen dahier

Digitized by Google

ihr Denken und Fühlen mit östlicher Auffassung durchtränkt haben. So sehr haben sie kapituliert, sind sie aus ihrer Heimat entwurzelt, daß der Gotteskult der Griechen durch die Darstellung des harmonischen Ebenmaßes menschlicher Körperformen ihnen gleichgültig erscheint und sie das Dämonisch-Verzerrte in der befremdlichen Auffassung auch der anmutigsten weiblichen Hindugötter, wie der Gattin Schiwas Parvati, oder des weiblichen Gegenstücks Wischnus, der Göttin des Reichtums Lakschmi, ja sogar der Geliebten Krischnas, Radha – der Verkörperung der Liebe der Seele zu Gott – vollkommen übersehen!

Eine weitere Bestätigung dieser östlichen Orientierung gewährte die Erzählung, die Cousins von einem Erlebnis im nordöstlichen Indien in seinen Vortrag einflocht: in der Dagoba eines kleinen entlegenen Tempels war ein Goldkasten ausgegraben worden, der einen Stirnknochen Buddhas enthalten sollte. Der Kasten wurde Cousins, dem Europäer, in die Hände gegeben, eine besondere Auszeichnung, und seines Geistes bemächtigte sich eine Vision: ein Lichtkegel schien von oben herab auf seinen Scheitel und das Behältnis zwischen seinen Händen zu fallen, und alle seine Gedanken, sein ganzes bewußtes Ich waren durch diese Helle im Nu fortgeschwemmt. In der Nacht hatte er dann einen Traum: er flog, und wunderte sich beim Aufwachen über die irdische Schwere und Unfähigkeit der Menschen, sich frei und leicht vom Boden aufzuschwingen. – Wichtiger, als was er über sein Thema auszusagen hatte, schien mir diese Probe zu sein, auf welch wunderliche Art östliche Vorstellungswelt einen hochentwickelten europäischen Intellekt wie den primitiven eines gläubigen Orientalen bis zum Trance durchdringen kann!

Im Monsunwolkenbruch nach Madras zurück.

Sonderbares Stilgemenge, Stildurcheinander. Colombo war eine Verkuppelung des Orients mit Amerika, hier aber, in den breiten, pompösen Anlagen, Hydeparks, Whitehalls, Mansionhouses, mächtigen und Macht repräsentierenden gotisch-maurischen Verwaltungs- und Direktionspalästen anglo-indischer Aktiengesellschaften und Regierungsgebäuden – eine Apotheose des viktorianischen Zeitalters – zugleich aber des unstillbaren Heimwehs des Kolonialengländers nach dem Mutterland und der Hauptstadt des Weltreichs. All das veraltet, zopfig, irgendwie nicht mehr unserer Zeit angehörend.

Eine Prozession – Gedränge um einen Karren, auf dem Hindugöttinnen von einem Tempel zum anderen spazierengefahren werden, hält unsern

Digitized by Google

Autoomnibus auf, der mit gewaltsamem Tuten den Trommel- und Flötenschall um den Karren übertönen, sich Platz zum Weiterfahren schaffen will. Einen Augenblick lang hat es den Anschein, als sollte unser Vehikel von den mit Fäusten und Stangen wild auf uns eindringenden Schiwagläubigen umgeworfen und in die breiten Pfützen niedergetreten werden. Aber wir entkommen im letzten Augenblick geschickt durch eine Seitengasse.

Wie wir vor dem Aquarium halten, hat der Monsun aufgehört. Entzückend liegt im blauen Licht die Bai von Bengalen vor mir. Einen letzten Gruß, rasch, ehe ich Madras verlasse, euch, Fischen, Molchen, Schlangen und Eidechsen, Schildkröten und Krokodilen, Gotteskreaturen von unerhörter Pracht, deren gleiche das Auge nie gesehen hat!

Ein Fisch schwimmt daher, ganz aus orangefarbenen und purpurroten Fetzen zusammengeflickt, er schwimmt nicht, er weht durch die Perlen der prickelnden Kohlensäure im Bassin. Der Holocanthus, violett und malvenfarbig gemustert wie ein Sofapolster im Boudoir einer Filmdiva. Schwarzgelbe melancholische Karpfen, an die ehemalige k. und k. Armee erinnernd, neben riesigen aufgequollenen Warzenfischen, die mit breit schmatzendem Maul und zynisch hängender Kapitalistenunterlippe an die Inflationszeit gemahnen. Zwei verwandte Arten: flache, schwarzweiß gestreifte Fische, wie halbierte Schnetterlinge anzusehn, der horizontal linierte Therapon, der vertikal linierte Heniochus, in getrennten Bassins selbstverständlich, sie würden sich, zusammengesperrt, in kürzester Zeit gegenseitig aufgefressen haben.

Jawohl, Gotteskreaturen auch sie, Geschöpfe und Inkarnationen der ewigen, einigen Substanz, mit unbekannten, aber ergründbaren Instinkten, jedenfalls mit bestimmten Begriffen und Vorstellungen von Gott in ihren Glaskästen umherschwimmend.

Hier aber, hier vor mir, in der Mitte des Aquariums, mein Liebling, der Gupati.

Einschichtig, von allen verlassen, kreist er in seinem trüben Tank umher.

Hallo, Gupati, was hältst du vom Schönheitsbegriff der Griechen? Was hat es mit dem Ausdruck der Gläubigkeit in der Darstellung der hunderttausend Elefanten und Affen und Drachen und Lingamgötzen der Hindu auf sich? Sollten am Ende die Theosophen recht haben, die alle Religionen auf eine einzige, den Generalnenner sozusagen, zurückzuführen

Digitized by Google

gedenken, durch sittliche Lebensweise, Konzentration und dreisprachiges Gebet vor den Morgenübungen?

Grau und mit reichlich zerschundenen Flossen ein stachliges Biest, daher allein, schwimmt der Gupati stumm in seinem Tank auf und nieder. Zuweilen rennt er mit dem Schädel, einem knochig querköpfigen Gebilde, gegen die Wand – ich kenne das; leb' wohl, Bruder.

TAGE IN BADEN-BADEN

von

OTTO FLAKE

Um nach Baden-Baden zu gelangen, braucht man nur an den Schalter zu gehn und eine Karte zu nehmen; es liegt nicht aus der Welt. Und doch bin ich zwanzig Jahre nicht mehr dort gewesen. Von Straßburg fuhr man hin, war Student und junger Mensch.

Zwanzig Jahre ist ein großes Wort, und vor wenigen Tagen, als ich in Frankfurt einen der Kameraden von damals traf, sagte er: „Ja, als wir noch jung waren." Ich schaute ihn betroffen an; ich bin noch so unseßhaft wie damals und fühle keine Lust, nach rückwärts zu schauen. Die zwanzig Jahre kann ich nicht leugnen, aber ich nehme es nicht gleich symbolisch, daß ich mich im November hierher zurückgefunden habe. Ich bin ein Außenseiter, der sich um die Jahreszeiten des Lebens nicht kümmert, bevor er dazu gezwungen wird.

Baden-Baden ist noch so schön wie es damals war. Welch herrliche Promenaden am Fluß; weiß stehn die großen Hotels mit jenen Fensterläden, die mich an Paris, Straßburg und Wien erinnern. Die Menschen sind liebenswürdig, sie sind nicht preußisch, das notiere ich noch immer, und noch immer hat die Mainlinie Bedeutung für mich. Selbst die Rachsucht, mit der das Ministerium in Karlsruhe jenen Hau verfolgt, der die Wiederaufnahme seines Prozesses betreibt, scheint mir mehr Torheit als neuer Beweis für den Fall zu sein, den die deutsche Justiz getan hat.

Baden-Baden spricht von nichts anderem als diesem Mann, nicht der Kurort Baden-Baden, der in Winterschlaf liegt, sondern die Stadt, die es auch gibt. Im Foyer des Theaters, das fast zu elegant aus edlen Ma-

Digitized by Google

terialien gebaut ist, höre ich eine alte Dame sich darüber empören, daß der Begnadigte den alten Skandal aufrührt. Leicht gesagt, Großmutter. Angenommen, der Mann ist unschuldig, dann kann er nicht schweigen.

Es sind zwei Auffassungen möglich: nur ein Unschuldiger ist stark genug, sich durch lebenslängliches Zuchthaus nicht zermürben zu lassen, und: nur ein Schuldiger kann seine Willenskraft der Macht der Gesellschaft entgegenstellen und diesen Entschluß durchführen. Wie dem auch sei, man sollte nie auf Indizien verurteilen; der Richter hat die Pflicht, den Beweis für die Schuld zu liefern, nicht der Angeklagte den für seine Unschuld. Es ist besser, daß ein Schuldiger frei ausgeht, als daß ein Unschuldiger zugrunde gerichtet wird.

In der Liechtenthaler Allee streckte ein Schuß die Frau Molitor nieder; sie ist nachts ein ideales Gelände für solches Unternehmen, noch heute fehlt ihr die Beleuchtung. In diesem schlechten Licht sehe ich an einem Haus eine Tafel und kann gerade noch den Namen Turgeniew lesen. Spielt in Baden-Baden nicht jene Erzählung „Frühlingswogen", an die ich eine starke Erinnerung habe? Ich kaufe sie in einer Buchhandlung und lese sie bei Tisch. Vielleicht ist es unhöflich gegen die anderen Hotelgäste; aber der Saal ist groß, der Gäste sind wenige, wie in einem Bahnhof, der keinen Verkehr hat. Die Küche ist ausgezeichnet, das gehört zur Tradition Baden-Badens. Das Hotel steht seit sechshundert Jahren an der gleichen Stelle und ist, wie ich anerkennend höre, seither oder auch ein wenig später im Besitz der gleichen Familie.

Die Erzählung Turgeniews spielt nicht in Baden-Baden, sondern in Wiesbaden und Frankfurt, anno 40. Damals lebte Schopenhauer in Frankfurt, und dieser Gedanke ist mir angenehm, weil ich beide liebe, den Philosophen, der so tapfer die Ruhmlosigkeit trug, und die Stadt, die nicht durch die Gnade von Fürsten etwas geworden ist. Während der Lektüre entzückt mich die Erzählung durch den klaren Aufbau eines klassisch einfachen Motivs. Auf der ersten Seite geschieht ein bestimmtes Ereignis – daraus entwickelt sich ein Drama, läuft ab. Das Verhalten der Personen entwickelt sich seinerseits aus dem Fatum des Charakters, alles ist sicher, einfach, logisch.

Nachher schränke ich mein Urteil ein klein wenig ein; ich verstehe recht gut, weshalb Dostojewski Turgeniew haßte; Turgeniew wohnte geistig zu ausschließlich in Paris. Die Deutschen kommen in der Erzählung

Digitized by Google

nicht gut davon; aber ich muß diesem korrekten, pedantischen, aufgeblasenen und vor Offizieren devoten Kübler schon begegnet sein – wahrscheinlich machen sich seine Nachkommen im Lande breit?

Ich freue mich, daß mir Turgeniews Dichtung so lesbar erscheint; denn das große Sterben hat begonnen, wie vieles sagt uns nichts mehr. Aber wenige Werke dürften für uns so greisenhafte Züge tragen wie diejenigen, die der berühmten Feder französischer Schriftsteller entstammen, der Schriftsteller par excellence, der magistralen Könner.

Ronron ist eine achtzehnjährige Modistin, Straßburgerin mit französischem Einschlag (was sich nicht immer von selbst versteht). Während der Saison, die hier noch nicht zur season wurde, hatte sie den langen, geschlagenen Tag zu tun, um den Kundinnen der großen Firma Kleider vorzuführen. Jetzt hat sie Ferien und steht im Begriff, fortzufahren, ohne viel von der Umgebung Baden-Badens gesehen zu haben. Sie erzählt mir das, als ich sie an der Hand einer Empfehlung gemeinsamer Bekannter beim Shimmytee treffe, und sie gibt noch ein paar Tage zu, um diese Umgebung kennenzulernen.

Zuerst fahren wir natürlich auf den Merkur hinauf; die Seilbahn hat auf der letzten Trasse eine Steigung von dreiundfünfzig Prozent. Oben sehen wir uns die Maschinenanlage an und dann die Aussicht. Ich weiß nicht, ob man das Straßburger Münster wirklich erblicken kann, aber ich behaupte es, um ihr ein Vergnügen zu machen. Ronron singt den ganzen Tag, sie zwitschert alle Chansons, die zu Paris in den Ateliers gezwitschert werden, und sie sieht aus wie ein Titelblatt der *Vie parisienne* im Mai, darunter steht *Boutons* oder *Epanouissement*. Und doch kennt sie Paris nicht; es ist ihre Sehnsucht, und ich kann eine Kavaliersreise vermitteln, wer danach Lust hat.

Sie erzählt auch, wie oft ihr diese Reise angeboten wurde, von Chefs und Reisenden der Konfektion; es scheint aber, daß diese Herren mit einer Brutalität vorgehn, die gröber als die eines Mädchenhändlers ist. Sie berichtet mir Einzelheiten, die sich nicht erfinden und noch weniger wiedergeben lassen. Ich werfe einige Blicke in ein Milieu, und es ist seltsam: sobald man von Roheiten in einem Milieu erfährt, weiß man auch sofort, daß das Milieu so ist. Ronron hat keine Illusionen über die Erotik des Volkes und der jungen Herrn aus den wohlhabenden Ständen; auf dieser Grundlage ist sie außerordentlich natürlich und gar nicht kompliziert.

Digitized by Google

Sie ist mit einem Pariser Literaten befreundet, der oft nach Deutschland kommt. Er kommt oft nach Deutschland, weil er den französischen Geist für impotent hält und den Deutschen für neu, fruchtbar und interessant erklärt; er nennt die Deutschen produktive Barbaren, was ein Lob ist, und die Löwen der Pariser Literatursalons und der Akademie *des vaches, des vaches* ...

Ich suche von Ronron auch etwas über die Stimmung im Elsaß zu erfahren; aber ich glaube, daß ich gut tue, wenn ich mich nicht an dieses Interview halte, um eine politische Skizze zu entwerfen. Sie berichtet viele Einzelheiten. Dinge im Zusammenhang zu sehn, ist nicht ihre Sache. Sie hat den gesunden Verstand, der das französische Volk so liebenswert macht, sie ist vorurteilslos und mokiert sich über alles Pathetische. Und sie wird, wenn sie die Lehre absolviert hat, nicht nach Frankreich, sondern nach Deutschland gehn, das ist auch eine Wahl, bei der die Berechnung viel, aber doch nicht alles bedeutet. Wir sind uns so einig wie die Herren in Locarno.

Als Ronron fortgefahren ist, beginnen für mich Tage jener Einsamkeit, um derentwillen ich immer wieder auf Reisen gehe. Ich liebe es, wenn ich in fünf Minuten im Freien und über den Siedlungen sein kann. Damit das möglich ist, muß die Siedlung am Fuß von Hügeln liegen. Man steigt ein paar hundert Meter, und schon ist man mitten im Wald, mitten im Ewigen. Ich sah selten so viele Eichhörnchen und so viele Schwarzamseln, es sah ganz so aus, als spielten die Nager und die Vögel miteinander.

Biegt man von der Liechtenthaler Allee ab, so ist man nach weniger als einer Viertelstunde tief im Gonzenbachtal, einem rechten, echten Schwarzwaldtal mit den warmen Bauernhäusern, Brunnen und Tannen. Ich las wieder Hauffs Märchen; kennt ihr die Geschichte vom Männchen mit dem steinernen Herzen, dem wilden Hütchen und den Silbertalern? Es ist das Märchen von den Schwarzwaldtannen, die auf Flößen nach Holland geschafft wurden und in Form eben jener Silbertaler wiederkehrten.

Nichts mehr von der *Vie parisienne*; ich bin auf die deutschen Zeitungen angewiesen. Auf Distanz gesehen, und ich bin in Distanz, erscheint das alles, worum sie sich händeln, als mesquin, böse, dumm; jeder Diktator als Hanswurst, jeder General als Nußknackerkönig mit dem aufgerissenem Maul. Immer ist einer da, der etwas ehren will, sich oder die Nation;

Digitized by Google

immer geht ein Schlagwort durch das Land – gegenwärtig das von der augenblicklichen Untunlichkeit der Monarchie, Glaubenssatz demokratischer und königstreuer Minister; oder von der neuen Sachlichkeit in der Malerei: schon stellen sich alle Kritiker und Privatdozenten um. Ob die Malerei wieder sachlich oder irgend etwas anderes wird, interessiert mich wenig, vieles stirbt heute.

Umstellung ist sehr deutsch, diese Hirne sind auf Zweideutigkeit konstruiert. Es ist November, ich sollte in Berlin sein; aber wie wohl tut es, sich die Zeitschriften nachschicken zu lassen. Die Post ist altbacken und so bekömmlich wie Brot im gleichen Zustand.

Unter der Post ist eines Tages ein dicker Brief, der Brief entpuppt sich als Manuskript. Dann ist es doch ein Brief, im Umfang eines Manuskriptes. Ich lese ihn, dann denke ich: wenn ich ihn beantworte, muß ich Satz für Satz durchgehn, das gibt ein neues Manuskript, die Erwiderung wird nicht ausbleiben, und ich muß die nächsten vier Wochen der privaten Diskussion widmen. Der Absender, ein junger Mensch, erwartet kategorisch, daß ich ihm Rede und Antwort stehe, das sei ich meinem Ansehen schuldig, an dem dem Absender Zweifel gekommen sind.

Ich lese den Brief nochmals durch und merke jetzt, wie merkwürdig sich der Ton der Höflichkeit und der Respektierung, die man jedem schuldet, an den man brieflich herantritt, mit dem des Hohnes mischt. Vielmehr: Töne mischen sich nicht, sie wechseln miteinander ab, und der des Hohnes dringt immer durch, wenn der Schreiber im Namen der Jugend zu sprechen beginnt. Ich lese ein drittes Mal, dann nehme ich einen Briefbogen und erwidere: wenn ich meinerseits einem Autor schriebe, würde ich davon ausgehn, daß die Bitte um einen Briefwechsel nichts als die Bitte um eine Unterhaltung sei, etwas so Intimes aber mir verböte, höhnische Bemerkungen unterfließen zu lassen; erschiene es mir nicht wünschenswert, sie zu unterdrücken, dann würde ich den Autor nicht privat, sondern öffentlich zur Rede stellen.

Im Namen der Jugend, das klingt den jungen Leuten offenbar in die Ohren, wie wenn der Richter verkündet: im Namen des Kaisers, oder, wie man heute sagt: im Namen des Volkes. Ich bin nicht gerade angeklagt, die Majestät der Jugend beleidigt zu haben; man ist immerhin, eingedenk vieler Dinge, die ich im Dienst der linksliberalen Sache schrieb, bereit, meine Rechtfertigung entgegenzunehmen. Nun, ich werde das,

Digitized by Google

was ich zu sagen habe, hiermit öffentlich sagen. Denn das alles ist symptomatisch für deutsche Zustände.

X., der Absender des Briefes, las in meinen Büchern einen Satz über Thomas Mann, wie: „Manns Bekenntnis zur Republik ist eine tapfere Leistung inmitten des chauvinistischen München", und einen anderen, worin ich von dem Charme dieses Autors spreche. X. versteht nicht, weshalb ich nicht mit Thomas Mann gebrochen habe, er teilt mir mit: „Vielleicht wird einmal mit dem Kapitel Thomas Mann die Sichtung Ihrer (vorläufigen) geistigen Versandung beginnen." Denn: „In Mann ist das Gift des kapitalistischen Geistes zur Essenz geworden ... Wir verwerfen ihn kurz und drastisch als Fleisch, das Trichinen enthält ... Wir hassen ihn, so stark wir können" usw.

Dies als Probe meines Sündenregisters, dessen schlimmster Punkt mein Verhalten gegen Kurt Hiller ist; am Schluß wird mir gesagt, daß ich „in eine Reihe mit Ullsteinromanschreibern" gerückt bin, weil ich dem „Uhu" einen Beitrag gab. Ein anderer dieser Jungen, der immerhin schon vor den Dreißig steht und eine Zeitschrift leitet, schrieb mir neulich, als ich in der „Weltbühne" Reiseeindrücke aus Südsteiermark veröffentlichte: „Noch ein solcher Artikel, und mit Ihrem Ansehen bei der Jugend ist es vorbei." Begründung: die „Rote Fahne" würde diesen Artikel nicht einmal gratis, die „Deutsche Tageszeitung" aber sogar gegen Honorar genommen haben (ich hatte von den bösen Tagen des serbischen Einmarsches erzählt).

Es wäre leicht, solche Radikalität durch Ironie so lächerlich zu machen, wie sie es verdient. Aber auch die Radikalität hat ihren positiven Kern und entspringt der moralischen Erregung. Druck entsteht nicht ohne Gegendruck, Bolschewismus nicht ohne Zarismus und Aktivismus nicht ohne die Feigheit der Demokratie. Dies zugegeben, das Verständnis für die Affekte der Jungen vorausgesetzt, kann man nur feststellen, daß die deutschen Verhältnisse in einer entsetzlich tragischen Weise verfahren sind.

Denn das geistige und politische Leben ist verfahren, wenn links und rechts kein anderes Mittel mehr gewußt wird, als die Lebensformen radikal zu zertrümmern. Manchmal liest man sogar in diesem Land vernünftige Worte: daß alle zusammenhalten sollten, die zur menschlichen, geistigen, politischen Freiheit stehn; aber in der Wirklichkeit halten sie

Digitized by Google

auseinander. Da gibt es keinen denkenden und großherzigen Liberalismus, da gibt es nur die unbedingte Forderung – die in jedem Kopf den Inhalt wechselt.

Was ist das, wenn nicht Militarismus? Militaristisch dem Wesen nach nenne ich jede Geistigkeit, die absolut, dogmatisch, rational ist, die nur gut und schlecht, nur Parteigänger und Verräter kennt. Weil in Deutschland das überparteiliche Verhalten praktisch mit Charakterlosigkeit zusammenzufallen pflegt, ist es in der Tat gefährlich. Aber das kann mich nicht hindern, die Nichtidentität von Idee und Verwirklichung zu lehren; ich habe es immer getan.

Jener X., der mir den Brief schrieb, glaubt, daß der Kapitalismus nur durch sein Gegenteil ersetzt zu werden braucht, um das Paradies auf Erden zu schaffen. Diese Ideologie hindert ihn, wirklich Hand anzulegen, sie zehrt die jungen Kräfte auf. Wie hilflos muß man sein, um einen Schriftsteller, dem man freiwillig bezeugt, daß man ihn oft gelesen hat, dafür zur Rechenschaft zu ziehen, daß er Thomas Mann respektiert? Findet doch selbst, weshalb er es tut. Sagt das, was ihr gegen den Autor der „Buddenbrooks" oder jeden anderen, der eine innere Welt formen kann, zu sagen habt, in einer vernünftigen Form, redet nicht von Trichinen, meidet die Parole: Jeder Deutsche ein Papst.

Muß man denn erst aussprechen, daß die Bürgerlichkeit Manns ein Stein in einem Mosaik ist und eine Realität darstellt, so lange es eben die Bürgerlichkeit als Machtfaktor gibt, daß der Geist nicht mit der Politik zusammenfällt und das Menschliche nicht mit der Partei? Es ist sehr schwer, umfassende Anschauung und wollende Einseitigkeit zu vereinigen, und doch muß man das tun. Mein Schreiben dient diesen Gedanken, deswegen ist es „irrational". Wozu soll ich Kommentare geben, wenn der Text deutlich ist?

Ihr lebt nur in der Hitze des Tages, ohne Gerechtigkeit und Atemholen. Ihr glaubt Ideenmenschen zu sein und preßt doch nur die Dinge in ein Schema; ihr seid so viel deutscher als ihr glaubt, ihr seid euren Vätern viel ähnlicher als ihr glaubt.

Ich für meine Person denke nicht daran, um meines „Ansehens" bei den jungen Leuten willen den jungen Leuten den Hof zu machen, ich mokiere mich über Gesinnungswächter. Adieu, ich steige jetzt zur Yburg hinauf und schöpfe frische Luft. Am Abend schrieb ich folgende Zeilen:

Digitized by Google

Ich stand im Hotel hinter dem Gast, der vor mir angekommen war, und wartete, bis er sich eingetragen hatte.

Ich sah, wie der Portier grinste und dem Empfangsdirektor den Zettel zuschob. Während ich mich eintrug, konnte ich den Zettel, der schräg lag, lesen; der Vorgänger hatte unter Beruf eingetragen: „Dichter".

Das war also einer, der sich bekannte. Zum Bekennen gehört wohl Mut, und Mut zwingt zur Anerkennung. Ich werde also den, der den Hausknecht wissen ließ, daß er Dichter ist, loben müssen.

Jeder nach seiner Art. Nach meiner hängt man einen Beruf, der höchstens zu den inneren gehört, weder an die Hotelglocke noch eine andere. Ich finde es schon zu deutlich, sich als Schriftsteller einzutragen, und mache lieber einen Strich, auf die Gefahr hin, vom Personal als Privatmann in eine höhere Steuerklasse versetzt zu werden, als mir zukommt.

Ich begegnete später dem Dichter im Lift. Er hatte das Gesicht eines verkniffenen Pathetikers und sah nach der sächsischen Provinz aus.

Vielleicht gibt es ganz naive Seelen, die inbrünstig glauben, daß es unter Menschen ein natürlicher Zustand sei, Dichter zu werden, und denen das Wort, wovon ihnen das Herz voll ist, auf die Lippen tritt. Es wachsen noch immer Jean-Paulsche Blumen in einer Welt, die längst ein Gemüsegarten wurde.

Vorausgesetzt daß sie wagen, in ein Hotel zu gehn, dessen Tür von einem Boy gedreht wird, sind sie es, die dem Portier die Verbeugung machen, die er ihnen machen sollte, und wenn er hinter ihnen grinst, werden sie es nicht merken oder davon durchdrungen sein, daß sie eine lächerliche Figur abgeben.

Aber das ist eine theoretische Überlegung; es gibt diese Naivität nicht mehr, und man trägt sich nicht als Dichter ein. Man lebt nicht im dionysischen Zeitalter, sondern unter Bürgern, die die Prätention hassen. Das ist nicht die schlechteste Eigenschaft der Bürger, denn Prätentionen, die unbeweisbar bleiben, sind lächerlich.

Mag sein, daß das Seelische in dieser Zivilisation zu kurz kommt — aber man affichiert es nicht. Die Affichierung des Seelischen ist in jedem Fall zugleich schamlos und kleinbürgerlich.

Mir erscheint es schon zu intim, wenn die Leute glauben, sie müßten mich am Teetisch von meiner Produktion unterhalten. Und vor einem Podium sitzen und zusehn, wie da oben einer seine Schmerzen vorträgt,

Digitized by Google

macht mir Unbehagen, weil ich die Neugier des Publikums fühle und ihre Bemerkungen, die sie nachher machen werden, im voraus höre.

Eine der schönsten Allegorien der Antike, die so wunderbare Allegorien erfunden hat, war mir immer jener Deukalion, der Steine über die Schulter warf und sich nicht umdrehte, um zu sehn, ob Menschen aus ihnen wurden.

Es ist die Allegorie der Produktion selber. Man soll gehn, ohne sich umzublicken, man soll nicht stillstehn, um den Erfolg abzuschätzen; man soll ausstreuen, aber es ist nicht deine Sache, zu hegen und zu pflegen. Eine Frau setzt ihr Kind nicht aus; doch der Mann, der Geistiges sät, ist keine Frau, es gibt Unterschiede.

Es gibt Unterschiede, die unbequem sind. Wieviel weiter kommt, wer seine Werke wie die Henne das Ei begackert. Heute ist ein Heiland geboren, schallt es aus allen Hühnerhöfen. Die perfektesten Geschäftsreisenden findet man unter Literaten, sie reisen in eigener Ware.

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

I

Man muß es den Sowjetleuten schon lassen, daß sie ihre Kongresse interessant zu gestalten wissen. Ach, wir sieche Europäer, die wir mit faden Parlamentsberichten und bureaukratischem Geschwätz gefüttert werden, fühlen tatsächlich, so kritisch wir sein mögen, von dem großen eurasischen Reiche her etwas wie den Anhauch einer neu entstehenden Welt, die auch für unsere Lebensschicksale unendlich lebenswichtig sein wird. Aber es wäre grundfalsch, zu meinen, diese Neuheit ließe sich aus der Originalität der Meinungen ableiten, die auf den Kongressen der Kommunistischen Partei vorgebracht werden und sich dort in heftigen dialektischen Entladungen miteinander messen. Sie tragen in ihrer Mehrheit, die mit jedem Tage siegreicher wird, immer mehr den Stempel des Opportunismus, des ‚Verrats' an den kommunistischen Grundsätzen, wie sie der ‚reinen' Theorie entsprechen. So waren aufregend interessant die

Digitized by Google

Kämpfe eigentlich nur so lange, als der Opportunismus um sein Daseinsrecht rang, das heißt: seit dem Jahre der großen Hungersnot und dem Zusammenbruch des völlig unschöpferischen Kriegskommunismus (Abschaffung des Geldes und des freien Handels; System der Requisition auf dem Lande), der zwischen Untergang und Anpassung an das Leben die Wahl nicht mehr frei ließ. Bei der Besprechung des neuen Miliukowschen Buches weiter unten komme ich auf dieses Thema zurück. Damals, es waren die Jahre 21 und 22, drängte Lenin mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit und seinen wohlerworbenen Autoritätsrechten die theoretischen Gespräche in den Hintergrund, er setzte die entscheidende Wandlung zum Opportunismus durch, leitete ihn mit dem ‚Nep' ein und versetzte die dogmatischen Starrköpfe à la Sinowjew in Angst und Unruhe.

Heute hat der Opportunismus auf der ganzen Linie gesiegt: der Verlauf des eben abgeschlossenen 14. Parteikongresses der ‚Union' der Kommunistischen Partei endete mit völliger Niederlage der Dogmenfanatiker. Das Leben triumphiert, jenes mysteriöse alldurchdringende Etwas, dessen Oxydationsprozeß sich nur in Anpassungen, in Wandlungen, in ‚Verrätereien' kundgibt; und wenn die Kongreßberichte melden, der große Schriftgelehrte und Marxausleger Bucharin könne vor seinem theoretischen Gewissen die Resolutionen des 14. Kongresses rechtfertigen, so mutet das wie ein kindisches Versteckspiel mit den Tatsachen an. Die taktischen Erwägungen, in die sie sich in der Praxis umsetzen, kennen wir seit vier Jahren, seit Beginn der schöpferischen Wiederaufbauarbeit in Rußland, die Stockungen erleidet, aber mit Rücksicht auf die Bauernschaft, die immer diktatorischer dem Lande das Gesetz der Entwicklung vorschreibt, keinen Stillstand, keine lange Atempause mehr duldet.

Es wäre darum reizvoll, aus den früheren Kongreßprotokollen nachzuweisen, wie listenreich sich solche theoretischen Gemüter zu äußern pflegen, wenn die Politik sie zu Willensmenschen macht: Miliukow hat sich soeben dieser Aufgabe in einer umfassenden Arbeit mit Erfolg gewidmet. So führte beispielsweise Bucharin auf dem 4. Kongreß aus: Zulässig sei es, Anleihen bei bürgerlichen Staaten aufzunehmen und sogar Kriegsbündnisse abzuschließen, ‚um andere bürgerliche Staaten zu zerstören'. Mit bloßen Händen ließe sich die ganze Welt nicht erobern. Zulässig seien auch Maßnahmen, die wirtschaftlich nicht zu rechtfertigen sind, z. B. die Anerkennung des Privateigentums zugunsten der deutschen Bauernschaft (nur der deutschen?), wenn sie unter dem Gesichtspunkt der

Digitized by Google

Eroberung der politischen Gewalt taktisch zweckmäßig sind. Zulässig sei ferner der Standpunkt, die europäischen Arbeiter seien Aristokraten, die auf Kosten der Kolonien, die sie zusammen mit den Kapitalisten ausplünderten, übermäßig hohe Löhne bezögen. Diese Talmudisterei setzt sich endlos fort; Liebhaber dialektischer Bandwürmer jauchzen vor Wollust. Mit Hilfe solcher Lehren stellte Bucharin auf dem 5. Kongreß zwischen Westeuropa und Asien die Brücke her. Je mehr sich nämlich (führte er aus) zeige, daß Westeuropa, insbesondere das britische Imperium, den direkten Mitteln der weltrevolutionären Propaganda standhalte, desto mehr empfehle sich die indirekte Methode, koloniale Aufstände zu fördern und überhaupt die nationalen Unabhängigkeitsbewegungen in Asien, in Afrika, überall in der Welt zu begünstigen. Die ganze russische Außenpolitik der letzten Jahre liegt darin beschlossen: die Hinwendung zum Osten; die theoretische Isolierung von Europa, verbunden mit dem konsequenten Versuch, die diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu seinen Einzelstaaten anzuknüpfen und, mehr fordernd als gebend, gleichberechtigt in seinen Umkreis zu treten usw. Man sieht, nicht ein einziger neuer Gedanke ist auf dem 14. Kongreß der Union der Kommunistischen Partei ans Licht getreten, wohl aber offenbart ihr Verlauf, zu welchem System sich diese Opportunitätstaktik abzurunden, zusammenzuschließen, zu kristallisieren anfängt, und wie sich aus dem kommunistischen Ideologen der praktische Politiker eigenen Gepräges herauszubilden beginnt.

II

Das große, zweibändige Werk Miliukows, aus dessen reichem Material ich oben schöpfte, hat ‚Rußlands Zusammenbruch' zum Titel (Deutsche Verlagsanstalt und Obelisk-Verlag, 1925). Ich verdanke der Arbeit des berühmten Kadettenführers, der seit der ersten Revolution alle Wandlungen des russischen Schicksals von der Einberufung der ersten Duma bis zur Begründung der Bolschewikenherrschaft im November 17 als tätiger Politiker mitbestimmt und mitgemacht hat, die allerwesentlichste Aufklärung und stelle sie in die erste Reihe der Publikationen, die sich mit dem außerordentlichen Gegenstande beschäftigen. Vor zweiundzwanzig Jahren, 1904 also, hatte er, als Führer der russischen Intelligenz und der in der Bildung begriffenen konstitutionell-demokratischen Partei, vor einem amerikanischen Hörerkreis die russische Krise behandelt (‚Russia and its Crisis'; Chicago 1905), nun läßt er sich über das vorläufige Ende des revo-

Digitized by Google

lutionären Prozesses, der Katastrophe, vernehmen: man sieht, an Kompetenz fehlt es dem Verfasser nicht. Die Erziehung zur Objektivität, der Miliukow seinen Ruf und seinen Rang als Historiker schuldet, macht sich in dieser Darstellung sehr wohltuend geltend. Nie verliert der Chronist die Herrschaft über das Wort, er macht es zum Diener des Verstehenwollens, obwohl er von seinem Eintritt in die politische Arena an stets im Sturm und Drang der sich überstürzenden Ereignisse gestanden hat und gleichzeitig gegen zwei Fronten zugleich zu kämpfen hatte: gegen die korrupten Gewalten der zaristischen Autokratie und des adligen Grundbesitzertums, die seinen bürgerlich-demokratischen Standpunkt nach unveraltbar beliebten Mustern als ‚Vorfrucht' des Umsturzes in Verruf brachten; und gegen sämtliche Gruppen der Revolutionäre: die sozialen Revolutionäre, die Sozialdemokraten (Menschewiki), die Bolschewiken. Dabei sucht der Bericht die sich fortwährend verändernde Fieberkurve des sozialen Erdbebens genau nachzuzeichnen. Er scheint mir am objektivsten, wo er die aufregendsten Vorgänge registriert: ich denke an die Darstellung der entscheidenden Nachtsitzung der Verfassunggebenden Versammlung, die am 6. Januar morgens um halb fünf Uhr auf den Wink der Bolschewiken von Matrosen auseinandergejagt wurde, ‚weil die Wache müde sei'. Die Diktatur der Minderheit war beschlossen und die Linie des Bürgerkrieges wurde mitten durch das Herz der Demokratie (Zeretelli) gelegt ...

Das aufdringliche Herumwirtschaften mit giftigen Affektwörtern, das auch wertvolle Parteigängerarbeiten schwer genießbar macht, fehlt bei Miliukow gänzlich. Immer bleibt seine Kritik der sozialistischen und noch weit mehr der kommunistischen Ideologie, so radikal sie ist, an das sachliche Argument gebunden. Da, wo er als Parteigänger Geschichte gemacht hat, also besonders während der Kerenski-Zeit und als Minister des Auswärtigen, läuft natürlich seine Darstellung auf Selbstverteidigung hinaus. Aber selbst dann erniedrigt sie sich nicht zu den üblichen plumpen Verdunklungsversuchen. Sein gläubiges liberales Westlertum, das sich an die für Rußland sinnlos gewordene Allianz mit der Entente klammerte, dadurch sein Volk und sein Land weiter ins Chaos und ... den Bolschewiken in die Hände trieb, wird freilich in diesem etwas dünn geratenen Abschnitt (Bd. I, Kap. 1) durch die epische Ruhe der eigenen Darstellung noch stärker bloßgestellt, als leidenschaftliche Gegnerschaft es bisher zu tun vermocht hat. Ein kurzes Zitat aus dem Buche charakterisiert auch seine

Digitized by Google

eigene Haltung, wie wir aus anderen Darstellungen wissen: „Für die Soldaten war Kerenski, der Kriegsminister, ein ‚Imperialist', der sie dazu zwang, ihr Blut für die Alliierten zu vergießen. Und ein schmachvoller Rückzug war die Antwort auf seine Versuche, sie gegen den Feind zu führen. Auf der anderen Seite war Kerenski für die Offiziere ein Schwächling und Utopist, der die Schaffung einer starken revolutionären Gewalt vereitelte und somit den zukünftigen Bestand des russischen Staates gefährdete. Sie wollten einen Diktator, und diesen fanden sie in der Person von General Kornilow. Die nichtsozialistischen Gruppen, die die Gefahr des von den Extremisten vorbereiteten letzten Schlages herannahen sahen, wollten ihr ebenfalls mit Hilfe der gesunden Elemente der Armee vorbeugen. Sie sahen es nur zu spät ein, daß die Gefahr nicht durch Reden und Resolutionen allein zu beschwören wäre. Unter gewissen Bedingungen – die erste und wichtigste wäre eine gemeinsame Front gegen die Extremisten gewesen – konnte die Revolution damals noch vor ihren eigenen Übergriffen gerettet werden. Eine Zeitlang stand die Wahl frei zwischen Kornilow und Lenin. Leider hatte sich keine gemeinsame Front von Kerenski bis Kornilow als möglich erwiesen, und von einer Art Instinkt geleitet, entschlossen sich die Massen – denn es waren die Massen, bei denen die Entscheidung lag – für Lenin." Ja, der Masseninstinkt pflegt in chaotischer Lage schwankende Gestalten, die Reaktion mit Revolution verbinden wollen, stets abzulehnen. Miliukow weiß heute selbst, warum die russischen Lafayettes und Dumouriez vor der Gestalt Lenin verbleichen mußten. Die militärischen Abenteuer Kornilows waren unsagbar leichtfertige Verbrechen. Es ist unbegreiflich, daß ein Mann wie Miliukow, den die verrottete Heeresverwaltung mehr als alles andere zum Revolutionär und Feind der Dynastie gemacht hatte und dem die völlige innere Zersetzung der Frontdisziplin seit Ende 16 bekannt war, nicht gegen von den Alliierten den bemitleidenswerten Bundesgenossen zugemuteten – und am Muschik weiter zu verübenden – Selbstmord gleich damals aufs heftigste protestiert hat. Dieses fatalistische Kapitulieren vor der eigenen Schwäche hat das Land für den Bolschewistenumsturz reif gemacht. Die Erkenntnis dieser Zusammenhänge hinkt hinterher, aber sie ist doch wenigstens, wie die Darstellung bekundet, gründlich. Auch in bezug auf das frivole Spiel der verbündeten Westler, die vor dem Frieden von Brest-Litowsk mit dem Plane kokettierten, sogar die Bolschewiken gegen Deutschland mobil zu machen, dann irgendwo im Innern Rußlands eine Ostfront zu errichten, es

Digitized by Google

inzwischen mit unernsten, unerfüllbaren Versprechungen fütterten und so zum ersten Male die russische Öffentlichkeit über den Charakter ihrer Humanität auch dem Freunde gegenüber aufklärten (II, 14).

Heute dürfen wir sagen, daß die Mängel von Miliukows staatsmännischer Leistung keineswegs die gerühmten Vorzüge seines historischen Berichtes beeinträchtigen. Der Nachweis, warum die erste Revolution von 1905 mißlang, warum die zweite unvermeidlich wurde, warum die Bolschewiken die Oberhand gewannen und bis auf diesen Tag die Macht behalten haben, ist überzeugend. Ob ihm gelingen wird, die reaktionäre Stimmung unter den Emigrantenmassen zu verscheuchen und sie zum Verständnis der Ursachenverkettung der heimatlichen Geschehnisse zu erziehen, daran zweifelt Miliukow selber, obwohl er einen geringen Fortschritt in der Aufklärung feststellt und daraus Hoffnungen schöpfen möchte. Das Ideal, zu dem er sich für sein Land bekennt, ist selbstverständlich die bürgerlich-demokratische Welt, die er in ihren allgemeinsten Umrissen sich langsam vorbereiten sieht. ‚Vor unseren Augen', sagt er, ‚vollzieht sich die Geburt der russischen Demokratie, mitten auf den Trümmern der Vergangenheit, die nie wiederkehren wird. Man darf keine Ungeduld zeigen, wenn man einem großen und komplizierten revolutionären Prozeß gegenübersteht, der in anderen Ländern Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte zu seiner Vollendung gebraucht hat.'

Die acht Jahre, die seit der Revolution verflossen sind, teilt der Verfasser in zwei Abschnitte von je vier Jahren. Der erste Abschnitt war mit dem Kampf gegen die Weißen angefüllt. Alle Reste des zusammengebrochenen autokratischen Systems wurden zertreten, der Bourgeoisie das Rückgrat gebrochen, das Geraubte (nach Lenins Formel) wurde geraubt, bis die Weißen 1921 in der Krim den letzten Fußbreit antibolschewistischen Gebiets verloren und die Greuel des Bürgerkrieges mit der formalen Errichtung der Sowjetmacht ihr Ende gefunden hatten. Das sechste Kapitel des zweiten Bandes behandelt die antibolschewistische Bewegung in all ihren Abarten und mit größter Ausführlichkeit. Der militärische oder ‚integrale' Kommunismus hatte nun zwar gesiegt, aber da erhob sich das Gespenst der großen Hungersnot, die um so entsetzlicher war und um so verheerender wirkte, als aus dem marxistischen Dogma bisher noch kein organisch aufgebautes Wirtschaftsprogramm geboren und – was Lenin als einer der ersten erkannt, wenn auch nicht ausgesprochen hat – der Versuch kläglich gescheitert war, den Naturalaustausch von Gütern und Lei-

Digitized by Google

stungen unter staatlicher Vermittlung an die Stelle der früheren Produktions- und Warenzirkulationstechnik zu setzen. Die vorhandenen Vorräte waren völlig erschöpft und der wirtschaftliche Bankerott war da. Nun beginnt die Periode der Neuen Ökonomischen Politik, des ‚Nep', und damit tritt die Bolschewistenherrschaft in den Abschnitt ihrer produktiven Anpassung an die Bedürfnisse des Lebens: sie umfaßt trotz aller Schwankungen der Regierungspolitik die letzten vier Jahre. Das der bolschewistischen Staats- und Volkswirtschaft gewidmete siebente Kapitel des Werkes ist besonders reich. Es zeigt, wie sich unter die angeblich nagelneuen Voraussetzungen des Wirtschaftens in einem auf dem Wege zur klassenlosen Gesellschaft befindlichen Staate der alte Adam wohlbekannter Grundsätze einschleicht. Die Zusammenstellung all der Phasen dieses Experimentierens im Riesenlaboratorium des Bauernlandes ist, so weit ich sehe, lückenlos; nur scheinen mir der Charakter des Kriegskommunismus in seiner produktionszerstörenden Ohnmacht und die Groteske seiner finanzpolitischen Illusionen schärfer erfaßt als die umgestaltende Wirkung des Nep. Nirgends stieß ich bisher auf eine wirklich befriedigende Abgrenzung dessen, was am Produktionsprozeß auf dem Lande und in der Stadt der ‚freien' Betätigung überlassen und was der staatlichen Regie unterworfen bleibt. Doch vielleicht läßt der Zwang zur Anpassung, der Schwankungen im Grundsätzlichen unvermeidlich macht, eine ganz saubere Abgrenzung im Begrifflichen nicht zu.

III

Besonderen Wert legt Miliukow darauf, den westeuropäischen Lesern den Unterschied zwischen Bolschewismus und Kommunismus klar zu machen, was ihm ausgezeichnet gelingt, obwohl er, wie wir wissen, in den ‚sentimentalen' Gedankengängen der Demokratie und der Freiheitsliebe befangen ist. Der Kommunismus ist eine internationale Lehrmeinung, ein internationales Glaubensbekenntnis; der Bolschewismus ist eine russische Realität. ‚Es lebe der Bolschewismus, nieder mit dem Kommunismus!' riefen die russischen Bauern bei Beginn des gegenwärtigen Regimes aus. Und Bauern sind keine Utopisten. Daß Lenins genialer Instinkt die besonderen sozialen Voraussetzungen erkannte, unter denen die Umwandlung der heimischen Welt in die kommunistische sich . . . später einmal zu vollziehen haben werde, begründete seine Überlegenheit. Der marxistische Kommunismus war für die fortgeschrittenen Industrieländer, war

Digitized by Google

für Rußland das spätere Stadium; das nächste Ziel war die Gewaltergreifung und die Machtausübung durch den Vortrupp ebenso politisch geschulter wie willensstarker Menschen, die den revolutionären Geist in den zurückgebliebenen Massen lebendig zu erhalten, inzwischen aber durch ein System theoretisch nicht gerechtfertigter Kompromisse die riesigen Hilfsquellen des Landes zu entwickeln und so Sozialismus und Weltrevolution vorzubereiten hätten. Das Warten, bis die allmähliche wirtschaftliche Entwicklung automatisch in den Sozialismus hineinwachsen würde, lehnte Lenin (mit George Sorel) grundsätzlich ab. Für ihn hatte die Politik, also die Gewalt, die Diktatur, der Zwang zum Reifmachen der Unreifen den Primat vor der Wirtschaft. Das ist die bekannte Katastrophenlehre von der Herbeiführung des Sozialismus.

Aber Miliukow hebt mit Recht hervor, daß Lenin weiter geht als Sorel und dessen Freunde, die den internationalen politischen Generalstreik doch selber einen sozialen Mythos nannten. Er war zu ungeduldig, um auf die Morgenröte zu warten, die noch nicht geleuchtet hatte; und so hielt er sich an die Gewaltseite der marxistischen Lehre, wie er sie auffaßt: nach ihr ist der Staat das Werkzeug der Klassenherrschaft, das Werkzeug der Unterdrückung der einen Klasse durch die andere. Warum also nicht das bisherige Verhältnis umkehren, wenn die Möglichkeit dazu gegeben ist, und den Unterdrückten zum Unterdrücker machen? Die Zeit, in der er sich weltrevolutionären Illusionen hingab und innerlich schwankte, scheint schnell verflogen zu sein. Jedenfalls war er entschlossen, als er im April 17 auf dem Finnischen Bahnhof in Petersburg in der dampfenden Gärung der Heimat landete, daß nun von der Errichtung einer bürgerlich-demokratischen Republik (was er 1905 noch als nächste Etappe der russischen Entwicklung angesehen hatte) keine Rede mehr sein könne. Nun galt es, zunächst den Staat als zentralisierte Organisation der Machtübung und der Gewaltanwendung in die Hand zu nehmen, als Werkzeug, um die Herrschaft der Ausbeuter zu brechen und die Masse des Volkes zu führen. Denn sie war unreif, und Lenin rechnete mit der menschlichen Natur, ‚wie sie jetzt ist'. Sie kann Unterordnung nicht entbehren, bis zu jener Zeit, wo das Volk daran gewöhnt sein wird, die elementaren Bedingungen des sozialen Zusammenlebens ohne Gewalt und ohne Unterwerfung zu erfüllen. Daher hatte Lenin nicht die geringsten Gewissensbedenken, die Bahn der wirtschaftlichen Kompromisse und Konzessionen zu beschreiten, solange die Diktatoren nur über die Mittel verfügen, auch

Digitized by Google

den möglichen Gegner an der Gurgel zu halten, ihn mit Gewalt niederzuzwingen. So schlich sich, in Summa, die Praxis ein, daß die Diktatur des Proletariates gleichzeitig auch eine (befristete) Diktatur gegen das Proletariat ist, – ein Folgesatz der Grundanschauung, daß der Staat eine Übergangseinrichtung ist, die man braucht ... nicht für die Zwecke der Freiheit, sondern für die Vergewaltigung der Gegner des Proletariats.

Das unendliche Thema reizt zum Verweilen, aber Raummangel zwingt diesmal zu besonderer Kürze. Die Art, wie die Bolschewiken der Nationalitätenfrage Herr geworden sind, an der wir in Europa zu ersticken drohen, gilt bekanntlich als vorbildlich. Zum Teil beruht ja das außerordentliche Prestige, daß die Union der Sowjetrepubliken in ganz Asien genießt, einmal auf der Proklamierung des ‚Rechtes auf Lostrennung' gleich nach Begründung des neuen Regimes; dann aber, was damit zusammenhängt, auf der Anerkennung aller Rassen und Sprachen und Glaubensbekenntnisse als völlig gleichwertig. Doch geht die praktische Politik der Herren im Kreml schon seit lange dahin, das Recht auf Lostrennung als platonische Formel zu behandeln, den bundesstaatlichen Charakter der Union der nationalen Sowjetrepubliken weiter zu entwickeln und für die Zwecke des wirtschaftlichen Gesamtaufbaus die zentrale Leitung zu unbedingter Geltung zu bringen. Miliukows Berichterstattung geht an diesem Punkte bis in die letzten Einzelheiten, man fühlt, wie sehr er innerlich die Tendenz zum Bundesstaat mit zentralistischen Funktionen begrüßt. Für uns aber ist in diesem Augenblicke vielleicht das wichtigste Kapitel seines Werkes das fünfte, das sich mit der auswärtigen Politik der Bolschewiken und der III. Internationale beschäftigt. Wir stehen ja im Zeichen des Wettkriechens um den russischen Markt, die Isolierung des großen Ostreiches beginnt auf diesem Umwege über die Wirtschaft, an der und in der wir alle hinsiechen, solange wir keine ganz wesentliche Markterweiterung gefunden haben werden, – sie beginnt zu einer Kraftquelle zu werden. Kaum noch überall de jure anerkannt, wird die Sowjetmacht auch schon in verschiedenen europäischen Lagern als durchaus, als erwünschtermaßen bündnisfähig betrachtet, und gerade bei uns haben, nach Locarno, die Rückversicherungsapostel gute Tage. Darüber wird nächstens ausführlicher zu handeln sein. Wir beginnen bald mit dem Abdruck einer umfangreichen Studie über diesen Gegenstand, die in einem sachkundigen, geschulten und nachdenklichen Kopf an Ort und Stelle entstanden ist.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Der sechzigjährige Rolland

Am 29. Januar wird Romain Rolland sechzig Jahre alt. Vielleicht wird der größere Teil der Geburtstagswünsche ihm aus Deutschland zugehen, das Rolland liebt wegen seiner — ihm oft bewiesenen — Humanität und der Musik in seinen Büchern. Rolland empfindet europäisch, nicht aus einer politischen Idee heraus, sondern aus moralischer Notwendigkeit. Er liebt eine klare und lichte Welt. Wie seine Gestalten Jean-Christophe und Clérambault lebt er vor allem der „passion de la lumière". Darum haßte er den tumultuarischen Krieg, seine Grausamkeiten und die ihm folgenden Unterdrückungen. Er liebt das Volk, die Freiheitsmusik von 1789, die heroischen Seelen. Dieser Heroismus umspannt Danton und Marat wie Beethoven und Tolstoi. In der Einleitung zu seinem Beethoven-Buch sagt Rolland (man muß diese Sätze französisch zitieren): „La vieille Europe s'engourdit dans une atmosphère pesante et viciée. Un matérialisme sans grandeur pèse sur la pensée . . . Le monde étouffe. Rouvrons les fenêtres. Faisons rentrer l'air libre. Respirons le souffle des héros."

Dieser revolutionäre Heroismus ist sehr französisch. Und doch ist der „Jean-Christophe" wohl eher ein deutscher als ein französischer Roman. Er ist ein Musikerbuch, umweht von der Luft der deutschen Romantik. Musik ist für Rolland ja stets die eigentliche Repräsentation des Geistes. Das französische Genie stellt sich ihm dar in heroischer Handlung, in der Leidenschaft der Vernunft, in Rabelais, Molière, Diderot, aber — und sie ist ihm lieber — auch in der Musik der Berlioz und Bizet. Die epische Darstellung dieser Gesinnung ist vielleicht manchmal etwas zu weich: es fehlt ihr oft der erzählerische Rhythmus und das starke Tempo der großen Romandichter. Rollands Romane sind in ihrer ganzen Architektur eher musikalisch als episch. Man hat den Aufbau des Jean-Christophe etwa mit den Kompositionen von Strauß und Mahler verglichen. Welche zentrale Bedeutung für Rolland die Musik im System des Geistes besitzt, erhellt am meisten sein Aufsatz „Über die Stellung der Musik in der Geschichte", den wir in unserem Dezemberheft veröffentlichten. Er stammt aus dem Jahre 1902 und bildet die Einleitung zu einem im Jahre 1907 erschienenen Musikerbuch.

In seinem „Theater der Revolution" stellt Rolland mit einer fast pädagogischen Anschaulichkeit die große französische Revolution dar. Er gibt Geschichtsbilder um der Begeisterung willen, die die Geschichte und ihr Freiheitspathos erwecken. Er will eine Ideologie körperlich machen und bloße Rede vermeiden. In allen Schriften Rollands herrscht der Heroismus des Leidens und des Lächelns. Und vielleicht ist seine tiefste Weisheit, daß beide sich nicht ausschließen:

„Rire ne m'empêche pas de souffrir; mais souffrir n'empêchera jamais un bon Français de rire. Et qu'il rie ou larmoie, il faut d'abord qu'il voie."

Reine Dichtung

Sie ist ein Thema, das die französische Kritik — sie ist im Gegensatz zur deutschen zu jeder Zeit von philosophischer Produktivität — jetzt sehr beschäftigt. So finden wir sowohl im letzten Heft der *Nouvelles Littéraires* wie in dem der *Nouvelle Revue Française* Beiträge über „Reine Dichtung".

In der *Nouvelle Revue Française* schreibt Albert Thibaudet. Er umschreibt das Problem auf folgende Weise:

„Es handelt sich um ein Problem literarischer Kritik, nicht um eins des Dogmas noch um eins der philosophischen

Digitized by Google

Kritik. Ist reine Dichtung an sich möglich oder wünschbar oder dem Herzen fühlbar oder dem Geist faßbar? Das wäre nicht unsere Sache, wenn wir Dichter wären oder wenn wir uns durch Manifeste oder Kommentare darauf vorbereiteten, unser dichterisches Werk schmackhaft zu machen. Aber wir sind Kritiker. Wir haben vor uns eine Menge geschaffener Dichtung, und wir fragen uns, was in dieser verwirklichten Dichtung dem Begriff der reinen Dichtung entsprechen kann.

Nun, der Ausdruck wird auf zwei Provinzen der französischen Dichtung angewandt ... An die Idee der reinen Dichtung ist die der Inspiration geknüpft, des Geisteshauches, der überlegenen und göttlichen Leichtigkeit, ein Zustand der Gnade, den man natürlich mit der göttlichen Kommunion vergleicht (ich überlasse dem Leser die Sorge, den ganzen romantischen Instanzenweg zu wiederholen).

Aber der Ausdruck: reine Dichtung, die Kategorie: reine Dichtung bieten auch einen anderen Sinn, der nicht allein von diesem verschieden, sondern ihm recht heftig entgegengesetzt ist. Wir müssen sofort auf Namen zurückgreifen und uns nicht auf Ideen versteifen. Ich denke an Poe, Mallarmé und Valéry. Der Idee der Inspiration gesellt sich die der Herstellung, der Idee des von außen wehenden Genies die des einem Stoffe verknüpften Genies, der Idee luftiger Leichtigkeit die einer angewandten Schwierigkeit, die sich an der Geometrie reibt, eines äußeren Diamanten, der nur durch einen inneren, aber gleichartigen Diamantenstaub poliert werden kann. Mystizismus — nun gut, aber Mystizismus der Materie, der poetischen Materie? Die Seele? Valéry nennt sie — sehr weit gehend — die Fähigkeit, nichts in unserem Körper zu verstehen. Was für ein erstaunlicher Körper ist die ‚Jeune Parque' (eine Dichtung Valérys), und welche Illusion treibt uns — unter dem Vorwand, sie zu verstehen — uns zu weigern, sie zu verstehen, weil wir ihr eine Seele geben!" —

Thibaudet schließt diese speziellen Gedankengänge mit diesen prinzipiellen:

„Der höchste Wert des Menschen besteht weder darin, ein Individuum zu sein, noch ein Paar oder eine Einheit in der Mannigfaltigkeit zu schaffen, sondern ein Paar oder eine Mannigfaltigkeit zu sein. Am Grabe von Déroulède erinnerte Barrès an dieses antike Wort: ‚Wenn ihr einen einheitlichen Menschen gesehen habt, so habt ihr eine große Sache gesehen.' Ja, aber es handelte sich um einen Menschen der Tat; denn die Tat fordert Einheit, Konzentration, die scharfe und durchdringende Spitze. Im Gebiet des Gedankens ist es anders. Wenn ihr einen mannigfaltigen Denker, einen protheischen Denker kennt, kennt ihr einen großen Geist. Und ich glaube wohl, daß ein Kritiker in bezug auf eine der großen geistigen Naturen, mit denen sein Denken sich beschäftigt, den richtigen Gesichtspunkt nicht vergißt, wenn er den Gesichtspunkt erreicht, wo die unauflösbare Mannigfaltigkeit dieser Natur erscheint; ich sprach von der inneren Tragödie dieses Menschen, aber in diesem Augenblick ist es wahr, daß der Mensch fast nicht mehr ein Mensch sei, das wäre wohl eine Natur. Eine verfallene Natur? eine verbesserte Natur? Hier beginnt eine andere Debatte ...

Die Probleme der Intuition, des Gebets, der reinen Dichtung existieren nicht ohne die Probleme der entsprechenden Techniken. Der Bergsonismus, wiederholt man, ist eine Philosophie reiner Intuition. Als ob dieser Ausdruck: Philosophie der Intuition nicht ein Unsinn, ein Widerspruch wäre! Philosophieren heißt: Techniken der Vernunft auf die Gegebenheiten der Intuition anwenden, und zuerst auf das Problem der Vernunft selbst, da die Ver-

Digitized by Google

nunft an sich allein sich niemals wahrnehmen kann; auf das Problem der Intuition, da die Intuition allein niemals gesetzt werden könnte. So gibt es kaum ein Gebet ohne Technik des Gebets, was auch immer die Analysen der Mystiker wie die Formeln der Kirchen sich bemühen zu erklären, zu präzisieren... Schließlich weiß ein Philosoph kaum, was eine reine Philosophie sei. Die Idee des „Reinen" funktioniert eher auf dem anderen Register, der Geometrie: es gibt reine Mathematiker, Kant hat von einer reinen Physik sprechen können. Es ist wahr, daß es im Kantianismus eine Frage der reinen und der praktischen Vernunft gibt, die sich vielleicht an unseren Problemknoten anfügt. Aber gehen wir nicht so weit. Ziehen wir unseren alten Montaigne aus der Bibliothek. Lesen wir wieder das Kapitel ‚Que nous ne goûtons rien de pur', versuchen wir dann die Anwendungen und Durchführungen."

Erinnerungen an Huysmans

Paul Valéry berichtet in den *Nouvelles Litteraires* über Begegnungen mit Huysmans aus der Zeit, in der der Dichter an „Là-Bas" arbeitete.

„Er war der nervöseste Mensch, neigte zu unüberwindlichen Antipathien, war unmittelbar und grausam in Urteilen, ein großer Schöpfer von Verdruß und Ekel, aufnahmebereit für das Böse und durstig nur nach dem Übermäßigen, unglaublich leichtgläubig ...; mildtätig in seinen Handlungen, treu zu unglücklichen Freunden, beständig in seiner Bewunderung, die er sogar gegenüber Menschen bewahrte, deren Person ihm unerträglich oder verhaßt geworden war.

Ich sehe ihn so deutlich wieder, daß ich seinen riesigen runden Schädel modellieren könnte, seine zu breite Stirn, seine schmale und so seltsam gewundene Nase, seine rauhen und teuflisch gegen die Schläfen erhabenen Brauen und diesen schweren Mund, dessen eine hochgestülpte Ecke bittere und komische Dinge aussprach. Ich höre ihn sagen: diese Dummheit! Mit seinen feinen weiblichen Händen rollte er Zigaretten, die er schnell anzündete, kaum daß sie zwischen seinen schmalen Fingern dünn geworden waren; er sog den Rauch ein und schaukelte auf seinem Sessel, die mageren Schenkel übereinander gekreuzt, mit den Schuhen ungeduldig ins Leere starrend. Man plauderte. Seine grauen Augen warfen kalte Blicke. —

Kunst, Frau, Teufel und Gott waren die großen Interessen seines geistigen Lebens, das übrigens ebenso beansprucht und beeinflußt wurde durch jede Einzelheit des Existenzelends. Er erfuhr alle seine Mühen und Häßlichkeiten. Seine seltsamen Nüstern witterten zitternd das Widerliche in der Welt. Der eklige Duft der Garküchen, der herbe verfälschte Weihrauch, die faden oder verpesteten Gerüche der Buden und Nachtasyle, alles das empörte seine Sinne, erregte sein Genie ...

Er hatte sich den Stil seiner Nerven gesichert; seine Sprache zielt immer auf das Unerwartete und auf den äußersten Ausdruck, ist überladen mit pervertierten und in neuem Sinne verwendeten Adjektiven, dem durchgearbeiteten Monolog, einer seltsamen Mischung seltener Ausdrücke, seltsamer Töne, trivialer Formen und poetischer Funde. Er liebte es, die Ordnung der Worte zu brutalisieren, die Eigenschaft des Nomens zu entfernen, die Ergänzung des Verbs und die Präposition des Wortes, das zu ihm gehört."

Über Huysmans Werk sagt Valéry:

„Selbst wenn das Werk barbarisch erscheint, die Leute von Geschmack abstößt, die einfachen Leute verblüfft, die Vernünftigen irritiert und in sich die Versprechungen auf den Tod trägt, die Gewißheiten des Verlassenseins als Ursache der Singularität, so ist es trotzdem

Digitized by Google

ein eigentümliches Werk und ein Ereignis im Universum der Literatur gewesen; denn es hat mehr als einen Schriftsteller beeinflußt, trotz der Grenzen des Naturalismus; es ließ die Leser eine außergewöhnliche und verborgene Kunst gut kennen, die auch aus Mystik, Okkultismus, dem Leben der Geistlichen und der zeitgenössischen Mönche eine recht kostbare literarische Substanz bezog. Der Zustand der frommen Dinge und der ängstlichen Geister zwischen 1880 und 1900 sind zum Teil in den drei Hauptwerken Huysmans definiert."

Der alte Henri Rousseau

Im letzten Heft von *Vient de Paraitre* schreibt bei Gelegenheit einer Pariser Ausstellung André Salmon über den Maler Henri Rousseau.

„Ich habe Henri Rousseau, genannt der Zöllner, der mir sein altes brüderliches Herz öffnete, sehr geliebt; ein Kamerad nach dem Wunsch von Walt Whitman, ohne sogar sich erst die Mühe nehmen zu müssen, diese edle Rolle zu übernehmen. Etwa wie man aus Instinkt sagt: zum Papa! ... Auf der Rückkehr von einem Besuch des Louvre sprach Henri Rousseau zu mir von seinem Vergnügen, und ich wünschte zu hören, daß viele junge Künstler sich mit so viel Gesundheit und Gerechtigkeit des Gefühls über die selben Kunstprinzipien sich äußern könnten ...

Der Zöllner errötete darüber nicht, seine ersten Kunden — Budiker aus Plaisance oder Montrouge, kleine Pensionäre oder junge Kommis, seine Schüler — zu fragen, ob das bestellte Bild ihnen gefalle. Er hörte sich ihre Kritiken an und verstand es, die schüchternsten zu ermutigen. Dennoch drängte er sich nicht, sie zu befriedigen. Der Zöllner wollte die Herzen rühren, aber durch ‚plastische Mittel', die diese Vernunft ehren, deren direkter Kultus seine Zeit nicht in Anspruch nahm.

Niemand war auf so exakte, so gesunde Weise Maler wie dieser Greis, der den Kleinbürgern glich, die man an Tagen der Staatsanleihe an den Türen der Banken sieht.

Kein Künstlerleben war schöner als das dieses alten Engels, der dreißig Jahre hindurch seine Flügel unter den Falten eines Regenmantels eines Pariser Steuerbeamten faltete.

Der arme kleine Pensionär aus Montrouge, der im Hospital starb, im gemeinen Grab schlief, wo fromme Hände ihn ausgruben, erstaunte lange die Besucher des Salons der Unabhängigen. Aber er kannte auch die zarte Bewunderung von Künstlern, die ein wenig des Snobismus verdächtig sind und tief und direkt durch seine unvergleichliche Sensibilität, seine unbefleckte Phantasie, gleichzeitig präzis und vagabondierend, seine Gabe der Farbe und der Komposition berührt wurden. Henri Rousseau konnte nicht zeichnen. Er hatte einiges Genie und kein Talent. Das ist wahr. Das Genie ist keine Scheidemünze, und viele geschickte Menschen haben uns Abscheu vor dem Talent gegeben. Daran muß man denken.

Diejenigen, welche Henri Rousseau lieben — ich habe es geschrieben und wiederhole es, man zwingt mich dazu — sind nicht dumm. Genug Meister, die mit ihrem guten Verstand dem unschuldigen, unwissenden Zöllner den Prozeß machen könnten, finden genug Gründe, um ihn zu bewundern ...

Henri Rousseau wußte nichts Großartiges von sich selbst; er malte sein Bestes, tapfer, ehrlich, mit Aufrichtigkeit. Schon das gibt ihm die Haltung eines Helden.

Einige Maler, Dichter und Schriftsteller gaben unserem alten Engelzöllner in Picassos Atelier ein Bankett. Diejenigen, die eigentlich Rousseau verachten, klagten uns an, ihn zu foppen.

Digitized by Google

Wir glaubten nicht, uns lustig zu machen, indem wir das Atelier im Stile Rousseaus dekorierten. Welche Ehrung paßte besser? Brauchte man eine Dekoration des russischen Balletts oder Flötenspieler? —"

Russische Kunstindustrie

In der Monatsschrift *Das neue Rußland* berichtet D. Atkin über „Wege der russischen Kunstindustrie". Das bäuerliche Kunstgewerbe Rußlands war auch im Westen schon lange bekannt. Die Revolution hat auch dieses primitive Schaffen verändert. Viel stärker aber ist die Umwandlung der städtischen Kunstindustrie, da ja vor allem das städtische Leben sein Gesicht sehr gewandelt hat.

„Die gigantischen, von der Revolution aufgeworfenen Aufgaben der Erneuerung des Alltagslebens stellen sehr große Anforderungen an die Kunstindustrie: die Lebensgestaltung, sämtliche Formen der den Menschen umgebenden materiellen Kultur aktiv zu beeinflussen! Und wenn es auch der russischen Industrie in diesen Jahren noch nicht gelungen ist, diese Aufgabe restlos zu lösen, zumal sich ihre Anstrengungen auf den Wiederaufbau der wichtigsten Industriezweige konzentrieren mußten, machen sich doch wesentliche Anzeichen für dieses neue künstlerische Denken geltend. Eine umfassende industriell-künstlerische Bewegung ist bereits entstanden und hat den Künstler in die Produktion berufen, um hier an der Schaffung der materiellen Realität, die den Menschen in seinem Alltagsleben umgibt, teilzunehmen. Auch unsere künstlerische Ausbildung hat diesbezüglich einschneidende Wandlungen erfahren und erblickt eine ihrer Hauptaufgaben in dem Näherbringen des Künstlers an die Probleme und Anforderungen der Industrietechnik.

Das Hausgewerbe ist auf dem russischen Dorfe außerordentlich verbreitet. Man kann sagen, daß es keinen Produktionszweig und kein Material gibt, die dem russischen Hausgewerbler fremd wären. Hausgewerbliche Erzeugnisse umgeben den russischen Bauer. Unter den mannigfachen Hausgewerben steht die Produktion von künstlerisch bearbeiteten Wirtschaftsgegenständen, die unter den verschiedensten Völkerschaften der Sowjetunion verbreitet ist, an erster Stelle. Hierbei ist das russische hausgewerbliche Spielzeug von besonderem Interesse. Gerade dieser Zweig hat eine hohe Vollendung erreicht und den Ruhm des russischen Hausgewerblers ins Ausland getragen.

Das holzbearbeitende Spielzeuggewerbe konzentriert sich auf einzelne Gebiete Zentralrußlands. Die wichtigsten davon sind: das Moskauer Gouvernement mit den Produktionszentren in Sergjewa und Chotkowa, ferner die Gouvernements Nishnij Nowgorod und Wladimir.

Das hausgewerbliche Spielzeug ist primitiv. Größtenteils sind es hölzerne Figürchen, die Menschen oder Tiere, hin und wieder aber auch ganze bewegliche Szenen oder Episoden darstellen. Das Instrument, das die kleine kunstvolle Figur aus dem unbehauenen Holzstück entstehen läßt, ist meist ein gewöhnliches Messer.

Worin besteht der unnachahmliche Reiz des russischen hausgewerblichen Spielzeugs, das nicht nur das Kind, sondern auch den Erwachsenen erfreut? Vor allem in seiner eigenartigen Primitivität, in der unmittelbaren Expression der Form, in jener naiven Liebe, die jeder Linie, die der russische Hausgewerbler ins Holz eingräbt, eigen ist.

Abgesehen von der speziellen Spielzeugproduktion ist unter den holzbearbeitenden Hausgewerben die Herstellung von Möbeln und verschiedenen Gebrauchsgegenständen hervorzuheben. Hier ist in erster Linie der sogenannte

Digitized by Google

‚Chochlomsker Holzanstrich' bemerkenswert, der namentlich in roten und goldenen Tönen gehalten noch die besondere Eigenschaft besitzt, das Holz außergewöhnlich fest und temperaturbeständig zu machen, was für seine Verwendung als Geschirr von Wichtigkeit ist. Dieser Produktionszweig ist im Nishnij Nowgoroder Gouvernement zu Hause; seine Erzeugnisse an Möbeln und Geschirr erfreuen sich im Auslande ständig eines großen Erfolges."

Radio und Literatur

Über das problematische Thema „Broadcasting Fiction" schreibt *The Saturday Review:*

„Die Literatur wurde in den Deklamationen der Dichter geboren, und wenn Mr. Cosmo Hamilton recht hat, wird sie zur mündlichen Erzählung zurückkehren. Hamilton nimmt an, daß unsere Generation, die durch die vielfältigen Forderungen einer raffinierten Zivilisation ermüdet ist, ihre Muße zum Lesen, mindestens für leichtes Lesen, immer mehr vermindert sehen wird, und daß sie gezwungenermaßen ihre Erzählungen in der zusammengedrängten Form von fünfzehn Minuten Radio-Rezitation anstatt von dreihundertundfünfzig Buchseiten empfangen wird. Um zu diesem Glauben zu überreden, bot Mr. Hamilton vor wenigen Nächten einer unsichtbaren Zuhörerschaft einen vollständigen Roman während der Dauer von einer Viertelstunde."

Gegenüber dem Vergleich mit der Antike wird mit Recht gesagt:

„Dem Barden früherer Zeiten fehlte nicht die Muße auf seiten der Zuhörer, um seiner Erzählung zu lauschen; je mehr er sie ausschmücken konnte, je mehr er ihr Detail und Farbe leihen konnte, um so länger konnte er den Zuhörern eine Unterhaltung liefern, deren Amüsements sehr beschränkt waren durch die relative Isolierung und die große Einfachheit ihrer Zeiten.

Aber kann irgend jemand an ein solches Resultat von seiten der Radioerzählung glauben? Ihre eigentliche Existenz, wenn je eine solche faktisch zustande kommt, wird der Ungeduld eines Publikums zu danken sein, das Hals über Kopf von einem Geschäft zum anderen rennt und vom Theater zum Kino, vom Kino zum Kabarett flattert und so keine Zeit an einen Roman wendet, der mehrere Stunden oder Ereignisse für seine Lektüre verlangt ..."

Rudolf Kayser

Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. Willy Hellpach, Professor, badischer Staatspräsident a. D., Karlsruhe. Außer politischen Arbeiten veröffentlichte er eine Reihe wissenschaftlicher, u. a. „Die Grenzwissenschaften der Psychologie", „Die geo-psychischen Erscheinungen" und „Wesensgestalt der deutschen Schule".

Wilhelm Schmidtbonn, Rottach, ist durch zahlreiche dramatische und epische Arbeiten hervorgetreten. Von seinen Büchern nennen wir: „Der Graf von Gleichen", „Die Schauspieler" und „Die unerschrockene Insel".

Miguel de Unamuno, von der Rivera-Regierung aus Spanien verbannt, lebt in Frankreich. Seine Werke erscheinen jetzt auch in deutscher Sprache im Verlage Meyer & Jessen, München.

Dr. Ernst Robert Curtius, Professor in Heidelberg, schrieb die wichtigsten deutschen Bücher über die neuere französische Literatur: „Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich", „Balzac" und „Französischer Geist im neuen Europa".

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

APR 15 1926

DRITTES HEFT MÄRZ 1926

PERIODICAL ROOM GENERAL LIBRARY UNIV. OF MICH.

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVII. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

M. J. Bonn, Die Gegenkolonisation
Ernst Weiß, Marengo oder das Leben ohne Illusionen
Hermann Hesse, Die Nürnberger Reise
Romain Rolland, Mozart
Klaus Mann, Fragment von der Jugend
Arthur Holitscher, Leben, Tod und Auferstehung in Indien
Wilhelm Hausenstein, Faber du Faur
Alfred Wolfenstein, Bewegungen
Oskar Bie, Bücher über Architektur
Samuel Saenger, Politische Chronik
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

S. FISCHER / VERLAG A.-G.
Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W 57, Bülowstr. 90 erbeten. – Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. – Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1926 by S. Fischer, Verlag.
Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes RM 2.–; Quartalspreis RM 6.–. Auslandsabonnenten können den Gegenwert in fremder Währung durch Postanweisung einsenden. – Zahlungen in Reichsmark bitten wir an das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692, Auslandszahlungen an S. Fischer, Verlag, Berlin W 57, Bülowstraße 90 zu richten.

VORANKÜNDIGUNG

Das April-Heft der „Neuen Rundschau"

bringt voraussichtlich folgende Beiträge:

ALFRED WEBER, Geist und Politik
BENJAMIN JARNÉS, Der getreue Strom (Novelle)
ARTHUR HOLITSCHER, Besuch bei Gandhi
HERMANN HESSE, Nürnberger Reise II
HANS REICHENBACH, Die Probleme der modernen Physik
REINHARD GOERING, Der westliche Buddha
WILHELM HAUSENSTEIN, Veronesisches Tagebuch
OTTO FLAKE, Schreibende Welt
S. SAENGER, Politische Chronik
RUDOLF KAYSER, Europäische Rundschau

Diesem Heft liegen die Prospekte der folgenden Firmen bei:

Duncker & Humblot, München
J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart
Fr. Wilh. Grunow, Leipzig
H. Haessel Verlag, Leipzig
Ernst Rowohlt, Berlin

Beachten Sie die Anzeigen vor und nach dem Text!

Digitized by Google

DIE GEGENKOLONISATION

von

M. J. BONN

I.

Wenn nicht alles trügt, steht die Welt vor dem Abschluß eines in seiner Art einzigartigen kolonialen Zeitalters. Das besagt nicht bloß, daß die letzte „Grenze" überschritten und das letzte Neuansiedlungen zugängliche Gebiet verteilt worden ist, so daß in Zukunft kein Neuland mehr vorhanden sein wird. Es bedeutet vielmehr, daß die Strömungen, die wir in ihrer Gesamtheit als Kolonisation bezeichnen, zum Stillstand gekommen sind, ja vielfach sich in entgegengesetzte Richtung gewendet haben.

Kolonisation im weitesten Sinne des Wortes ist die Übermittlung der Lebensformen eines gesellschaftlich organisierten Volkes an andere Völker und deren Übertragung nach anderen Gebieten. Sie vollzieht sich in einfachster Form, wenn ein Volk menschenleere Gebiete gewonnen hat, sie mit seinen eigenen Angehörigen auffüllt und dort, beinahe unbewußt, nach dem Vorbild der heimatlichen Gesellschaft eine neue Gemeinschaft aufbaut. Nur wenigen Völkern ist eine derartige Kolonisation vergönnt gewesen: den Engländern in Nordamerika und in Australien, Neuseeland inbegriffen, den Franzosen in Kanada, in bedingtem Maße den Spaniern und den Portugiesen in Südamerika und den Russen in Sibirien. Die Übermittlung der Lebensformen hat dann meist einen doppelten Ausdruck gehabt: Auf der einen Seite ist das Wirtschaftsleben in den Formen, die damals in der Heimat bestanden, übertragen worden. Auf der andern Seite sind in dem neuen Lande die politischen Einrichtungen des Mutterlandes von neuem entstanden. Wo das der Fall war, blieb die Kolonie nur zeitweise vom Mutterland abhängig; sie hat sich dann mit beginnender Reife entweder von ihm losgelöst oder sich zur Teilhaberin seiner Herrschaft entwickelt.

Die Begründung dieser Art von Kolonien, der Siedlungskolonien, stellt nur einen Teil der Kolonisation überhaupt dar. Vielfach waren die neu-

Digitized by Google

gewonnenen Gebiete von Eingeborenenbevölkerungen bewohnt, die beim Zusammenstoß mit den Einwanderern ihre Lebensfähigkeit erwiesen. Wo sie nicht abstarben oder zurückwichen, wie die Indianer oder die Australneger, entstanden Mischkolonien, in denen Eingeborene und Kolonisten miteinander lebten. Die einwandernden Kolonisten nahmen den Eingeborenen meist das fruchtbarste Land ab; sie ließen sie als Arbeiter und Pächter an seiner Bestellung teilnehmen. Sie pflegten sie in der Vergangenheit als rechtlich Unfreie zu behandeln, während sie sie in der Gegenwart trotz der heute viel tiefergehenden Rassenunterschiede als Freie, wenn auch nicht politisch gleichberechtigte Individuen betrachten. So hat sich die Geschichte von Südamerika abgespielt, soweit es von Indianern bewohnt war, und nicht anders diejenige von Nord- und von Südafrika, von Irland und von weiten Teilen Ost- und Südeuropas.

Die herrschende Einwandererschicht beließ ursprünglich den Eingeborenen die diesen vertrauten Lebensformen und dachte nicht daran, ihnen die eigenen aufzudrängen. Wo das Gefälle zwischen dem Stande der beiderseitigen Zivilisation ein hohes war, hat sie sogar vielfach das eigene Kulturleben mit seinen geistig-technischen Errungenschaften eifersüchtig für ihre Angehörigen bewahrt und den Eingeborenen, um gegen Aufstände gesichert zu sein, keinen Anteil an ihm zugestanden. Wo dagegen die kulturellen Unterschiede zwischen Einwanderern und Eingeborenen verhältnismäßig gering waren, wie etwa in Ost- und Südeuropa oder auch zeitweilig in Irland, haben sie die Eingeborenen erst unbewußt, dann bewußt entnationalisiert und ihnen die eigene Sprache und das eigene Weltbild aufzudrängen versucht. Bei diesem Bestreben sind sie oft erfolgreich gewesen. Dieser Vorgang war zu Beginn der modernen Nationalitätenbewegung noch nicht zum Abschluß gekommen.

Wo es sich um verhältnismäßig hochstehende staatlich konsolidierte Eingeborenenreiche handelte, wie etwa in Indien, haben sich die Eroberer damit begnügt, an Stelle der Eingeborenenregierung eine europäische Regierung zu setzen; sie sind dabei oft auf sehr verschlungenen Wegen gewandelt. Diese europäische Regierung betrachtete sich grundsätzlich als Nachfolgerin der einheimischen Vorgänger und regierte ganz bewußt mit einheimischen Regierungsmethoden. Der kulturelle Hochmut der Europäer und die wirtschaftliche Gewinnsucht haben aber allmählich zur Einführung der Formen des europäischen Kapitalismus in die Eingeborenenländer geführt. Da dieser Kapitalismus mit seinen empfindlichen Anlagen

Digitized by Google

und Werkzeugen einer in europäischem Geiste hantierenden technischen Arbeiterschaft bedarf und von kapitalistisch denkenden Personen geleitet werden muß, so hat er das geschlossene Gefüge der Eingeborenenweltanschauung erschüttert und dadurch Forderungen nach politischer Umstellung auf staatlichem Gebiet ausgelöst. Er hat die Eingeborenen nicht zu entnationalisieren versucht, weil ihm ihre Nationalität mißfiel, er hat sie nur der kapitalistischen Wirtschaft eingepaßt und damit die seelischen Kräfte ihrer Eigenart entwurzelt.

In rein kapitalistischer Form ist die Kolonisation in den Gebieten aufgetreten, wo Eingeborenenreiche ihre Selbständigkeit zu behaupten vermochten, zum Zweck der Beibehaltung dieser Selbständigkeit aber einer finanziellen Umgestaltung des Staates und des Verwaltungslebens bedurften. Sie mußten Anleihen auf den europäischen Märkten aufnehmen und wurden dadurch zu Schuldnern der europäischen Kapitalisten. Da sie, wenn man von Japan absieht, ihre Finanzen nicht selbständig so ordnen konnten, wie es der europäische Gläubiger vom Standpunkt der Sicherheit aus verlangte, wurden sie unter Finanzkontrolle gestellt, die sich bald auf die Erträge bestimmter Einkünfte, bald darüber hinausgehend auf Kontrolle der allgemeinen Finanzverwaltung erstreckte. Nur wenige Länder, wie insbesondere die südamerikanischen Republiken iberischen Ursprungs, konnten ihre politische Unabhängigkeit ohne finanzielle Kontrolle behaupten.

In diesen vier Formen etwa hat sich die Kolonisation im 19. und noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts abgespielt. Man kann heute deutlich erkennen, daß der Weiterwirkung dieser Kräfte enge Grenzen gesetzt sind. Auf fast allen Gebieten hat eine Bewegung begonnen, die man als Gegenkolonisation bezeichnen darf.

II.

Der Kapitalismus vor dem Kriege war auf einer sich selbsttätig verbreiternden Grundlage aufgebaut worden. Aus den alten Ländern ergoß sich ein Strom von Kapitalien in die neuen Welten, in denen reiche, noch unausgenutzte Produktionsmöglichkeiten den Kapitalien höhere Erträge versprachen. Neben den Kapitalien floß ein Menschenstrom den neuen Produktionsgebieten zu. 1913 sind allein nach Nordamerika über 1½ Millionen Menschen eingewandert. Neben die europäische Auswanderung traten asiatische und afrikanische Völkerbewegungen im Dienste der kapitalistischen Erschließung von Neuland. In jenen Tagen der Verbreiterung des Kapitalismus über die ganze Erde waren alljährlich wohl

Digitized by Google

größere Menschenmassen im Flusse als zu den Zeiten, die wir die Völkerwanderung nennen. Durch den Bau von Eisenbahnen wurde neues Agrarland gewonnen, durch die Erschließung von Gruben Gold und Rohstoffe gefördert. Mit den Ersparnissen der Heimat schuf der europäische Kapitalismus Nahrungsmittel und Rohstoff erzeugende Produktionsanlagen auf der ganzen Erde. Durch Aussendung seiner Söhne und Töchter und durch Umgestaltung des Lebens eingeborener Bevölkerungen, die er in sein System hineinpreßte, zog er neue Kunden groß, die mit ihren Produkten den Produktionsüberschuß bezahlten, dessen seine wachsenden Industrieanlagen zur Rentabilität bedurften.

Diese Bewegung ist zum Stillstand gekommen. Europa, als Ganzes betrachtet, erzielt keine Überschüsse mehr. Beträgt doch allein die Gesamtverschuldung der europäischen Regierungen an die Regierung der Vereinigten Staaten beinahe 50 Milliarden Mark = 11,984 Milliarden Dollar; die Zinszahlungen, die im vergangenen Jahre fällig waren, haben mehr als 4 Milliarden Mark ausgemacht. Die Kapitalströme haben ihren Lauf geändert; sie gehen aus der Neuen Welt zurück in die Alte, wo sie keine neuen Produktionsmöglichkeiten erschließen, sondern nur die Fortführung der alten Unternehmungen erleichtern. Auch die Wanderbewegung großen Umfangs ist zum Stillstand gekommen. Vom 1. Juli 1927 an wird die europäische Einwanderung in den Vereinigten Staaten auf 150000 Personen beschränkt sein. Der internationale Erschließungs-Eisenbahnbau hat aufgehört. Statt daß Europa seine Menschen und mit ihnen seine Produktionsmethoden in Kapitalform einer neuen Welt entsendet, ist die kapitalistische Führung auf Amerika übergegangen. Die ehemalige Kolonie entwickelt das Mutterland, technisch mit vollkommenen, jugendfrischen Methoden, während sie geistig das Wesen kolonialer Unfertigkeit noch nicht völlig abgestreift hat. Die Gegenkolonisation hat begonnen.

In gewissem Sinne handelt es sich bei dieser Bewegung um eine bloße Richtungsänderung, nicht um grundsätzlichen Stillstand. Wenn die Vereinigten Staaten die Finanzkontrolle in Mittelamerika ausüben, oder wenn Österreich und Ungarn unter die Finanzkontrolle des Völkerbundes, Deutschland unter die Kontrolle eines Gläubigerausschusses gestellt werden, so ist das nur eine Vertauschung der Objekte, keine Umstellung des grundsätzlichen Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt. Hinter diesen Verschiebungen aber ist eine Revolution der Schuldnerländer gegen die Gläubigervölker deutlich erkennbar. Sie bildet auf der einen Seite einen

Digitized by Google

Teil des allgemeinen Schuldneraufstandes, den wir Inflation nennen. Sie trägt aber, wenn sie sich gegen Auslandsgläubiger wendet, ein ganz anderes Gesicht. Sie ist dann, soweit sie nicht künftige Kredite verteuert, profitabel, weil sie, auf Kosten der Ausländer gehend, nicht wie die Binneninflation eine bloße Verschiebung und damit Vernichtung des inneren Reichtums bedeutet. Das Verhältnis der Türkei zu ihren Gläubigern mag als Beispiel hierfür dienen; auch in China sind ähnliche Bestrebungen im Gange. Und in dem Kampf um die Anerkennung Rußlands seitens der Westmächte und die wirtschaftliche Einbeziehung Rußlands in die Weltwirtschaft hat die Frage der Anerkennung der Vorkriegsschulden oder, wenn man es vom Standpunkt des westlichen Kapitalismus aus formulieren soll, der moralischen Unzulässigkeit der finanziellen bolschewistischen Gegenkolonisation eine entscheidende Rolle gespielt. Selbst in dem Verhältnis Frankreichs zu den Vereinigten Staaten klingen übrigens ähnliche Motive durch.

Aber das ist noch nicht das Entscheidende. Auch in den Gebieten der Erde, wo der europäische Kapitalismus alte Eingeborenenzivilisationen mit wachsendem Erfolg in seine Formen zu pressen vermocht hat, hat die Gegenkolonisation eingesetzt. Der entscheidende Erfolg des Bolschewismus in Rußland ist nicht als Triumph der industriellen Arbeiterklasse über den voll ausgewachsenen westlichen Kapitalismus, er ist weit mehr als Sieg eines eurasischen Nationalismus über den europäischen in bureaukratisch-kapitalistischer Vermummung auftretenden Imperialismus zu betrachten. Daher ist es kein Zufall, daß in Westeuropa der Bolschewismus gescheitert ist. In den kulturell hochstehenden eingeborenen Kolonialgebieten der Erde, in China und Indien, in Syrien und Marokko, gibt er den nationalistischen Strömungen, die sich gegen den europäischen Kapitalismus aufbäumen, weil er Imperialismus ist, nicht weil er Kapitalismus ist, die entkapitalistische Note. Er verbrüdert sich mit dem Islam, wenn es ihm zweckmäßig erscheint, er vertieft sich in ihm wesensfremde chinesische Geistesströmungen; er sucht Neger und Mongolen für sich zu gewinnen. An und für sich sind in den nationalistischen Bewegungen Indiens und des fernen Ostens die industriellen Bestrebungen einer aufsteigenden, schutzzollüsternen eingeborenen Bourgeoisie geradeso vorhanden wie in den europäischen Kämpfen, in denen wirtschaftlicher Nationalismus mit Idealismus eng verknüpft war. Die großen Massen der Eingeborenenbevölkerungen aber kann ein rein schutzzöllnerischer ideenarmer Natio-

Digitized by Google

nalismus nicht begeistern. Der bolschewistische Appell an die Bedrückten und Getretenen, der sie aufruft gegen ihre Herren, die fremden Kapitalisten, die im Schutz von fremdem Militär und fremder Bureaukratie ihr Land ausplündern, findet einen Widerhall in ihren Herzen. Im Zentrum der kapitalistischen Wirtschaft ist der Bolschewismus erfolglos; an der Peripherie, in den kolonialen Gebieten, hat er sie zu erschüttern vermocht. Die kapitalistische Expansion kann dort nicht länger billig und gefahrlos neue Absatz- und Betätigungsmöglichkeiten für die immer noch anwachsenden Bevölkerungen der europäischen Heimat schaffen.

In den rein tropischen Gebieten mit verhältnismäßig rückständigen Eingeborenenbevölkerungen ist die europäische Kolonialherrschaft einstweilen noch nicht gefährdet. Der Kampf der Europäer gegeneinander, den die Eingeborenen im Kriege kennengelernt haben, und die Strömungen, die aus der äthiopischen Bewegung heraus sich zu entwickeln beginnen, haben aber, wenn man so will, auch dort die Rentabilität der Kolonisationsmethoden vermindert. Der Kapitalismus weitet sich nicht mehr automatisch aus. Das Zeitalter der mühelosen kolonialen Erschließung ist zu Ende. Menschen und Anlagen wachsen in unheimlichem Tempo in den Heimatländern des Kapitalismus an. Die erweiterte Grundlage, die er vor dem Kriege Jahr für Jahr neu zu gewinnen vermochte, kann er sich nicht mehr angliedern. Zeitweilig scheint sein Bau als Ganzes vollendet. Es kann nicht mehr angebaut, nur noch aufgestockt werden. Der Stein, der ins Wasser fiel und durch seinen Anstoß immer neue Ringe zog, hat den Grund berührt. An den Ufern schlagen die Ringe an und wellen nach dem Zentrum zurück.

Und während die Gewinnung neuer Konsumenten industrieller Produkte in der Heimat und in Übersee sich verlangsamt hat, ist die Industrialisierung in der ganzen Welt fortgeschritten. An die Stelle der großen Reiche, die, sich über weite Räume verbreitend, Völkerschaften der verschiedensten Art ohne Rücksicht auf nationale Eigenart zusammenschweißten, ist die Gegenbewegung getreten. Außerhalb Europas stehen noch die beiden angelsächsischen Wirtschaftsreiche. Das britische ist in doppelter Weise gefährdet. Die einzelnen Teile mit Selbstregierung, die Dominien, haben eine weitgehende Souveränität auch in der Außenpolitik erreicht. Sie sind als selbständige Staaten im Völkerbund vertreten. Sie müssen den internationalen Abmachungen des Mutterlandes ausdrücklich beitreten, falls diese sie binden sollen. Sie treiben eine Wirtschaftspolitik,

Digitized by Google

die völlig autonom gehalten ist. Sie lösen sich aus dem Gefüge des Reichs und suchen als Teilhaber eine neue Einheit, die, wenn sie gelingt, dauernder sein mag als die gewesene, die auf breiterer Grundlage ruht, aber loser sein muß, die die Einheit nur in der Vielheit erreicht. Auf der andern Seite ist das britische Reich zur Zeit stärker als andere Mächte den Angriffen der Gegenkolonisation ausgesetzt. Es hat Irland und Ägypten als Herrschaftskolonien aufgegeben; es ist in Indien in die Verteidigung gedrängt worden.

Die anderen europäischen Reiche sind bereits geborsten. Deutschland ist völlig auf Europa beschränkt; Frankreich ist seinem ganzen Bau nach kein Weltreich; Österreich ist zertrümmert; Italien hat vom Römerreiche vielleicht den Willen, nicht den Raum geerbt. Das türkische Reich vermag wohl die kapitalistische Bevormundung seiner Gläubiger abzustreifen; es hat dafür aber die Herrschaft über die Ungläubigen verloren. Es hat allerdings nicht nur aus beherrschten kolonialen Gebieten zurückweichen müssen, es ist auf der andern Seite auch imstande gewesen, die Kolonisten, die innerhalb der ihm verbliebenen Landesgrenzen ansässig waren, auszutreiben. Seit der Verjagung der Mauren aus Spanien und Portugal hat es keinen Vorgang gegeben, der so sehr als Gegenkolonisation erscheint, wie die Umsiedlung der griechischen Kolonisten aus Kleinasien nach Europa. Von der Türkei und von Rußland sind eigentlich nur der asiatische Keim geblieben.

Im Gegensatz zur Türkei sind dem russischen Reich nicht nur Gebiete verloren gegangen, die es, wie etwa Polen und Finnland, als Kolonien zu beherrschen suchte, sondern Gemeinschaften auch, wie die Randstaaten, in denen eine Kolonistenklasse dominierte, die in Rußland selbst lange Zeit an der Herrschaft teilhatte. Ehe der Kolonisationsprozeß Rußlands gegen die Balten in den Randstaaten zu Ende war, ist ihre Loslösung erfolgt. Dabei richtete sich aber die Gegenkolonisation gegen Rußland und gegen die Kolonisten, die ihrerseits Rußland gegenüber als Träger einer antirussischen Gegenkolonisation in Betracht gekommen wären. Die Enteignung des baltischen Grundbesitzes in den Randstaaten ist nichts anderes als ein Stück „Gegenkolonisation", wie sie heute in ganz Ost- und Südeuropa in vollem Gange ist. Ob dabei die Kolonisten enteignet und vertrieben werden, etwa wie die deutschen Optanten in Polen, oder ob sie als Staatsbürger des Landes anerkannt, aber trotzdem enteignet werden, wie die deutschen Großgrundbesitzer in der Tschechoslowakei, ändert an der sozialen Eigenart

Digitized by Google

dieser Art der Gegenkolonisation nichts. Der soziale Gedanke, der ihr zugrunde liegt, ist vielfach so mächtig, daß er sich gegen die eigenen grundbesitzenden Volksgenossen richtet. Er ist daher nicht ausschließlich eine Erscheinung des europäischen Ostens; er ist, schon vor dem Kriege, am leidenschaftlichsten in Irland zum Ausdruck gekommen und wirkt heute in den mexikanischen Unruhen stark mit.

In Europa selbst hat die Idee des national-einheitlichen Kleinstaates über den wirtschaftlich geschlossenen Großstaat zeitweilig gesiegt. Das kunstvolle Mosaik, das europäische Staatskunst mit brutalem Herrschaftswillen im Osten und Südosten Europas in jahrhundertelanger Arbeit gefügt hat, ist durch ungebärdige, wirtschaftlich dem kolonialen Zeitalter kaum entstiegene Völker zerschlagen worden. Auch hier hat die Gegenkolonisation gesiegt.

Entkolonisierung bedeutet aber hier nicht die Rückkehr zu den primitiven agrarischen Zuständen der Vorzeit. Sie geht, wie fast immer der Nationalismus, Hand in Hand mit schutzzöllnerischer Treibhauskultur. Je größer die wirtschaftliche Unfertigkeit der betreffenden Völker ist, desto höher müssen die Zollschranken sein, die ihnen die Hochzucht einer Industrie ermöglichen, von der, wenn nicht die nationale Sicherheit, so doch wenigstens die Höhe der Beteiligung abhängt, die den Einzelstaaten bei einem wirtschaftlichen Wiederzusammenschluß Europas zugebilligt werden kann. Überall herrscht Hochzucht der Produktion, begleitet von Konsumentenschwund.

Die schärfste geistige Zusammenfassung dieser ganzen Strömung kommt aber vielleicht in der neuen amerikanischen Einwanderungsgesetzgebung zum Ausdruck. Amerika will, was die Zusammensetzung seiner Bevölkerung betrifft, nicht länger Kolonialland sein. Es hat einen eigenen nationalen Typus entwickelt und sich ein eigenes nationales Ideal gesteckt. Es will sich bei dessen Herausbildung durch minderwertige europäische Beimischung nicht behindern lassen. Es fühlt sich sozial „fertig". Es will nicht länger Menschen, Mittel und Ideen von alten Zivilisationen entleihen. Es will seine eigenen sozialen Vorstellungen vom „richtigen Leben" nicht nur durch Beispiel, sondern auch durch Missionare und Kapital anderen Völkern übermitteln. Die größte Kolonie, die die Erde gesehen hat, entkolonisiert sich vollständig. Sie hat die Gegenkolonisation in sich vollendet; nun sucht sie in anderen Erdteilen deren Bestrebungen durch eigene Kolonisation zu überwinden.

Digitized by Google

MARENGO
ODER DAS LEBEN OHNE ILLUSIONEN

Erzählung von

ERNST WEISS

I

Felix R. war ein Mensch, den man aus einer Menge gleichaltriger Leute seiner Klasse schwer herausgefunden hätte. Mittel die Gestalt, mittel der Geist, mittel das Herz. Und doch verbrachte dieser Mensch sein Dasein nicht wie in einem Zuge gleichartiger Heringsbrut, in trübem Schuppengewimmel an seinesgleichen angeschmiegt, sondern er lebte ein fast ganz vereinsamtes Leben, das von dem der meisten sehr verschieden war. Man nannte ihn in der Schule Marengo, weil er nach dem frühen Tode seiner Eltern stets schwarze, grau melierte Stoffe trug, die „Marengo" hießen. Schwarz, weil er Trauer trug. Grau, weil er selbst doch weiterlebte. Niemand rief ihn unter seinem Namen Felix, und so nannte er sich selbst, wenn er an sich dachte, Marengo. Er war weibisch von Herzen, männlich von Gehirn. Leidend mehr als tätig im Gefühl, ohne ein überragendes Ziel, ohne verzehrende Leidenschaften; abwartend, zu Wohlwollen eher geneigt als zu Haß und Neid. Er war der einzige Sohn eines Hauses, das es in Wirklichkeit nicht gab. Wäre ein braver Sohn gewesen, aber die Eltern starben ihm zu früh. Ein guter Gatte, denn es war ihm natürlich, treu zu sein. Aber wem? Er kam in keines Menschen Hände, und in seine Hände kam kein Mensch. Er war hungrig nach Illusion und bereit, auch dem sehr fragwürdigen Trugschein einer Illusion zu folgen, aber sein männliches Gehirn ließ keine Illusion zu. Sein Gehirn machte ihn praktisch, energisch, fleißig. Er war ein Mann der Mitte, aber nicht des Durchschnitts. Gewillt, mit sich zu rechnen, dem Notwendigen sich nicht zu versagen, Bilanz zu ziehen in jeder ruhigen Minute, gegen sich gerecht und gegen die andern billig zu sein. Er verlangte wenig von der Welt, sie verlangte nichts von ihm.

Was ihm blieb, war die Arbeit und der Beruf. Es tat ihm wohl, sich als Mann mit der ganzen Stärke seines Wesens in die Arbeit werfen zu können. Er konnte verhältnismäßig schnell ein kleines Vermögen erwerben, da er an seiner Sparsamkeit sich freute, aus seinem Fleiß Genuß zog und da die mit der Regelmäßigkeit einer astronomischen Uhr betriebene Arbeit für ihn die einzige Sicherheit in dem sonst für ihn unbegreiflichen Leben

Digitized by Google

darstellte. Er machte seine Lehrjahre in dem großen Unternehmen seines Vormunds durch, wo es solcher Volontäre aus dem ausgedehnten Kreis der Familie viele gab, von denen aber nur er die Entschlußkraft besaß, mit dreiundzwanzig Jahren das sichere Dach und eine untergeordnete Stellung zu verlassen, um einer von ihm außergewöhnlich klar erfaßten glücklichen Konstellation zu folgen, die ihn mit einem Schlage selbständig machte. Er hatte den Sprung gewagt und konnte dann jedes Jahr oder besser: jede Bilanz, mit einem Plus abschließen. Sich frei fühlen, sein eigener Herr sein, war ein hoher Genuß, ein großes, ein einziges Gefühl. War dieser Wunsch erfüllt, konnte man auf viele Wünsche verzichten. Er hatte trübe Kindheitserinnerungen hinter sich. Daher der Wunsch, möglichst großen Zwischenraum zwischen sich und die Menschen zu setzen. Aus Furcht vor ihnen? Aus Liebe zu sich selbst? Aus Feigheit? Aus dem Entschluß, nur mit sich selbst zu rechnen und nichts anderes ins Kalkül zu ziehen, als was er persönlich verantworten konnte? Außerhalb seines Berufes blieb er den Menschen fern. Zuerst mit Absicht, später aus Gewohnheit, zuletzt aus Zwang. Er sah wenig in den Spiegel (bloß beim Rasieren), sprach kein unnützes Wort. Er kannte keine Erholung als eine Bootspartie Sonntags in warmen, windstillen Morgenstunden. Er ruderte den Flußlauf, dessen Kanal an dem Gelände seiner kleinen Fabrik vorbeifloß, vormittags hinauf. Draußen streckte er sich auf einer Wiese ins Gras, schlief, überließ der Sonne sein Gesicht, dem Wind seine Haare, lag da wie ein Stein und löschte seine andere Existenz aus. Abends kam er zurück. Als die ersten brauchbaren Explosionsmotoren erschwinglich geworden waren, ließ er sich einen kleinen Motor unter dem Steuer einbauen von dem Maschinenmeister seiner Fabrik; später kaufte er nach einem sehr günstigen Jahresabschlusse ein neues Motorboot. Jetzt konnte er größere Reisen unternehmen, an neuen, noch unbekannten Hügelfalten und Schilfwildnissen seine Existenz auslöschen. Im Winter war das Dasein nur an den Wochentagen freundlicher, da ihm fast der ganze Tag in den heimisch gewordenen Räumen seiner Fabrik und seines Privatkontors verging, aber qualvoll an den Sonntagen. Er verleugnete den Sonntag, sperrte die Tür seiner kleinen Wohnung ab, sandte seine Haushälterin Lili, die frühere Zofe seiner schönen toten Mutter fort „aufs Land", ohne sich weiter um die Durchführung dieses Befehles zu kümmern, sofern sich die alte Frau nicht zeigte, noch auch sich hören ließ. Die Westwand seines Wohnhauses umzog sich mit jedem Jahre dichter mit Efeu. Auch der leiseste Windhauch

Digitized by Google

mußte sich in den starren Blättern fangen. Immer war es in der Nähe der Fenster feucht, nie war es ganz hell. Es roch nach rostigem Metall, nach würzigem Wurzelduft von den Fenstern her, Naphthalin schwebte aus den mit vielen Kleidern gefüllten Schränken, der Geruch nach Seife und nach dem Gummi des Badeschwammes drang aus dem Badezimmer, dessen Tür infolge der vielen Feuchtigkeit sich klemmte und nie vollständig schloß. Aber wozu auch die Tür des Badezimmers schließen? Nie kam Besuch.

Es herrschte Totenstille. Bloß das Efeulaub raschelte, da sich in ihm sowohl Regen als auch der leiseste Atemhauch des Windes von dem freien Gelände her fing. Bloß die Tritte des Mieters über ihm, eines alten Schulmannes, dröhnten, da der Alte wie auf einem Katheder auf dem teppichlosen Estrich hin und herging. Felix ließ den Sonntag Nacht sein. Er hielt von Sonnabend abend bis Montag morgens die Fensterläden geschlossen, hatte sich Eßvorräte bereitgestellt; den Ofen ließ er nicht ausgehen, den ganzen Tag über das künstliche Licht nicht verlöschen. Er war für niemanden da, nicht einmal für sich selbst.

Sein Verkehr mit seinen Angestellten und Arbeitern war ungezwungen und sachlich. Im Bureau war er kein Sonderling, kein sich selbst zu Zeiten mit Genuß auslöschendes Wesen, sondern ein lebhafter, mit der Zeit gehender Kaufmann und Industrieller, hell und gleichmäßig. Hier konnte ihm nichts mißlingen. Der einzig mögliche entscheidende Fehlschlag war der Tod und dann war alles zu Ende, die Firma wurde zugunsten noch unbekannter Erben mit einem Plus(?) liquidiert. Auf jeden Fall war dann alles, wenn nicht gut, so doch unverbesserbar gelöst.

So sehr logisch und der menschlichen Vernunft auch angemessen dieser Lebensplan konstruiert war, ertrug Felix dieses Dasein doch bloß bis zu seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre. An diesem Tage sah er sich zum erstenmal seit langer Zeit ruhig im Spiegel, ohne Wohlwollen gegen sich, ohne Übelwollen gegen sich, als sähe er ein fremdes Gesicht, das Gesicht des Marengo: es war ein sehr alt gewordenes, mit fremden Zügen, wie er sie nie an sich beobachtet hatte, die er sich nicht einmal zugetraut hätte. Und doch hatte er sich seit seinem zwanzigsten Jahre Tag für Tag regelmäßig gesehen, da er in seiner Scheu keines fremden Menschen Hand an seinem Gesicht haben wollte und sich deshalb schon zu Zeiten rasierte, als dies noch nicht allgemeine Sitte war. Aber er hatte sich beim Rasieren wohl körperlich gesehen, aber mit seinen Gedanken war er anderswo, und

Digitized by Google

zwar war es ein Zeichen seiner frühzeitig fast erstarrten Geistestätigkeit, daß er beim Rasieren der rechten Wange an den baren Geldbestand dachte, beim Rasieren der linken Wange, die stets besondere, aber angenehm zu überwindende Schwierigkeiten bot, an sein geschicktes, aber oft unzufriedenes und von der Konkurrenz aufgehetztes technisches Personal. Beim Kinn dachte er an die Maschinen, beim Halse an die Kunden, die zwar im Bestellen fleißig, aber säumig beim Bezahlen waren. An seinem Geburtstage ließ er sich Zeit. Er sah seine Schläfen, wo das Haar im ganzen noch dunkel und dicht war; aber schon schimmerte es weiß dazwischen, ohne daß man die Greisenhaare fassen konnte, denn sie entglitten immer wieder in dem täuschenden Spiegelbilde. Um so deutlicher waren die zwei fast senkrechten Falten in der Mitte der Stirn, an der rechten Seite schärfer eingeschnitten als an der linken. Allerdings hatte er diese Falten schon als Knabe gehabt; vielleicht sogar schon mit auf die Welt gebracht?

Noch erinnerte er sich seiner Mutter, die ihm vor dem Spazierengehen das Haar mit ihrem von Parfüm feuchten Taschentuche aus der Stirn gestrichen hatte. Wehrte er sich, dem der Geruch des Tuches nach Parmaveilchen unangenehm war, weinend dagegen, oder schämte er sich vor andern Kindern, die diesen Vorgang witzelnd betrachteten, sagte die Mutter: „Weine nicht! Hast du nicht schon genug Falten an der Stirn wie ein Alter?" Die Falten, die die arme schöne Mutter an ihren feinen, porzellanartig lichten Zügen trug, waren freilich andere, hatten mit Alter nichts zu tun, ihre Stirnfalten hießen früher Tod und die schrägen, rinnenden Falten um den vollen Mund hießen „Kummer und Sorgen, Weinen und Weh". Aber er, der vom äußeren Glück, vom geschäftlichen Erfolg stets begünstigte, nie an Krankheiten leidende, mußte jetzt in seinem Gesicht erkennen, wie zwei tiefe, rinnende Gräben neben seinem viel dürftigeren Munde einherliefen, so tief, daß man sie mit dem Finger bei geschlossenen Augen fühlen und nachziehen konnte. Er dachte lange über sich nach, ließ alles durch seine Erinnerung gehen, als er aber fertig war und den Rasierpinsel gut in warmem Wasser ausgespült, die Seife in der Nickelbüchse verwahrt, den Spiegel nach alter Gewohnheit in das „Spezialhandtuch" eingewickelt hatte und auf die Uhr blickte, sah er, daß genau die „ausgerechneten zehn Minuten" wie an allen andern Tagen verstrichen waren. Es war also bestimmt, daß sich in seinem „Nach der astronomischen Uhr"-Leben nichts ändern sollte. Wenn er es heute an

Digitized by Google

dem „Felixtage" nicht konnte, wie sollte er sonst als Marengo der Uhr, der Arbeit und ihrer alles verzehrenden Gier nach seiner armen, faltenzerschnittenen Existenz entgehen? Er hatte in der Herzgegend ein leeres Gefühl, nicht Schmerz oder Krampf, sondern so, als ob seine Mutter, die früh verlorene, ihm mit ihrem nach Parmaveilchen riechenden Taschentuch über die Falten seines Herzens striche und auch hier schon die Zeichen frühen, unerbittlichen Alterns erblicke.

II

Das Leben war begrenzt, die Arbeit war es nicht. Das Unternehmen war gut. Das Unternehmen war er. Aber wo war er? Täglich wurde die Direktion, das heißt Felix R., dreißig- bis fünfzigmal angerufen, aber es war, als wäre dieser Felix R. längst aus der Geschäftswelt mit seiner irdischen Person abgeschieden. In den ersten Jahren hatte er sich nicht gern sprechen lassen. Alles Sachliche hatte er am Telephon oder durch wortarme Briefe pünktlich erledigt, sein Ja war ja, sein Nein war nein. Jetzt nahm sich niemand die Mühe, in die am Rande der Stadt liegende Fabrik hinauszukommen. Ihn selbst kannte man nur durch seine Firma, nicht von Angesicht. Aber noch lebte dieser Felix R., der stets im Dunkelgrau oder meliertes, weiches Schwarz gekleidete, aus Tausenden nicht hervorstechende Mann mit den zwei Falten an der Stirn, der stärkeren rechts, der schwächeren links, er mit seinem schwarzen, angegrauten Haare, er mit seinen rinnenden Gräben um den dürftigen Mund, den haselnußbraunen Augen, er der Mensch ohne Vater, ohne Mutter, Gattin, Kind leibhaftig unter „seinen" Arbeitern, die ebensogut und ebensogern die Arbeiter eines andern gewesen wären und die ihn nicht unter seinem Namen, sondern auch nur unter der Bezeichnung „Marengo" kannten ... Er stand im Leben wie eine juristische Person, wie eine G. m. b. H., wie eine Wegebauverwaltung, eine Stadtgemeinde oder eine Betriebsgenossenschaft, eine Erbschaftsverwaltung nach weiland Marengo, recte Felix R., als ein dem Erwerbsleben eingegliederter Körper, der wohl besitzen und vererben, verwalten und verbrauchen kann, der aber nicht menschlich lebt und nur rechtlich formal faßbar ist; und auch hier, im Rechtlichen, ist die juristische Person schattenhaft, da sie fast nie mit dem Strafgesetz, der Stätte menschlicher Verfehlungen und Leidenschaften in Konflikt kommt, sondern nur mit dem bürgerlichen, dem Handelsgesetzbuche, dem Wechsel- und Aktienrechte. Man grüßt die juristische Person nicht auf der Straße, man lädt

Digitized by Google

sie nicht zu Geburtstags- und Leichenfeierlichkeiten ein, sie wird nicht Bräutigam, nicht Testamentszeuge noch Taufpate, man gibt ihr keine Geschenke, man verkehrt nur schriftlich und telephonisch mit ihr, wobei sich stets eine andere Stimme am Apparate meldet. Man läßt sie zwar erwerben und verlieren, wie sie es kann, aber man begrüßt nicht ihr Erscheinen in der Welt und bedauert ihr Verschwinden nur, wenn es den Beteiligten Schaden und Verluste bringt. Solche juristische Personen sind unentbehrlich, aber sie leben im leeren Raum, denn Freunde, Feinde, Neider fehlen.

Selbst Bettler wandten sich lieber an die Angestellten als an den Chef, wenn sie, was selten geschah, in einem unbewachten Augenblick an dem alten Portier der Fabrik vorbeigeschlüpft waren. Nie wies Felix jemand ab und doch wagte sich nur seine Kontoristin Margot B., ein großes, üppiges, blondes Geschöpf, unbefangen zu ihm, wofür er ihr ein höheres Gehalt und den Posten einer Privatsekretärin gab, obgleich seine „Privatangelegenheiten" im Jahre nicht einmal eine Stunde in Anspruch nahmen.

Eines Nachmittags kurz vor Bureauschluß erschien am Fabriktor ein „abgerissener alter Herr", wie sich der Portier durchs Haustelephon ausdrückte, der sich Peter Kornitzer nannte, sich auf die Verwandtschaft mit dem Chef berief und ihn unbedingt zu sprechen wünschte. Felix hatte nichts dagegen, doch der Alte verweilte zuerst längere Zeit im großen Bureau, wo er den Beamten erzählte, er käme armseligerweise zu Fuß aus einer zehn Eisenbahnstunden entfernten Stadt, er sei ein verkrachter Großunternehmer, ein von kommerziellem und persönlichem Elend bis zum Herzzerreißen geplagter Greis. Angelegenheiten privatester Natur brachte er mit erlöschender Stimme vor, Tränen rannen ihm in seinen hellen, langen, mißfarbenen Bart, er griff vergebens in die Tasche, um ein Taschentuch hervorzuholen, dessen Gebrauch ihm sehr not tat. Seine heisere kehlige Stimme brach, während er seine Frau, seine Kinder bis ins fernste Geschlecht verfluchte, denn sie hätten ihn ausgekauft, an den Bettelstab und um den gesunden Verstand gebracht. Er bettelte nicht geradezu, sondern sammelte, sobald ihn Felix zu sich ins Zimmer rief, mit seiner immer noch schönen, verhältnismäßig sauberen Hand abgewandten Blicks die kleinen Geldbeträge ein, welche die Angestellten aus Mitleid und aus Dank für die Unterhaltung zusammengebracht hatten. Dabei roch er, wie Felix sofort bemerkte, weithin nach Schwarzwälder Kirsch, und in seiner ausgefransten Brusttasche staken Zigarren und Reste von solchen,

Digitized by Google

die er offenbar überallher zusammenraffte. Felix fragte ihn nach den verwandtschaftlichen Beziehungen, denn seine entfernte Familie war zahlreich und man hatte sich nie um einander gekümmert, aber der Alte lenkte schlau ab, es sollte nicht einmal des Namens gedacht werden. Ohne Pause begann er eine Schilderung seines geschäftlichen Zusammenbruches mit vielen spannenden Einzelheiten, die aber von dem Bericht abwichen, den er den Angestellten gegeben hatte. Felix hinderte ihn, weiter zu erzählen und neue Lügen zu erfinden, nahm aber doch die Tatsachen ernst und wünschte sich Glück, daß er nicht der Sohn eines solchen Menschen sei und daß er auch im schlimmsten Falle nicht auf seine alten Tage ähnliches zu fürchten hätte, denn seine Familie war er selbst. Er bot dem Herrn eine größere Summe an, die aber nicht bar gezahlt, sondern an eine anzugebende Adresse gesandt werden sollte, was dem Alten offensichtlich mißfiel. Um ihn zu trösten, gab ihm Felix eine Handvoll seiner Zigarren. Drei Tage später erhielt er das Geld zurück mit einem Briefe, in dem er mit „Euer Wohlgeboren" angeredet wurde. Man schrieb ihm im Auftrage der Familie, er möge den alten Herrn nicht unterstützen. Dieser sei unverbesserlich, lasterhaft, tief gesunken. Er sei der bekannte Großindustrielle K., der nach einer langen, durchaus ehrenwerten Vergangenheit zum Säufer und zum Kriminellen geworden sei. Es bereite dem unnatürlichen alten Herrn besonders teuflischen Spaß, durch sein Betteln und durch sein Herumtreiben die eigenen Söhne verächtlich zu machen. Er lebe mit ihnen in derselben Stadt und scheue sich nicht, ihnen am Fabrikseingang aufzulauern. Von einer Notlage könne keine Rede sein. Das ganze Unternehmen, eine Schuhfabrik mit achthundert Arbeitern, sei eine Schöpfung des alten Herrn aus seiner guten Zeit, sie sei Eigentum des alten Herrn geblieben, den man zwar, unter dem Zwange der Verhältnisse, unter Kuratel gestellt habe, dem aber zu Händen des Rechtsanwaltes der Familie, seines persönlichen Freundes, monatlich ein großer Betrag ausgesetzt worden sei. Dieses Geld sei aber Gift in seiner Hand, denn er verschwende es in der unsinnigsten Weise, kleide sich jedesmal neu ein, kaufe Schmuck und verschenke ihn an „Minderwertige und Minderjährige", spiele die ganzen Nächte hindurch und halte die höchsten Chouetten im Ecarté, bis er alles verloren habe. Um sein Leben für den Rest des Monats zu fristen, bettle er dann, indem er die Häuser der Reichen ablaufe, nicht von den Treppenstufen weiche und da sowohl, als auch auf Friedhöfen oder bei Trauungen öffentliches Ärgernis errege. Man bitte Felix R. in-

Digitized by Google

ständig, dem alten Herrn weder Geld noch Geldeswert zu schenken oder zu leihen, noch auch Zigarren oder Alkohol zukommen zu lassen. Die gemachten Angaben seien übrigens gerichtsnotorisch und allgemein bekannt.

Felix gewann jetzt erst recht an dem alten Mann Interesse, erwartete ihn und hatte dem Portier Auftrag gegeben, ihm keine Schwierigkeiten zu machen, aber er kam nicht wieder.

III

In dem drauffolgenden Sommer unternahm Felix eine kleine Reise in die Alpen. Er konnte aber den Müßiggang nicht ertragen und entschloß sich vorzeitig zur Rückkehr. Am Abend vor seiner Heimreise hatte er die Wahl zwischen einer Tanzreunion und dem frühen Schlafengehen. Er wählte das letztere. Aber ein an diesem Tage fast nicht unterbrochenes Gewitter ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er stand gegen zehn Uhr nochmals auf und kleidete sich an. Sein Zimmer ging auf die öde, im Regen verlassene Dorfstraße, die Fenster des anschließenden Badezimmers aber auf den Garten und auf eine Wiese, hinter der sich die waldig-felsige Landschaft in drei Terrassen auftürmte. Er löschte im Baderaum das Licht. In verschiedenfarbigen Blitzen, aber jetzt ohne stärkere Regengüsse, stürmte es von den Bäumen her. Plötzlich entfaltete sich ganz unerwartet inmitten der schräg über den Himmel hingeworfenen Lichtmassen der milchweiß glänzende, breit aufgemauerte Gipfel eines nahen hohen Berges. Über der niederen Schicht der Gewitterwolken stand er mächtig da und leuchtete. Am Fuß des Gebirges war die wie eine grünschwarze Eisfläche schimmernde Wiese sichtbar geworden. In der Mitte hing eine wogende Nebelwand von riesigen Ausmaßen, golden, grün und tiefblau durchfunkelt von durcheinander kreisenden und spitzig zuckenden, nahen und fernen Blitzen. Höher, in der dritten Terrasse, geradezu auf den Nebelmassen gelagert, ruhte, freilich nur ein paar Atemzüge lang sichtbar, der breite Gipfel des schönsten Berges der Kette in weißen Quadern und zerrissenen Felsen, durch eine Schicht von Neuschnee besonders stark das Licht der Blitze widerspiegelnd und dann am Rande verlöschend und in den ganz hellen, schaumartig aufgelösten Nachthimmel entschwindend. Wenige Augenblicke nachher war alles wieder verändert. Der dunkle, brausende Regen wurde mit großer Gewalt in massiven Güssen herabgeschleudert und alles war nur eine in Wellen bewegte, fast undurchschaubare schwere Masse, die auch durch die niemals unter-

Digitized by Google

brochenen Blitze nur undeutlich erhellt wurde. Der Donner rollte ohne ohne Unterlaß.

Er zündete das Licht in dem Baderaum wieder an und sah an der Wand über einem niedrigen, mit einer halben Zitrone ausgefüllten Ausguß ein vier Millimeter langes, goldbraunes Tier, eirund, siebenfach der Breite nach geringelt, sich außerordentlich weich und geschmeidig bewegen. Anfangs konnte man nicht erkennen, ob das Wesen nach vorwärts oder rückwärts strebte, weil die vielen hellblonden, winzig dünnen Beine ebenso wie die zwei gebogenen Augenfühler erst aus nächster Nähe erkennbar wurden. Es war eine Assel, die sich ohne erkennbaren Zweck auf der mit Ölanstrich versehenen, also völlig unfruchtbaren Wand des Raumes aufwärts mühte und die ihren Willen durch das geschickteste Ausnützen aller winzigen Vorsprünge und für Menschenaugen kaum wahrnehmbaren Sprünge in der Wand verfolgte, die ihr als Höhen, Täler und Gipfel erscheinen mußten. Sie wandte sich und kletterte: lautlos, wahrscheinlich nicht mit der Fähigkeit zur Stimmentfaltung begabt. Unbekümmert um Licht und Finsternis, gleichgültig gegen das Gewitter draußen und die Donnerschläge, unter denen das leichte Holzdach des Sommerhotels bebte. Wie es schien, lebte sie in diesem Augenblick verlassen von Wesen gleicher Art, denn die Wand und die blanke Decke im elektrischen Lichtglanz zeigten keine andern Asseln, höchstens konnten solche am Boden unter den Füßen der Wanne oder in unvermeidbaren Ritzen sich befinden.

Felix verließ den Raum, konnte aber keinen Schlaf finden und kehrte gegen Mitternacht in das Badezimmer zurück. Das Gewitter hatte endlich nachgelassen. Von den Wiesen duftete es balsamisch stark, von den Bäumen im Gasthofgarten harzig und schwer. Die Luft hatte sich geklärt, die Nebel stiegen nicht mehr, sondern senkten sich im flutenden Licht des halben Mondes, so daß der Gipfel des hohen schönen Berges jetzt unsichtbar war, aber die mittlere Zone mit ihren Matten, Felsschrunnen, Nadelwäldern, Bächen und Geröllmassen stand in der überklaren Regenluft da, vom Monde obenher wie mit Licht übergossen. Fast greifbar nahe waren alle sonst unsichtbare kleinste Einzelheiten, Hütten am Waldesrande, kleine Brücken über den Bach, in die Waldmassen eingeschnittene Pfade, aufgeschichtete Haufen durchsägter Stämme und vielen gefällte Bäume. Unten in der Ebene sammelten sich glitzernd die Wasserläufe, und ein Bach am Rande des Gasthofgartens, der sonst im August versiegt war, kündigte sich jetzt mit deutlichem Rauschen in der Stille des

Digitized by Google

von den Gästen verlassenen Hotels an. Die Assel bewegte sich immer noch an der Wand, sie war an fast derselben Stelle über dem Ausguß zu sehen. War sie nicht von ihrem Platz gewichen? War sie, wie Felix, wieder an den gewohnten Ort zurückgekehrt, weil sie nur da, wie er in seinem Unternehmen und Beruf, Halt hatte? Suchte sie Nahrung? War sie wunschlos? mit der Weltordnung versöhnt? Wollte sie sich mit ihresgleichen verbinden? War diese Nacht die wichtigste ihres Lebens? War es ihr damit ernst? Wußte sie, wo sie war? Mochte sie auch mit dem Baderaume vertraut sein und sich an den Seifenresten oder an den aus den Taschen der Badenden herausfallenden Brotkrumen sättigen, mochte sie sich sogar dessen bewußt sein, daß in einem Winkel des für sie unermeßlichen Raumes, in „der für sie unbegreiflichen Welt" sich ein Wesen ihresgleichen befand — schon von den andern Räumen, etwa vom Dachboden, der über diesem Badezimmer lag, war ihr nie etwas bewußt und würde ihr in Zukunft nie etwas bewußt werden, weniger noch von der Wolkenschicht über dem Dachraum, nichts von dem am Waldesrande rauschenden, heute durch mitgeführte Steine besonders rauschenden Gebirgsbache, noch weniger von dem Berge „Kapuzinerwand", dem schönsten Berge des ganzen Gebirgszuges, noch weniger von dem Monde, der im Wolkenbette verschwunden war, nichts von den Sternen, deren erster sich jetzt durch eine Lücke im Wolkentheater durchkämpfte. Auch sie lebte „nach der Uhr", freilich nach einer kleinern, noch dürftigeren als der seinigen, aber sie verfolgte ihre Bahn unbeirrbarr; mutig durch Unwissenheit oder durch Gewißheit, niemand entschied es.

Wenn Felix ihr jetzt zwischen Daumen und Zeigefinger Brotkrumen darbot, kroch sie mit ihren außerordentlich geschmeidigen, gleichmäßigen, wellenförmigen Bewegungen, siebenfach der Breite nach geringelt, darüber hinweg, Finger und Nahrung gleicherweise als Hindernis betrachtend und mit einem hohen Aufwande an Geschicklichkeit überwindend. Erblickte das Tier irgend etwas? Und wenn es erblickte, erkannte es etwas? Und wenn es erkannte, erkannte es die Dinge mit größerer Wahrheit, Sicherheit, Treue als er? Unlösbare Fragen. Wovon sich das goldbraune Tier nährte, was es wollte, was in ihm vorging, war durch kein Nachdenken, durch keinen Aufwand an Scharfsinn zu ermessen. Man konnte der Assel weder helfen noch ihr schaden, es sei denn, daß man ihr das zitternde Köpfchen mit dem niedergedrückten Daumen zerquetschte. Das war die einzige Machtmöglichkeit der Umwelt, sei es Mensch oder Gott. Er tat

Digitized by Google

es nicht. Aber selbst dann hätte sich die Macht des Höheren, Menschen oder Gottes, da die Lebensdauer eines solchen Krustentieres ohnehin stark beschränkt war, nicht als etwas Neues, etwas „außer der astronomischen Uhr" erwiesen, sondern nur als eine kürzere Methode, dem Notwendigen sein Teil zu geben. Denn auch das Dasein dieses Lebewesens, genannt Assel, sich selbst nicht nennend, war durch den Tod gut, das heißt unverbesserbar auf jeden Fall gelöst.

IV

Marengo kehrte nach dieser Nacht vorzeitig wieder in den gewohnten Ort zurück, fand alles, sowohl in seinem Unternehmen als auch in seiner Privatwohnung, in guter Ordnung vor, nur sich selbst fand er nicht so wieder, da ihn entweder die Erscheinung der Assel und ihr Sinn zu tief in seiner scheinbaren Sicherheit aufgestört hatten, oder weil er den kritischen Augenblick kommen fühlte, wo eine überlebte Form des Daseins sich zwar noch mit der ganzen Gewalt des schon Bestehenden, eben mit der Gewalt der „Uhr"-Kraft ihrer Dauer behaupten will, aber dies nicht mehr vermag, bloß unruhig macht und den Träger dieser unrichtig gehenden und als unrichtig bekannten Uhr mit jeder Stunde in neue Unruhe bringt. Er fand weder Frieden in seinem Hause, wo ihn nicht mehr der Schritt des alten Schulmannes weckte, da er, Marengo, meist schon vom zarten Einschleichen des ersten Lichtstrahles, etwa von drei Uhr morgens, wach lag, noch fand er Ruhe in seinem Unternehmen, das menschenleer, mit seinen neuen Mauern, seinen mit Zink und mit Glasplatten gedeckten Fabrikschuppen und Montagehallen in der Sonne brütend dalag, totenstill. Die Arbeiter waren noch auf Urlaub. Er hatte sich seine Sekretärin kommen lassen und ging mit ihr abends, nachdem die Bureauarbeit erledigt war, gemeinsam durch die verlassenen Fabrikräume, in denen sich schon Mäuse eingefunden hatten. Sie raschelten hinter grauen Wergballen, die zum Reinigen der ölgefüllten Achsenlager dienten, sie liefen mit unglaublicher Geschwindigkeit die schiefe Ebene der Treibriemen empor und ihre seidenen, glimmernden Körper spiegelten sich wie im Fluge in den blanken Metallteilen. Die Luft stand dick in den heißen Räumen, der Unrat der Tiere und das dicke, zusammengeschmorte Öl hauchten einen unbeschreiblichen Dunst aus. Auf der nahen Gerümpelwiese feilten die Grillen. Der Himmel über dem Fabrikhofe, den er aufatmend betrat, war fahl und wolkenlos. Von irgendwo stieg ein wohl-

Digitized by Google

bekannter Duft auf, etwas, das er wiedererkannte, ohne zu wissen, was es war, der Duft nach Reseda, der sich merkwürdigerweise mit dem Geruche nach zerschnittenen, in der Sonne gedörrten Pilzen mischte. Seine Sekretärin stand neben ihm, ein blühendes, hohes Geschöpf, stumm, denn sie sprach nie unaufgefordert zu ihm. War sie es, die nach Reseda und Champignons duftete, einen Duft, der ihm bekannt sein mußte, da er Jahre schon Tag für Tag acht Stunden in der Nähe dieses jungen, blonden, üppigen, schnell atmenden Geschöpfes verbracht hatte? Er sah sie überrascht an, sie erwiderte seinen Blick mit einem schwer zu deutenden Lächeln, sprach aber nichts, und auch er richtete nicht das Wort an sie.

Der Horizont war gleichmäßig mit milchweißem Dunst umfangen, bloß im Westen senkten sich zart weinrot angehauchte Wolkenzüge in streng umgrenzten, gebirgsähnlichen Formen, Zeichen guten, beständigen Wetters, was ihn freute und ihm, der sehr gedrückt war, plötzlich ohne Grund als gute Vorbedeutung erschien. Es war Sonnabend, am nächsten Tage konnte er eine schöne Motorbootfahrt unternehmen. Er kam mit Margot in die Bureauräume zurück, beide beugten sich über die Bücher, ohne sich Aufzeichnungen zu machen, bloß um Überblick zu gewinnen. Trotz der Nähe, in der sie sich befanden, berührten sie einander nicht einmal mit den Stoffen ihrer im Sommerwinde leicht bewegten, knisternden Kleider. Plötzlich pochte es, beide zuckten zusammen, und in diesem Augenblick schmiegten sich ihre Körper, in der herrschenden, brütenden Hitze doppelt beklemmend, aneinander. Beide schlossen die Augen wie geblendet, erst als es zum zweitenmal pochte, wichen sie weit auseinander. Der Eintretende war der alte, unter Kuratel stehende Fabrikherr und Bettler, der, wie es schien, in echter Rührung, den „guten Herrn R." begrüßte. Dann blickte der Alte mit seinen dunklen, feurigen, blutvoll umränderten Augen umher, wobei er an den üppigen Formen des unter seinem Blick errötenden Mädchens hängen blieb. Inzwischen hatte er schon eine endlose Erzählung begonnen, so daß Felix nichts anderes übrigblieb, als Margot für diesen Tag zu entlassen und für morgen zu bestellen. Margot ging, kam aber bald zurück und sagte, morgen sei Sonntag. Darauf lud sie Felix zu der Bootspartie ein, was das Mädchen freudestrahlend annahm.

Am nächsten Morgen erwachte Felix spät. Er hatte die dröhnenden Schritte des alten Schulmannes überhört, der an diesem Tage wegen des schönen Wetters besonders früh aufgestanden war.

Digitized by Google

V

Von der Umfassungsmauer der Fabrik führte ein kleiner, mit Schlacke gepflasterter Weg zwischen Schutthalden und niedrigen Hügeln zackigen, rostroten Eisengerümpels über eine staubige, mit Erde inkrustierte braune Wiese zu dem Kanal des Flusses. Hier lag schon das Motorboot, das der Heizer der Fabrik aus dem Schuppen herbeigebracht und mit Öl und Benzin versehen hatte. Als Felix kam, warteten bereits Margot und der Heizer. Das Boot steuerte vorerst in langsamer Fahrt durch den kleinen, jetzt im Morgennebel silbrigen Kanal. Auf dem breiteren Flusse war es still. Wiesen dufteten in der Vormittagssonne betäubend. Das Gras war von tiefem Grün, aber niedrig, von kümmerlicher Art und deckte den welligen Boden des Ufergeländes rührend eng bis in die kleinsten Falten. Trotz des Sonntags arbeiteten Weiber, halbbekleidet, mit aufgeschürzten Röcken, den Nacken hielten sie, tief gebückt, der prallen, stark gleißenden Sonne entgegen. Viele Haufen Grumt, oben von einem Steine beschwert oder mit einem Rechen niedergehalten, standen in langen Reihen, gleichgerichtet mit dem sich windenden Flusse, da. Einzelne feine Halme, wie Zwirnsfäden ineinander verstrickt und ganz ausgedörrt, flatterten auf das Wasser hinüber, welches hier bei größerer Tiefe eine dunklere, metallartige Färbung angenommen hatte. Ein Gewitter schien auf dem Weg.

Felix lenkte mit kleinen vorsichtigen Bewegungen des Lenkrades sein Boot, wobei er sich mit seinem Körper nach der gewünschten Seite hinüberbog. Oft streifte er das neben ihm sitzende Mädchen. Gesprochen wurde nicht. Zum erstenmal seit langer Zeit hatte Felix heute die starke freudige Empfindung des Lebens. Das Auskosten der Zeit tat ihm wohl, der Genuß der letzten schönen Tage, jetzt, Ende August. Es war sehr ruhig, der Wind sauste über das Wasser. Von den Arbeiterinnen, die man schon lange nicht mehr sah, kamen plötzlich hohe, vogelartig klingende Rufe und kurzes Lachen herüber. Das Boot gehorchte der Strömung, die in der Mitte des Fahrwassers starke Wirbel bildete. Felix konnte den Motor abstellen. Tiefer wurde das Gefühl der Ruhe, des Ausgelöschtseins, der engen, körperlich befriedenden, sehr wohltuenden Nähe eines Menschen. Das Mädchen hatte ihre etwas aufgeworfenen, üppigen Lippen ein wenig geöffnet, so daß man, wenn sie tiefer die Luft über dem Fluß einatmete, ihre niedrigen, eher gelben als weißen, festen und regelmäßigen Zähne eng aneinander stehen sah. Ihre großen grauen Augen blickten fest und sahen geradeaus. Ihre breiten, fast männlichen Schultern

Digitized by Google

hatte sie gesenkt, die schmalen Hüften in den Ledersitz des Bootes eingeschmiegt. Im Schoße hielt sie ihre auffallend kleinen, leicht mit rötlichem Flaum besäten Hände. Plötzlich bemerkte Felix an ihr das Sonderbarste, das ihm bei seinem Zusammenarbeiten mit ihr drei Jahre lang in seinem Bureau nie aufgefallen war, üppige, hellblonde, fast raupenartig dicke, wie zwei Goldsicheln metallisch blinkende Augenbrauen, die von obenher durch einen kleinen, hellgrauen Hut nur halb bedeckt, bei einer Wendung des Bootes in das Innere der Augen ihren metallischen, goldfarbenen Widerschein warfen ... Der Duft nach Reseda, innig mit dem Geruche in der Sonne gedörrter Pilze gemischt, der ihm gestern im Fabrikhofe eigen berührt hatte, war heute nicht zu spüren, vielleicht weil der Wind, besonders über dem Wasserspiegel, ziemlich heftig wehte, während oben auf dem hellblauen, fast farblosen Firmament die wenigen fest umgrenzten Wolken unbewegt standen.

Das Boot war durch die Strömung an den Ufern hingeglitten, den weiten Wiesen waren ebenso weite Wälder gefolgt, fast nur Laubbäume mit viel Unterholz, wegloses Gestrüpp, dichte Buchenhaine zwischen sprossenden Schilfwildnissen, Pappeln und Weiden. Der harte, hellblaue Widerschein des Himmels glitt abwechselnd mit dem Schatten der jungen Buchen über den Fluß, die ersten Herbstblätter trieben, wie bunte, dünnschalige Muscheln gehöhlt, eingerollt auf den kleinen Wellen, der Wind wehte kühl, zischte in den Kronen der Buchen, fing sich zirpend im Laube der Weiden, raunte an den zerrissenen Stämmen der Pappeln. Allerhand Vögel kamen kreischend im Zickzackflug aus den mit Gestrüpp verdeckten Winkeln der Böschung, ab und zu tauchte ein fingergroßer Fisch seinen Körper silberblitzend aus dem Strom, ein Zeichen kommenden Gewitters. Vom Kirchturm eines noch unsichtbaren Dorfes kam der Klang einer Glocke, entweder war es das Mittagszeichen oder die Einleitung des Hochamtes, das in dieser Gegend um elf Uhr zelebriert wurde. Weder Margot noch Felix wußten die richtige Zeit.

Felix kannte die Gegend, hier war die Stelle, wo er bei seinen frühern einsamen Fahrten oft gelandet war. Die Stille war fast vollkommen. Die Bäume standen hier dicht in einem kleinen Halbkreis, aneinander aufgesprossenes, reiches, silberfarbenes Gebüsch war wie eine Hecke dicht um einen Wiesenraum gewachsen, der in diesem reichen Sommer nicht abgemäht worden war. Felix und das Mädchen legten sich in das hohe, bündelartig aus der fetten dunklen Erde aufgegangene schmiegsame, duf-

Digitized by Google

tende Gras. Keines sprach. Der Himmel war hoch, aber schon von einer dunklen Wolke regendrohend durchschnitten, der Fluß fast unhörbar, die Vögel, wie oft vor dem Regen, verstummt. Ganz nahe sah man einen sonst fernen Hügelzug, mit Nadelholz bestanden, smaragdfarben in dem stechenden Glanz der Vorgewittersonne gleißend. Margot schien zu schlafen. Sie hatte die Augen geschlossen. In ihren dichten, ineinander gewachsenen, metallartigen Augenbrauen fing sich die hochstehende Sonne. Die Insekten, vom kommenden Regen etwas betäubt, schwirrten tief, nur niedrige Bogen zwischen den späten, innig eingefärbten, matt schaukelnden Blumen ziehend. Ihr Summen, hoch heransingend und dann plötzlich neben der Ohrmuschel mit einem Schlag verstummend, war einschläfernd und aufreizend zugleich. Im gedämpften, fast greifbar schwebenden Licht hatten Margots geschlossene Augenlider einen bläulichen Schimmer angenommen. Über den Augen, unter den vom Gewitterwinde weggewehten Haaren entfaltete sich ihre starke, gewölbte milchweiße Stirn. Keusch öffnete sich schüchtern, aus seinem Neste von Haaren durch denselben Windhauch auf einen Augenblick hervorgeholt, ihr winziges, blasses, wie aus Alabaster geschnittenes Ohr, das auch den Milchstaub des Alabasters in seinen zarten Rillen und Winkeln trug. Ein großes, glitzerndes Insekt, mit durchsichtigen Flügeln, winzigen schwärzlichen Adern, spitzem Leib und nadelförmigen Ende umschwirrte in immer engeren Kreisen die Augenlider und die weiße, mit winzigen Schweißtropfen bedeckte Stirn, das alabasterne Ohr, die etwas aufgeworfenen, himbeerfarbenen Lippen, hinter denen die starke, gelbe enge Zahnreihe schimmerte. Felix wollte das Tier verscheuchen, seine Hand streifte die kalte, feuchte Stirn des Mädchens, in der Höhlung seiner Hand fühlte er die wie Raupenkörper starren Augenbrauen, seine Hand glitt über den trockenen vollen Mund des Mädchens, ohne daß sich das große blühende, langsam und schwer atmende junge Geschöpf rührte. Jetzt duftete es in Margots Nähe betäubend nach Reseda, innig und zart mischte sich dieser Duft mit dem Geruch von Pilzen, aufgebrochenen, in der Sonne trocknenden. Er faßte sehr leicht ihr Stirnhaar zwischen den linken Daumen und Zeigefinger, wie man es mit einem Blumenblatt macht, das man zwischen seinen Fingern zerreibt, um den Duft besser empfinden zu können. Er wußte nicht, was er tat, als er die Finger dann an seine Lippen führte, tief den halb herben, halb süßen Duft einatmend. Sie wußte nicht, was sie tat, als sie mit einer unerwarteten, zuckenden Bewegung ihre dünn bekleidete Schulter an eine bloße Stelle seines

Digitized by Google

Halses emporhob. Seine Lippen versanken in den ihren wie in einem Blumenbeet. Sie entzog sich ihm stumm, senkte, während sich ihre Brust seufzend weitete, ihr Kinn an die vibrierende, helle, seidig glänzende Kehle. Unter seinen aneinandergepreßten Lippen fühlte er ihren Augapfel sich langsam bewegen, während ihr Atem, mit dem gleichen blumenhaften und erdigen Duft getränkt wie ihr Stirnhaar, ihn von unten her mit wachsender Glut umhauchte.

Beide kamen schnell zur Besinnung, wollten diese tiefe Ruhe stören, dieses vollkommenste stumme Ineinandersein lösen, aber sie fanden sich nur zu neuen Küssen zurück. Schon war es ein anderer Kuß, etwas wie Auflachen oder Erschrecken, denn beider Lippen waren auseinandergewichen vor den blanken, steinharten Zähnen, und nur noch das heiße, schmerzende Gestein der Zähne, das Email der nackten Gebisse begegnete sich in einer nie zu vergessenden Vereinung, schauerlicher und wollustvoller als sich Fleisch mit Fleisch sonst begegnet. Ihre Schultern drängten sich aneinander, während ihre Füße im hohen Grase weich ruhten. Aufrauschend verdunkelte der erste Windstoß des kommenden Gewitters die Schattenstelle ganz. Auf dem kobaltblauen Himmel war eine schmale, pflugscharähnliche, bläulichschwarze Wolke parallel zum Flusse emporgestiegen, im Zuge eines eisigen, klaren Windhauches, der von der Landseite her wehte. Margot wollte sich erheben, als friere sie, als fürchte sie sich vor dem Gewitter. Er wollte ihr aufhelfen, ihren kleinen Kopf mit den üppigen knisternden Haaren vom Graslager aufheben, aber ihr Mund vermochte sich von seinem nicht zu lösen. Dennoch waren sich beide der Gefahr bewußt. Schon hatten sie sich, allem inneren Widerstreben zum Trotz, überwunden und hatten einige Schritte gegen die Böschung zurückgelegt, wo das Motorboot, durch eine dünne Stahlkette an dem Strunk einer welken Weide befestigt, unter den immer heftigeren eisigen Windstößen schaukelte, als es sie beide wieder zurücktrieb. Sie gingen nach rückwärts, ohne den Blick von dem Boote und von der sich plötzlich stahlgrau kräuselnden Wasserfläche zu lassen. Ohne zu wissen warum stürzten sie, stumm, wie sie drei Jahre nebeneinander gelebt hatten, einander in die Arme, als würde der warme, tiefgrüne, grasige Boden unter ihnen fortgezogen, mit geschlossenen Augen taumelten sie, dann suchten sie den Platz, von Weiden umstanden, vor Blicken geschützt, wo sie vor einem Augenblick beide geruht hatten und der noch an den niedergedrückten Gräsern erkennbar war.

Digitized by Google

VI

Der vor einer Stunde noch helle Himmel hatte sich nun völlig umzogen, und kalte Tropfen, von einem zischenden Winde herübergeweht, streiften Nacken und Wangen des Mannes, um sich sodann mit obstartiger Süße auf seinen trocken gewordenen Lippen zu lösen. Trotz dem Regenschauer brach bald wieder die Sonne durch. Edelsteinfarben grün, milchig verdichtet sprühte der helle Gewitterregen prasselnd in das sich auf und ab wiegende hohe Gras. Über dem Flusse, der doch so wenig weit entfernt war, schien kaum etwas Regen niedergegangen zu sein, denn der Spiegel des Wassers glänzte, als sich Felix aufrichtete, wieder klar. Felix bedeckte das Gesicht des Mädchens mit beiden Händen. Aus Zärtlichkeit? Aus Angst, ihr ins Auge zu sehen? Schämte er sich vor ihr? War sie ihm zu fremd? Oder wollte er sie nur vor den immer heftiger, peitschenartig durch die sonnenblitzende Luft herabschießenden Tropfen schützen? In die Falten zwischen seinen Fingern schmiegten sich ihre Augenbrauen, schwer wie Samt und haarig wie Raupen. Wiegend bewegten sich ihre Wimpern, lang, weich und sichelförmig gekräuselt. Jetzt faßte sie ihn an. Damit er die Hände von ihrem Gesicht entferne? Hinderte er sie am Atmen? Unter seinen Händen, die er so schnell nicht fortnehmen wollte, fühlte er warme Feuchtigkeit quellend hervorströmen.

Der Regen hatte plötzlich aufgehört. Über dem kleinen buschartigen Gehölz gegen den Hügel zu, über den hohen stürmenden Kronen der Pappeln schien er jetzt zu weilen, während sich hier über dem ruhenden Paar nur Sonne ergoß und schwer duftender Brodem sich dampfend von der smaragdgrün glitzernden Wiesenfläche erhob. Darunter tränkte sich die Erdkrume noch tiefer zwischen den bündelartig aufgeschossenen Gräsern, den weitverzweigten Wurzeln.

Unter seinen Händen fühlte er, wie die Lippen des Mädchens sich zu bewegen begannen. Er mußte das Gesicht freigeben, erwartete Klagen, Vorwürfe, Geständnisse, ein Liebeswort, ein Hasseswort. Aber sie schwieg, und er erfaßte in dieser entscheidenden Minute ganz das Fürchterliche des Augenblicks und zugleich dessen entsetzensvolle Freudigkeit. Er dachte an den letzten Tag in den Alpen, an die Begegnung mit der Assel. Was damals begonnen hatte, endete heute. Endete es?

Margot suchte seinen Blick und hielt ihn fest mit ihren grauen, selbst jetzt klaren und geradeaus gerichteten Augen, sie weinte nicht mehr, hatte vielleicht nie geweint, und es waren nur Regentropfen, die sich zwischen

Digitized by Google

seine Finger eingeschlichen hatten. War es möglich, daß ein Mensch nur mit einem Auge weinte? War es möglich, daß die Lippen des Mädchens, in diesem Augenblick streng aneinander geschlossen, einen so strengen, drohenden, rechnenden Ausdruck annehmen konnten? Mit beiden geballten Fäusten strich sie sich von der Brust bis zu den Knien. Mit dieser einzigen Bewegung streifte sie den Mann von sich ab und hatte zugleich ihre leichten, vom Regen etwas dunkel gewordenen Kleider geordnet. Ihr Schweigen tat ihm weh. Er erwartete wenig von ihr, sie nichts von ihm. Sie wandte ihren Blick weiter in das Hügelgelände vom Flusse weg, gegen das Gehölz, wo sich das Regensprühen als feiner Schleier hob in wolkenhaftem zartesten Umwittern, aber schon brach auch dort die Sonne zwischen den jagenden, schieferfarbenen, am Rande angeglänzten Wolken stärker nieder, der Dunst um die Kronen der Pappeln trennte sich vollends von den im Frühherbst schon schütter gewordenen, leichter zu durchdringenden Laubmassen. Die Blätter glänzten flach, mit ihren ebenen Flächen der Sonne zugewendet und in der aufsteigenden Wärme, in der friedensvollen Stille des Mittags trockneten sie schnell auch auf den im Winde sich schüttelnden Gebüschen, und das lackartige Schimmern der Blätter wich bald einem stumpfen, ruhigen, gesättigten Glanze.

Noch hatte das Mädchen keinen Schritt näher zu dem Manne zu oder fort von ihm getan. Jetzt erblaßte sie und ihre vollen Wangen und die bebenden Flügel ihrer Nase zeigten, eben nur in der Blässe erkennbar, schwefelfarbene Sommersprossen in regelloser Verteilung. Nicht anders als die Bäume standen die Menschen da in der sich schnell aufhellenden Landschaft, die einen heitern, frühlinghaften, milden und begütigenden Charakter angenommen hatte. In weithin gezogenen Bogen kreisten kreischende und zwitschernde perlfarbene Sumpfvögel mit glattem, fast unbewegten Gefieder über ihren in den dampfenden Winkeln am Flusse verborgenen Nestern, andere, am Rücken steinblau, am Leib bräunlichweiß gefleckt, haschten sich, wiegend wie Libellen unter pfeifenden, schelmisch klingenden Rufen, ohne sich je zu begegnen. Die Pfützen im Röhricht waren angeschwollen, überall rannen zwischen den Weiden und Schilfstauden kleine silbrige oder griesfarbene Bäche. Würmer wanden sich unter schützenden Steinen hervor. Schwärme von Insekten, in glimmernde Kugeln gebannt, erhoben sich aus unbekannten Schlupfwinkeln, in die sie sich während des Gewitters geflüchtet, sie schwirrten, flügelfest, durch unerklärliche Kraft der Anziehung in den vertrauten Raum einer

Digitized by Google

durchsichtigen Kugel gebannt, deren Grenzen sie nie überflogen, nie verließen; sie wirbelten höher, sie senkten sich und die kleine, unverletzliche Welt ihrer freiwilligen Gemeinschaft näher an die balsamisch duftende Erde, vielleicht dem etwas bewußteren Fluge eines Weibchens folgend. Im Mittagstanz funkelten sie unter den Buchen dahin in tief summenden gleichmäßigen, durchdringenden Gesängen, um sich selbst tanzend, Spiralen ziehend, steigend und fallend, während noch der frische warme Regenbrodem betäubend in der Luft stand.

Das Schweigen des Mädchens wurde bedrückender für ihn in jedem Augenblick. Je näher die Natur ihm kam, desto fremder wurde ihm der Mensch. Mit seiner ganzen Existenz fühlte Marengo sich ausgelöscht. Konnte man sich näher kommen? Konnte man sich fremd sein? Er fand keine Worte, keine Liebkosungen. Was sollte er sprechen? Wovor warnen, was beteuern, wie sich nähern? Das Innigste war vorbei, das Glühendste dahin. Sie erwartete nichts von ihm. Bloß die fremde Gegend, aus der sie keinen Weg nach Hause kannte, schien sie festzuhalten. Barhäuptig ging sie unter den Bäumen dahin, von denen die letzten Tropfen herabgeweht sich auf ihren hohen, raupenartig aufgestellten, wie zwei Goldsicheln gleißenden Augenbrauen verfingen. Einzig vertraut, Erinnerung an eine Margot, die nicht mehr war, ihr Duft, Reseda mit dem Duft zerschnittener edler Pilze gemengt. Keine Träne verdunkelte ihren Blick, das klare Grau der Augen hatte sich zu einem eisigen Glitzern gesammelt, wie es Muscheln an der Innenseite der Schale haben. Gern hätte er zu ihr gesprochen. Jetzt rächte es sich, daß er drei Jahre nicht mehr persönliche Worte an sie gewendet hatte, als an seine Taschenuhr, die ihm ebenso stumm zu dienen hatte.

Daß Margot barhäuptig dastand, erregte sein Mitleid. Er holte ihren Hut, der noch, mit der Innenseite nach oben, an der Stelle der ungewollten Vereinigung lag. Von hier aus sah er auf das Wasser, auf das Boot, das man nie hätte verlassen sollen. Schon war Margot zwischen den dicht stehenden Gebüschen verschwunden; während er sie rief, warf er einen Blick in ihren Hut, den er noch in der Hand trug. In den Seidenfalten des Futters sah er etwas braunes, flinkes, siebenfach geringeltes, Kleines sich winden und sich hinter die Vorsprünge der Falten flüchten, eine Assel, die sich während des Regens in dem Hut geborgen hatte. Er versuchte, ununterbrochen nach Margot rufend und die weglosen Schilfwildnisse durchsuchend, das Tier zu entfernen, aber es entglitt seinen

Digitized by Google

Fingern, man konnte nicht ahnen, ob durch Willen oder ohne Absicht, aus „innerem Gefühl". Jetzt nahm das Suchen nach Margot alle seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Aber er glaubte selbst nicht mehr daran, daß er Margot hier wiederfinden könne. Nachdem er vergebens die ganze Umgegend durchstreift hatte, kehrte er zu dem Boote zurück. Den Hut trug er noch in der Hand. Das Tierchen war verschwunden; man würde es ebensowenig begreifen, beglücken, verletzen, in seinem „Innern" treffen, wie das Tier in dem Baderaum des Hotels vor drei Tagen, das nichts begreifende und von niemandem begriffene Wesen auf der unfruchtbaren Wand im unbegriffenen Raum, im Gewitter unter dem unermeßlichen Himmel.

VII

Als Felix einige Stunden später bei eingetretener Dämmerung die dunkle Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, sah er etwas Fahles, Seidiges über einer schwarzen unbeweglichen Masse leuchten. Obwohl sein Verstand ihm sagte, Margot könne nicht zu ihm gekommen sein, hielt er sich einen Augenblick an dieser Illusion, bis er näher kam und in dem Gebilde den Bettlermillionär erkannte. Felix war sich, als er neben dem nach Alkohol und schlechten Zigarren, nach Alter und Elend riechenden Greis vor seiner Tür stand, klar darüber, daß er sich nie mehr von ihm ohne Gewalt losmachen würde können, wenn er den Obdachlosen jetzt einließe und ihm bei sich zu nächtigen gestatte. Was er sonst nicht getan hätte, heute tat er es. Er ließ den Menschen, den fremden (nicht fremder zwar als andere, als alle) zu sich und stellte bloß zwei Bedingungen, erstens die der Sauberkeit, beginnend mit einem Bad noch heute, und zweitens die des häuslichen Friedens. Dann schloß er auf, ließ den Alten vorangehen, der sich mit ungewöhnlicher Sicherheit in den finsteren, verlassenen Räumen zurechtfand. Felix drehte das Licht an, öffnete den Gashahn des Badeofens, ließ den Alten allein im Baderaum und begab sich in die Küche. Trotzdem auch hier elektrisches Licht zur Verfügung stand, hatte die alte Haushälterin ihre Küchenlampe brennen gelassen und hatte diese, als sie ihren Herrn kommen hörte, schnell verlöscht. Noch war der Raum voll von Petroleumdunst. Er rief die Alte, die sich bei seinem Kommen in ihr Zimmerchen verkrochen hatte, und sagte ihr, heute sei ein Gast gekommen, ein alter Verwandter, der einige Zeit bei ihm leben würde. Ihm fiel das Sprechen schwer, und in diesem Augenblick bezweifelte er auch, ob er die Kraft haben würde, einen fremden Menschen

Digitized by Google

von dieser Art dauernd in seiner Nähe zu haben. Oder sollte das eine Strafe sein?

Um aus der üblen Küchenatmosphäre zu entkommen und reinere Luft zu atmen, trat er ans Küchenfenster, das in einen weiten Hof ging. Schrillend jagten sich in der sinkenden Dämmerung Schwalben. Unten auf dem Hofe, zwischen den Teppichständern und den dürftigen Oleandergebüschen, die den ärmeren Parteien gehörten, saßen Familien, bei Licht Karten spielend und zur Ziehharmonika heisere Gesänge voll Gefühl singend. In einem mehr verlassenen Winkel des Hofes, den er heute zum erstenmal seit vielen Jahren sah, weil er die Küche sonst nie betrat, bemerkte er zwei Hunde, die sich miteinander balgten, das honigfarbene, stark aufgeplusterte Fell des einen stach selbst jetzt in der Nacht von dem viel dunkleren des andern Tieres ab. Während aber die beiden Tiere, in den höchsten Tönen jaulend, jammernd und verzückt sich rollten und wälzten, leuchteten plötzlich die Felle der Tiere am Unterleibe fleischfarben wie nackt. Das Tierische an diesem Kampfe der Hunde, ihr entzücktes Heulen und ihr klagendes Winseln, ihr wütendes Kreischen erschütterte ihn tief, denn es brachte ihm seine Begegnung mit dem Mädchen ins Gedächtnis. Er wußte, daß er sie nicht wieder treffen würde und daß ihm auch der Ort, jene von schönen Bäumen im Halbkreis umstandene, sanfte, mit hohem Gras bewachsene Wiese am Flusse nie mehr eine gute Stunde, nie einen Augenblick des friedensvollen Ruhens und des Ausgelöschtseins geben würde. Unten im Hofe wurde, da alle Rufe von den in ihrer Spiel- und Geschlechtswut berauschten Hunden unbeachtet geblieben waren, aus einem offenen Fenster heißes Wasser auf die Hunde geschüttet, was sie mit einem wie aus einer einzigen Kehle kommenden Schrei beantworteten, um sich dann nach verschiedenen Seiten auseinanderzutrollen. Nun hatte sich jedes Tier in eine andere Ecke geflüchtet, das eine lagerte zu Füßen der Kartenspieler, das andere umschmeichelte die singende Gesellschaft im roten Lampionenlicht, um gute Bissen bettelnd.

Ein leichter Duft nach Reseda stieg im Fenster von einer kümmerlichen Pflanze auf, welche die Köchin in einer zerbrochenen Teetasse gepflanzt hatte. Daneben war ein zwiebelartiges Gewächs in einem am Rand zerbrochenen Kompottglas verwurzelt, so daß man durch die durchsichtigen Wände die feinen Wurzelfasern gut verfolgen konnte. Die Tasse war uralt, auch der Kompottopf mußte noch aus den Zeiten seiner Mutter stammen, also fast dreißig Jahre alt sein, da Felix solche Gläser in seinem

Digitized by Google

Haushalte nicht mehr verwenden ließ. Die Tasse, mit holländischem Muster blau bemalt, kam ihm sehr bekannt vor. Da dieses Gefäß aber viel Wasser durchließ, hatte die Haushälterin, peinlich sauber wie sie war, ein Stück bedrucktes Papier daruntergebreitet, ein anderes der Ordnung halber auch unter die Zwiebelpflanze. Felix konnte den Text der Papiere nicht lesen, erkannte aber im Lichte der Küchenlampe das eine als ein Stück aus einer alten Bibel, eine Seite des Neuen Testaments enthaltend, von Erde fast unleserlich geworden, das andere war eine gut lesbare Seite aus Humboldts „Kosmos", drittem Band, der einmal seinem Vater gehört hatte und den er seit vielen Jahren schon aus seiner Bibliothek ausgeschieden hatte. Der Resedaduft erinnerte ihn an das Mädchen, das üppige, blonde Geschöpf mit den zwei wie Goldsicheln glänzenden, ineinander gewachsenen hellen und hohen Augenbrauen, mit ihrem Duft nach Reseda und Champignons. Die alte Tasse, die alten Buchtrümmer lagen vor ihm auf der durch vieles Reiben wie säurezerfressenen, blanken Platte des uralten Küchentisches. Sie zeigten ihm, wie sehr greisenhaft sein eigenes Leben geworden war, wie sich dieselben Dinge, zwar treu und ergeben, aber starr und steinähnlich und zu tot selbst auch nur zum Verwesen, sich in den vielen Jahren seines abgeschlossenen Lebens um ihn gesammelt hatten; alte Möbel, in denen er hauste, alte Menschen, mit denen er lebte. Lili, die alte Kammerzofe seiner schönen Mutter mit ihren zarten, wie aus Glas gebildeten Schultern einer fast siebzigjährigen und jetzt, statt des schönen blühenden Geschöpfes, mit dem er den Tag mitfreuend begonnen hatte, der alte Peter Kornitzer, der Mitsterbende, der eben im Wohnzimmer erschien. Frisch gewaschen, aber nicht verjüngt, sondern, wie man jetzt erst unter dem fortgewaschenen Schmutze erkannte, erschütternd verfallen, Haut und Knochen, Haar, Bart und Auge, ein kläglicher Funke endenden Lebens. Alte Bücher, mehr von Stockflecken gezeichnet als von den Spuren der guten lebenden Blumenerde, ausgelaugte Tische, alte Tassen, die ihm seine Mutter in lange schon erloschenen Zeiten zum Munde geführt hatte, wenn er, der sehr zärtlichkeitshungrige Sohn, sein Fieber absichtlich in die Höhe getrieben hatte, damit nur die Mutter nicht von seinem Bette weiche. Alles war Vergangenheit, alles war gegeben und genossen. Dies fühlte er jetzt mitten zwischen seinen alten Sachen, er der jüngste zwischen den siebzigjährigen Greisen. Hatte er mit dreißig Jahren sein Teil dahin?

Während das Essen auf den Tisch kam, überflog er statt der Zeitungsblätter, die ihn sonst abends am viereckigen großen, einsam gedeckten

Digitized by Google

Familientische an Stelle von lebenden und sprechenden Menschen beschäftigten, die ausgerissenen Seiten von Humboldts Kosmos und die durch Feuchtigkeit und Alter sehr zerstörten Seiten des Neuen Testaments. Beide Texte begriff er jetzt, wie er sie nie begriffen hatte. Er selbst mit seinen dürftigen, zusammengesparten Lebensgütern verschwand. Kosmos und Evangelium sprachen, von verschiedenen Seiten, aber mit gleicher Gewalt. Hatte er aber noch Kraft zu einer neuen Existenz? Die ewige Bewegung im Kosmos erfassen? Den Kosmos im Buche „Kosmos" sehen, erleben? Dem Evangelium aus der Fülle des Gefühls folgen in die geliebte, die schauerliche, die unbegreifliche Welt, die göttliche, die ruhende? Konnte man etwas Neues beginnen? Allein? Mit andern? Für andere? Sollte man die alte, die erste Existenz liquidieren? Verlieren, was man nie besaß?

Er, der alternde Mann, hatte eben noch einen älteren neben seine alte Haushälterin zu sich ins Haus genommen. War das ein Zeichen? Vielleicht war es besser, vielleicht war es gut, vielleicht war es unbezahlbar, da schon in Zahlen gedacht und gelebt werden mußte, daß nur diese zwei alten Seelen bei ihm blieben und er bei ihnen. Längst erloschene Zeiten oder neue, mit unverbrauchter Kraft zu entzündende? Verlassen aller Sicherheit? Niewiedersehen mit Margot, mit der Fabrik, dem alten Hause hier? Letztes oder erstes Kapitel?

DIE NÜRNBERGER REISE

von

HERMANN HESSE

Der Verfasser dieser Reiseerinnerungen hat nicht das Glück, zu jenen Menschen zu zählen, welchen für ihre Handlungen klare Gründe bewußt sind; er hat auch nicht das Glück, bei sich oder bei anderen an solche Gründe zu glauben. Gründe, so scheint mir, sind immer unklar, Kausalität findet im Leben nirgends statt, nur im Denken. Der vollkommen vergeistigte, der Natur ganz und gar entwachsene Mensch zwar müßte fähig sein, in seinem Leben eine lückenlose Kausalität zu erkennen, und wäre berechtigt, die seinem Bewußtsein zugänglichen Ursachen und Antriebe

Digitized by Google

für die einzigen zu halten, denn er bestünde ja ganz und gar nur aus Bewußtsein. Doch habe ich einen solchen Menschen oder einen solchen Gott noch niemals angetroffen, und bei uns anderen Menschen erlaube ich mir, gegen alle Begründungen eines Tuns oder Geschehens vollkommen skeptisch zu sein. Es gibt keine Menschen, die aus „Gründen" handeln, sie bilden sich das bloß ein, und namentlich versuchen sie, im Interesse der Eitelkeit und Tugend, anderen dies einzubilden. Bei mir selbst jedenfalls habe ich stets und immer feststellen können, daß die Antriebe zu meinen Taten in Regionen liegen, wohin weder mein Verstand noch mein Wille reicht. Und wenn ich heute die Frage an mich richte, was eigentlich der Grund zu meiner Herbstreise aus dem Tessin nach Nürnberg gewesen sei – einer Reise, welche zwei Monate dauerte –, dann komme ich sehr in Verlegenheit, und je genauer ich zusehe, desto mehr verzweigen, spalten und teilen sich die Gründe und Antriebe und reichen schließlich bis in ferne Jahre zurück, nicht aber als eine linienhafte Kausalitätsreihe, sondern als ein vielmaschiges Netz von solchen Reihen, so daß schließlich diese an sich belanglose und zufällige Reise von unzähligen Punkten meines früheren Lebens aus bestimmt worden zu sein scheint. Nur die paar gröbsten Knoten dieses Gewebes sind mir erfaßbar. Als ich vor einem Jahre einmal kurze Zeit in Schwaben war, beklagte sich einer meiner schwäbischen Freunde, der in Blaubeuren wohnt, darüber, daß ich ihn nicht besucht habe, und ich gab ihm das Versprechen, bei meiner nächsten Schwabenreise dies Versäumnis gutzumachen. Dies war, von außen gesehen, der erste Anstoß zu meiner Reise. Aber schon dies Versprechen hatte Hinter- und Nebengründe, wie ich nachher deutlich erkannte. So gern ich einen alten Freund wiedersehe, der sich auf meinen Besuch freut, so bin ich doch ein bequemer, reise- und menschenscheuer Mann, dem der Gedanke an eine Reise auf kleinen entlegenen Landbahnstrecken wenig Liebenswertes hat. Nein, es war nicht nur die Freundschaft oder gar die Artigkeit, die mich jenes Versprechen geben ließ, es war noch anderes dahinter, es steckte hinter dem Namen „Blaubeuren" ein Reiz und Geheimnis, eine Flut von Anklängen, Erinnerungen und Lockungen. Blaubeuren, das war erstens ein liebes altes schwäbisches Landstädtchen und war der Sitz einer schwäbischen Klosterschule, wie ich selber als Knabe eine besucht hatte. Ferner gab es in Blaubeuren und in eben jenem Kloster berühmte und kostbare Sachen zu sehen, namentlich einen gotischen Altar. Diese kunsthistorischen Argumente allerdings

Digitized by Google

hätten mich schwerlich in Bewegung gesetzt. Aber da klang in dem Komplex „Blaubeuren" noch etwas anderes mit, etwas, das zugleich schwäbisch, poetisch und für mich von außerordentlichem Reize war: bei Blaubeuren lag das berühmte Klötzle Blei, und in Blaubeuren im Blautopf hatte einst die schöne Lau gewohnt, und diese schöne Lau war vom Blautopf unterirdisch in den Keller des Nonnenhofes hinübergeschwommen, war dort in einem offenen Brunnen erschienen, „schwebend bis an die Brust im Wasser", wie ihr Geschichtschreiber berichtet. Und hier in den holden Phantasien, die um die zauberischen Namen Blau und Lau schweiften, war meine Begierde nach Blaubeuren erwachsen. Erst viel später kam ich mit dem Verstand dahinter und konnte feststellen, daß es der Anblick des Blautopfs und der schönen Lau und ihres Bades im Nonnenhofkeller war, wonach ich Wünsche hegte, und daß aus dieser Quelle meine Bereitwilligkeit zu einer Reise nach Blaubeuren floß. Ich habe stets gefunden, daß nicht nur ich, sondern auch jene beneidenswerten Menschen, die für ihre Taten stets Gründe anzugeben wissen, in Wahrheit niemals von diesen Gründen bewegt und geleitet werden, sondern stets von Verliebtheiten, und habe nichts dagegen, mich zu dieser Verliebtheit zu bekennen, denn sie hat zu den stärksten und schönsten meiner Jünglingsjahre gehört. Zwei Frauenfiguren aus Dichtungen haben in den Jugendjahren meine dichterischen und meine sinnlichen Phantasien als holde Vorbilder geleitet, beide schön, beide geheimnisvoll, beide vom Wasser umspült: die schöne Lau aus dem „Hutzelmännlein" und die schöne badende Judith aus dem „Grünen Heinrich". An beide hatte ich in vielen, sehr vielen Jahren niemals mehr gedacht, ihre Namen nie mehr ausgesprochen, ihre Geschichte nie mehr gelesen. Und nun plötzlich, beim Denken an das Wort Blaubeuren, sah ich die schöne Lau wieder, bis an die Brust im Wasser, die weißen Arme auf die Steinbrüstung des Kellerbrunnens gestützt, und lächelte und wußte Bescheid um den Antrieb zu meiner Reise. Und außer der schönen Lau, die ich ja kaum an ihrem einstigen Wohnort anzutreffen hoffen durfte, war mit diesen Klängen und Phantasiekreisen verwoben die Erinnerung an meine Jugend und ihre starke Traumwelt, an den Dichter Mörike, an uralte schwäbische Worte, Spiele und Märchen, an die Sprache und Landschaft meiner Kindheit. Weder das Vaterhaus noch die Stadt meiner Kinderjahre konnten einen ähnlichen Zauber auf mich üben, sie hatte ich allzu oft wiedergesehen, allzu gründlich verloren. Hier aber, in den Vorstellungen um den Klang „Blaubeuren" herum, war alles konzentriert,

Digitized by Google

was in mir noch lebte von Herzensbeziehungen zu Jugend, Heimat und Volk. Und all diese Beziehungen, Erinnerungen und Gefühle standen im Zeichen der Venus, der schönen Lau. Ein stärkerer Zauber freilich war nicht zu denken.

Indessen schlummerte dies alles noch in mir, und nichts davon drang in mein Bewußtsein, und die ganze Reise war vorerst nur ein Versprechen – ich konnte es in zwei oder in zehn Jahren ausführen. Da kam eines Tages im Frühling die Einladung zu einer literarischen Vorlesung in Ulm. Hätte sie mich in einem anderen Augenblick getroffen, so hätte ich sie auf dieselbe Weise erledigt wie alle anderen, mit einer höflich absagenden Postkarte wäre die Sache getan gewesen. Nun aber kam die Ulmer Einladung nicht in einem beliebigen Augenblick, sondern in einem besonderen, sie kam zu einer Zeit, wo das Leben mir ungewöhnlich viel Mühe machte, wo ich ringsum nur Sorgen, Last und Unlust und keinerlei frohe Aspekte sah, und wo jeder Gedanke an Veränderung, an Wechsel, an Flucht mir willkommen sein mußte. Ich schrieb daher jene höfliche Postkarte nicht, sondern las die Einladung ein zweites Mal durch, diesmal schon mit dem aufdämmernden Gedanken, daß Ulm ganz in der Nähe von Blaubeuren liege, und ließ sie einen Tag oder zwei auf dem Schreibtisch liegen. Und dann sagte ich zu, mit der einzigen Bedingung, daß die Vorlesung nicht mitten im kalten Winter, sondern im Herbst oder Frühling stattfinde. Sie wurde von den Ulmern auf Anfang November festgelegt, und ich erklärte mich einverstanden, allerdings nicht ohne jene kleine reservatio mentalis, mit der ich jede auf lange Frist gegebene Zusage betrachte, mit dem heimlichen Nebengefühl: „Wenn es dann soweit ist, kannst du ja immer noch abtelegraphieren."

Nun, es war Frühling und der November noch weit, und ich dachte nicht sehr viel an diese Verabredung. Andre Gedanken und Sorgen waren da, nähere, brennendere, und wenn ich je einmal wieder an die Sache mit Ulm erinnert wurde, so dachte ich an sie eher mit einem gewissen Mißmut darüber, daß ich mich nun wieder einmal zu einer Veranstaltung habe verlocken lassen, an deren Wert ich nicht glaubte und die mir schließlich zur lästigen Pflicht werden würde. Sänger, Virtuosen oder Schauspieler, deren Beruf nun einmal das öffentliche Auftreten ist, haben sich eben mit der lästigen Einrichtung abzufinden, daß sie sich für halbe und ganze Jahre voraus auf bestimmte Tage und Stunden verpflichten müssen, wie es auch zu ihrem Berufe gehört, sich von der Stimmung und Laune des

Digitized by Google

Augenblicks unabhängig machen und jederzeit ihre Kunst spielen lassen zu müssen. Aber für einen Schriftsteller, einen stillen, wenig reisenden Dorfbewohner und Studierzimmermenschen, ist der Gedanke, daß er am zwölften des übernächsten Monats unweigerlich in dieser oder jener Stadt vorzulesen habe, unter Umständen grauenhaft. Wie leicht kann man um diese Zeit gerade krank sein! Wie leicht kann es sein, daß gerade dann günstige Arbeitszeiten sind, daß die gute Stunde da ist, auf die man oft so lang vergeblich wartet – und dann soll man, mitten in der besten Arbeit, für Tage alles weglegen, soll Koffer packen, Fahrpläne studieren, soll reisen, in fremden Städten in Hotelbetten schlafen und vor fremden Menschen seine Gedichte vorlesen, Gedichte, zu denen man im Augenblick vielleicht gar kein Verhältnis mehr hat, die einem erledigt und dumm vorkommen! Und so hat der Dichter es oft recht widerlich zu büßen, wenn er durch Eitelkeit, Gewinnsucht oder Reiselust sich zu einer Vorlesung hat verlocken lassen.

Menschen, welche eine geregelte, organisierte Arbeit leisten, welche gewohnt sind, täglich um acht und um zwei Uhr ihre Arbeit zu beginnen, auf ein Telegramm hin binnen kürzester Frist weite Reisen anzutreten, denen ein freier Nachmittag schon ein kleines Paradies bedeutet, die ihren Vergnügungen mit der Uhr in der Hand obliegen – diese Menschen haben ja keine Ahnung davon, in wie müßiggängerischer, ungeregelter, launischer, zeitvergeudender Weise ein Dichter sein fragwürdiges Leben hinbringt! Es gibt zwar solche, die pflichttreu und mit einer gewissen Regelmäßigkeit und Ausdauer ihrer Arbeit obliegen, zähe Stunden am Schreibtisch verharren, morgens zur bestimmten Stunde beginnend, welche sich zur Unempfindlichkeit sowohl gegen Witterung und akustische Störungen aus der Umwelt wie auch gegen die eigene Laune und Trägheit erzogen haben, heroische, edle Männer, denen ich bereit bin die Schuhriemen aufzulösen, denen nachzueifern für mich aber ein hoffnungsloses Beginnen wäre. Was mich betrifft, so glaube ich, daß kein anständiger und arbeitsamer Mensch mehr mir die Hand geben würde, wenn er wüßte, wie wenig Wert die Zeit für mich hat, wie ich die Tage und Wochen, ja Monate vergeude, mit welchen Allotria und Spielereien ich mein Leben vertue. Kein Vorgesetzter, kein Amt, keine Regel schreibt mir vor, wann ich am Morgen aufzustehen und am Abend zu Bett zu gehen, wann ich zu arbeiten und wann zu ruhen habe, meiner Arbeit ist kein Termin gesetzt, und es geht den Teufel etwas an, ob ich für ein Gedicht von drei Strophen

Digitized by Google

einen Nachmittag oder ein Vierteljahr brauche. Wenn ein Tag mir zu hübsch erscheint, um ihn zum Arbeiten zu verwenden, so ehre ich ihn durch Spazierengehen, Aquarellmalen und Nichtstun. Wenn ein Tag mir zu grau oder zu schwül, zu kalt oder zu warm erscheint, um an ihm zu arbeiten, so vertue ich ihn lesend auf dem Kanapee oder male mit Farbstiften Blätter voll verknäuelter Phantasien oder bleibe überhaupt im Bett liegen, namentlich wenn es Winter ist und ich auch noch Schmerzen habe. Wenn ich meine Füllfeder verlegt habe oder das Bedürfnis fühle, über das Verhältnis zwischen indischer und chinesischer Mythologie nachzudenken, oder wenn mir auf dem Morgenspaziergang eine schöne Frau begegnet ist, dann wird ohnehin an Arbeit nicht gedacht. Dagegen ist allerdings, wenn auch Arbeiten nicht meine Stärke und mir im Grunde zuwider ist, das Streben nach fortwährender Arbeitsbereitschaft mir hohe Pflicht. Ich habe zwar Zeit zum Nichtstun, habe aber keine Zeit für Reisen oder Geselligkeit oder Angelsport oder andre hübsche Dinge – nein, ich muß stets in der Nähe meiner Arbeitsstätte, allein, ungestört, jeden Augenblick zur eventuellen Arbeit bereit sein. Wenn ich für morgen abend nach Lugano zu Tisch eingeladen bin, so stört mich das, denn weiß ich, ob nicht morgen abend einer der schönen, der seltenen Augenblicke geflogen kommt, in denen mir der Zaubervogel singt, in denen die Wollust der Arbeit ruft? Für einen Müßiggänger dieser Art nun, der doch immerzu und jeden Tag sich heimlich zur Arbeit gerüstet wissen möchte, gibt es kaum etwas Widerlicheres, als monatelang im voraus zu wissen, daß er an dem und dem vorbestimmten Tage da oder dort zu erscheinen und eine gewisse Arbeit zu leisten hat.

Wäre mir daran gelegen, mein regelloses und vertanes Leben zu rechtfertigen, so könnte ich ja allerdings einige Punkte zu meiner Entlastung anführen. Ich könnte davon sprechen, daß im Augenblick der wirklichen Arbeit, sei es auch nur wenigemal im Jahre, kein Wetter und keine Gesundheit, kein Hindernis, kein Tag und keine Nacht für mich mehr existiert, daß ich dann fanatisch wie ein Fakir, der Welt und meiner selbst vergessend, mich in den Wirbel der Arbeit werfe, aus dem ich dann erst wieder erschöpft, klein und gebrochen wiederkehre. Ich könnte auch dies erwähnen, daß meine Zeitvergeudung nicht bloß Faulheit und Unordnung, sondern auch bewußter Protest gegen den irrsinnigsten und heiligsten Satz der modernen Welt sei: daß Zeit nämlich Geld sei. An sich ist dieser Satz ja völlig richtig, man kann Zeit leicht in Geld verwandeln,

Digitized by Google

wie man elektrischen Strom leicht in Licht und Wärme verwandeln kann. Irrsinnig und gemein an jenem dümmsten aller Menschheitssätze ist ja nur dies, daß „Geld" unbedingt als Bezeichnung für einen höchsten Wert gesetzt wird. Aber die Rechtfertigung sei mir erlassen. Ich bin in der Tat, trotz aller Scheinbeweise, die dagegen anzuführen wären, ein Müßiggänger, ein Zeitvergeuder, ein bequemer und arbeitsscheuer Mensch, von anderen Lastern noch gar nicht zu reden. Mag man mich darum verachten, mag man mich darum beneiden – niemand außer mir weiß, wie teuer ich meine Laster bezahle. Lassen wir dies also gut sein. Dagegen muß ich noch ein Wort über das „Zeit ist Geld" sagen, weil dies aufs engste mit der Geschichte meiner Reise zusammenhängt. Mein Widerwille gegen jenen Glaubenssatz der modernen Welt und gegen diese moderne Welt selbst, worunter ich die ganze Maschinenkultur verstehe, ist so groß, daß ich es, wo irgend möglich, verschmähe, mich den Gesetzen dieser Welt anzupassen. Während es z. B. heute für eine Errungenschaft gilt, in einem Tage tausend und mehr Kilometer mit der Eisenbahn zurücklegen zu können, halte ich es für menschenunwürdig, länger als höchstens vier bis fünf Stunden in einem fahrenden Eisenbahnwagen auszuhalten, und brauche für eine Reise eine Woche, die ein andrer in einem Tag oder einer Nacht zurücklegt. Für die Freunde, welche da und dort auf Reisen meine Gastgeber sind, ist dies zuweilen einigermaßen lästig, denn wenn es mir an einem Orte ein wenig wohl wird, pflege ich mich gegen die Weiterreise, gegen das Packen, gegen das ganze häßliche und ermüdende Getue auf Bahnhöfen und in Eisenbahnen oft mehrere Tage lang zu sträuben. Zu den Lebensregeln vieler Weisen gehört der Spruch: Lebe an jedem Tage so, als ob es dein letzter sei! Nun, und wer würde an seinem letzten Tage Ruß atmen, Koffer schleppen, sich durch Bahnsteigsperren klemmen und alle die lächerlichen Manipulationen ausführen mögen, die zu einer Bahnfahrt gehören? Das einzige Hübsche daran ist ja das wahllose Zusammengesperrtwerden mit anderen Menschen, und so hübsch dies auch sein kann, nach wenigen Stunden hat es meistens seinen Zauber verloren. Und sollte der Glücksfall eintreten und du solltest in einem Eisenbahnwagen neben den Menschen zu sitzen kommen, der dir zum Herzensfreund bestimmt ist und ohne den du nicht mehr leben magst, so müßtest du ein Stümper sein, wenn es dir nicht gelänge, ihn nach einer Weile zu überreden, daß er mit dir aussteigt und an irgendeiner hübschen Station dir nachsehen hilft, ob Gras und Blumen, blauer Himmel und Wolken

Digitized by Google

noch vorhanden sind. Ich kann nicht leugnen, daß das Reisen auf meine Weise seinen Mann nicht sehr rasch vorwärts bringt und etwa auf der Stufe des Mittelalters steht; sollte ich mich jemals dazu entschließen, nach Berlin zu fahren (bisher gelang es mir, das zu vermeiden), so würde diese Reise mindestens zwölf Tage erfordern. Man muß schon völlig unmodern eingestellt sein, um meine Reisemethode gelten lassen und ihre großen Vorteile sehen zu können. Gewiß hat sie auch Nachteile, das Reisen auf meine Art ist z. B. ziemlich kostspielig; dafür haben meine Reisen mir manches Vergnügen gebracht, das mit der modernen Methode völlig unerreichbar wäre. Und solche Vergnügungen lasse ich mich gerne etwas kosten, ich schätze sie außerordentlich hoch, wie ich denn überhaupt unausdenklich vergnügungssüchtig bin. Es ist das Schicksal mancher Menschen, daß sie das Leben im ganzen als Leid und Schmerz empfinden, nicht bloß in der Idee, in irgendeinem literarisch-ästhetischen Pessimismus, sondern körperlich und wirklich. Diese Menschen, zu denen ich leider zähle, haben mehr Talent zum Empfinden von Schmerzen als zum Empfinden von Lust, das Atmen und Schlafen, Essen und Verdauen und alle einfachsten animalischen Verrichtungen machen ihnen eher Schmerz und Mühe als Vergnügen. Da sie nun aber trotzdem, einem Willen der Natur folgend, den Trieb in sich fühlen, das Leben zu bejahen, die Schmerzen gut zu finden, die Flinte nicht ins Korn zu werfen, sind diese Menschen ungewöhnlich versessen auf alles, was ein wenig Freude machen, ein wenig erheitern, ein wenig beglücken und wärmen kann, und legen all diesen hübschen Dingen einen Wert bei, den sie für gewöhnliche, gesunde, normale und arbeitstüchtige Menschen nicht haben. Die Natur bringt auf diesem Wege sogar etwas höchst Schönes und Kompliziertes zuwege, wovor fast alle Menschen einen gewissen Respekt haben: den Humor. In jenen leidenden Menschen nämlich, in jenen allzu weichen, allzu wenig smarten, allzu vergnügungssüchtigen, auf Trost erpichten Menschen entsteht nämlich gelegentlich das, was man Humor nennt, ein Kristall, der nur in tiefen und dauernden Schmerzen wächst und der immerhin zu den besseren Erzeugnissen der Menschheit gehört. Dieser Humor, von Leidenden dazu erfunden, damit sie das mühsame Leben dennoch ertragen und sogar lobpreisen können, wirkt nun auf jene anderen, Gesunden, nicht Leidenden, drolligerweise stets wie das Gegenteil, wie der Ausbruch einer ganz unbändigen Lebenslust und Lustigkeit, die Gesunden klatschen sich dabei auf die Schenkel und wiehern und sind

Digitized by Google

dann immer verdutzt und ein wenig beleidigt, wenn sie von Zeit zu Zeit Nachrichten lesen wie diese, daß der sehr beliebte und erfolgreiche Komiker X. sich unbegreiflicherweise in einem Anfall von Schwermut ertränkt habe.

Man halte mir zugute, daß ich so viel überflüssige Zeit habe und von einem ins andre gerate, ich werde sofort zu meinem Thema zurückfinden. Oder sollte dies nicht gelingen, so frage man sich: kann es denn von Wichtigkeit sein, was ein Mensch wie ich über eine Reise zu erzählen hat, ein Mensch, der das Reisen und die Eisenbahn ablehnt, der müßiggängerisch, auf beständiger Lauer nach Zerstreuungen und Spielereien, seine Tage vertrödelt, der sich zu einer Vorlesung einladen läßt, während er über diese Tätigkeit äußerst skeptisch denkt, und dem die Ablehnung und Verspottung des ernsten, wirklichen, modernen, tüchtigen, arbeitsamen Lebens zu einer Art von leidigem Sport geworden ist? Nein, es kann keineswegs von Belang sein, was solch ein Romantiker über eine Reise zu sagen hat, und wer dem Hanswurst nun schon einmal zuhören mag, der tue es auf die Gefahr hin, daß der Hanswurst, nach Art der Humoristen, sein angebliches Thema beständig wieder aus den Augen verliert und mühsam suchen muß. Möglich, daß er eine Art von Humorist ist, und die Humoristen haben, sie mögen schreiben, was immer sie wollen, alle ihre Überschriften und Themata stets nur zum Vorwand, in Wahrheit haben sie alle und immer nur ein einziges Thema: die wunderliche Traurigkeit und, man erlaube den Ausdruck, Beschissenheit des Menschenlebens, und das Staunen darüber, daß dies jämmerliche Leben trotzdem so schön und köstlich sein kann.

Mit meiner Reise stand es nun also so: der Sommer war gekommen, die Melodie meines augenblicklichen Lebens war nicht freundlicher geworden, Sorgen von außen bedrängten mich, und meine alten Lieblingströstungen und Vergnügungen, das Malen und das Bücherlesen, hatten viel von ihrem Glück verloren, denn ich litt an ständigen Augenschmerzen, die ich zwar schon aus früheren Jahren kannte, die aber in solcher Heftigkeit und Dauer mir neu waren. Ich spürte deutlich, daß ich wieder einmal am traurigen Ende einer Wunscherfüllung stand, und daß mein Leben nun demnächst in irgendein neues Zeichen eintreten müsse, um wieder Sinn zu bekommen. In manchen Jahren und mit manchen Opfern war es mir nun geglückt, mir eine Einsiedelei zu schaffen, wo ich, verborgen und völlig allein, in meiner Klause sitzen und meinen Spielereien und Lastern nachgehen konnte, dem Denken und Phantasieren, dem Lesen,

Digitized by Google

dem Malen, dem Weintrinken, dem Schreiben – und nun war dieser Wunsch erfüllt, war dieser Versuch ausgekostet, und die Augen schmerzten, und die Arbeit samt Lesen und Malen war kein Glück mehr, und aus diesem Zustand würde, wenn er erst unleidlich geworden sein und mich in seinem Feuer gar gebraten haben würde, irgendein neuer Zustand, ein neuer Lebensversuch, eine neue Inkarnation entstehen, wie ich das nun schon oft genug erlebt hatte. Es galt jetzt, Leiden auszukosten, die Augen zu schließen, sich klein zu machen und das Schicksal hinzunehmen. Von diesem Standpunkt aus war die Ulmer Reise, die also Anfang November stattfinden sollte, mir sehr willkommen. Brachte sie nichts andres, so brachte sie doch Abwechselung, neue Bilder, neue Menschen. Sie unterbrach das Alleinsein, sie zwang zu Teilnahme, zu Aufmerksamkeit, sie lenkte nach außen. Gut, sie war mir willkommen. Ich begann schon ein wenig zu planen. Vor dem Ulmer Vortrag wollte ich Blaubeuren besuchen, unbedingt vorher, ich wollte dorthin, zur schönen Lau und zu meinem Freunde, nicht etwa die Entmutigung und den Ekel mitbringen, die mich oft nach solch einer Vorlesung befielen. Also mußte ich Ende Oktober abreisen. Aber von meinem Tessiner Dorf bis nach Blaubeuren war es weit, ich mußte daran gehen, diese lange Reise in kleine angenehme Stücke zu zerschneiden, sie genießbar und verdaulich zu machen. Auf alle Fälle beschloß ich, in Zürich einen Aufenthalt zu nehmen, da hatte ich Freunde, und dort konnte ich, ohne den Schrecken des Hotellebens ausgesetzt zu sein, mich ein wenig am Stadtleben vergnügen, an Musik, gutem Wein, Kino, vielleicht Theater. Dagegen schien mir, je mehr ich rechnete, die Reise recht teuer zu werden, und das Honorar für die Ulmer Vorlesung war nicht für einen Mann berechnet, dem auf einer Reise Tage leicht zu Wochen werden. Darum hatte ich gar nichts dagegen, als plötzlich auch noch aus Augsburg die Einladung zu einer Vorlesung kam. Augsburg lag von Ulm, wie ich wußte, nur etwa zwei Eisenbahnstunden entfernt, da war also nicht einmal eine Zwischenstation notwendig. Ich setzte den Augsburger Vortrag zwei Tage später als den Ulmer an, und wir wurden einig. Jetzt war meine Reise schon um ein Stück wichtiger und wahrscheinlicher geworden, denn jetzt würde ich nicht nur Ulm und Augsburg, die alten schwäbischen Städte, sehen, sondern von Augsburg würde ich natürlich auch noch nach München gehen, wo ich so manche Freunde hatte und wo ich, vor vielen Jahren, lang vor dem Kriege, einst manche gute und frohe Tage gelebt hatte.

Digitized by Google

Vorläufig meldete ich mich bei meinen Freunden in Zürich, Ulm und München an, erfreute Antworten und Einladungen erhöhten meine Reiselust, auch schien es mir nach langem Überlegen nicht unmöglich, die Strecke Zürich-Blaubeuren in einem Tage abzufahren. Ich mußte dann allerdings in Zürich schon morgens um sieben oder acht Uhr abreisen, und das schien mir für Ende Oktober eine betrüblich frühe Stunde, aber ein kleines Opfer kann am Ende auch ich bringen; lächelnd schrieb ich mir die Züge heraus.

In den Sommermonaten ist mein Hauptberuf nicht die Literatur, sondern die Malerei, und so saß ich denn, so weit die Augen es erlaubten, recht fleißig an unsern schönen Waldrändern unter den Kastanien und aquarellierte die heiteren Tessiner Hügel und Dörfer, von denen ich mir schon vor zehn Jahren einbildete, daß kein Mensch auf der Erde sie so innig kenne wie ich, und die ich seither noch um so vieles genauer habe kennenlernen. Meine Bildermappe wurde dicker, und so sachte und unmerklich wie jedes Jahr wurden die Felder gelber, die Morgenfrühen kühler, die Abendberge violetter, und in mein Grün mußte ich immer mehr Gelb und Rot mischen. Plötzlich waren die Kornfelder leer, die rote Erde forderte Caput mortuum und Krapplack, und die Maisäcker waren golden und blaßblond, und es war September geworden und die Klarheit der Nachsommertage begann. Zu keiner Zeit spüre ich wie in diesen Tagen den Ruf der Vergänglichkeit, zu keiner andern Zeit des Jahres trinke ich die Farben der Erde so in mich ein, so gierig sogleich und so sorgfältig, wie ein Zecher das letzte Glas eines edlen Jahrgangs. Auch hatte ich mit meiner Malerei, in der ich ein wenig ehrgeizig bin, einige kleine Erfolge gehabt, ich hatte einige Blätter verkauft, und eine deutsche Monatsschrift hatte darein gewilligt, daß der Aufsatz eines Schriftstellers über die Tessiner Landschaft von mir illustriert werde, ich hatte schon die Abzüge der Bildchen gesehen und hatte mein Maler-Honorar bekommen und spielte gern mit dem Gedanken, daß es mir vielleicht doch noch glücken könnte, der Literatur ganz zu entrinnen und mich mit dem mir sympathischeren Handwerk des Malers durchzubringen. Es waren einige gute Tage. Als ich mir nun aber in der Freude die Augen überanstrengte und nicht mehr malen konnte, und der Herbst in vielen Zeichen spürbar zu werden begann, da kam Unruhe über mich. Wenn nun doch einmal mein jetziger Lebenszustand im Abbau begriffen war, wenn ich doch zum Wechsel, zu Änderung und Reise entschlossen war, dann hatte es keinen

Digitized by Google

Sinn, damit noch lange zu warten. Gegen Ende des September beschloß ich zu reisen.

Nun war plötzlich viel zu tun. Wenn ich schon jetzt reiste, war für eine Reihe von Wochen zu packen, und ich hatte nicht im Sinn, in all diesen Wochen das Leben eines Reisenden zu führen, sondern unterwegs hier und dort mich gemächlich aufzuhalten, vielleicht zu malen, vielleicht zu schreiben. Das Malzeug jedenfalls wollte ich mitnehmen und eine gute Auswahl von Büchern. Kleider und Wäsche mußten nachgesehen werden, Knöpfe angenäht, Risse geflickt, alle Kasten und Schubladen standen offen. Im letzten Augenblick zeigte sich, daß der schwarze Anzug, für die Vorträge, nicht mehr in gutem Zustande war, und es mußte auch für ihn allerlei geschehen. Und ehe noch der Koffer zu war, kam noch eine weitere Einladung zum Vorlesen, aus Nürnberg, mit der Aufforderung, direkt von Augsburg aus dorthin zu kommen. Das mußte überlegt werden. Nürnberg paßte ausgezeichnet in meine Reise, es war zu Ulm und Augsburg die kaum entbehrliche Ergänzung für einen gebildeten Städtereisenden. Also sagte ich zu, aber nicht für den Tag nach Augsburg, sondern für fünf Tage später. Diese Zeit würde wohl reichen, um die Entfernung zwischen Augsburg und Nürnberg in würdiger Weise zurückzulegen.

Und nun konnte ich reisen. Zürich war mein erstes Ziel. Von dort aus dachte ich in Baden an der Limmat vorzusprechen, wo die heilsamen Schwefelquellen sind, und dort einen Aufenthalt mit sanfter Kur zu nehmen. Aber als nun der große Koffer fort war und ich mit dem kleinen Gepäck reisefertig dastand, da strahlte die Septembersonne so mächtig und die Weinberge waren so voll reifer blauer Trauben, daß es eine Sünde gewesen wäre, jetzt in das kühle graue Zürich zu fahren. Daß ich auch nicht an die Weinlese gedacht hatte, die ich nun versäumen würde! Wieder auspacken und dableiben und nochmals in den überlebten Zustand zurückkriechen, dem ich doch entgehen wollte, daran war nicht zu denken. Aber in Locarno hatte ich Freunde, die ich eine ganze Weile nicht mehr gesehen hatte. Dort konnte ich mein neues Leben beginnen, ohne doch von der Sonne und den Trauben Abschied nehmen zu müssen. Ich fuhr nach Locarno.

Hier nahm mich ein Städtchen und eine Landschaft auf, wo ich vor Zeiten jedes kleine Bachtal und jede Feldmauer mit ihren Ritzen voll kleiner Farnkräuter und roter Steinnelken genau gekannt hatte, eine Landschaft, die mich auch während des Krieges dreimal für kurze Zeit be-

Digitized by Google

herbergt und getröstet und wieder froh und dankbar gemacht hatte. Schwere, böse Erlebnisse hatten mir später diese Orte entfremdet, nun war auch dies vergangen, und viel von der alten Vertrautheit und Schönheit fand ich unzerstört wieder. Durch die Gassen und den schönen großen Platz zwar fuhr jetzt, außer der Trambahn, auch noch eine irrsinnige Eisenbahn, bei deren lärmender Durchfahrt Tier und Menschen die Flucht ergriffen, und gerade während meiner kurzen Anwesenheit passierte es, daß in diesem sonst so ruhigen kleinen Nest eine arme Frau totgefahren wurde, in einem Gäßchen, das den ganzen Tag über Frieden atmet, das aber in den Augenblicken, wo Tram und Eisenbahn dort durchgehen, lebensgefährlich ist. Indessen waren die Locarnesen sehr guter Laune, es war soeben Locarno als Sitz für die Diplomatenkonferenz erwählt worden, und die Stadt ging daran, sich zu erneuern und zu schmücken. Es war eine Pracht, und wenn Herr Stresemann sich während seines Locarneser Aufenthaltes auf eine der hübschen Bänke auf der Piazza gesetzt hat, so ist sein Anzug verdorben, sie wurden sämtlich frisch mit Ölfarbe gestrichen.

Ich hatte wohlgetan, Locarno war ein guter Anfang meiner Reise. Ich aß den Ministern noch einige Pfund von den süßen Trauben weg, an den besten sonnigsten Hängen von Brione und von Gordola, und genoß, nach langem Alleinsein, wieder das Vergnügen, bei Freunden zu sitzen, zu plaudern und mit Mund und Auge das auszudrücken, was von Augenblick zu Augenblick in einem lebt und was auf dem Umweg über die Feder immer sein Bestes und Eigentümlichstes verliert. In keiner Kunst bin ich so sehr Dilettant und Anfänger wie in der der Geselligkeit, aber keine entzückt mich mehr als sie in den seltnen Stunden, wo ich sie in wohlwollender Umgebung üben darf. Über dem Tamaro ging ein strahlender Tag um den andern auf, und wenn auch der wunderbare kleine Strandweg der Rivapiana den Zauber der Einsamkeit und Verlorenheit nicht mehr hat, den man dort vor zwanzig und selbst noch vor zehn Jahren genoß, so ist doch dieser Seewinkel noch immer eine freundliche Zuflucht. Und sobald man die Nähe der Hotels und die paar beliebtesten Ausflugstraßen hinter sich läßt und in das steile rauhe Bergland eindringt, das über dem schmalen, in südlicher Pflanzenpracht strotzenden Seegürtel liegt, dann ist man außerhalb Europas und außerhalb der Zeit, bei Stein und Busch, bei Eidechse und Schlange, in einem armen, aber warmen und freundlichen Land voll Farbe und kleiner zarter Reize und Lieblichkeiten. | Hier habe

Digitized by Google

ich in vergangenen Jahren die Eidechsen, Schmetterlinge und Heuschrecken studiert, den Skorpion und die Gottesanbeterin gefangen, meine ersten Malstudien gemacht und, von einem zugelaufenen Hunde namens Rio begleitet, heiße gute Tage auf weglosen Streifzügen hingebracht. Überall war noch ein Duft von damals erhalten, überall mahnten mich plötzlich kleine Erinnerungszeichen, eine Hausecke, ein Gartenzaun an Stunden der Besinnung und Genesung, die ich in den schwersten Zeiten meines frühern Lebens dort gefunden hatte. Wirkliche Heimatgefühle habe ich, außer für meine Vaterstadt im Schwarzwald, mein Leben lang eigentlich nur für diese Gegend um Locarno gehabt, und etwas davon war noch in mir vorhanden und freute sich. (Wird fortgesetzt)

MOZART*

NACH SEINEN BRIEFEN

von

ROMAIN ROLLAND

Ich habe soeben Mozarts Briefe gelesen, die in jeder Bibliothek vorhanden sein sollten, denn sie sind nicht nur für den Künstler interessant, sondern wirken wohltuend auf alle Menschen. Wenn Ihr diese Briefe gelesen habt, bleibt Mozart während Eures ganzen Lebens Euer Freund, und seine liebe Gestalt ersteht vor Euch in allen Stunden der Not. Ihr vernehmt sein gutes, kindliches, heroisches Lachen, und Ihr mögt noch so traurig sein, Ihr errötet, wenn Ihr an dieses so heiter getragene

* Der folgende Essay über Mozart ist eine Jugendarbeit Romain Rollands. Der kaum 25jährige hat ihn geschrieben. Und als er ihn 1891 veröffentlichen wollte, wurde er von keiner französischen Zeitschrift angenommen. Der jetzt 60jährige äußert sich darüber nicht ohne Heiterkeit in einem Briefe wie folgt: „Der ‚Mozart' war einer meiner ersten Aufsätze. Keine französische Zeitschrift wollte ihn veröffentlichen, als ich ihn 1891 anbot. Die ‚Revue Bleue, lehnte ihn ab. Eine andere große Pariser Monatsschrift, unter dem Einfluß von Jules Simon, riet mir, in die Lobrede auf Mozart ein Lob Gounods einzuschalten, der Jules Simons Freund war. Ich sagte nein, und nahm mein Manuskript zurück."

Der „Mozart", der Rollands erster musikwissenschaftlicher Essay war, wurde 1903 zum ersten Mal von der „Revue d'Art dramatique" veröffentlicht.

Wilhelm Herzog

Digitized by Google

Elend denkt. Wir wollen diese schöne, erloschene Erscheinung wiederbeleben.

Am meisten verblüfft bei ihm seine wunderbare moralische Gesundheit. Und sie ist um so erstaunlicher, wenn man an seinen von Krankheit untergrabenen Körper denkt. In ihm ist ein fast einzigartiges Gleichgewicht aller Fähigkeiten: eine Seele, die alles zu fühlen und alles zu beherrschen vermag; eine ruhige Vernunft, deren Kälte inmitten der tiefsten Gefühle (beim Tod seiner Mutter, in seiner Liebe zu Constanze Weber) erstaunt; ein den allgemeinen Geschmack und die Erfolgsmittel klar beurteilender Verstand, der sein stolzes Genie dem Sieg über die Welt anzupassen weiß, ohne sich ihr zu beugen.

Diese moralische Gesundheit ist bei sehr leidenschaftlichen Naturen höchst selten, da alle Leidenschaft die Übertreibung eines Gefühls ist. In Mozart sind alle Empfindungen vereinigt; aber er ist ohne Leidenschaft, bis auf eine, und die ist furchtbar: der Stolz, das machtvolle Gefühl seines Genies.

„Der Erzbischof von Salzburg hält Euch für einen aus Hochmut geformten Menschen", sagt ihm ein Freund. (2. Juni 1781.)

Er sucht aber keineswegs diesen Hochmut zu verbergen. Wer es wagt, diesen Hochmut zu erwähnen, dem erwidert er mit dem Stolz des Republikaners, des Zeitgenossen Rousseaus: „Das Herz adelt den Menschen; und wenn ich schon kein graf bin, so habe ich vielleicht mehr Ehre im leib als mancher graf, und hausknecht oder graf, sobald er mich beschimpft, so ist er ein hundsfut." (20. Juni 1781.)

„Daß ist doch curios, fing ich an", (als wen ich nicht gehört hätte, was er gesagt hat) – er sagte es zu zwei Witzbolden in Augsburg – „ich kann noch eher alle orden (die sie bekommen können) bekommen, als sie das werden, was ich bin; und wenn sie zwei mahl sterben und wieder gebohren werden." (17. Oktober 1777.)

Er sammelt und berichtet mit einer gewissen Sorgfalt alle schmeichelhaften Worte, die über ihn geäußert werden.

Er schreibt dem Vater, der Fürst Kaunitz habe zum Erzherzog Maximilian von ihm gesagt, „daß solche leute wie Mozart nur alle hundert Jahre auf die Welt kämmen, und solche leute müsse man nicht aus teutschland treiben – besonders wenn man so glücklich ist, sie wirklich in der Residenz Stadt zu besitzen." (17. Aug. 1782.)

Digitized by Google

Auch haßt er voller Wut, wenn sein Stolz verletzt wird. Er leidet darunter, im Dienst eines Fürsten zu stehen. „Dieser Gedanke ist mir unerträglich", sagt er. (15. Oktober 1778.) Nach den Beleidigungen durch den Erzbischof von Salzburg „zitterte er am ganzen Leibe, und taumelte wie ein Besoffener auf der Gasse, er blieb auch den folgenden Tag als gestern zu Hause, den ganzen Vormittag aber im Bett." (12. Mai 1781.) – „Ich hasse den Erzbischof bis zur raserey." (9. Mai 1781.) – „Wenn einer mich beleidigt, so muß ich mich rächen; und tue ich nicht mehr als er mir angethan, so ist es nur wiedervergeltung und keine strafe nicht." (20. Juni 1781.)

Wenn sein Stolz auf dem Spiele steht, oder wenn auch nur sein Wille gesprochen hat, kennt dieser ehrfurchtsvolle und unterwürfige Sohn keine andere Autorität an als seinen eigenen Willen. „Ich muß ihnen gestehen, daß ich aus keinem einzigen zuge ihres briefes, meinen vatter erkenne! – wohl einen vatter, aber nicht den Besten, liebvollsten, den für seine eigene und für die Ehre seiner kinder besorgten vatter, – mit einem Wort, nicht – meinen vatter." (19. Mai 1781.)

Er verheiratet sich, bevor er die Einwilligung seines Vaters erhalten hat. (7. August 1782.)

Wenn wir diese große und einzige Leidenschaft – den Stolz – von ihm nehmen, so finden wir die liebenswürdigste und heiterste Seele. Eine lebhafte und beständige, ganz feminine – oder besser gesagt: kindliche – Zärtlichkeit, die sich in ein paar Tränen, in ein wenig Lachen, in Scherzen, in tausend kleinen Dummheiten eines zärtlichen Babys gefällt.

Mit ihr verbindet er gewöhnlich eine unerschöpfliche Fröhlichkeit, die sich über ein Nichts belustigt. Er ist immer in Bewegung, singt, hüpft, lacht närrisch über komische Dinge, noch häufiger, wenn sie nicht komisch sind, über gute und schlechte Witze – noch mehr über schlechte –, manchmal grobe, aber ohne Bosheit und ohne Hintergedanken, und über Worte, die sinnlos sind: „Stru! Stri! . . . paller . . . Schnip . . . Schnap... Schnur . . . Schnepeperl! . . . Snai! . . ." (6. Juli 1791.)

„Mein Herz ist völig entzücket aus lauter Vergnügen, weil mir auf dieser reise so lustig ist, weil es so warm ist in dem wagen und weil unser gutscher ein galanter kerl ist, welcher, wen es der Weg ein bischen zuläst so geschwind fahrt." (Dezember 1769.)

Digitized by Google

Tausend Beispiele gibt es bei ihm für diese Fröhlichkeit ohne Grund, für dieses gesunde Lachen. Es ist das Pulsieren eines überschwellenden, gesunden Blutes. Seine Sensibilität hat nichts Nervöses.

„Ich habe" – schreibt er am 30. November 1771 aus Mailand an Mutter und Schwester – „auf dem Domplatz hier 4 kerl hencken sehen, sie hencken hier wie zu lion."

Er hatte keineswegs das allgemeine Mitleid, das „Humanitätsgefühl" unserer modernen Künstler. Er liebt nur die, die er wirklich liebt, d. h. seinen Vater, seine Frau, seine Freunde. Aber die liebt er sehr zärtlich, er spricht von ihnen mit sanfter und lebhafter Erregung, die das Herz verliebt und weich macht, wie seine Musik es tut.

„Als wir zusamm verbunden wurden fieng so wohl meine frau als ich an zu weinen; – davon wurden alle, sogar der Priester, gerührt – und alle weinten, da sie zeuge unserer gerührten herzen waren." (Wien, 7. August 1782.)

Er war ein ausgezeichneter Freund, wie nur die Armen es sein können, so drückte er es selbst aus:

„Die besten und wahrsten freunde sind die arme. – Die reiche wissen nichts von freundschaft!" (7. August 1778.)

„Ich nenne nur freund und freundin eine Person, die es in allen Situationen ist – die tag und nacht auf nichts sinnt, als das beste ihres freundes zu besorgen – alle vermögende freunde anspannt, selbst arbeitet, ihn glücklich zu machen." (18. Dezember 1778.)

Seine Briefe an seine Frau – besonders die aus den Jahren 1789 bis 1791 – sprudeln über von verliebter Zärtlichkeit und närrischem Frohsinn. Sie sind kaum in Einklang mit der Krankheit, dem schrecklichen Elend und allen Sorgen zu bringen, die gerade diese Epoche zur grausamsten seines Lebens machten: „Immer zwischen Angst und Hoffnung." Er nimmt nicht, wie man vermuten könnte, eine tapfere Haltung an, um seine Frau zu ermutigen und ihr über die gegenwärtige Lage Illusionen zu machen; es ist vielmehr Mozarts unwiderstehliches Bedürfnis nach Heiterkeit, dessen er nicht Herr ist und das er selbst inmitten der herzergreifendsten Traurigkeiten befriedigen will. Jedoch auch Mozarts Lachen liegt nahe beim Weinen, bei beglückenden Tränen, von denen liebende Herzen voll sind.

Er war glücklich, obwohl keine Existenz härter als die seine war. Sie war ein unaufhörlicher Kampf gegen Elend und Krankheit. Nur der Tod

Digitized by Google

setzte ihm ein Ziel, – als er fünfunddreißig Jahre alt war. Woraus entspringt also sein Glück? Vor allem aus seinem Glauben, der klar und ganz ohne Aberglauben war; ein starker, fester Glaube, der keinen Zweifel kannte, ja ihn nicht einmal streifte. Es war ein ruhiger, friedvoller Glaube, ohne Leidenschaft, ohne Mystizismus: Credo quia verum. Seinem sterbenden Vater schrieb er: „Wie sehnlich ich einer tröstenden Nachricht von Ihnen selbst entgegen sehe, brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen, und ich hoffe es auch gewis – obwohlen ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, mir immer in allen Dingen das schlimmste vorzustellen – da der Tod (genau zu nemmen) der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein Paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel beruhigendes und tröstendes. und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit (Sie verstehen mich) zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr sein werde – und es wird doch kein Mensch von allen die mich kennen sagn können daß ich im Umgang mürrisch oder traurig wäre – und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen." (4. April 1787.)

Das ist ein Glück in der Ewigkeit. Was das Glück dieser Welt anbelangt, so findet er es vor allem in der Liebe der Seinen zu ihm und besonders in seiner Liebe zu ihnen.

Am 6. Juli 1791 schreibt er seiner Frau: „Nun kannst Du mir aber kein größeres Vergnügen machen, als wenn Du vergnügt und lustig bist – denn wenn ich nur gewiß weiß, daß Dir nichts abgeht – dann ist mir alle meine Mühe lieb und angenehm, – denn die fataleste und verdrehteste Lage, in der ich mich befinden könnte, wird mir zur Kleinigkeit, wenn ich nur weiß, daß Du gesund und lustig bist."

Aber die größte Freude für ihn bleibt das Schaffen.

Bei den unruhigen und krankhaften Genies kann das Schaffen zur Qual werden, – das gierige Suchen nach einem Ideal, das entflieht. Bei gesunden Genies wie Mozart eines war, ist es eine so vollkommene, natürliche Freude, daß es ihnen beinahe zum physischen Genuß wird. Für Mozart ist Komponieren und Spielen eine für sein Wohlbefinden ebenso

Digitized by Google

unerläßliche Tätigkeit wie Essen, Trinken oder Schlafen. Es ist ein Bedürfnis, und zwar ein beglückendes für ihn, weil er sich unaufhörlich befriedigen kann.

Dies muß man wohl im Auge behalten, wenn man jene Stellen in seinen Briefen verstehen will, die sich auf das Geld beziehen.

„Seyen sie versichert, daß ich mein absehen nur habe, so viel möglich geld zu gewinnen; denn das ist nach der gesundheit das beste." (4. April 1781.)

Ein solches Bekenntnis mag empfindlichen Naturen grob erscheinen; aber man darf nicht vergessen, daß das Geld Mozart stets bis an sein Lebensende gefehlt hat. Sein freier Schaffenstrieb und damit seine Gesundheit wurden dadurch immer gestört, und immer dachte er und mußte er an den Erfolg und an das Geld denken, die ihn frei machen sollten. Nichts ist natürlicher. Wenn Beethoven anders handelte, so schuf ihm sein Idealismus eine andere Welt zum Leben, eine irreale Welt (ganz zu schweigen von seinen reichen Gönnern, die ihm das tägliche Brot sicherten). Aber Mozart glaubte an das Leben, an die Welt, an die Realität der Dinge. Er wollte leben und siegen, und es gelang ihm, wenigstens zu siegen. — Das Leben hing nicht von ihm ab.

Gerade das ist das Wunderbare, daß sich seine Kunst immer auf den Erfolg richtet, ohne jemals etwas von sich selbst zu opfern. Seine Musik hat er stets im Hinblick auf die Wirkung beim Publikum geschrieben. Und dennoch würdigt sie sich niemals herab, sie sagt nur, was sie sagen will. Hierin kam Mozart sein Taktgefühl, sein Scharfsinn, sein ironischer Geist zu Hilfe. Er verachtet das Publikum und schätzt sich selbst sehr hoch. Auch macht er niemals Zugeständnisse, über die er hätte erröten müssen. Er überlistet sein Publikum, und er lenkt es. Er flößt seinen Hörern die Illusion ein, daß sie seine Gedanken verstehen, während der Beifall, den sie seinen Werken zollen, sich nur auf die Stellen bezieht, die einzig und allein für den Applaus gemacht waren. Was liegt daran, ob sie verstehen? Es genügt, daß sie Beifall klatschen und daß der Erfolg des Werkes dem Komponisten die Freiheit sichert, neue Werke schaffen zu können.

Mozart sagt: „Komponieren ist meine einzige Freude und meine einzige Passion." (10. Oktober 1777.)

Dieses begnadete Genie schien einzig zum Schaffen geboren zu sein. Es gibt wenig Beispiele für eine ebenso vollkommene künstlerische Ge-

Digitized by Google

sundheit. Denn man darf diese kraftvolle Leichtigkeit nicht mit dem trägen Feuer eines Rossini verwechseln. Bach arbeitete hartnäckig; er sagte zu seinen Freunden: „Ich bin genötigt gewesen zu arbeiten; wer ebensoviel wie ich arbeitet, wird auch ebensoviel erreichen wie ich." Beethoven kämpfte Mann gegen Mann mit seinem Genie. Wenn seine Freunde ihn mitten im Komponieren überraschten, so fanden sie ihn in einem Zustand unerklärlicher Niedergeschlagenheit; „seine Züge waren entstellt, der Schweiß rann ihm vom Gesicht, und es schien," sagt Schindler, „als ob er eine Schlacht gegen eine Armee von Kontrapunktisten geliefert hätte." Es handelt sich hier wirklich um das Credo der D-moll-Messe. Aber immer skizziert er, – er erwägt, verbessert, streicht aus, überlädt, fängt wieder von neuem an, und wenn alles fertig ist, beginnt er noch einmal von neuem und fügt zwei Noten dem Anfang des Adagios einer Sonate hinzu, das seit langer Zeit beendet und gestochen war. Mozart kennt solche Qualen nicht. Er kann alles, was er will, und er will nur, was er kann. Sein Werk ist gleich dem Duft seines Lebens: eine schöne Blume, die nur die Mühe hat zu leben. So leicht wird ihm das Schaffen, daß er es verdoppelt, manchmal verdreifacht, ja daß er sich in unwahrscheinliche Kraftstücke verwickelt, die er ohne Nachdenken hervorbringt. – Er komponiert ein Präludium, indem er eine Fuge schreibt. (20. April 1782.) Am Vorabend eines Konzertes, wo er eine Sonate für Geige und Klavier spielen soll, komponiert er sie zwischen elf und zwölf Uhr, und schreibt eilig den Teil für die Geige nieder. Ihm bleibt weder Zeit den Klavierteil niederzuschreiben, noch mit seinem Partner zu proben, und am folgenden Tag spielt er ihn aus dem Gedächtnis, so wie er ihn im Kopf komponiert hatte. (8. April 1781.) Derartige Beispiele ließen sich zu Hunderten anführen.

Ein solches Genie mußte sich über das ganze Reich seiner Kunst ausbreiten und es mit gleicher Vollkommenheit beherrschen. Aber er war vor allem für das Musikdrama geschaffen. Wir brauchen uns nur die wesentlichen Züge seines Charakters zu vergegenwärtigen: eine vollkommen gesunde und richtig verteilte Seele, in der ein überlegener Wille über ein besänftigtes Herz herrscht, das keine Leidenschaftsstürme kennt, aber sehr sensibel und weich ist. – Ein solcher Mensch ist als Schöpfer weit geeigneter, das Leben objektiv darzustellen, als mancher andere. Er wird nicht durch die starken Forderungen leidenschaftlicher Seelen gestört, die alle Hilfsmittel nötig haben, um sich selbst genug zu tun. Beet-

Digitized by Google

hoven bleibt auf jeder Seite seines Werkes Beethoven, und das ist gut so, denn kein Held kann uns mehr interessieren als er. Mozart jedoch war dank der harmonischen Mischung seiner Eigenschaften – Sensibilität, Feinheit des Geistes, Zärtlichkeit, Selbstbeherrschung – von Natur aus dazu befähigt, die tausend Nuancen fremder Seelen durch seine eigene zu erfassen, sich dem Schauspiel der aristokratischen Welt seiner Zeit hinzugeben und es in seinem musikalischen Werk mit poetischer Wahrheit neu aufleben zu lassen. Sein Herz war ruhig, keine herrische Stimme schrie in ihm. Er liebte das Leben, und er kannte es gut. Es kostete ihn keine Anstrengung, das Leben in seiner Kunst so nachzuzeichnen, wie er es sah.

Den schönsten Ruhm haben ihm seine dramatischen Werke eingebracht, und er hat das im voraus gewußt. Seine Briefe bezeugen uns seine Vorliebe für die Theatermusik.

„Denn ich darf nur von einer Opera reden hören, ich darf nur im Theater sein, stimmen hören – – – o, so bin ich schon ganz außer mir." (11. Oktober 1777.)

„Ich habe eine unaussprechliche begierde wieder einmal eine Opera zu schreiben." (11. Oktober 1777.)

„. . . Ich bin einem jedem neidig, der eine Opera schreibt. Ich möchte ordentlich für verdruß weinen, wenn ich eine aria höre oder sehe." (4. Februar 1778.) „Das Opera schreiben steckt mir halt starck im kopf . . ." (7. Februar 1778.)

„. . . und hauptsächlich ist es mir wegen der Opera." (17. August 1782.)

Wir wollen jetzt sehen, wie er die Oper auffaßte.

Mozart ist ausschließlich Musiker. Es sind in ihm wenig Spuren einer literarischen Bildung zu finden, auch keine literarischen Vorurteile wie bei Beethoven, der sich selbst ausgezeichnet gebildet hat. Man kann sogar sagen, daß Mozart vor allem Musiker war. Er ist nur Musiker. – Auch hält er sich nicht lange bei der schwierigen Frage der Verbindung von Dichtung und Musik in seinem dramatischen Werk auf. Er trennt klar. Wo die Musik herrscht, kann sie keinen Rivalen dulden. „Bei einer Opera muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein."

Und weiter heißt es: „Weil da ganz die Musik herrscht und man alles darüber vergißt." (13. Oktober 1781.)

Man muß sich aber wohl hüten, daraus zu schließen, daß Mozart sich nicht für das Libretto interessierte, und daß die Musik für ihn nur eine

Digitized by Google

Wollust war, der der poetische Stoff einzig als Vorwand diente. Ganz im Gegenteil. Mozart war überzeugt, daß die Oper wahrheitsgetreu die Gefühle und Charaktere ausdrücken müßte, aber er übertrug der Musik diese Rolle und nicht der Dichtung, weil er Musiker und kein Dichter war, weil es seinem Genie widerstrebte, sein Werk mit einem anderen Künstler zu teilen.

„Ich kann nicht poetisch schreiben; ich bin kein Dichter. Ich kann die Redensarten nicht so künstlich einteilen, daß sie Licht und Schatten geben; ich bin kein Maler ... Ich kann es aber durch Töne; ich bin ein Musikus." (8. November 1777.)

Die Dichtkunst muß also einen „gut gearbeiteten Plan" für die dramatischen Situationen liefern und „folgsame" Wörter, – „Wörter, aber nur blos für die Musik geschrieben". (13. Oktober 1781.) Alles andere ist Sache des Komponisten, dem nach Mozart eine ebenso genaue, aber auf eine ganz andere Art tiefe Sprache wie die der Poesie zur Verfügung steht.

Mozart verfolgte, wenn er eine Oper schrieb, ganz bestimmte Absichten. Er hat sich die Mühe gemacht, mehrere Stellen aus Idomeneo und der Entführung aus dem Serail zu kommentieren. Wie klar sein kluges Trachten nach psychologischer Analyse ist, beweist folgende Stelle aus einem Briefe: „Der Zorn des Osmin wird dadurch in das Komische gebracht, weil die türkische Musik dabei angebracht ist. – Und da sein Zorn immer wächst, so muß – da man glaubt, die Aria sei schon zu Ende – das Allegro assai ganz in einem andern Zeitmaße und andern Tone eben den besten Effekt machen; dann ein Mensch, der sich in einem so heftigen Zorne befindet, überschreitet ja alle Ordnung, Maß und Ziel, er kennt sich nicht – und so muß sich auch die Musik nicht mehr kennen." (26. September 1781.)

Und zu der Arie: „O wie ängstlich" aus der gleichen Oper schreibt er:

„Auch ist das klopfende Herz schon angezeigt – die Violinen in Oktaven. – Man sieht das Zittern, Wanken, man sieht, wie sich die schwellende Brust hebt, welches durch ein Crescendo exprimiert ist; man hört das Lispeln und Seufzen, welches durch die ersten Violinen mit Sordinen und einer Flaute mit im Unisono ausgedrückt ist." (26. Sept. 1781.)

Wo wird dieses Suchen nach Wahrheit des Ausdrucks Halt machen? Oder wird es niemals aufhören? Wird die Musik immer, um mit Mozart zu reden, „das Pochen des Herzens anzeigen?" – Ja, vorausgesetzt, daß dieses Herzklopfen immer harmonisch bleibt.

Digitized by Google

Da Mozart einzig und allein Musiker ist, verbietet er der Dichtung, die Musik zu kommandieren und von ihr Gehorsam zu verlangen. Da er nur Musiker ist, befiehlt er der dramatischen Handlung, der Musik zu gehorchen, wenn sie die Grenzen zu überschreiten droht, die der gute Geschmack vorschreibt.

„Weil aber die Leidenschaften, heftig oder nicht, niemals bis zum Ekel ausgedrückt sein müssen, und die Musik, auch in der schaudervollsten Lage, das Ohr niemals beleidigen, sondern dabei vergnügen, folglich allzeit Musik bleiben muß." (26. September 1781.)

Die Musik ist also die Malerei des Lebens, aber eines veredelten Lebens. Ihre Gesänge, in denen sich die Seelen widerspiegeln, entzücken die Seele, ohne das Fleisch zu verletzen, ohne „das Ohr zu beleidigen." Die Musik ist der harmonische Ausdruck des Lebens.

Dies läßt sich nicht nur von Mozarts Opern sagen, sondern von seinen sämtlichen Werken. Seine Musik richtet sich nicht an die Sinne – obwohl es so scheint –, sondern ans Herz. Sie drückt immer ein Gefühl oder eine Leidenschaft aus.

Und das Bemerkenswerteste ist, daß diese Gefühle oftmals nicht die seinigen sind, sondern die anderer, die er beobachtet. Er spürt sie nicht in sich, er sieht sie bei anderen. – Man würde es nicht glauben, wenn er sich nicht die Mühe gemacht hätte, es in seinen Briefen zu erwähnen:

„Es fragte mich der junge Danner, wie ich das Andante zu machen gedenke. Ich will es ganz nach dem Charakter der Mademoiselle Rose machen. Sie wissen, daß ich den 2. Tag als ich hier war, schon das erste Allegro fertig hatte, folglich die Mademoiselle Cannabich nur einmal gesehen hatte." (6. Dezember 1777.)

So wie die dramatische Kraft des Geistes bei Mozart sich noch in den Werken zeigt, die am wenigsten den Stempel der Arbeit tragen, so zeigen gerade sie am meisten die Persönlichkeit des Musikers und seine Träume.

Schließen wir seine Briefe und wenden wir uns dem Strom seiner Musik zu. Hier liegt seine ganze Seele. Wir finden hier von Anfang an die Zärtlichkeit und den anmutigen Geist wieder, die ihr eigentliches Wesen bilden.

Sie sind all seinen Gefühlen und all seinen Gedanken eng verbunden. Sie entwickeln, durchdringen sie, baden sie in einem weichen Strahlenglanz. Deshalb ist es ihm weder gelungen, noch hat er es je versucht, antipathische Charaktere zu zeichnen. Es mag genügen, hier an den Ty-

Digitized by Google

rannen in Leonore zu denken, an satanische Rollen im Freischütz und in der Euryanthe, an die monströsen Helden im Ring, um an dem Beispiel von Beethoven, Weber, Wagner zu erkennen, daß die Musik sehr geeignet ist, Haß und Verachtung auszudrücken und einzuflößen. Aber sie ist – wie sich der Herzog in „Was ihr wollt" ausdrückt – vor allem „die Nahrung der Liebe", und die Liebe ist ihre Nahrung. So ist die Musik Mozarts. Deshalb ist er allen Liebenden so teuer. Er gibt sie so schön wieder! – Es ist wie ein Kreislauf von Zärtlichkeit, ein ununterbrochener Liebesstrom, der aus dieser liebevollen Seele in die seiner Freunde strömt. – Als Kind hatte er ein krankhaftes Bedürfnis nach Zärtlichkeit. Er soll eines Tages plötzlich eine österreichische Prinzessin gefragt haben: „Madame, lieben Sie mich?" Und als sie ihm, um ihn zu necken, mit Nein geantwortet hatte, wurde das Kind sehr traurig und begann zu weinen. Das Herz ist immer kindlich geblieben. Das naive Gebet wiederholt sich ständig in dieser zärtlichen Musik: „Ich liebe euch. Liebet mich."

So hat er stets die Liebe besungen. Die konventionellen Rollen der lryischen Tragödie, die trotz der Geschmacklosigkeit der Worte und trotz der einförmigen Galanterie der Handlungen durch sein Herz wieder erwärmt wurden, haben persönliche Töne gefunden, deren Zauber für alle Liebenden von ewiger Dauer bleibt. Diese Liebe hat weder etwas Heftiges noch Romantisches, sie ist nur die stille oder die traurige Liebe. Die Leidenschaft, worunter Mozart nie im Leben gelitten hat, hat auch niemals das Herz einer seiner Helden zerrissen. Der Schmerz der Donna Anna oder gar die Eifersucht einer Elektra in Idomeneo haben keine Beziehung zu dem Dämon Beethovens und Wagners. Von allen Leidenschaften kannte er nur den Zorn und den Stolz. Die Leidenschaft im wahrsten Sinne des Wortes, „die Venus ganz und gar ...", ist bei ihm nicht vorhanden. Aber der Gesamtheit seines Werkes ist der Charakter seiner nie versiegenden Heiterkeit aufgedrückt. Und uns, die wir in einer Zeit leben, wo die Künstler bestrebt sind, uns viel mehr mit der Liebe bekanntzumachen, die aus der brutalsten Glut des Fleisches oder aus dem heuchlerischen „Mystizismus" eines hysterischen Gehirns hervorgeht, uns entzückt die Musik Mozarts nicht weniger durch das, was sie von der Liebe nicht weiß, als durch das, was sie weiß.

Dennoch liegt in ihm ein Schatz von Sinnlichkeit. Er ist weniger leidenschaftlich, aber wollüstiger als Gluck und Beethoven. Er gehört nicht zu den deutschen Idealisten; er kommt aus Salzburg, das auf dem Wege von

Digitized by Google

Wien nach Venedig liegt, und er könnte schon eher als ein halber Italiener gelten. Seine Kunst erinnert manchmal an die erschlafften Formen der schönen Erzengel und himmlischen Zwittergestalten Peruginos, deren Mund für alles andere geschaffen scheint als für das Gebet. Mozart hat eine üppigere Kraft und einen weiteren Blick als der Maler aus Perugia, und er hat andere, rührendere Töne für die Welt des Glaubens zu finden gewußt. Dennoch ist es nur in Umbrien, wo man Vergleichsstücke mit dieser sinnlichen und reinen Musik finden kann. Man denke an jene entzückenden Liebesträumer: an Tamino, jene jungfräuliche Frische einer Seele, in der die Liebe erblüht; an Zerline; an Constanze; an die Gräfin in Figaros Hochzeit mit ihrer zärtlichen Melancholie; an die poetische und wollüstige Träumerei Suzannes; an das Quintett, das weint und lacht, und an die schmachtende Seligkeit des Terzetts (Soave sia il vento) aus Cosi fan tutte, ähnlich „dem lieblichen Zephir, der über ein Veilchenbeet weht, indem er dessen Veilchenduft entlockt und bringt": mit so viel Anmut und morbidezza. – Aber bei Mozart bleibt das Herz immer – fast immer – naiv. Seine Poesie bildet alles um, was er berührt, und man hätte Mühe, unter der Musik von Figaros Hochzeit die glänzenden, aber kalten und verderbten Personen des französischen Stückes wiederzufinden. Das Feuer Rossinis – ein Feuer ohne Glut – kommt dem Empfinden Beaumarchais' viel näher. Fast eine Neuschöpfung ist jener wunderbare Cherubin, den die Unruhe und die Wonne einer vom geheimnisvollen Hauch der Liebe umwobenen Seele erfüllt. Die unverdorbene Unschuld Mozarts ist über zweideutige Situationen hinweggegangen (Cherubin bei der Gräfin usw.), ohne darin mehr als Stoff zu heiteren Dialogen zu sehen. In der Tat: es liegt ein Abgrund zwischen Mozarts Don Juan und Figaro und dem Don Juan und Figaro unserer französischen Autoren. Der französische Geist hat bei Molière etwas Herbes, wenn er nicht gekünstelt, grob oder possenhaft ist. Bei Beaumarchais ist er kalt und funkelnd. Mozarts Geist hat keine Beziehung zu ihnen; er hinterläßt keinen bitteren Nachgeschmack, und er ist ohne Bosheit. Es ist ein Vergnügen zu leben, zu handeln, in Bewegung zu sein, Narrheiten zu sagen und zu tun, die Welt, das Leben zu genießen; er ist von Liebe ganz erfüllt. Es sind liebenswerte Geschöpfe, die sich am Lachen, an in den Tag hineingeredeten Worten berauschen, um die verliebte Erregung, die im Grunde ihres Herzens ist, zu verbergen. Sie rufen die Gedanken an die närrischen Briefe hervor, die Mozart seiner Frau schrieb:

Digitized by Google

„Liebstes, bestes Weibchen! ... wenn ich dir alles erzählen wollte, was ich mit deinem lieben Porträt anfange, würdest du wohl oft lachen – zum Beyspiel wenn ich es aus seinem Arrest herausnehme so sage grüß dich Gott Stanzerl! – grüß dich Gott Spitzbub – Krallerballer – Spitzignas – Bagatellerl – schluck und druck! und wenn ich es wieder hineinthue, so lasse ich es nach und nach hineinrutschen, und sage immer Nu – Nu – Nu – Nu! aber mit dem gewissen Nachdruck den dieses so viel bedeutende Wort erfordert und bey dem letzten schnell, gute Nacht, Mauserl, schlaf gesund." (13. April 1789.)

„Ich freue mich wie ein Kind wieder zu Dir zurück – wenn die Leute in mein Herz sehen könnten, so müßte ich mich fast schämen – es ist alles kalt für mich – eiskalt – Ja wenn du bei mir wärest ..." (30. September 1790.)

Der Überfluß an Lustigkeit führt zur Possenreißerei. Eine starke Dosis davon ist dem Charakter Mozarts beigemischt. Der doppelte Einfluß der italienischen Buffokomödie und des wiener Geschmackes mußten dazu beisteuern. Das ist der wenigst interessante Teil seines Werkes, und wir übergehen ihn gern; dennoch: auch er ist verständlich. Es ist nur zu natürlich, daß der Körper neben dem Geist sein Recht fordert. Und wenn er vor Freude überquillt, sprudelt die Possenreißerei von selbst hervor. Mozart belustigt sich wie ein Kind. Man fühlt, daß sein Leporello, sein Osmin und sein Papageno ihn außerordentlich ergötzen.

Die Possenreißerei steigert sich bei ihm manchmal zum Erhabenen. Man denke an den Charakter des Don Juan und an diese Oper überhaupt, die vom Verfasser mit opera buffa betitelt wurde. Die Posse durchdringt hier die tragische Handlung. Sie treibt ihr Spiel mit der Statue des Kommandeurs und den Schmerzen Elvirens. Die Szene der Serenade ist possenhaft, aber der Geist, mit dem Mozart sie tatsächlich behandelt hat, macht daraus eine Szene von hoher Komik. Der ganze Charakter des Don Juan ist mit einer überraschenden Geschmeidigkeit gezeichnet. – Im Gesamtwerk Mozarts ist er tatsächlich eine Ausnahme, und er ist es vielleicht auch in der musikalischen Kunst des 18. Jahrhunderts. Man muß bis zu Wagner gehen, um in dem musikalischen Theater so lebenswahre, so offene und so logische Gestalten vom Anfang bis zum Ende eines Werkes zu finden. Im ersten Augenblick überrascht bei Mozart, daß er mit dieser Sicherheit den Charakter eines skeptischen und lieder-

Digitized by Google

lichen großen Herrn hat zeichnen können. Doch wenn man ein wenig näher den glänzenden, spöttischen, hochmütigen, sinnlichen und zornigen Egoismus dieses Don Giovanni betrachtet (der ein Italiener des 18. Jahrhunderts ist und nicht mehr der hochmütige Spanier der Legende, oder gar der kleine, atheistische Marquis am Hofe Ludwigs XIV.), wird man bemerken, daß in ihm kein Zug fehlt, den Mozart nicht in sich selbst hätte wiederfinden können, und zwar in jenen dunklen Tiefen der Seele, wo das Genie die Keime aller guten und schlechten Mächte des Weltalls sprießen fühlt. Seltsam! Jedes der Worte, das uns zur Charakteristik Don Juans gedient hat, haben wir schon gebraucht, um die Seele und das Talent Mozarts zu erklären. Wir haben von der Sinnlichkeit seiner Musik und von seinem spöttischen Geist gesprochen. Wir hatten seinen Stolz, die Ausbrüche seines Zornes und seinen furchtbaren – aber berechtigten – Egoismus betont.

So paradox es auch erscheinen mag: Mozart trug in sich die Fähigkeiten eines Don Juan, und er hat in seiner Kunst den Charakter verwirklichen können, der in seinem Gesamtbild und durch die andersartige Verflechtung gleicher Elemente der ihm fernste Charakter war, den man finden könnte. Er ist es bis auf seine einschmeichelnde Zärtlichkeit, die sich hier in der Verführungskunst der Gestalt äußert. Allem Anschein zum Trotz wäre es dieser liebenden Seele sicherlich mißglückt, den Liebestaumel eines Romeo zu malen, – aber ein Don Juan ist seine machtvollste Schöpfung geworden. – So will es oft die paradoxe Notwendigkeit des Genies.

Mozart ist der bevorzugte Gefährte der Herzen, die geliebt haben, und der stillgewordenen Seelen. Die, welche leiden, flüchten sich mit Vorliebe in die Arme des großen Trösters, des großen Trostlosen, Beethovens, der so viel gelitten hat.

Indessen blieb auch Mozart nicht verschont. Das Schicksal ist noch rauher mit ihm umgegangen als mit Beethoven. Er kannte den Schmerz in allen Formen, er kannte das herzzerreißende Leiden, den Schrecken vor dem Unbekannten und die Todesängste der einsamen Seele. Er legte sie in einigen Seiten nieder, die weder Beethoven noch Weber übertroffen haben. Unter diesen sind besonders seine Phantasien und das Adagio für Klavier in B-moll zu nennen. Hier sehen wir eine neue Macht aufsteigen, die wir bei Mozart noch nicht bemerkt haben und die ich das Genie nennen würde, wenn es nicht als eine Ungebührlichkeit erschiene, hier

Digitized by Google

zu äußern, daß wir ihm sonst noch nicht in seinem Werke begegnet wären. Aber ich nenne Genie jenen großen, von unserm Wesen unabhängigen Hauch, der eine manchmal recht mittelmäßige oder mit sich noch ringende Seele emporträgt. Das Genie ist eine dem Geiste, in dem sie ihre Herrschaft aufrichtet, fremde Macht; es ist der Gott, der in uns ist, und der dennoch nicht wir ist. Bis hierher haben wir in Mozart nur ein Wesen gesehen, das wunderbar reich war an Leben, Freude und Liebe, aber wir fanden ihn immer selbst in den Seelen wieder, in die er sich verwandelte ... – Jetzt stehen wir an der Schwelle einer geheimnisvolleren Welt. Jetzt spricht die Urseele selbst, sein unpersönliches und universales Wesen – die Kreatur –, der gemeinschaftliche Urgrund aller Seelen, den nur das Genie ausdrücken kann. Manchmal erhebt er sich zu erhabenen Dialogen zwischen der individuellen Seele und seinem inneren Gott. Vor allem in Stunden, wo sich die beladene Seele in ihr unerreichbares Heiligtum flüchtet. Dieser Dualismus der Seele und ihres Dämons findet sich beständig in der Kunst Beethovens wieder. Aber Beethovens Seele ist heftig, launenhaft, phantastisch, leidenschaftlich. Mozarts Seele ist jugendlich, zart, manchmal leidend an seiner zu großen Zärtlichkeit, jedoch harmonisch, indem sie ihr Leiden in schönen rhythmischen Sätzen besingt und sich schließlich darin einwiegen läßt: mit einem Lächeln inmitten ihrer Tränen dank seiner Kunst, seiner eigenen Verführung (Adagio in B-moll). Das ist der zwischen dieser blühenden Seele und diesem höchsten Genie bestehende Kontrast, der den unschätzbaren Zauber seiner musikalischen Dichtungen ausmacht. Eine solche Phantasie ähnelt einem gewaltigen Baumstamm mit mächtigen Ästen und fein gezacktem Laubwerk, die mit zart duftenden Blumen übersät sind. Ein heroischer Hauch durchweht das erste Stück des Concerto für Klavier in D-Moll. Und die Blitze kreuzen sich darin mit dem Lächeln. Die berühmte Phantasie und Sonate in C-Moll hat die Majestät eines olympischen Gottes und die elegante Sensibilität einer Racineschen Heldin. In dem Adagio in B-Moll ist der Gott noch düsterer und bereit, den Blitz zu schleudern; die Seele seufzt, spricht vom Irdischen, sehnt sich nach menschlichen Zärtlichkeiten und schläft endlich im Hinschwinden ihrer harmonischen Klage ein.

Gelegentlich erhebt sich die Seele Mozarts noch höher, zerbricht diesen heroischen Dualismus und gelangt in erhabene und stille Regionen, an deren Grenzen der Atem der menschlichen Leidenschaften erstirbt. Dann kommt

Digitized by Google

er den Größten gleich; selbst Beethoven erreicht in den Visionen seines Alters die heiteren Gipfel nicht, die Mozart durch den Glauben verklärte.

Unglücklicherweise sind diese Augenblicke selten, denn es ist eine Ausnahme, wenn Mozart von seinem Glauben spricht. Und dies nur aus Überzeugung. Ein Mensch wie Beethoven, der sich unaufhörlich seinen Glauben neu schaffen muß, spricht ständig von ihm. Mozart ist ein Gläubiger; sein Glaube ist unerschütterlich und friedlich, er quält ihn nicht, er spricht nicht von ihm; er spricht von der anmutigen und flüchtigen Welt, die er liebt, und von der er geliebt werden will. Jedoch wenn die Notwendigkeit des dramatischen Stoffes seine Kunst dem Religiösen öffnet, oder wenn ernste Sorgen, die Leiden und die Vorahnungen des nahen Endes den Lebenszauber brechen und seine Blicke zu Gott allein zurückführen, – dann ist Mozart nicht mehr Mozart (ich meine den, den das Publikum kennt und unter diesem Namen bewundert). Er erscheint als derjenige, der, wenn der Tod ihn auf seinem Wege nicht aufgehalten hätte, der Künstler geworden wäre, der würdig war, den Traum Goethes zu verwirklichen: die christliche Seele mit der heidnischen Schönheit zu vereinigen, zu vollenden, was Beethoven in seiner Zehnten Symphonie erstrebte: die Versöhnung der modernen Welt mit der antiken Welt, – also das, was Goethe im zweiten Teil seines „Faust" versucht hatte.

Ganz besonders in drei Werken hat Mozart das Göttliche ausgedrückt: im Requiem, im Don Juan und in der Zauberflöte. – Das Requiem ist vom reinsten Gefühl christlichen Glaubens erfüllt. Mozart bringt hier seine Verführungskünste und mondänen Reize zum Opfer. Er hat nur sein Herz bewahrt, das sich erniedrigt, büßt und bebt, um zu Gott zu sprechen. Schmerzlicher Schrecken und zärtliche Zerknirschung durchziehen mit einem mächtigen und siegreichen Gefühl das Werk. Die rührende Melancholie und der persönliche Ton einiger Sätze lassen empfinden, daß Mozart an sich selbst dachte, als er für andere die ewige Ruhe erflehte. – In den beiden anderen Werken ist das religiöse Empfinden noch gesteigert. Durch die künstlerische Intuition überschreitet er die schmalen Grenzen eines besonderen Glaubens, um das eigentliche Wesen jedes Glaubens auszudrücken. Die beiden Werke ergänzen sich. Don Juan gibt die Schwere der Vorausbestimmung, die den Menschen niederdrückt, der seinen Lastern versklavt ist und der sich in den Wirbel der äußeren Erscheinungen fortreißen läßt. Die Zauberflöte besingt die freie und friedvolle Extase der Weisen. Beide haben kraft ihrer gewal-

Digitized by Google

tigen Einfachheit und ruhigen Schönheit antiken Charakter. Das unversöhnliche Schicksal des Don Juan und die Heiterkeit der Zauberflöte gehören vielleicht zum Größten, was die moderne Kunst geschaffen hat, und was der griechischen Kunst am nächsten kommt, worin ich sogar die Tragödien Glucks mit einschließe. Die erhabene Reinheit einiger Harmonen in der Zauberflöte schwebt in Höhen, wohin kaum die mystischen Gluten der Gralsritter emporsteigen. Hier ist alles Licht. Hier ist nur noch Licht.

In ihm erlosch Mozart am 5. Dezember 1791. –

Es ist bekannt, daß die Zauberflöte unmittelbar vorher, am 30. September, zum erstenmal aufgeführt wurde, und daß Mozart das Requiem in den beiden letzten Monaten seines Lebens geschrieben hat. So hatte er gerade begonnen, das Geheimnis seines Wesens preiszugeben, als ihn der Tod traf, – mit fünfunddreißig Jahren. Wir wollen den Tod nicht schmähen. Mozart nannte ihn seinen „besten Freund". Bei seinem Nahen wurde er sich unter seinem fruchtbringenden Hauch ganz der überlegenen Kräfte bewußt, die in ihm gefangen waren und denen er sich in seinen erhabensten Werken – den letzten – ganz hingab. – Jedoch ist es gerecht, sich zu erinnern, daß Beethoven mit fünfunddreißig Jahren weder die Appassionata noch die C-Moll-Symphonie geschrieben hatte, und daß er noch sehr weit davon entfernt war, die Neunte und die D-Moll-Messe zu ersinnen.

So wie uns der Tod ihn ließ – mitten in seinem Lauf unterbrochen –, so bleibt uns Mozart wie eine ewige Quelle des Friedens. Mitten im Getümmel der Leidenschaften, die seit der Revolution über alle Künste dahingebraust sind und die Musik in Aufruhr versetzt haben, ist es süß, sich zuweilen in seine Heiterkeit zu flüchten wie auf den Gipfel eines harmonisch geformten Olymps und von oben herab in die Ebene zu blicken, auf die Kämpfe der Helden und Götter von Beethoven und Wagner und auf das weite Meer der Welt mit den rauschenden Fluten.

Suave, mari magno . . .

Deutsch von
Wilhelm Herzog

Digitized by Google

FRAGMENT VON DER JUGEND

von

KLAUS MANN

„Als Fragment erscheint das Unvollkommene am erträglichsten – und also ist diese Form der Mitteilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig ist und doch einzelne merkwürdige Ansichten zu geben hat."

Novalis

I

Kürzlich starb in Frankreich ein großer Schriftsteller, die nicht zu widerlegende Überzeugung im Herzen, unsere Kultur sei jetzt völlig am Ende, das riesenhafte Fiasko stände ganz nahe bevor, unausbleiblich sei der radikale Zusammenbruch, aus dem – vielleicht – ein Neues, uns Fremdes und Unerklärliches einmal werde ersteigen dürfen, das aber durchaus und ganz und gar nichts zu tun haben könne mit all den Werten, um deretwillen wir schaffen, an die wir noch glauben, an deren Halt sich so viele klammern.

Nicht, daß Anatole France mit solch beunruhigenden Gedankengängen aus diesem Leben ging, könnte uns wohl zu schaffen machen. Dazu stand er uns als Erscheinung zu fern, wir kannten sein Werk wenig und wußten fast nur, daß er ein Meister war, das einzigartige Resumé jahrhundertealter Feinheiten und Zweifel. Es ging uns am Ende nicht so viel an.

Aber dieses sein endgültiges Glaubensbekenntnis, das er so eigensinnig aufrecht erhielt, bis in die große Stille hinein – und wer weiß nun, ob es eine Angst oder eine Hoffnung war? – berührt uns wunderlich, macht uns nachdenklich. Wenn nämlich einer, der viel gelebt hat und schon im Fortgehen ist, als letztes Wissen grausam formuliert, was wir alle dunkel empfinden und immerfort ahnen, dann kann man darüber nicht leichthin hinweggehen.

Es geschieht ja nicht selten, daß wir uns fragen, laut oder leise: Wie lange dauert's denn noch? Und wohin soll's führen? Irgend etwas steht doch bevor, kein kleiner Zwischenfall dieses Mal, ein gewaltiges Aufräumen. – Und dann hört man, ein weiser, europäisch verehrter Greis habe auf dem Totenbett noch gerufen: Wie lange glaubt ihr eigentlich, daß es noch dauert? Und wohin, meint ihr, soll es denn führen? Spürt ihr denn nicht, daß etwas bevorsteht? Kein kleiner Zwischenfall dieses Mal – –

Da fällt es schwer, die Ohren fremd zu verschließen und zu tun, als verstände man nicht. Und wenn der Mahnende noch ein blutdürstiger

Digitized by Google

Agitator des Neuen wäre, des Notwendigen, schaurig Unbekannten – mögen wir es Bolschewismus oder anders nennen –, aber er will ja vielmehr für den letzten, reifsten und gerundetsten Vertreter jener Zivilisation gehalten sein, deren Untergang er mit allen Sinnen wittert.

Er macht sich's nicht gar so schwer, im Grunde. Er liegt voller Wissen und sagt: Ich habe es nun noch einmal, klar und vollkommen, dargestellt. Mit mir klingt es aus – –. Und das hat vielleicht schon mancher gefühlt, der heute Meister genannt wird, mancher will es nicht wahr haben, aber der und jener spricht es auch aus.

Wenn diese also ein Ausklingen waren, letzte klügste Zusammenfassung, das edle Resumé, die bewußt abschließende Geste –: Was sind dann wir?

Aber was sind dann wir?

2

Mir scheint die Ratlosigkeit groß, mir scheint beinah' alles in Frage gestellt. Wer von uns darf eigentlich sagen, daß er in Klarheit wo aus und wo ein wüßte? Aber am fragwürdigsten ist gewiß alle Kunst geworden.

Junge Schauspieler kommen aus ihren Garderoben – nicht die ohne Erfolg, die Verbitterten, Kleinen und Mißmutigen, nein, die Anerkannten vielmehr und beinah' Gefeierten – aber sie fragen sich trotzdem, leise und hoffnungslos: Warum geben wir uns denn aus? Warum tun wir denn das? Und wenn wir uns die Seele ganz aus dem Leib spiel'n: kein Mensch interessiert sich im Grund mehr für uns. Was ist heute die Kunst? Die jungen Leute sind bei den Boxern und Automobilwettfahrten. Wenn Samson und Breitensträter sich schlagen, regen sich sechzehntausend Menschen darüber auf. Wer regt sich darüber auf, wenn wir Goethe spielen oder Berthold Brecht?! Die Theater machen bald zu – man verdient auch beim Filmen viel mehr – –.

Aber die jungen Literaten sitzen ihrerseits beieinander, voll Bedenken und Sorge. Was für einem unmodernen Gewerbe sie sich ergeben hätten, überlegen die Feinfühligeren sich bedrückt. Wo soll es denn hin mit der Literatur? Und weiß eigentlich einer etwas Neues zu sagen? Ansätze allerorts, im Äußeren eine schlimme Behendigkeit und überall Auftakte, die Hoffnung erwecken. Aber wer hat ihn gefunden, den „Stil unserer Zeit?" Wer singt denn von uns ihr Lied? Wer singt es denn so gewaltig, daß alle hinhören, alle dran glauben, daß alt und jung erschüttert die Ge-

Digitized by Google

sichter senkt? So verehrt man lieber die Vertreter der vorigen Generation, weil unter der Jugend keiner aufstehen kann, der ihrem Glanze den Rang streitig macht.

Wo soll es denn hin mit der Literatur? Darf sie denn, wie wohl in Rußland, wirksame Dienerin der Politik, lautes Propagandaorgan des radikalen Staates werden?

Die jungen Literaten sitzen abseits, in den Cafés, scherzen und schimpfen ganz unter sich, machen mit, was mitzumachen ist, allerlei kleine und heftige Moden – spielen ein wenig Indianer, flüchten sich in den „wilden Westen", weil es zu Hause so schwierig ist. Bald wird niemand mehr Bücher kaufen, sagen sie manchmal und schütteln entsetzt den Kopf. Sechzehntausend Menschen bei Samson-Breitensträter: darüber läßt sich nicht spotten. Darüber kann man mit Ironie nicht hinweggehen. –

Mir ist es, als sei die Ratlosigkeit groß. Ist sie vielleicht noch niemals so groß gewesen?

3

Die Verwirrung ist groß, man steht und zögert, man wußte schon oft nicht recht, wohin sich nun wenden. Meister sind wohl genug da und haben ausführliche Lehren, mit denen sie uns verführen wollen, sie stehen förmlich an allen Straßenecken. Jeder weiß etwas andres, jeder behauptet, daß er das Neue wisse. Zuweilen lauscht man dann dem oder jenem, vielleicht gibt es Stunden, wo man auch an ihn glaubt. Aber man hat Angst vor dem Dogma, die begrenzte Meinung kann niemals erlösen. Glücklich sind vielleicht die, die den kleinen Propheten anhangen.

Jede andere Jugend hatte doch, und wenn ihr alles andere abhanden gekommen war, die schöne Geste des revolutionären Pathos. Sie proklamierten: Hier sind wir – dort sind die Väter! Hier das Neue – und das Alte dort! Ha, welch ein Unterschied! Wage niemand, uns miteinander zu verwechseln! Können schon unsere eigenen Wege gehen!

Aber man verzichtet gern auf die freiheitlichen Allüren, wenn die Kluft zwischen den Generationen an sich schon so unüberbrückbar tief ist, wie zwischen unserer Generation und der der Väter. Ein Weltkrieg liegt dazwischen, eine Art Revolution. Gott hat uns weit auseinander gerissen.

Wo frühere Geschlechter mit Neuerungen und revolutionierenden Rechten hochmütig auftrumpften, herrscht bei uns wehmütige Fremdheit vor, ja, vielleicht ein halb ängstlicher Wille zu neuem Anschluß, neuem Miteinandergehn.

Digitized by Google

Ich wüßte Werke aus der jüngsten Generation zu nennen, in denen „der Vater" eine fast zärtliche Rolle spielt. Wie liebevoll ist, beispielshalber, seine gute, ein wenig hilflose, ein wenig wankelmütige Gestalt gesehn in der beinah' noch knabenhaften Erzählung des siebzehnjährigen Radiguet, in „Le diable au corps" – nur mit Fremdheit schaut der junge Dichter auf diese Gestalt, mit Gehässigkeit nie.

Zuweilen allerdings fallen auch kriegerische Worte: „Sie müssen ein schlechtes Gewissen haben", ruft ein junges Mädchen über die Eltern aus. „Denn sie sind doch schuld!"

Freilich läßt eine andere Stimme sich gleich dagegen vernehmen: „Schuld geben sollten wir ihnen nicht, wir dürfen doch niemand verantwortlich machen. Sie konnten es doch nicht wissen, wie sonderbar es ausgehen würde." – Aber die andere dagegen, leidenschaftlicher noch: „Ich mache die Eltern verantwortlich!! Denn sie hatten es leichter!! Die Eltern hatten es leichter. Das ist meine heilige Überzeugung. In ihrer unverzeihlichen Skrupellosigkeit setzten sie uns in die Welt. Sie hatten ja noch den Boden unter den Füßen, den wir verlieren mußten. Sie hatten ihre kleine Trauer, in welcher sie hausten, ihre kleine Schwäche, die ihnen behaglich war. Aber wir müssen uns stündlich gefährdet fühlen, wir sind hilflos zwischen alle Extreme gestellt und niemand ist unser Führer. – Und jetzt wendet die Sittlichkeit dieser Väter sich gar noch erschrocken ab von dem fragwürdigen Geschlecht, das sie verschuldet haben!" –

Das gellt auf und schreit, wie eine Kriegserklärung. Die Not ist groß und man stößt eine Anklage aus, als wenn sie Rettung sein könne aus solcher Not oder nur eine Entschuldigung für sie. „Ich mache die Eltern verantwortlich – –"

Aber der Anklageschrei – der nur ein Angstschrei war – verklingt und macht einem stilleren, strengeren Wissen Platz: „Er trug keine Schuld, und sein Vater trug keine Schuld. Schuld gab es nicht. – Aber so war alles gewesen."

Und nun haben wir beinah' nur von den Vätern gesprochen. Aber wollten wir erst auf die Mütter zu reden kommen und ihre ewig geheimnisvolle Macht: Kampf gegen sie? Kampf gegen die Liebe?

Ach, das Pathos unserer Generation darf nicht das revolutionäre, nicht das des Gewaltsam-sich-Befreiens sein.

Digitized by Google

4

Nicht: Los vom Vorigen! Los vom Überlieferten – heißt also die Forderung unserer Jugend. Ihre Frage lautet vielmehr: Wohin – wohin?

Es ist eine große Unruhe da, ein großes Ins-Ungewisse-Getriebenwerden. Die Pädagogen stehen an vielen Ecken, heben beschwörend die Hände, verlocken und mahnen: Wenn ihr mir nicht folgt, geht es unfehlbar in den Abgrund mit euch! Hört zu – meine Lehre lautet: – – Aber im Hören noch treiben wir weiter.

Die Unruhe ist groß, aus der Unruhe heraus versucht man zu schreiben. Man zweifelt, ob es möglich sein könne, das Erlebnis dieser denkbar unliterarischen Generation im literarischen Worte auch nur festzuhalten. Aber man kann es nicht lassen.

Mit kaum sechzehn Jahren ging ich hin, schrieb eine Novelle und nannte sie kurzum „Die Jungen". Schulerlebnisse wurden skrupellos verwertet, die Schicksale von jungen Menschen, fast noch Kindern, kreuzten sich, halb sachlich-realistisch, halb wunderlich-märchenhaft, im wirren Durcheinander. Die Angst ist groß unter ihnen, furchtbar und furchtsam schreien sie einander an: „Was bist du? Du bist nichts und wir alle sind nichts!" – Aber einer von ihnen glaubt sie alle durchschauen zu können. „Wollte man nicht von ihnen, sie sollten ein Neues sein und ein Anfang? Und doch lag ihnen Ende im Blut und so standen sie tragisch an der Wende der Zeit."

Aber das war noch nicht der Schlußsatz dieser Novelle. Es geht weiter: „Und worauf kam es nun an?"

Aber darauf war im Grunde die Antwort schon vorher gesagt worden, nachdem einer, „wie in einer großen Erschöpfung", ausgerufen hatte, über sich selber und sein Geschlecht: „Ich möchte wirklich wissen, wo unsere Lebensberechtigung liegt!" Die Antwort hieß: „Und worauf es ankommt, das dunkelste, weißt du, das können wir vielleicht auch ahnen, denn wir haben ja die Liebe." Und später, gläubig, weil er ja das Dunkelste ahnt: „Die Welt ist weit, das Leben ist nicht langweilig, da ja immer der Tod an seinem Ende steht."

Auch diese verzweifelt diskutierenden Kinder vor dem Leben sind vielleicht schon gläubig ums Leben, obwohl sie es noch nicht zu fassen wagen, obwohl sie, furchtsam beinah', vor seinem Rätsel stehn und seiner Herrlichkeit. Zum Symbole wurde der Knabe Kaspar Hauser, der auf die Erde kam, ohne zu wissen, wer er sei, ohne zu ahnen, wohin er zu

Digitized by Google

gehen habe. Für Kaspar Hauser ist alles offen, er steht unberührt vor dem lebendigen Wunder, wurzellos und ein Waisenkind, hingegeben allen Möglichkeiten. – So war für ihn das große Leben, in dem er unbeheimatet war, am traurigsten und am schönsten.

Die Verwirrung, die zu Anfang sich als fassungslose Frage auftat, als plötzliches, fast nicht verstandenes Aufschreien, wird später bewußt diskutiert, historisch erklärt, leidenschaftlich gedeutet.

Eines Morgens richtet ein junger Mensch, der einen Traum gehabt hatte, in seinem Bett sich auf, erschrickt und erkennt plötzlich. „Er hatte die Melodie noch nicht gefunden, er und seine Generation." – „Was sind wir?" schrien sie zu Anfang einander zu. Aber ihm wird alles klar, „wie in einer gewaltigen und heftigen Vereinfachung."

„Die Generation der Väter, die hatte also ihr Teil getan und würde es weiterhin tun und weiter vollenden. In Würdigkeit und Haltung oder in Qual und Not war sie groß geworden – aber sie war groß geworden, hatte ihren Ausdruck gefunden. Und dann kam der gräßliche Schlußstrich, der blutige Brand, das flammende Abreißen, dann kam der Krieg und mit ihm die große, verzehrende Unruhe. In diesen Krieg hineingeboren war er – er, der Einzelfall, der ihm in seiner einmaligen Verwirrung vor Augen stand, obwohl er zu innerst begriff, daß diese Verwirrung die einer Generation sein mußte, die eines ganzen Geschlechts, nicht die eines einzelnen, einen. Seine dumpfe, träumevolle Kindheit war also in die Aufbruchtage von 1914 gefallen, deren Größe, deren gewaltiges Pathos er aber nicht hatte fassen können, sondern die eben nur als irgendeine große Erhebung und als eine unerklärliche Stunde, nach der alles anders werden mußte als vorher, seiner Seele eingeprägt und diese umgebildet hatte – und den Hintergrund, die Umgebung für die Jahre seines ersten Erwachens, seines ersten Sehenlernens – für die Jahre also zwischen elf und dreizehn – war der andere, zweifelhaftere, noch gefährlichere Aufbruch gewesen, jene verzweifelte Unruhe, die wohl ein Altes, Mürbes zerstören konnte, aber nicht fähig war, aus ihrer Zerrissenheit ein Neues zu gebären – der Aufbruch also von 1918."

Es geht lang weiter, der junge Mensch erkennt vieles. Jetzt darf er nichts mehr unklar und beschönigt lassen, jetzt muß er alles begreifen, was sie denn meinten, als sie zitternd sich fragten: „Was bist denn du?" Und: „Wir alle sind nichts!" antworteten. Daß sie „ohne Melodie" noch waren, ohne Weg, fest ihre Richtung, das meinte ihr Zittern.

Digitized by Google

Nicht fliehen, nicht tun als wenn alles gut und formlos wäre! Man könnte ja auf den Boxsport schwören oder radikale Politik betreiben. Wie viele machen's sich leicht.

Dieser aber saß und erkannte: So groß unsere Unordnung, so tief unser junges Leid! – –

5

Der Dichter, dem meine innigste Liebe gehörte, war damals, als ich die „Jungen" schrieb, der Däne Bang. Ich kann auch heute seinen Namen nicht nennen hören im gleichgültigen Gespräch, ohne daß es mir ist, als habe man einen Bruder genannt. Wer ihn herabsetzt, hat mich beleidigt. – Ich kann es nun so genau nicht erklären, warum es gerade an dieser Stelle mich treibt, von meiner Liebe zu ihm zu reden. Ich habe auch andere Dichter verehrt, aber gerade dies scheint mir zur Sache zu gehören, obwohl es auf den ersten Blick nicht so aussieht.

Wer selbst nicht recht gewußt hat, wohin sich wenden, wurde zu innerst angerührt von der tropfenweis fallenden Musik dieser Schwermut. Das Leben lieben, aber fremd sein in ihm: dies Schicksal, das wir im Knaben Kaspar Hauser Sinnbild werden ließen, wir fanden es in jedem seiner Bücher wieder. Ein Mensch liebt einen anderen, aber er darf ihn niemals völlig besitzen: das ist der Inhalt aller Bangschen Bücher.

Die Frauengestalten in seinen Erzählungen lieben den Mann so: Katinka Bai und Tine und Ida Brand und Frau Stella. So liebt der Meister den Michael. So liebt Joan, der „Vaterlandslose", das Leben.

Daß Bang so das Leben liebte, wie der Meister Zoret den Knaben, der ihn verriet, mit solcher Hingegebenheit und mit solchem Verzicht: vielleicht war es das, was wir so an ihm liebten. Nicht einen Augenblick lang ist ein Buch von ihm lebensfeindlich, wenngleich er das Leben nie ganz erfassen, nie im Besitz festhalten darf. Die Farben verschwimmen, die Länder dieser Erde ziehen, wie von Reisenden gesehn und hinter Schleiern, vorbei. Und wo, in einem seiner Bücher, besitzt je ein Mensch einen anderen? Aber die Liebe zu des Menschen Leib ist hier Gleichnis für die Liebe zum Leben.

Vielleicht liebten wir ihn nur so, weil in seiner Liebe zum Körper seine Liebe zum Leben war – und daß Körperliebe und Lebensliebe eins sein mußten, gleich hoffnungslos und gleich wundervoll beide, begriffen wir damals schon.

Digitized by Google

Bangs Lebensgläubigkeit ist gleichsam voll Angst; seine Liebe zum Leben, wie seine Liebe zum Körper, ist immer zögernd, immer zurückweichend. Nur seine Trauer über dem Leben ist stark und groß, sie wird sein Lied unvergänglich machen. – Die Menschen treiben durcheinander, Wunderkinder sind immer auf Reisen, Akrobaten haben es schwer, alte Männer sind aus einer anderen Zeit, Kellner hängen sich auf, Frauen vergehen, der Meister stirbt ganz allein – alle waren allein, geheimnisvoll voneinander getrennt, griffen umsonst nacheinander.

Einen Dichter lieben heißt ja nicht, ihn sich als Vorbild nehmen, ihm nacheifern wie der letzten Erfüllung, es bedeutet weit eher, wie mir scheint, weitergehen wollen da, wo er aufhörte, immer zu ihm zurückschauend, immer hängend an ihm.

Wir gehen weiter, ohne sein Lied zu vergessen. Wir haben seines Liedes Traurigkeit im Herzen behalten, wir verlieren sie nie – aber seine Gläubigkeit auch. So wollen auch wir das Leben lieben, wie wir den Körper lieben müssen: mit solcher Hingabe und mit solchem Verzicht. So wollen auch wir stets wissen, daß man beides niemals besitzen kann, den Körper nicht und das Leben nicht, man steht einsam vor beiden. Aber die Hingabe soll immer größer werden.

Wir gehen, ohne zu wissen wohin, wurzellos und allen Möglichkeiten offen. Aber da wir an das Geheimnis des Leibes wieder mit solcher Inbrunst glauben, kann unser Weg nie ganz ein Irrweg sein.

Wir haben beinahe nichts, beinah' kein Wissen. Aber neu ist in uns allen erwacht der Glaube an dieses Mysterium, das zwischen Tod und Leben das Bindeglied ist, dunkler Klang aus der Unschuld des Jenseits, großes Licht in der Wirrnis des Lebens.

6

Dort, wo Glauben ans Leben ist, da ist auch Anmut vorm Leben.

Kein Begriff erscheint mir so neu erblüht, so süß, so reich und zukünftig geworden als dieser: Anmut – –

Fromm im Leben sein, heißt anmutig sein. Anmutig sein heißt vor allem: Verliebtsein in alle Dinge, in die weiten Landschaften, in die Schlankheit des menschlichen Leibes. Einen Körper anbeten mit all der grenzenlosen Schwermut, all der besinnungslosen Hingegebenheit, mit der man das Geheimnis des bewegten Lebens anbetet. – Nicht den geliebten Leib besitzen wollen, wissen vielmehr, daß man ihn nie besitzen darf, aber ihm doch in jedem Augenblicke danken, daß er da ist und atmet. Nicht das

Digitized by Google

Leben besitzen wollen, fremd bleiben in ihm – aber in jedem Augenblick, jenseits aller Schwermut, Gott danken, daß man doch lebt. Das heißt anmutig leben.

Es gibt Gedichte, gibt kleine Lieder, in denen scheint alle Anmut sich verfangen zu haben. In Georges Liebeslyrik etwa scheint alles Zittern und biegsamer Rhythmus geworden, was wir in Worten schlecht aussprechen müssen.

„Im Morgentaun
Trittst du hervor
Den Kirchenflor
Mit mir zu schaun.
Duft einzuziehn
Des Rasenbeetes.
Fern fliegt der Staub ...
Durch die Natur
Noch nichts gediehn
Von Frucht und Haut
Rings Blüte nur ...
Von Süden weht es."

Was ist die stählern strenge Biegsamkeit, die liebliche Exaktheit in Raymond Radiguets modernem Stil? Was macht den herben Zauber des „Bal du comte d'Orgel" aus, was gibt den schönsten Stellen im „Diable au corps" ihre bezwingende Kraft und macht sie so „pleine de grâce"? – Ich glaube, daß es die „neue Anmut" ist, die ich meine.

Und weil sie neu ist, diese Anmut, will sie sich nicht verwechselt wissen, mit dem was süß war, aber vorüber ist. Wie unendlich groß und tief ist doch der Unterschied zwischen Radiguets morgendlich-verklärter Strenge und der todestrunkenen Geziertheit jener, die im Ausgehen des vorigen Jahrhunderts „frühgereift und zart und traurig" sich befanden.

Der Tänzer, den wir erträumen, tanzt vor dem Hintergrunde der großen Dunkelheit, um die er weiß, beschwingt vom großen Leichtsinn, geneigt in der großen Trauer, gläubig seinen frommsten Tanz.

7

Wie aber müssen dann wohl die Dichtungen sein, die daraus noch kommen sollen, aus diesem Glauben, der beinah' ein Leichtsinn ist, ein

Digitized by Google

ernster Leichtsinn? Wie müßten unsere Bücher sein, gesetzt den Fall, diese Jugend brächte überhaupt welche hervor?

Was ihren Stil anbetrifft, so hat ein feiner, witziger Kritiker zu mir einmal darüber gesagt: „Ihr seid wie zögernde Prinzen. Der Expressionismus aber euer Palast – ihr habt ihn verlassen, kommt langsam die Stufen von seinem Portal herab. Aber wohin werdet ihr euch jetzt wenden?"

Wohin wir uns wenden? Wir haben die eine Ummauerung verlassen, jetzt nur keine neue. Die Wege sind frei.

Wovon die Bücher handeln müßten, ist sicher: von der Bewegtheit des Lebens und daß man nicht weiß, wohin sie uns führt. Vielleicht müßten sie viel auf Reisen spielen, in den fernen Ländern, nach denen unsere Sehnsucht geht und deren Weisheit, die uralte und die allerneueste, wir in uns aufnehmen wollen. In Afrika, dessen braune Wüstenunermeßlichkeit uns heute mehr verlockt als Italien, dessen Schönheit uns wie ein ausgeträumter Traum erscheint, in Indien und China, in Amerika dann – –

Deutsch sein heißt Europäer sein. Europäer sein heißt, sich allen Erdteilen öffnen. Deswegen gilt es nicht Europa zu verraten, es bleibt der neugierigste, möglichkeitenreichste Erdteil. Deswegen gilt es nicht Deutschland zu verraten, das rätselhafte Land in Europas Mitte.

Ohne Lehre müßten diese Bücher sein, ohne Anklage, ohne Moral, fast ohne Frage. „Es geht gut, alles miteinander geht und vieles geht sogar gut. Was am allerbesten geht, wissen wir nicht, hinaufsteigen und herabsinken gehört wohl zum Ganzen; alles gehört zum Ganzen. Ein Licht brennt still im Leuchter, die Tür wird aufgemacht und das Licht geht aus. Wessen Schuld ist es? Schuld, wieso?"

Das ist von Hamsun, er ist der Größte, der lebt, und vielleicht gibt es nichts mehr darüber hinaus. Wenn unsere Bücher dem Rauschen allen Lebens einmal so nahe sein dürfen, wie die seinen, so übervoll von des Lebens Schönheit, so voll von des Lebens Trauer und von seiner erhabenen, unruhigen, wunderbaren Sinnlosigkeit: dann freut euch auf unsere Bücher, dann werden sie herrlich sein. Und was das Beste und Zukünftigste in neuer deutscher Dichtung ist – die Lieder Klabunds etwa oder die schönsten, gleichsam winddurchwehten Stellen in Bert Brechts Theaterstücken – ist eben darum gut, darum zukünftig, weil es wieder gläubig ist, ohne Gedanke, ohne den kleinen Zweifel, nahe dem Rauschen – –

Ob dies einer von uns wird einmal ganz gestalten können, auf seine Art, wie der große Hamsun es konnte?

Digitized by Google

Aber ob es gestaltet wird oder nicht – – so wollen wir vor dem Leben stehn: fromm vor seiner Buntheit, gläubig an den göttlich-geheimen Sinn seiner Bewegungen und Zufälle, weinend vor seiner Schwermut, täglich aufs neue erschauernd vor seinem Rätsel.

So wollen wir immer im Leben stehn.

LEBEN, TOD UND AUFERSTEHUNG IN INDIEN

von

ARTHUR HOLITSCHER

I

Bombay

Ist dieser Arc de Triomphe, den die Engländer aus schwerem Stein und protzig auf den Apollo-Kai hier unter meinem Hotelfenster hingestellt haben, um den Besuch ihres Königs Georg und seiner Königin zu feiern, wirklich die Pforte Indiens? Reisebücher behaupten es, und der Engländer, der auf dem Seeweg aus Europa in das Land eintritt, glaubt es ihnen wahrscheinlich.

Die Pforte Indiens aber ist viel eher das düstere, aus dem Granitberg gebaute Tor des Felsentempels drüben in der Bucht, auf der geheimnisvollen Insel Elephanta. Tritt man in dieses schaurige, von breiten Säulen getragene Heiligtum ein – ein Berg lastet auf diesen Säulen – so löst sich aus dem Dunkel das ungeheure Dreihaupt: Brahma, der Schöpfer, Schiwa-Wischun, der Erhalter, Schiwa-Rutra, der Zerstörer, langsam und todernst heraus; an den beiden Flanken im Fels reckt sich der Lingam, der steinerne Phallus, aus der Steinhöhlung der Felsenschale heraus, die den weiblichen Schamteil versinnbildlicht, aktive und passive Gewalt der Schöpfung vereint sich zum Glaubenssymbol, dem Kruzifix des Hindu.

Das Tor ins Allerheiligste dieses Mutterlandes der Religionen tut sich aus dem Dunkel der Erde auf, es führt in den Bergesschoß und hinunter in die brauende Legende des Weltschicksals. Leben und Tod stehen zu beiden Seiten nur wie die verstümmelten Torwächter aus Felsgestein, der Ruhende Gott und der Tanzende Gott, zweierlei Personifikationen des einen, rätselhaft Ewigen, an dessen Sinn sich das Vorstellungsvermögen des irdischen Hirns seit Urzeiten entzündet und zerstößt.

Digitized by Google

Leben und Tod und das Dritte, tief im Felsenberg Verborgene, von keinem Menschenwerkzeug je aus dem Innern der Welt herausgehauene Mysterium der Auferstehung – ich habe sie alle drei im Sonnenglanz unter dem flimmernden Himmel des heißen Landes erblickt, das Trimurti des irdischen Menschen, und an der Pforte Indiens habe ich das geheimnisvoll lächelnde Dreigesicht aus der Höhle der Insel auftauchen sehen, übergroß, doch nicht schrecklich, aus dem Stein des Felseneilandes Elephanta in der Bai von Bombay.

Der Jaintempel ist ein kleines, verstecktes, ärmliches Heiligtum mitten in der geräuschvollen Bazarstadt des alten Eingeborenenviertels. Um ihn herum lebt das niedere Volk der reichen Stadt in einem Winkelwerk von engen Gassen und Gäßchen, zusammengepfercht in oft bis zu sieben Stockwerken emporgereckten Mietskasernen.

Die Jain sind eine den Buddhisten nah verwandte Glaubensgemeinschaft, die von der Fortdauer und Wiederverkörperung der Seele, nachdem sie alle Stadien der irdischen Prüfung durchlaufen, eine besonders innige Anschauung hat. Der Jainismus war es, der den Hinduglauben dermaßen beeinflußt hat, daß seine Befolger das Tieretöten und Fleischessen aufgaben (Ramakrischna ist noch ein gewaltiger Jäger!); ein milder Glaube.

Am Rande des Gebäudekomplexes, der zum Bezirk des Jaintempels gehört, ist ein kleiner Platz von fremdartigen, ganz kleinen Häusern und Höfen gelegen. Er fällt zuerst dadurch auf, daß um einen Brunnen in seiner Mitte und auf den Firsten der Häuser ringsum Tausende grauer Tauben sitzen, Körner pickend, mit den Flügeln schlagend, gurrend; es ist aber kein Markusplatz, die Tiere finden ihre Nahrung immer erneut aus den Händen der Armen, die in diesem Bezirk um den Jaintempel ihre Wohnstätten haben.

Eine Häuserecke weiter tritt man durch ein breites Tor in einen weitläufigen Hof. Zuerst glaubt man in ein großes Schlachthaus gekommen zu sein, eher noch auf einen Schindanger – es ist aber genau das Gegenteil: es ist Pantschrapol, das jainische Altersheim für alte, kranke, ausrangierte Tiere; Pferde, Hunde, Rinder, viele Gattungen, sind vertreten.

So ist da z. B., von Draht umgeben, ein kleines Bassin, in dem ein einsames, altes Stachelschwein döst. Es liegt ganz müde und stumpfsinnig da, hat noch alle seine Stacheln, benutzt sie aber offenkundig nicht mehr; es läßt die Welt in Ruhe und wird von ihr in Ruhe gelassen.

Digitized by Google

Aus einem der Ställe ringsum – er trägt in einem Zoo eigener Art die erklärende Tafel: „Week cattle" („Schwaches Vieh"!) – kommt ein greiser, schwarzgrauer, ganz aus dem Leim gegangener Ochse herausgetrottet. Nachdenklich bleibt er vor dem schlafenden Stachelschwein stehen, wie ein alter Berufsgenosse, der einmal mit dem nun gleichfalls pensionierten Freund Erinnerungen auffrischen möchte; nach einer Weile aber macht er kehrt, trollt sich in seinen Stall zurück, wo er sich aufs Ohr legt, dem Tod entgegenzuschlafen.

(Weiß Teufel, warum ich plötzlich an das „Haus der Gelehrten" denken muß, das ich vor fünf Jahren im Winter an der Neva besucht habe?)

Nebenan trägt ein Stall die Aufschrift „Blind Cattle". Sodann ist da ein Drahtverschlag, hinter dem ein halb Dutzend armer räudiger Hunde sein armseliges Leben fristet. Ein kleiner, ganz heruntergekommener Foxterrier sitzt da, mit rosigem Schorf über seinen zitternden dürren Leib, kann nur mehr blinzeln, während andere noch ziel- und zwecklos herumlaufen, sich zuweilen verzweifelt an dem Gitter wundreiben, sich ein wenig beriechen, wohl auch noch munter zu springen versuchen, bis sie sich dann müde in einer Ecke beim Futtertrog verkriechen. –

Ein Stall ist da, mit alten Kühen ohne Milch, und einer mit Rindern, die gebrochene Beine, ganz grotesk und schief zusammengewachsen, vor sich her schlenkern, von sich strecken oder hinter sich herschleppen. Und in einem anderen nebenan stehen, pathetisch anzusehen, alte Rosse, müde und stumpf.

Über all dies Vieh, das da seinem Nirvana entgegenträumt, braust der Lärm des geschäftigen Basars hinweg. Das Klingeln der Wagen und Trams flattert in den Frieden der armen Kreatur herein, die die Ehrfurcht der Jain vor dem Geschlachtet-, dem Geschunden-, dem Gefressenwerden, dem Mord schützt. Leichtfertige Affen turnen im Geäst der Bäume von Pantschrapol; halbnackte Wärter der Tiere gehen zwischen den Drahtverschlägen auf und nieder, schleppen Futter herbei, fegen Unrat davon, heben grüßend die Hand zur Stirn, lächeln froh, wenn sie eine kleine Nickelmünze erhalten, wissen nicht, wo sie sie hinstecken sollen, so nackt und arm sind sie.

Unterm Torbogen da ist eine Büchse, man kann Gaben in sie werfen, für den Unterhalt der Tiere; und im Tempel der Jain, der mit goldgerahmten Porträts zeitgenössischer Stifter und Apostel der Sekte geschmückt ist, hat der Abendgottesdienst angefangen. Jawohl, man kann ihn fast einen Men-

Digitized by Google

schendienst nennen. Durch das Tor des weitläufigen Gebäudes neben dem Tempel strömen und stürmen unaufhörlich die Massen des Orientvolkes, Alte und Junge, jeder hat für sich zu sorgen, und bald bin ich von einer Schar staunender und gaffender Menschen umgeben, denn hierher verirrt sich selten ein Fremder, was hätte er auch hier zu suchen. Ich stehe selber wie ein altes müdes Vieh da und mache mir meine Gedanken – wer wird für mich sorgen, wo werde ich mich niederlegen dürfen, wenn ich nicht mehr weiter kann? Für unsereinen gibt's kein Pantschrapol.

2
Die Türme

Nächsten Morgen liegt die Landzunge der Malabarberge von Bombay im Nebel der aufgehenden Meerdünste da. Rasch fährt das Auto die Strandstraße entlang, der herrlichen Kurve der Bai folgend.

Auf Malabarhills haben die Reichen ihre Villen, Paläste, Bungalows, Prunkgärten. Es ist der vornehme westliche Vorort der mächtigen Hafenstadt.

Sehr früh ist's noch, doch kommen von dort her schon viele Equipagen, luxuriöse Limousinen mir entgegen, in die Bureaus der Stadt gefahren. In ihnen sitzen gewichtige, schwarzgekleidete Herren von ausgesprochen semitischem Typus; viele mit goldenen Brillen auf der Nase, die tief in der Morgenzeitung steckt. Die merkwürdige Kopfbedeckung, ein oben abgebrochener Zuckerhut aus Glanzleinwand, ohne Krempe, bezeichnet sie als Parsen. Sie sind die Herren des Handels in Bombay. Eine Handvoll mächtiger Kaufleute, Reeder, Industrieller; harte, kluge Leute – die erstaunliche Anzahl von Marmormonumenten alter, semitisch aussehender Herren mit abgebrochenen Zuckerhüten auf dem Kopf beweist nicht nur ihre aktive Teilnahme an den kulturellen Institutionen der Stadt, sondern auch, daß sie sich mit den Engländern glänzend zu stellen wissen: kein Wunder, beide wollen in dem Lande (in dem sie eine winzige Minderheit darstellen) gute Geschäfte machen. Warum sollten sie sich nicht vertragen? (Es gibt keine wilderen Feinde der Swarajbewegung als die Parsis. – Ein Witz der Weltgeschichte: der einzige kommunistische Abgeordnete des Londoner Unterhauses, Saklatvala, ist Parse!)

Zwischen den Equipagen, ebenfalls von Malabarhills kommend, nackte, wirrhaarige, langbärtige Männer, ganz mit Asche bestrichen, Kisten, Amulettschnüre, Blumenkränze um den Hals. Mancher trägt einen gelben Schurz. Mancher hat einen hohen Stab in der Hand, eine Blechschale an

Digitized by Google

einem Strick um die Hüfte gebunden: Bettler, Pilger, Büßer aus der heiligen Siedlung Walkeschwar, die sich inmitten der Villen, Prachtgärten und Paläste oberhalb des Gouverneurparkes auf Malabarhills erhebt.

Die Türme des Schweigens, zu denen ich in dieser frühen Stunde des Tages fahre, stehen in einem bezaubernden Garten von tropischem Überschwang an Duft, Farbe, Lieblichkeit. Weiße Stufen führen vom Torweg zu einer Plattform hinauf, auf der die Kapelle der Parsen sich erhebt, in der die Leidtragenden nach Einlieferung der Leichen um ein ewig brennendes, ewig neugeschürtes Feuer von duftigem Sandelholz Augen und Seelen vom Element der Trauer trocknen und reinigen.

Ungefähr zwei Stunden dauert die Zeremonie in der Kapelle. Daweil ist in den Türmen die Leiche, die die Leidtragenden mit sich gebracht haben, schon lange bis auf das Skelett, das bare Knochengerüst abgenagt. –

Es ist, als ich ankomme, noch früh. Die Toten werden erst in zwei Stunden eingeliefert werden.

Man sieht am Rand der Türme, die großen, offenen Zisternen ähneln, Geier hocken. Schwarze, mächtige Tiere auf den weißgetünchten Mauern der runden Türme.

Kaum haben die Leichenträger auf eisernen Bahren die ersten Toten in die Türme getragen, stürzen sich die dunkeln Vögel ohne Gekreisch auf den Leichnam, ein wilder Kampf entspinnt sich, an dem nur der tote Mensch kein Teil hat, und ehe noch die Tränen der Leidtragenden, wie ich annehme, von der Glut des flackernden Sandelholzfeuers getrocknet sind, ist hier, hundert Schritte weit von der Kapelle im Turm, der mitten in diesem tropischen Wundergarten steht, von dem Toten, es mag ein Kind gewesen sein oder eine junge Frau, gestern noch in voller Blüte, im unendlichen holden Zauber der körperlichen Erscheinung, der Mund mit roten Lippen lächelnd, das Auge voll blinkendem schelmischen Sprühen – nun, genug.

(Die Würmer lassen sich Zeit.)

Die Religion der Parsen hält, wie die der Juden den „Peger", den toten Körper für unrein, unwürdig der Heiligkeit der Flamme, wie der Erde.

Fleisch zu Fleisch – das heißt: Mensch zu Geier; und später, wenn die Sonne das Gebein gedörrt, der Monsun es zerrieben und aufgelöst hat, der Rest durch die Kanäle der Türme hinunter in den Schlamm der See . . .

Digitized by Google

Aber, wie denn, wenn die Seele – ich glaube daran, ich habe Ursache, daran zu glauben – wenn die Seele den Körper, der ihr als Obdach diente, erst eine geraume Weile nach dem Aufhören der körperlichen Funktionen verläßt? Etwa erst, nachdem die Sonne zweimal auf- und niedergegangen ist?

Hast du nie, in deinem tiefsten Innern, während du im Krematorium der Zeremonie beiwohntest, den erschütternden Schrei der überrumpelten, vergewaltigten Seele vernommen, der man keine Zeit gegönnt hat, die leibliche Hülle zu verlassen, ihre Habe aus den Atomen für die Reise zusammenzusuchen? Die versengten Flügelränder des zarten, gemarterten Schmetterlings . . .

Mein Führer durch den Garten, ein ernster, wortkarger junger Parse, steht vor mir mit ausgestrecktem Arm. Er weist der Reihe nach auf die fünf Türme: die Begräbnisstätten der Menschen seines Glaubens.

Ich habe auch schon ein Modell aus Beton und Blech besichtigt, das einen solchen Turm von außen und innen mit allen seinen Einzelheiten darstellt. Ziemlich tief unter dem Rand des offenen Gemäuers befindet sich eine riesige runde Eisenscheibe, die in drei konzentrische Kreise geteilt ist. Der breiteste nimmt die Männer auf, der zweite die Frauen, der innerste, engste die Kinder. Die Füße aller drei Kategorien weisen nach dem Mittelpunkt dieser Scheibe, dieses Rostes, unter dem sich Kammern mit Abflußschächten nach den vier Himmelsrichtungen befinden.

Zwei, höchstens drei Wochen liegt ein Skelett nun unter dem Himmel – aber dies ist ja einerlei: denn, wie gesagt, wenige Minuten schon nach der Einlieferung haben die Geier an dem Neuangekommenen jedes Interesse verloren.

Arm und reich – sagt der junge Parse – arm und reich liegt nebeneinander. Der Glaube macht keinen Unterschied.

Aber: ein Turm ist doch den Selbstmördern und Hingerichteten, ein anderer den Stiftern und oberen Zehntausend der Gemeinde, die hier vielleicht nur hundert sind, denn die Zahl der Parsi ist gering, hunderttausend, vorbehalten. –

Ich bleibe, vom Zauber der Blumenterrasse, deren Düfte sich, wie die Sonne steigt, erheben, ganz benommen, ganz betäubt, länger auf der Bank vor der Kapelle sitzen, als das Besuchern erlaubt ist. Aus dem Laub der Bäume im weiten Garten taucht das Weiß der Türme auf.

Ich denke daran, wie mein Vater starb. An einen Freund, den ich in seinem Sarg liegen sah. Wie es wäre, sollte ich einen geliebten Menschen,

Digitized by Google

dessen zu weiße Hand ich in der meinen gehalten, an dessen zu roten Lippen sich mein Blick, mein Mund festgesogen hat, in diesen tropischen Garten tragen sehen, hinter jener kleinen Eisentür, die ins Innere des weißen Turms führt, verschwinden.

Schlafend, schlafend noch fast . . . Ich vermag es mir nicht auszudenken, daß die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft einer Sekte, das in das Bewußtsein eingegangene Dogma von der Unreinheit des Körpers, dessen Funktionen kaum erst erloschen sind, stark genug sein könnte, das Grauen niederzudrücken, dieses elementare Grauen, dieses vernichtende Grauen . . .

Einige Male schon ist der junge Wächter zu meiner Bank gekommen, mahnend, mit mürrischem Gesicht. Es ist Zeit: neun Uhr.

In der Luft, über mir, hart über meinen Kopf weg, schwirrt es dahin. Zwei dunkle, breitbeschwingte Vögel.

Ich blicke ihnen in der Richtung ihres Fluges nach. Sehe zwischen den Gebüschen vor der weißen Treppe her, über die ich in den Garten heraufgestiegen bin, zwei Träger mit einem eisernen Bett, darauf etwas mit weißem Tuch Bedecktes liegt, auf einen der Türme zugehen.

Ich muß den Garten verlassen. Es gelingt mir schwer; die Gelenke sind bleiern, als hätten mich alle Lebensgeister verlassen. Die Bruchstelle unter dem Handgelenk des rechten Armes meldet sich auf einmal, schmerzt, zuckt auf.

Im Gehen sehe und höre ich, wie die Geier vom Rand des Turmes da vor mir, auf dem sie die ganze Zeit reglos gehockt haben, aufschwirren, eine dunkle Wolke, und über die Baumwipfel weg, dorthin fliegen, auf jenen Turm zu, auf den jetzt die Leichenträger zuschreiten.

3

Dies ist die Stadt der Maya

Aus einem blutroten Torbogen taucht ein weißer Marmordom, ein Marmorminarett auf – hoch ragend, doch zart gegliedert – alles verdoppelt, in einem schmalen, in Marmor gefaßten Wasserlauf sich spiegelnd – dies ist Taj Mahal – aus Marmor, schneeweiß, ein wenig wolkig, beim Näherschreiten ein bläulicher Schein hier und dort im Stein, auch ein wenig Rosa, zart durch den Marmor schimmernd, in der Mitte aber, über der weißen Terrasse, gerade im Mittelpunkt der Spiegelung, ein winziges schwarzes Loch – der Eingang in den Riesendom, groß genug, um einen

Digitized by Google

schmalen Sarg ins Innere zu schieben, denn Taj Mahal ist ein Grabmal, in Agra gelegen, Akbars, Jehangirs, Schah Jehans, Aurengzebs Stadt, der Stadt der Mogulen, und das Domgrabmal, Taj, ist von Jehan seiner Geliebten gesetzt, die seine Frau war, mit ihrem Kosenamen Mumtaz i Mahal hieß, Mahal: Palast, Mumtaz: die Erwählte, Taj Mahal: der Palast des Todes und der Erinnerung.

Schah Jehan war ein mächtiger Herrscher, und der Taj ist so schön, daß die Moslims hierher kommen, um Allah anzubeten.

Und doch war die Mumtaz nur ein sterbliches Weib, keine Heilige; mit ihrem wirklichen Namen hieß sie Arjemund Banu, ihr Vater Asaf Khan Yamin ud Daula, sie wurde die Frau des Schah und starb im Kindbett. –

Die Sonne scheint auf das Wunder des Taj; die Sonne löst das Marmorwerk, göttlich, als wäre es aus Mondstrahlen, Sterngefunkel, Milchstraßennebel erbaut, in eitel Licht auf. Taj ist wirklich eine Wolke geworden, schimmerndes Phantom – nur das kleine dunkle Tor, nicht größer als ein Sarg, ist Wirklichkeit.

Sie war wohl jung, sie war jung, Arjemund Banu, Mumtaz i Mahal, die jüngste unter den Frauen des Schah, dem das Land gehörte, Indien, mit allen Frauen, allen Schätzen, sein war Macht und Herrlichkeit der Erde.

Wie klein ihr Sarg, hinter dem Spitzenschleier aus Marmor, unter dem Baldachin aus Edelsteinen! Die Blumen, die den Marmor ritzen, Jasmin, Rose, Feuerlilie, Veilchen und Lotos, sind aus allen Edelsteinen, um den Duft der blühenden Blumen in das Schattenland des Todes zu verpflanzen; aus Beryll, Chrysopras, Aquamarin, Karneol, Koralle, Amethyst und dem seltenen Sung-Nakhud, den man im Fluß Kumaun findet.

Wie klein ist dein Sarg, Mumtaz, welch ein Riesendom für solch einen winzigen Sarg. Du warst sehr jung, die Frauen des Schah waren alle in den Künsten der Liebe erfahren, sie kannten den Krampf, die Lockerung und Lösung, das Verzögern, die rauschende Überstürzung. Du kanntest nichts. Keine der zahllosen Stellungen des Genusses war dir bekannt, du warst aus königlichem Geblüt, der großen Murmahal Lieblingskind, du warst jung, wie hättest du von den Künsten gewußt, du warst jung und klein, jünger als alle Frauen des mächtigen Herrschers, vielleicht hast du kindisch einen glänzenden Stern an einem seidenen Kettchen in deinem jungen Haar verborgen, das war dein einziges Geheimnis. Deine Hände waren zart, wie die Zehen des jungen Rehs, deine Lippen ganz klein und

Digitized by Google

schmal und röter als die all der anderen Frauen, du warst so zart, Mumtaz, daß das Kind, das du gebären solltest, deinen jungen Leib zerriß. Wie zart war der mächtige, fächerbärtige Schah, als er sich über dich niederbeugte, um dich nicht zu zerreißen mit seiner Begierde, du legtest deine kleine Hand über deine Augen, den Handrücken über deine Augen, die Handfläche, die die Dienerinnen dir mit Blütensaft rot gefärbt hatten, nach außen gekehrt, du warst so jung, darum der überirdische Schmerz des Herrschers über Völkermillionen, darum dieses Wolkenwunder aus überirdischem Steinkristall, das sich im Wasser spiegelt – wärst du älter geworden, nie hätte Schah Jehan dir diesen Dom gebaut, nie aus dummen Buchstaben von schwarzem Marmor die 99 heiligen Namen Gottes in deinen kleinen, schmalen Sarg meißeln lassen! Wärst du älter geworden, Mumtaz, er hätte sich eine Jüngere gesucht, das ist der Lauf der Welt, und du wärst begraben, irgendwo, niemand kennt die Gräber der anderen, ja selbst Nurmahals Grab ist unbekannt, aber deines kennt die Welt des Islam, Indien, die ganze, weite Welt . . .

„Your Honor", sagt der junge Führer, der mich nächsten Morgen durch die Moscheen, die Paläste, die Trümmerstätten des Forts führt, der Festung von Agra – er heißt Aziz Khan, sein Beruf, er ist Führer – „your Honor, wir steigen nun die Treppen hinauf zum Palast Schah Jehans. Mumtaz i Mahal war seine Lieblingsfrau, neben ihr hatte er 230 Sklavinnen – das ist viel, wenn man Akbars Genügsamkeit in Betracht zieht, wenig, wenn man bedenkt, daß Jehangir über 1000 besaß – aber Mumtaz, der großen Nurmahal leibliche Nichte, war seine bevorzugte. Sie war 36 Jahre alt . . ."

„Sechsunddreißig!!"

„. . . als sie starb, im Kindbett, nachdem sie ihrem Gatten bereits vierzehn Kinder geboren hatte . . ."

„Vierzehn!!"

„. . . darunter Jehanara, die allzeit Getreue, die bei Schah Jehan blieb, als ihr Bruder, Mumtaz' Sohn, der mächtige, tückische Aurengzeb, seinen Vater hier in diese Festung sperren ließ, wo er sieben Jahre lang festgehalten wurde. – In einer Nacht, als sie den siebenten Monat schwanger war, weckte Mumtaz ihren Gatten und sagte: ‚Das Kind weint in meinem Leibe!' und dann sagte sie noch: ‚O, diese meine Augen haben einen lieblichen Freund gesehen, nur eine kurze Weile! Schmerz und Trennung ist unser Los, o mein Geliebter, weine Tränen von Blut, denn der Tag unseres

Digitized by Google

Scheidens ist gekommen, ich höre das Kind weinen in meinem Leibe!" Und wenige Stunden später hatte das Kind sie getötet. Sie war von heiterem Gemüt, der Schah hat sie nie verschmerzt. Er hat einen Feldzug gegen das südliche Indien unternommen, aber nach Mumtaz' Tode mißglückte alles, Hunger und Pestilenz befielen das Reich, und er wurde ein Gefangener seines Sohnes. Als er zu sterben kam, bat er seinen Sohn, er möchte erlauben, daß man ihn auf einer Bahre zum Balkon über dem Fluß trage – nicht weit, nur drei Gemächer weit von der Kammer, in der er so lange gefangen gesessen hatte – um in der Ferne über dem Fluß den Dom noch einmal zu sehen, den er seiner Liebsten errichtet hatte, Taj, den Marmordom. Aurengzeb ließ dem Vater sagen, daß dagegen nichts einzuwenden wäre, und so starb Schah Jehan, in den Armen seiner treuen Tochter Jehanara, die Augen auf Taj gerichtet, den Dom in der Ferne."

„Your Honor", sagt Aziz Khan des weiteren, „es wird berichtet, daß Prinzessin Jehanara die Mitgift ausschlug, die ihr Bruder Aurengzeb ihr schenken wollte, fünf Lakh Goldrupien, damit sie sich ihrer hohen Geburt entsprechend verheiraten könne. ‚Ich nehme von dir kein Geschenk an,' sagte Prinzessin Jehanara, ‚ich bleibe meinem toten Vater treu!' Die anderen Geschwister aber hielten es mit Arengzeb, denn er hatte die Macht!"

„Gehen wir unter diesen Kolonnaden über den Hof," sage ich dem Führer, „denn die Sonne brennt sehr heiß herab!"

„Sehr wohl, your Honor! Hier, sehen Sie, bitte, das Gold an der Decke – so war der ganze Saal geschmückt. Marmor die Wände, aus kostbaren Steinen eingelegt Blumen, dies ist der Jasminpavillon, weil lauter Jasminblüten in die Wände eingelegt sind, aus Topas, Elfenbein, Achat, Canaraporzellan und die Blätter aus Malachit. Hier, nebenan, in den kleinen dunklen Gemächern, waren die Bäder für die Frauen, die heißen, tiefen Marmorbassins, mit den zahllosen kleinen Spiegelchen in den Wänden, zwischen dem Gold und den Edelsteinblumen. Dort war das Gemach der Mumtaz – sehen Sie die Nischen im Marmor? In diese hinein legte sie ihre Armspangen, ihre kostbaren Halsgehänge, ihre Fußreifen, Ringe und Perlenschnüre. Wir treten jetzt in den kleinen Raum ein, bitte betrachten Sie hier diese aus dem Fußboden kunstvoll ausgeschälte Marmormuschel mit der Röhre in der Mitte: es war das Fußbad von duftendem Wasser, die Herrschaften wuschen sich erst die Füße, ehe sie nebenan in den Speisesaal gingen, von dem man – bitte treten Sie auf diese Seite – den Blick auf den weiten Hof hat, vor uns; aber betrachten Sie erst die Verzierungen an der

Digitized by Google

Decke, an den Wänden des Saales, es sind die kostbarsten von allen. Hier stand die Tafel; als vor zwölf Jahren der Prinz von Wales, Seine Königliche Hoheit, das Fort von Agra mit seinem hohen Besuch beehrte, geruhte er, mit seinem Gefolge in diesem Saale einen Lunch einzunehmen."

„Was sind das für Türen dort drüben in dem breiten weißen Bau, am anderen Ende des Hofes?"

„Das, your Honor, sind die Türen, hinter denen sich die Wohngemächer der 230 Sklavenmädchen befanden. Der Hof hier unter uns, mit dem Springbrunnen in der Mitte, es schwammen Goldfische in dem Bassin, hieß der Rebenhof, weil zierlich gebaute Rebenstöcke in ihm standen, Arabesken-Ornamenten ähnlich. Wenn die Herrschaften gespeist und die Mumtaz und die Töchter des Schah sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatten, dann traten aus den Türen dort drüben die 230 Frauen heraus und warteten. Hier aber stand Schah Jehan und wählte unter ihnen aus."

Sie traten aus den Türen, dort drüben, angetan für die Nacht, welche preßten ihre Brüste an die Marmorbrüstung und warteten, andere hockten nieder auf seidene Kissen und hoben die Arme über den Kopf, um das Geschmeide in ihren Haaren zu ordnen, und noch andere standen still und warteten auf den Blick des Herrn, der drüben in der Marmorhecke stille stand und seine Augen von einer zur anderen wandern ließ.

„Das Schönste aber, your Honor, war der Baldachin, the panoply, über dem Rebenhof: ein blaues seidenes Tuch, über den ganzen Hof gespannt, das die Sonne abwehrte; diese Decke war mit roten, gelben und weißen Blumen und Zieraten kunstvoll bestickt und benäht, wie berichtet wird, darunter war es kühl und schattig bei Tag, alles hatte ein blaues Licht und golden. Wenn die Nacht kam, dann wurde dies Dach fortgezogen, und der Sternenhimmel schien über dem Hof – hier aber sehen Sie die vielen ganz kleinen Nischen in den Marmorwänden, jede von einem Kranz aus eingelegten kostbaren Edelsteinblumen umgeben: hierher in die vielen kleinen Nischen stellten die Sklavinnen Lampen aus Gold, in denen wohlriechendes Öl brannte. Dann führten, auf jener Marmorestrade, die zum Rebenhof hinunter führt, Mädchen Tänze auf, die Musikanten aber saßen, unsichtbar, hinter jenem verdeckten kleinen Erker aus Marmor . . ."

Schah Jehan, Rebenhof, Marmordom Taj, wie könnte ich euch je vergessen, wie werde ich dich je vergessen können, wunderbares, wunderbares Indien!

Digitized by Google

FABER DU FAUR

von

WILHELM HAUSENSTEIN

Man könnte das Kapitel getrost überschreiben: Versuch einer Rettung. Er ist ihrer wert; für uns selbst aber retten wir in das Bild der deutschen Malerei von 1870 bis 1900 eine wesentliche Gestalt, die in der Malerei gerade das Besonderste betreibt – das Malerische, und dies mit einem romantischen Aufschwung, der an Delacroix glaubt, mit einer Penetranz, die das eigensinnige und etwas abseitige Impasto des Decamps erreicht. Wäre es recht, aus Unwissenheit um die Tatsachen diesen Faber du Faur dafür büßen zu lassen, daß Anton von Werner die Darstellung der Bataillen und Soldaten von 1870 kompromittiert hat? Die Älteren werden ihr Urteil nach dem „Panorama" zu diesem Jahr gebildet haben; man sah es 1882 am Dammtor zu Hamburg. Ich habe es nie gesehen; die Familie weiß nicht, wo es heute ist; die Photos, die man mir zeigen konnte, reizen mich nicht. Aber die Skizzen im Münchner Armeemuseum sind der Aufmerksamkeit würdig; und ihrer ist würdig der wenig bekannte Faber du Faur der Skizzen überhaupt und vieler, vieler Aquarelle. Nicht nur der Aufmerksamkeit ist er würdig, sondern auch der besonderen Achtung, der entschlossenen Liebe; nötigem Vorbehalt zum Trotz.

In andeutender Kürze die Daten. Otto von Faber du Faur wird 1828 in Ludwigsburg (bei Stuttgart) geboren; in einer Stadt, die an sich und um ihres großartigen Schlosses willen mit dem Andenken an Versailles in Wettbewerb tritt. Fabers Vater ist Offizier, wie diese Stadt von ausgesuchten Regimentern farbig ist; ein Soldat der napoleonischen Ära; ein Offizier, der in den Stunden der Muse einen verwegenen Säbel mit einem sachlichen Pinsel tauscht. Der Sohn folgt dem doppelten Wesen des Vaters; er wird Offizier und Maler sein. Aber entschiedenere Bestimmung zur Kunst wird beim Sohn den Ausschlag geben. Er wird den Rock des Reiteroffiziers ausziehn und mit aller Kraft des gegenständlichen, auch schwärmenden Verlangens ein Maler sein. Kann es aber verwundern, daß ihn die Liebe zum Soldatischen die soldatischen Motive immer wird suchen, ja fast bevorzugen läßt? Noch hat der Soldat um 1850 ein heroisches Cachet (im romantischen Sinne) aus der Tradition Napoleons. Im zweiten Empire wird es dem württembergischen (und damit noch immer etwas rheinbündischen) Leutnant wenigstens in einer Analogie bestätigt. Ach-

Digitized by Google

ten wir auch diesen Moment nicht allzu gering. Faber geht 1852 nach Paris – in der bunten Uniform eines württembergischen Kavalleristen; er speist jeden Tag in dieser Uniform mit den Offizieren der Chasseurs von Versailles (welches also das französische Ludwigsburg ist); derselbe Leutnant betreibt, nach sehr geistreichen Improvisationen in der Heimat, mit französischer Gründlichkeit das Malenlernen in Paris. Wir dürfen es ihm zugute halten, daß er mit Begeisterung Horace Vernet kopiert; es sind andere Zeiten; sie gehören fast auch noch den chevaleresken Überlieferungen des Barocks an, in dem die Bataille eine Form des Romans, der Galanterie, der Liebe ist – wie viele bezaubernde, zitternde, begehrende Frauen für die schönen Offiziere in eroberten Städten! Auch Constantin Guys verschmäht es nicht, Soldaten und Bataillen zu malen; er ist der Reporter des Krimkriegs – und es verschlägt dem etwas spröden Charme seiner frühen Zeichensprache nichts, daß ein Krimkrieg des dritten Napoleon doch nicht von so echter Romantik ist wie – die tiefere, großartigere Sachlichkeit des Feldzugs nach Ägypten, den der General Bonaparte gegen England richtet ... Faber der Maler bildet sich in München, in Paris, in Stuttgart und wieder in München; und wieder, wieder in Paris, denn er hat zeitlebens, auf wiederholten Fahrten, in Paris entscheidende Anregungen gesucht und gefunden, wiewohl das München von 1850, 1860 und 1870 so viel besser ist als das heutige – es ist ja noch ein München, das in engster Verbindung mit der Malerei der Franzosen lebt. (Die Heutigen ahnen nicht mehr, was da war; ein paar alte Herren auszunehmen.) Faber kommt zu Ruf. Die offizielle Welt begünstigt an seiner Arbeit das Stoffliche; so entsteht das Panorama – und verhehlen wir nicht: Faber ist Militär genug, sich dem Auftrag mit Eifer zu unterziehen. Aber es geschieht auch das andere. Zur nämlichen Zeit – 1882 – reist er auf den Spuren des Delacroix nach Nordafrika. Er macht den Weg im Geist der französischen Künstler – des Delacroix, des Decamps, des Fromentin: als Maler, als glühender Maler ... Je mehr er aber die Reinheit des Malers in sich ausbildet, das Absolute der Malerei, des Malerischen, den Stil des Pittoresken (wobei der Begriff des Pittoresken im stärksten, ungefälligsten, ausschließlichsten Sinne zu verstehen bleibt), desto mehr verleugnet man ihn. Ein Offizier, der ernstlich zur Kunst abgefallen ist – ernstlich ... Zu einer Kunst, die Kunst ist, sie selbst ist; die nicht mehr dekorative Honneurs zuliebe der Armee bedeutet. Aber auch die „Kunst selbst" nimmt ihn nicht an. Der Glaspalast in

Digitized by Google

München refüsiert ihm 1883 die „Barrikade". Wie kann ein Kavallerist dazu kommen, eine Barrikade zu malen – und obendrein ein so unliebsames Thema so sehr im Malerischen aufzufangen ... Wie kann ein Maler, zumal ein Maler in München, sich so sehr jenseits der beliebten Allotria halten, die einen Maler doch erst richtig ausmachen würden; wie kann er es wagen, alleinbleiben zu wollen, ein Chevalier solitaire auf einem arabischen Schimmel im Englischen Garten und zuhause mit einer erbitterten, phantastischen Sachlichkeit dem Geschäft des bloßen malerischen Malens hingegeben ... Muß man ihn nicht refüsieren, wenn man Glaspalast ist? Der ausgezeichnete Frankfurter Maler Adolf Schreyer (auch er einer von denen, über die etwas nachzutragen wäre) schreibt am 4. August 1883 an Faber diese Zeilen: „... ein sehr großes Verbrechen von Ihnen ist, daß Sie sich nicht unter die Kleie mischen und ruhig für sich leben. Nicht Ihr Bild wurde refüsiert, nein, der Gentleman wurde refüsiert ... der Knote haßt den Gentleman ..." Man wird dem trefflichen Schreyer die Verantwortung für diese Anmerkungen füglich überlassen dürfen. Von den achtziger Jahren bis zum Tode im Jahre 1901 bleibt Faber in München: Prophet im Vaterlande – eine halb apokryphe Figur. Er wird es immer mehr. Er wird es desto mehr, je stärker sich das Absolute des Malerischen in ihm entwickelt, je mehr das Romantische seiner malerischen Phantasie ins Dichterische hinüberschlägt. Er sitzt und malt; er wagt es kaum, diese sehr inoffiziellen Skizzen oder skizzenartigen Bilder, die ja so fertig sind, einzuschicken; er hält einen offiziellen Begriff von der Malerei in sich aufrecht, der zugleich mit den Ideen der Akademiker und der Militärs übereinstimmt. Aber er malt, wie er muß. Und ist der Tag vorbei, so nimmt er die Petroleumlampe, steckt sie an, setzt sie auf den Familientisch, nimmt ein Zeichenheft oder einige Blätter und den Aquarellkasten und malt und malt bis in die tiefe Nacht. Vollends gelöst von allem offiziellen Dasein läßt er den Pinsel erfinden, was er will: Schlachten, aber imaginäre Schlachten, romantische Friese des Kriegerischen, marokkanische Märkte, arabische Reiter. Die Blätter blenden mit kühner Farbe; sie rauschen von der Leidenschaft der Erfindung und der Reminiszenz; sie beben von der Lebendigkeit der Nerven; sie zucken von Temperament; diese kleine Malerei eines Verstimmten am Abend, in der Nacht ist wie ein abenteuerlicher Ritt ins Unbekannte und Glänzende. Es ist der einsame Ritt auf dem Pegasus eines malenden Dichters. Es ist auch der Ritt des Don Quichotte auf dem Rosinante – und also mehr

Digitized by Google

noch wie ein Ritt auf dem Pegasus ... Nüchtern zu reden: kleine und größere Nebensachen; aber es ist auch im einfachsten Sinne wahr, daß Max Slevogt, der Poet, hier einen Ahnen hat, den er nicht kennt.' An Faber ist ein phänomenaler Illustrator verloren. Ihm selbst – nicht uns, denn wir können einiges wieder gut machen, ihm zum Gedächtnis, uns zu Nutzen – geht ein Maler verloren: er selbst. Da er im Sterben liegt, debattiert das offizielle Kunstmaler-München darüber, ob es angehe, ein gewisses Bild des Malers in einer offiziellen Ausstellung aufzuhängen. Er stirbt unter der Diskussion. Im Jahre 1902 wird man dem Toten einen stattlichen Saal für seinen Nachlaß einräumen. Einzige Genugtuung dem späten Lebenden: das Luxembourg kauft seine Gouache von der Beresina; dies geschieht 1899.

So etwa ist die Vita. Ich vergleiche sie nicht der des Marées, den Faber tief verehrte; wiewohl es nicht sinnlos wäre, den Vergleich zu machen – nämlich in den Grenzen, die gelten. Auch Marées hat als Soldatenmaler angefangen. Auch Marées hat jenes letzte Reüssieren nicht erreicht, das ihn beglückt haben würde. Um einem Mißverständnis vorzubeugen: unnötige Feststellung, daß Marées mit einer höheren Idee auf einer höheren Plattform steht; es ist der Unterschied der Höhen, der den Vergleich wieder ausschließt. Wagen wir ihn dennoch, soweit es irgend Sinn hat. Gemeinsam ist der Zustand eines geistigen Exils in der Zeit. Gemeinsam der Drang zur Größe und zur Imagination; der Drang auch zur Verdichtung, Beschwerung der malerischen Substanz. Im Werk des Marées beruhigt sich der Vorgang zu jener bedeutenden, schon metaphysischen Klassizität. Bei Faber behauptet das Pastose sich in der Unruhe einer ewigen, nie mündenden romantischen Ausschweifung ... Gemeinsam wieder ist das Verhängnis, außerhalb des zeitgenössischen Zusammenhangs stehn zu müssen und also, wie ja der Künstler der Gegenseitigkeit im Verhältnis zur Zeit und Gesellschaft bedarf, um sich auszurunden – also die bittere Not, nicht zu vollenden, was schön begonnen ist. Es ist ja sichtbar: die Pracht der Skizzen Fabers ist nicht vollends ausgelöst; es fehlen da und dort die letzten Verwirklichungen; dem Maler, dessen malerische Impulse Geister rufen, fehlen zuweilen auch die letzten Vergeistigungen der malerischen Materie; es geschehen Irrtümer, Entgleisungen; aber die Reinheit und Größe einer malerischen Form ist wahrlich vorbereitet, und es lag, da auch der Künstler endlich nicht nur aus sich, sondern auch aus dem Ganzen leben soll, nur an der Gesellschaft, ihn auf-

Digitized by Google

zunehmen und seiner Initiative die vollendete Folge zu geben. Freilich: Solches tut „die Gesellschaft" nie – in München am wenigsten, wie sich unter anderem auch am Falle Leibl beweisen ließe; oder am Fall Slevogt – und auf mancherlei Weise sonst. Nach der bestehenden Mechanik bleibt dem Kühnen einzig die Existenz in der Tragödie – der größeren, der kleineren, je nach den Umständen.

Die Kunstgeschichte, soweit sie den Namen überhaupt in seinen wesentlichen Bekundungen studiert hat, reiht ihn in den Zusammenhang der Pilotyschule ein. Man soll die Bedeutung dieser Schule für die Emanzipation des Intim-Malerischen, des Sachlich-Malerischen, des Romantisch-Malerischen nicht gering schätzen. Aber mir scheint, den Ausschlag habe auf dem Wege dieses deutschen Maler-Offiziers (der wahrhaftig ein Offizier der Kunst gewesen ist, doch einer mit dem Beruf nicht nur zu funktionellen, sondern zu persönlichen Entscheidungen) nicht das Atelier Pilotys gegeben, sondern die französische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts in ihren pittoresken und romantischen Repräsentanten von Delacroix und Géricault (dem Maler der großen Armee) über Decamps bis herab zu Monticelli. Man gewahrt Verbindungen zu der malerischen Innigkeit und Stille von Barbizon, die auch des Aufschwungs ins Leidenschaftliche fähig ist: ich denke an Théodore Rousseau und an Dupré, wie sie sich im Mesdag-Museum im Haag darstellen, wo man sie noch besser studiert als in Paris. Decamps und Monticelli geben wohl das nächste Maß: Juweliere des Malerischen, Emailleure; doch ähnlich dem Decamps malt Faber vor einem schönen Hintergrunde menschlicher Einsamkeit und Trauer. (In Parenthese: man darf die Sachlichkeit eines deutschen Maler-Offiziers in der Anerkenntnis großer, beispielgebender französischer Malerei, Sachlichkeit auch nach dem mitgekämpften Jahre 1870, getrost als eine heldische Eigenschaft von hoher Ordnung vorstellen: denn es gibt am Ende keinen größeren Mut als den der Sachlichkeit.)

Im allgemeinen mag man finden, dem Künstler sei das Dunkel-Schwere, das düstere Impastieren mit dem Ausbruch violenter Röten oder Bläuen besser geraten als das Helle, und die Skizze besser als das Bild, das oft zu konventioneller Überbildung, Spröde, Fadheit neigt. Die Skizze besser als das Bild, das Dunkle besser als das Helle ... Wenn dem so ist, dann ist es eine Sache des Verhängnisses: mehr als ein Hintergrund, lastet vielmehr jene berufene Melancholie auf dem Werk eines Erfolglosen. Eine Melancholie, die kaum seiner natürlichen Anlage, sicher aber seiner Er-

Digitized by Google

fahrung angehört. Seiner Münchner Erfahrung. War er nicht einer von denen, die das Beste dieser Stadt München ausmachen helfen – und dafür totgeschwiegen werden, wenigstens halb, wie es die faulig-weiche Originalsitte dieser Gegend ist?

Doch wie das Leben nicht mit dem „Leben" aufhört, wie das Leben nicht mit dem „Leben" eins ist, wie es vielmehr über den Grenzen dieses Lebens schwebt: so mag es diesem längst Vermoderten genug sein, daß ihm die Nachzeit ehrende Gedanken widmet. Das Leben eines wirklichen Künstlers ist weit, ist unendlich – so daß es vom erkenntlichen Gefühl Nachgeborener noch immer erreicht wird. Und schließlich gehören alle guten Dinge, nicht zuletzt diejenigen unter ihnen, denen die Fülle der Verwirklichung versagt und eher der Aufschwung schönen Wollens vergönnt ward, von Anfang an dem Jenseits an.

Habe ich diesem Toten, dessen schönster Nachlaß in einigen Zimmern des verblichenen Schlosses Nymphenburg gestapelt ist, zu viel gegeben? So tat ich es, um ihm nicht zu wenig zu geben. So tat ich es, weil ich über seiner schönen Malerei noch seinen Impuls und sein Gesicht liebe. Ich sah das lebende nie, aber seine Bildnisse, und hörte die Worte eines liebenden Sohnes. Dies Gesicht war schön; es war klassisch geschnitten; die Nase saß nobel und kräftig drin; die Augen waren von tiefem Braun, die Haare schwarz wie die eines Südländers und meldeten mit den Augen das heißere Temperament eines Mannes, der nach außen still war. Am Kinn trug er eine Barbiche Napoléon III – oder nach Don Quichotte. Und dieser, Don Quichotte, ist es, den ich über alle Helden liebe; wer ihm auf irgendeine Weise gleicht, für den ziehe ich die Klinge – sei sie auch breiter, schärfer, spitzer als sie eben müßte ... Soldatenbilder, Kriegsbilder von 1870. In jedem Fall sind sie besser als alle aus unserem Krieg – der überhaupt keinen Künstler mehr haben konnte, da es sowohl am Krieg wie am Künstler fehlte. In den Bildern Fabers entscheidet noch das Persönliche und Chevalereske des Zusammenstoßes. Und solches ist noch eine Angelegenheit auch der Musen: anders als ein Krieg, der eine ungeheure Maschinenfabrik mit einem ungeheuren Arbeitsproletariat in Waffen ist. Ich glaube: 1870 war der letzte Krieg, und Faber du Faur der letzte Kriegsmaler. Aber er geht selbst über diese Konzeption hinaus. Er geht ins Phantastische: ein Urenkel des erlauchten Don Quichotte, dem die Dinge so wunderbar gerieten und so wunderbar mißlangen, weil sie in der romantischsten der Phantasien geboren waren.

Digitized by Google

BEWEGUNGEN

Gedichte von

ALFRED WOLFENSTEIN

SCHWALL

Hohl schnaubt der Donner ins abendrote
Meer, wie der Stier ins geschwenkte Tuch,
Zwischen den Wolken schaukeln Boote
Bauchig in Tang und Sumpfgeruch.

Sonne und Mond, zusammen geweht,
Rot im Doppelrund, schwanken
In Dämmerungs Schlund. Das Ufer steht
Hart vom Gedanken.

GANG

Vom Marsch des Sturmes dröhnt des Abends Bahn,
Ich geh dem Hauche, der mich treibt, voran –
Die Häuser krachen mit den Wolken, Baum
Nach Baum verspritzt sein Laub wie Schaum.

In meiner blanken ausgespannten Haut
Erbraust die Luft wie in Segeln gestaut,
Mein Herz läuft stampfend, Lichter aufgestellt,
Durch die vom Himmel aufgeregte Welt.

Durch mein vom Himmel aufgeregtes Blut
Läuft auch die Welt. Mein Wille saust und ruht,
Denn vorwärts zwingt ihn Donners Stoß,
Und dennoch war er nie so frei und los!

Und Brust und Sturm einander einverleibt –
Lahm sinkt, was hinter ihrem Schwunge bleibt,
Schwarz ist mein Rücken, hell Gesicht und Bahn,
Wir geh'n dem Sturme, der uns treibt,
Voran.

Digitized by Google

SCHLAF

Nacht, verschneit
Im Schneefall des Schlafes,
Liegt gereiht
In glänzenden nackten

Leibern, leicht
Sind nun die Herzen,
Vom Munde reicht
Bis zu den Sternen

Ihr Atem, ihr
Sausender Atem,
Im Umschwung hier
Der Seele, wie Äther

Vom Monde schwingt,
Hauch steigt zum Gipfel,
Zum Tale Hauch sinkt –
Wie ein Friedhof

Hinauf und hinab
Zwischen den Wegen
Von Grab zu Grab
Träumt von dem Leben.

TANZ

Die feurigen Füße,
Der Menschen Füße, umranken
Den Geist mit Laub und Trauben
Des Tanzes, Körpers Gedanken!
Es zucken die Schultern im Takt mit den Knien,
Die küssen sich dicht im Ziehn
Der Festviolinen –
Entzückte Scharen von langhin gleitenden – kurz
Wippenden Paaren,

Digitized by Google

Der Ball der fremden und nahen Gestalten,
Die sich wie Strauch an Strauch und Baum
Zum Walde entfalten,
Schattig, nicht liebevoll heiß, denn Tanz
Ist nur wechselnder Traum der Liebe —: Traum,
Wölbend die Sohlen,
Läßt schnell der Bewegungen Dome
Erstehn, vergehn und aufstrahlend spitz
Fialen streben —
Doch immer zurück, des Bodens Leib
Beschweben, streicheln den großen liegenden
Weltleib — bis trunken die Schenkel im Sprung in
Des Raums Paradiese mitziehen den kreisenden
Boden der Erde, die tanzt mit dem Tänzer
Herumgeschwungen
Im Sternenstieg,
Umklungen vom Schlagzeug des läutenden trommelnden
Herzens, das klopfet des Blutes Musik.

BÜCHER ÜBER ARCHITEKTUR

von

OSKAR BIE

Unter den zahllosen Kunstbüchern, die sich auftürmen, den historischen Monographien des Propyläen-Verlags, schönen Werken über asiatische Bildnerei, aktuellen Essaisammlungen, reizt mich plötzlich ein Titel: Architektur, die nicht gebaut wurde. Wer kommt auf diese Idee? Von dieser fragmentarischsten aller Künste einmal die Phantasien zusammenzustellen, die als vollkommene Zeugnisse baulicher Erfindung Papier blieben? Literatur, die ausnahmsweise lebendiger war als alle der Wirklichkeit ausgelieferte Arbeit? Der Autor ist Josef Ponten (Deutsche Verlagsanstalt), natürlich ein Dichter. Ein Dichter begeistert sich an den Dichtungen dieser höchst praktischen Kunst, ein Dichter schreibt darüber, fern von allem analytisch grausamen Stil, vielmehr in einer schönen Gedrängtheit des

Digitized by Google

Empfindens und in einer ganz ungewohnten Plastik des Ausdrucks. Er bleibt dabei sehr sachlich, mit einer gewissen schamhaften Angst vor der Historie, die ihm doch nur Kostüm ist. An den hinterlassenen Blättern aller nicht aufgeführten Bauten züchtet er in sich eine Religion der Monumentalität, die der gewaltigste Traum der schaffenden Menschheit wird. In dem einen Bande sammelt er die Dokumente, in dem anderen schreibt er. Ein Weltbild rollt sich auf. Der Athos als Riese mit einer Stadt auf der Hand ausgebaut, der Gralstempel als Symphonie im Kölner Domstil, der Dom von Siena in seiner gewollten Gestalt, und San Petronio in Bologna, die größte Bauidee des Mittelalters, die Vollendung der Westseite des Straßburger Münsters als letztes gotisches Märchen, die Urform des Ulmer Turms, die erdachte Stadt, die Filarete dem Sforza vorschlägt, einer der merkwürdigsten sozialen Bauromane, den die erwachende Renaissance sich konstruiert, Perrets überraschendes, ganz struktives Hochhaus aus dem 16. Jahrhundert, zur Erhöhung der Kontemplation gedacht, obwohl es wie ein modernstes Geschäftshaus aussieht. Wie viele deutsche Türme, italienische Schlösser und Gärten stellen sich vor unserem geistigen Auge wieder her, ein Lobgesang menschlichen Stolzes und Vergnügens. Schicksal der Villa Madama aus festlichen Riesendimensionen in absichtliche Brandruinen. Schicksal von Sankt Peter in Rom aus übermenschlichen Plänen in menschliche Kompromisse. Michel Angelo als tragischer Held des Mißverhältnisses von Idee und Praxis, der großartigste Zusammenbruch künstlerischen Traumes an irdischer Kleinlichkeit. Übermütige französische Baugedanken eines Kirchenkomplexes über den Buchstaben Louis le Grand. Und in Dresden die bezaubernde Musik des ursprünglichen Zwingers, dessen ganze Umgebung Pöppelmann rhythmisch ordnet. Und Piranesi in Venedig mit den phantastischsten Entwürfen von Gefängnissen, Plätzen, Straßen, Rennbahnen, die gemalte Visionen des Architekten waren, expressionistisch über die Jahrhunderte. Und wiederum Schinkels rührende Träume von Schlössern und Kirchen aus der erwachenden romantischen Landschaft empfunden. Und alle großen Pläne von Potsdam, an dessen Terrain die fürstlichsten Phantasien modellierten, daß selbst die heutige Ruine ihres Willens uns unvergleichlich entzückt. Die Zeit versinkt. Revolutionsideale erregen neue Raumvorstellungen, die das Papier geduldig aufnimmt. Amerikanische Tendenzen treiben zur letzten struktiven Technik, zum rationellen Hochhaus. Überall springt die Phantasie über die Möglichkeiten. Poelzig steht in dieser Reihe als seltsame Syn-

Digitized by Google

these praktischer und phantastischer Pole. Die Stadt der Zukunft ist das Schlußkapitel: scharfe Pläne radikaler Neugründungen, die in Australien auf ihr weltliches Schicksal warten. Welch ein Drama. Die Geschichte der nicht gebauten Architektur sühnt endlich einmal die gebaute. Sie ist angefüllt mit den heiligsten Versuchungen und elendesten Demütigungen, die die Erde erfahren hat. Wirklich, es ist eine Künstlergeschichte, statt einer Kunstgeschichte. Auch in diesem Fach, weil es die süßeste Rache ungebundener Freiheit im Stoff an der Gebundenheit der Generation ist.

Ich verfolge den plötzlich auftauchenden Gedanken: ist diese Liebe zu der nicht ausgeführten Architektur vielleicht ein Zeichen, ein krankhaftes Zeichen der Zeit? Man stellt sich gegen das Gesetz der Substanz, gegen den notwendigen kollektiven Stil des Bauens, der stärker war als die individuelle Phantasie, der sie zerschlug, wenn sie ihn überglänzen wollte, und man beschützt die vage Literatur des schöpferischen Bauens gegen die Tradition der wirklichen Leistung. Entscheidet nicht nur diese? Ist nicht das Wesen der Architektur dieses Resultat der Erscheinung gegen die Erfindung? Triumphiert sie nicht im Gegensatz zu anderen Künsten in dieser Unerbittlichkeit der realen Macht gegen jede Libido? Eben weil sie ins Leben gestellt wird und nur so ihre Mission erfüllt? Weil sie als Ruine (wir sind gar nicht sentimental) ehrlicher ist, nicht als Traum? Gegen den Dichter, der die Träume nachträumt, steht der Philosoph einer fast noch Hegelschen Phänomenologie, der nur aus der bestehenden Wirklichkeit, einschließlich des Nichtgebauten, Nichtzubauenden, seine Schlüsse zieht, vergleichend, konstatierend. Es ist die schwerwiegende Arbeit von Otto Höver „Vergleichende Architekturgeschichte" (Allgemeine Verlagsanstalt). Wir sind auf einmal von der Substanz gebannt. Wir versinken in sie, vielleicht eine ältere Klasse der Gelehrsamkeit, aber eine in der Macht der Überlieferung reich und vielfältig verschlungene, deutsch-barocke Synthese von intensiven Beobachtungen. Und in die leichte Luft fliegt alles, was etwa nicht gebaut worden sein sollte. Die Periodizität der Erscheinungen und die ethnische Besonderheit, seine Hauptprobleme, würden nach Schule riechen, wenn sie nicht von einem lebhaften und bohrenden Geiste mit dem Inhalt einer grandiosen Kenntnis gefüllt würden. Es erstrahlt die Pracht von Vierzehnheiligen, der gesegneten, mainfränkischen Barockkirche. Es verschlingen sich Einflüsse nach Zeiten und Völkern, die zu untersuchen, zu unterwühlen, Wonne des neubarocken Sinnes ist. Im Spätstil zeichnen sich die Deutschen aus. „Die Nationalkonstante des

Digitized by Google

deutschen Kunstwollens wird gewonnen vermittels eines Schnittes durch die drei Punkte: Spätromantik, Spätgotik und Spätbarock." Diese Abschnitte des Buches fühlt der Verfasser selbst als Kernpunkt. Was er vom Orient, vom Süden, von den Ruhe- und Bewegungsstilen des Mittelalters sagt, ist Vorspiel. Ausgleichung der Horizontale und Vertikale, der Bewegung und der Raumform gegen alle wirkenden Kulturen von Byzanz bis zur Gotik, gegen Italien und Frankreich, in der Optik des Barock ist der deutsche Stil, den zu erkennen es langer Wege und Umwege der Forschung bedurfte. Jetzt ist sie verankert in einem gleichgestimmten Empfinden. Stil der Materie und Stil des Buches decken sich. Diese Kapitel, deren Umrisse ich nur andeute, zu lesen, ist eine seltene Genugtuung für die unverwüstliche Liebe zur tiefen Stille deutscher Wissenschaft, von der der Verfasser selbst gesteht, daß sie in seinem Falle das Prädikat der Romantik gern auf sich nimmt.

Merkwürdig, wie wir in diesem Gebiete von der Phantasie zur Substanz und von dieser wieder zu einer Romantik hin- und herbewegt werden, die sich über Dichtung und Wissenschaft eigentümlich berühren. Viele Arten der Schwärmer sitzen um die praktischste aller Künste, die in ihrer Unbeweglichkeit poetisches und historisches Empfinden doppelt stark zu erregen scheint. Aber August Grisebach ist kein Schwärmer. Seine Schinkelbiographie (Insel-Verlag) beruhigt ungemein. Sie strengt nicht eine innere Mitleidenschaft an, die zwischen Text und Bildern heftig arbeitet. Sie spricht in einem üblichen, unbedeutenden Ton von einer sehr bedeutenden Persönlichkeit. Schinkels Genie, neuerungssüchtig, gegenwärtig, phantastisch, ist gezwungen, sich zwischen Erinnerungen zu bewegen. Er trat als Erster aus der Naivität des Baustils heraus und kostete alle Verwirrungen des bewußten Historizismus, vom Griechentum bis zur Gotik, aber niemals ohne eine leise rauschende, unmerklich zitternde Romantik aufzugeben, die heut noch seine Werke beseelt. Sein noch befangener Sinn sucht Primitivitäten, darin schon frei von der Renaissance, sucht sie in der Wiederaufnahme vorrömischer, vorflorentinischer Motive, in dem Verhältnis des Baues zur Natur, in dekorativen Beziehungen, in deren Ideal er Architekturlandschaften malt, Bühnenbilder entwirft. Ungebaute Visionen oder Stilphilosophien schweben darin geträumt und kaum gedacht auf. Es bleibt ein Erdenrest. Man blättert die Bilder, Dom, Wache, Schauspielhaus, Museum, Potsdam, Bauakademie, Akropolis und Orianda – und die alte Freundschaft zu diesem zarten Geiste, der unsere Probleme praktisch vorausnahm, bestätigt sich.

Digitized by Google

Schöne Gärten, Villen und Schlösser aus fünf Jahrhunderten – sucht ihr mit der Seele ferne Länder, schweift euer Sinn hinüber nach Orianda, dem geträumten Palast am Gestade der Krim? Der Biograph ist gebunden, der Historiker entschließt sich zu dieser kleinen Weltreise und hat den schönsten Stoff unter den Fingern, von Schinkel in den Mauern Berlins nur geahnt, die hundertfache Wandlung von Bau und Natur im gegenseitigen Verhältnis. A. E. Brinckmann hat dies ausgezeichnete Buch über die Schönen Gärten geschrieben (Allgemeine Verlagsanstalt) und herrlich illustriert. Die verliebte Selbständigkeit des mittelalterlichen Gartens, das einheitliche Baugartensystem der Renaissance, der neue optische Rhythmus des barocken Gartens, die Landschaftlichkeit der sentimentalen Epoche, die heutigen Versuche einer nachahmenden Stilbildung, ohne innere Kongruenz von Form und Inhalt – es wird eine Kulturgeschichte des wohnlichen Verhältnisses zur Natur, die genug Träume und genug Metaphysiken in sich einschließt, um aus einem tiefempfindenden Historiker einen beredten Philosophen und Dichter der Menschengärten zu entwickeln. Aus seinen sehr sachlichen Ausführungen blickt ein gütiges Auge. Und sein letztes Wort in dieser verwirrten Zeit lautet: unbeirrbar ist die Liebe zu den Blumen geblieben. Ich wandle durch Villa Medici, Villa D'Este, Heidelberg, Villa Lante, Boboli, Hellbrunn, Doria Pamphili, Aldobrandini, Ludovisi, Versailles, Belvedere, Schleißheim, Sanssouci, Schönbrunn und Rheinsberg und denke an die Illusionen der Erbauer. Gebautes ist Denkmal eines Triebes, viel Stolz, auch ein wenig Liebe, gute Laune und gutes Geld, ein bestelltes Handwerk mit einem vermauerten Herzen. Es ist vorteilhaft, darüber nicht nachzudenken. Jedoch bleibt es den Schriftstellern vorbehalten, das Unbewußte bei diesem Geschäft in empfindsame oder gelehrte Worte zu kleiden. Wovon spräche ich sonst?

Auf der einen Seite die amerikanische Architektur. Sie ist niemals eine, die nicht gebaut wurde, sondern sie ist der absolute reale Ausdruck der Bedürfnisse, auch wenn sie idealer Herkunft ist. Es ist hierüber ein hervorragendes Buch erschienen von Lewis Mumford (unter dem Titel „Vom Blockhaus zum Wolkenkratzer", deutsch bei Bruno Cassirer). Es behandelt die Architektur als Spiegel der Zivilisation und erfüllt die reizvolle Aufgabe, vom Schatten Europas zur Anregung Europas drüben alle Bauäußerungen zu verfolgen, kulturhistorisch, ästhetisch, technisch, positiv und skeptisch, in rücksichtsloser Wahrheit, die auch vor der Überschätzung der Maschine nicht halt macht. Ein amerikanisches Buch, bei aller Roman-

Digitized by Google

tik, die an der Echtheit alten Wohnens hängt, vorwärts gerichtet in eine ökonomische Zukunft. Heimische Holzhäuser, Einflüsse der Renaissance, das Spiel der Gotik und die Ehrfurcht des Klassizismus, die struktiven Forderungen und die Versuche der Nützlichkeit, Form oder gar Stil zu werden, alles liegt am Wege einer Entwicklung, die eher schlechte Kunst als gute Phantasie war. Ein patriarchalisch gediegener, moralisch handwerklicher Text geleitet durch diese Welt, die man eine Mischung von chaotischer Schnelligkeit und vorurteilsloser Berechnung nennen könnte.

Auf der andern Seite die Halbliteratur und Halbkunst eines Mannes, namens Uriel Birnbaum, der unter dem Titel „Der Kaiser und der Architekt" in phänomenalem Druck beim Thyrsos-Verlag eine Phantasie erscheinen ließ, die ich unterdrücken würde, stieße sie mir nicht als Zeitzeichen immer wieder auf. Auf fünfzig bunten Tafeln dichtet er, von einem schwärmerischen Text begleitet, das Märchen der immer wieder versuchten irdischen Stadt, die der Architekt weder sich noch dem Kaiser zur Genüge aufbaut, woraufhin nach einem schmählichen Sturze des Architekten die kaiserliche Einsicht, daß nur eine himmlische Stadt diese bedenkliche Sehnsucht erfülle, zu einem biblischen Ende führt. Man denke alle Farben, alle Formen, alle Materialien einer Stadtphantasie expressionistischen Gemütes durch, um eine Vorstellung von den aufgewendeten Traumgraden zu haben. Die Enzyklopädie der nichtgebauten modernen Architektur ist geschrieben und ist erledigt. Der Baugedanke, festverwurzelt der Erde, deren Schicksal er gern auf sich nimmt, der solideste aller Gedanken, die je Wirklichkeit wurden, Nutzen und Geist in zwangsläufiger Durchdringung, schüttelt den Schöngeist erschrocken von sich. Er vermodert in einem Wolkenkratzerdachgeschoß. Nun, Josef Ponten?

Digitized by Google

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

Deutschland tritt nun endgültig in den Völkerbund ein, die Locarnoverträge werden jetzt erst ihre Zeugungskräfte entfalten dürfen. Mehr noch: Präsident Coolidge hat von dem Kongreß in Washington die Zustimmung erkämpft, bei zwischenstaatlichen Konflikten den mit dem Mechanismus des Völkerbundes verknüpften Internationalen Gerichtshof anzurufen! Aber Lloyd George hat ganz recht: Locarno, Völkerbund, Internationaler Gerichtshof – all das wäre ohne Abrüstung gebrechlicher Kinderschreck. Nun also kommt die Probe aufs Exempel. Denn mit dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund meldet sich der die Abrüstung betreffende Passus von selbst zur Beachtung. Die innere Spannung, in der sich die großen angelsächsischen Seemächte den großen Landmächten gegenüber befinden, an deren Spitze Frankreich marschiert, trat ja während der Pariser Friedensverhandlungen schon kraß genug in die Erscheinung; die Einigkeit wurde erst wieder hergestellt, als man daran ging, zunächst einmal den deutschen Goliath abzutakeln. Und wieder zeigt sich, bei der Schwierigkeit, für die Abrüstung der Siegermächte den gemeinsamen Nenner zu finden, mit welcher Beflissenheit die Engländer ins Arsenal der von Wilson gelieferten Motive greifen, sobald diese ihrem Bedürfnis dienen. Sie bestimmen insbesondere Lord Cecils Haltung. Wilson redivivus! Der vierte seiner berühmten Vierzehn Punkte lautete, wie man sich erinnert: ‚Adäquate Garantien gewährt und angenommen, daß die nationalen Rüstungen auf das niedrigste mit der inneren Sicherheit verträgliche Maß zu reduzieren sind.' Was wollte der von House, dem amerikanischen General Bliß (mehr Mensch als Militär) und dem Südafrikaner Smuts in dieser Materie beratene Präsident damit sagen? Offenbar dieses: daß dem Völkerbund die Überwachung des so bestimmten Rüstungsstandards, für den in späteren Konferenzen der Schlüssel in jedem einzelnen Falle zu suchen wäre, zu übertragen sei. Wenn er also aus sich heraus nicht die Mittel fände, um für die unbedingt notwendige Rüstungsbeschränkung und das Abstoppen des Wettrüstens die Garantie zu übernehmen, würde er zu einem nutzlosen Ornament zusammenschrumpfen. Wilson selbst dachte zweifellos, was immer sein getreuer Eckermann Baker sagen mag, an Heere und Flotten als nationale und internationale Polizei-

Digitized by Google

truppen. Und wie in der damaligen Atmosphäre von Paris die Franzosen einen Schreck bekamen, als aus des Präsidenten Pandorabüchse dieser vierte Punkt ins Freie flatterte, so wandten sich jederzeit bekanntlich die Briten gegen jede Möglichkeit, ihren Flottenbestand durch Landmächte feststellen zu lassen und überdies im Auftrage des Völkerbundes zum Gendarmen des Meeres degradiert zu werden. Wer die aus den Protokollen all der großen und kleinen Ausschüsse der Pariser Konferenz mitgeteilten Erörterungen über das Rüstungsproblem heute nachliest, weiß, wie weltfern die in den nächsten Jahren zu erzielenden Abrüstungen von dem Ideale Wilsons sein werden. Aber der Druck, der von ihm ausgeht, besteht dennoch und beginnt sich in einem System von Abzahlungen auszuwirken, mit denen wir uns in absehbarer Zeit werden begnügen müssen. Die finanzielle Not wird diesen Druck steigern, das ist sicher. Gewiß, die Erfahrungen, die mit dem ersten Versuch gemacht wurden, die Kriegsindustrie als lukrativstes aller Privatunternehmungen abzuwürgen, ist bisher ziemlich kläglich gescheitert. Trotzdem müssen wir grundsätzlich optimistisch sein, denn es ist ganz klar, wie es im Geheimprotokoll des Zehnerrats vom 21. Januar 1919 heißt: ‚Der Völkerbund wird eine Schmach sein, wenn man nicht zur Abrüstung schreitet.' Der Vorkonferenz für die Abrüstung, die bald unter Deutschlands Beteiligung stattfinden wird, kommt, wie man sieht, eine entscheidende Bedeutung zu.

Darf ich aus den Klageliedern der öffentlichen Meinung zitieren? Also etwa: Wie machen wir dem Jammer unserer Parlamente, wie der Parteienzersplitterung und dem Fraktionsgeist ein Ende? Wer will leugnen, daß die sich immer länger hinschleppenden Regierungskrisen, die die Zeit nutzlos vertilgen und die an sich schon geplagte und ihre Souveränität als Last empfindende Wählerschaft in immer größere Reichsverdrossenheit treiben, ‚die man hinwieder besser als Unfreude am gegenwärtigen Staate von kritischen Köpfen aufzufassen angehalten wird' — wer hat den Mut zu leugnen, daß sie Vorboten einer Staatskrisis sein könnten?... Ich bitte den Leser, sich mit uns einen Augenblick ins Trommelfeuer dieser leider lebenswichtigen Banalitäten zu begeben und die angeführten Fragesätze nach Belieben zu vermehren, damit er verstehe, warum eine feierlich aufgeschirrte Veranstaltung der Liberalen Vereinigung uns so besonders interessierte. Sie ging vor wenigen Tagen in Berlin ‚vor sich'

Digitized by Google

und wurde in der Presse der liberalen Mittelparteien (es scheint diesen Mischmasch zu geben) ‚groß aufgemacht'. Neben denen, die immer da sind, wo sie nichts zu suchen haben, nahmen an der Veranstaltung die Großwürdenträger dieser sogenannten Mittelparteien teil, also der Deutschen Volkspartei, der Deutschen Demokratischen Partei und der Wirtschaftspartei. Auch diese? Ihre Führer glichen bisher, mit ihrem realistisch-romantischem Programm, Mittelstandsbarden. Nun, auch sie trat mit ihren Aufwertungsressentiments im Leibe (nicht bloß für die ehemaligen Untertanen, sondern auch für die ehemaligen Fürsten) unter das liberale Dach. Sie ist zwar kein direktes Mitglied der regierenden Minderheitskoalition, sie hat ihr aber bis auf weiteres Neutralität zugelobt. Die Klammer dieser Vielfalt war, man merke wohl, denn es scheint ein Zeichen der Zeit zu werden, war – der Liberalismus.

Wer wollte bei dem Klange dieses Wortes nicht aufhorchen. So mancher berufene politische Diagnostiker meinte zwar, er sei längst mausetot. In Deutschland nun schon gar, wo seine Geschichte nach einem ideologischen Aufschwung ohne wesentliche praktische Folgen – in der Paulskirche z. B., in der eine liberale Weltanschauung laut aber politisch nicht manöverierbar wurde – und nach der kurzlebigen nationalliberalen Episode unter Bismarcks Regie von 1867–78 von zehrendem Siechtum mehr als von lebendiger Wirkung auf den Staats- und Gesellschaftskörper zu berichten hat. Er sei gestorben, ehe er jemals so recht zur Entfaltung und zu gesundem Dasein gekommen sei. Der Diagnostiker darf sich auf vierzig steinharte deutsche Schicksalsjahre berufen, die sich um Bismarcks Atavismen kristallisierten. Anders in England, wo die Chronik der letzten hundert Jahre seinen Ruhm verkündet und der liberale Gedanke in machtvollen Auswirkungen eine Lebensangelegenheit, keine Gelehrten- oder Buchsache gewesen ist. Dort packte und formte er den Bürger in seiner Tagtäglichkeit. Aber selbst in England scheint er sich nun auch endgültig schlafen legen zu wollen. Er ist zahlenmäßig im Parlament elend zusammengeschrumpft, die Gefolgschaft zerrinnt nach Rechts und Links, und nach dem Glauben vieler Intelligenzler sind die mit sozialem Öl gesalbten Fortschrittsideen hinfort besser bei der Arbeiterpartei aufgehoben als bei den Liberalen, die sich immer noch fast ausschließlich meinen von der Freihandelslehre in die Zukunft schleppen lassen zu können. Lloyd George, der genialische Walliser, der in seinen stürmischen Anfängen und während seines grandiosen Aufstiegs zur Macht die Brücken zur Demo-

Digitized by Google

kratie schlug und die Masse der mühsam sich plackenden Menschen zu einer wahrhaften Volkspartei zusammenzuschweißen suchte: selbst er sitzt heute in der Klemme und befehligt, an der Spitze einer störrisch und mißtrauisch gewordenen Mannschaft, ein sinkendes Schiff.

Aber wir haben es heute nicht mit England, sondern mit Deutschland zu tun, und darum läßt es sich wohl hören, wenn um das Vaterland um seine weitere Konsolidierung besorgte Männer älteren Stiles die liberale Sammelfahne aufpflanzen, um eine breite Fahrstraße zwischen den Radikalismen von Rechts und Links zu legen und dadurch die Entwicklung vor neuen Erschütterungen zu sichern.

Nun, es schwebte der Engel der Harmonie über der Veranstaltung, und der Versicherungen gab es kein Ende, daß die Werte des Liberalismus unverjährbar seien und dem deutschen Volke erhalten bleiben müßten. Ja, es wurde das paulskirchliche Erbe von den genannten Großwürdenträgern gerühmt und ... nachträglich sogar etwas umschmeichelt, als ob man ihm etwas abzubitten hätte. Dem simplen Hörer mochte es beinahe scheinen, als ob man sich da gar wohl an die Revision geschichtlicher Werturteile mache, denn bis 1914 war die offizielle Lesart der letzten hundert Jahre deutscher Geschichte und insbesondere der liberal-parlamentarischen Wallungen der deutschen Bourgeoisie mehr von Bismarcks Auffassungen und von Treitschkes Heroisierung der preußischen Machtpolitik als von der bürgerlichen Fortschritts- und Freiheitsideologie bestimmt. Leider blieben die Redner sämtlich in quallenhaften Allgemeinheiten stecken. Was sollen wir heute mit dem vom Bismarckismus, dem Wilhelminismus, vom Industrialismus, dem Imperialismus, dem Sozialismus und all den anderen Ismen zertrampelten Paulskirchlertum machen, falls es wirklich nur scheintot wäre? Klebt nicht der Ludergeruch der Geschichte an ihm? Eine Impotenz sondergleichen steckt in dem Versuch, aus der alten Gebetrolle, über die die offizielle Schule zu lächeln gelehrt hatte, unser heutiges Leben nähren zu wollen. Aber vielleicht sind wir zu anspruchsvoll, vielleicht zu wenig ‚Taktiker', vielleicht gar durch die Erinnerung und die wüsten Ausbrüche der Intoleranz bei den hinter den Großwürdenträgern der aufgezählten Parteien einhermarschierenden Gefolgschaften mißtrauisch gemacht, immerhin ist es zweifellos wohl ein billiges Verlangen, zu wissen, was die Herren unter Liberalismus und liberalen Werten verstehen und wie sie sich – die Hauptsache – ihre Ausnutzung für die politische Praxis des Tages denken.

Digitized by Google

Wozu sonst die Veranstaltung dieser Praktiker der Politik? Sie allein führten das Wort, die anwesenden Historiker, Delbrück und Meinecke, verhielten sich stumm und still, sie sind ihrem Wesen nach eher Betrachter als Gestalter des Lebens, wie es sich in der Geschichte abrollt. Die Aktivisten aber mieden ‚klüglich' jede Verdeutlichung und Konkretisierung des liberalen Wollens. Das Bekenntnis, die Staatsnotwendigkeiten über den Fraktionsgeist zu stellen und sich der Verantwortung parlamentarisch nicht zu entziehen, war so mager wie die Zusicherung gegenseitiger Toleranz und das Gelöbnis anständiger politischer Verkehrsformen, die vor allem darin gipfeln müßten, die nationale Gesinnung auch des Gegners ein für allemal als selbstverständlich zu betrachten. Dazu der Lärm? Luther rühmte dem Liberalismus nach, daß er fähig mache, andere Standpunkte zu begreifen. Ich würde diese Fähigkeit vielmehr Humanität nennen. Freilich, es steckt auch im politischen Liberalismus ein gutes Stück Willen zur Humanität, die Errichtung des Rechtsstaates war ohne ihn nicht möglich; daher ist unbestreitbar, daß die Geschichte der politischen Emanzipationen des modernen Individuums, also der liberalen Epoche, mit der Geschichte der europäischen Humanität parallel läuft. Aber darum handelt es sich ja heute gar nicht, wenn es auch gut wäre, wenn Gedanken und Gesinnungen dieser Art nebst den dazugehörigen geschichtlichen Aufklärungen in die Provinzquartiere der an dem besagten Abend liberal beflaggten Parteien getragen würden. Wirksamer wäre es schon gewesen, wenn sich die anwesenden Großwürdenträger feierlich verpflichtet hätten, wenigstens dafür zu sorgen, daß in ihren Parteikreisen der gesellschaftliche Boykott gegen Demokraten und Sozialdemokraten aufhöre, daß deren Diffamierung ohne zureichenden Grund und bloß um ihres politischen Bekenntnisses willen den Ausschluß aus der Partei nach sich ziehe. Das wäre eine Seite des Liberalismus, die jeder einfältige Wähler im Lande verstehen könnte, während es ihm schwerer fallen wird, zu begreifen, warum eine Versammlung so hervorragender Männer der Politik und Wissenschaft und Industrie und Handel und Journalistik (die man in der deutschen parlamentarischen Demokratie als gleichberechtigt zu behandeln beflissen ist, wenn man sie, oft in ihren lächerlichsten und kompromittierendsten Vertretern, als Posaune für die höchsteigene Unsterblichkeit braucht), — warum die Bemühung so schimmernder Intelligenz nötig war, um als Entdeckung den Satz zu verkünden: daß man auch in der Politik einen ... seelischen Standort haben müsse.

Digitized by Google

Der mit Energie geladene Kanzler Luther, der sich als guter Psychologe auf dem warmen Boden der Überparteilichkeit und der Neutralität angesiedelt hat, bleibt dem Stile seiner Praktik und Taktik treu, wenn er die Verwertung allgemeiner Menschheitsgedanken zum Nutzen des deutschen Vaterlandes in der Politik befürwortet, aber in welchem Sinne dieses Bekenntnis dem unmittelbaren Zwecke der Veranstaltung dienen soll, ist mir bis auf diesen Tag nicht klar geworden. Die aktiven Teilnehmer lehnten eine Verschmelzung der von ihnen vertretenen Partcien ab, sie wollten keine „Bastardierung". Ich wünschte, sie wollten sie mit handfester Bewußtheit, denn allzu seelenhaft rein kommen mir ihre Programme nicht vor, sie alle gleichen Gemischtwarenhandlungen mit aus der alten guten Zeit vertrauten Ladenhütern. Ihr Lieblingsgefühl, die Taktik, hat sie aneinander gezwungen und wird sie nach menschlicher Voraussicht noch lange beieinander halten.

So wurden die an diese Veranstaltung geknüpften Erwartungen ... über alle Erwartung hinaus enttäuscht. Es war zwar schön, daß die einberufenden Sezessionäre von 1924 (die, man erinnere sich, vor dem ‚pazifistischen Internationalismus' der demokratischen Herdentierchen sich in die wärmere Gefühlszone der Deutschnationalen flüchteten) den Demokratenführer Koch am liberalistischen Gottesdienst teilnehmen ließen, aber der blieb darum nicht weniger leer und von beleidigender Gemeinplätzigkeit. Noch harren wir des Versuches, den verwesten Nationalliberalismus der Vorkriegszeit nach dem Bankrott der imperialistischen deutschen Episode durch die ‚demokratisch-republikanischen Elemente des Paulskirchentums' zu erneuern und so die Verschmelzung mit dem kleinen demokratischen Grüppchen vorzubereiten. Ob eine auf diese Weise gewonnene weltanschauliche Basis ein politisch kräftiges, ideologisch einheitliches deutsches Bürgertum würde schaffen und ihm einen Gesamtwillen einflößen können, wäre auch dann nicht sicher, wenn der Versuch mit mehr Wahrhaftigkeit und Geradheit unternommen worden wäre. Immerhin wäre er nicht ganz aussichtslos, nachdem das wilhelminische Epigonentum und seine katastrophalen ‚Erfolge' die zuletzt schwer und starr gewordene Hand des bismärckischen Cäsarismus hat abschütteln helfen. Für den parlamentarischen Betrieb wäre eine solche radikale Vereinfachung von unschätzbarem Vorteil. Nach dem Eintritt Deutschlands als Großmacht in den Völkerbund wäre sie erreichbar, vorausgesetzt, man nehme es ernst mit der Forderung, den neuen Staat nicht mit alten

Digitized by Google

Requisiten aufzubauen. Aber die führenden Geister der genannten Mittelparteien halten sich, offenbar aus Respekt vor ihren in anderen Gedankenwelten lebenden Gefolgschaften, mit auffallender Ängstlichkeit im Halbdunkel unverbindlicher Bekundungen; vor den Problemen der Demokratie weichen sie in die Romantik des liberalen Daches zurück. Sie sind Taktiker bei Gelegenheiten, die zeigen sollten, welche Strategie sie haben. Es gehört, scheint es, zum Schicksal des deutschen Liberalismus, keine zu haben.

Den gelehrten und moralisch für die deutsche Zukunft verantwortlichen Politikern, die sich auf so bequeme Weise um die Wiedergeburt des deutschen Liberalismus bemühen, ihnen möchte ich die Beschäftigung mit einem weit näherliegenden Thema empfehlen: Wie wird auf unseren höheren Schulen Geschichte der Gegenwart gelehrt? Die Wissenschaft als solche gibt dafür überhaupt keine Normen, sondern, wo sie echt ist und auf kontrollierbaren Methoden beruht, Gesetze. Der Begriff der Norm ist bekanntlich werthaltig, und ein Schullehrfach wie die Geschichte, die ohne Normen und Werturteile nicht auskommen kann, dringt daher sogar in ‚normalen' Zeiten in die Nähe jener Dunkelkammer, die mit subjektiven Meinungen und behördlich gestempelten Auffassungen und Wertungen überstopft ist. Heute aber, wo die ganze alte Statik über den Haufen geworfen ist und die Allgemeingültigkeit der gläubig hingenommenen Normen ihre relativistische Fratze enthüllt hat – wie soll heute Geschichte als Schulfach gelehrt werden?

Der Geschichtsunterricht in Schulen wird von jeher zu den humanistischen Fächern gezählt, zu jenen schönen Dingen also, die den wachsenden und reifenden Menschen Gesinnungen zuführen, idealen Schwung geben und das Verständnis für die politischen Entwicklungen und die Kulturzusammenhänge wecken sollen. Es ist für unseren heutigen Zweck gleichgültig, wie man die Aufgabe dieser Fächer im einzelnen umschreibt; über den Nutzen und den Wert der Historie für das Leben (man denkt an Schillers berühmte Antrittsvorlesung und Nietzsches geistvolle Jugendarbeit), also auch für die Schule, die für das Leben vorbereiten soll, sind sich die meisten Denker so ziemlich einig. Aber wir machen böse Erfahrungen mit diesem Nutzen. Der ungeheure krause Geschichtsstoff, der mit Wildnissen und Wirrheiten überwachsen ist, setzt, um einiger-

Digitized by Google

maßen nach Entwicklungstendenzen geordnet zu werden und das politische Urteil bilden zu helfen, eine Höhe und Reife des Geistes voraus, die ungemein selten ist und die akademische Lehramtsprüfungen selbstverständlich nun schon gar nicht zu verbürgen vermögen. Sie darum bei den Lehrbeamten als Regel vorauszusetzen, wäre einfach dumm. Das ist nun eine fatale Lage, denn jede Staats- und Gesellschaftsordnung ist aus Selbsterhaltungstrieb und ... Selbstachtung an diesem Unterricht besonders interessiert, sie muß daher auf der freudigen Bejahung ihres Daseins und So-Seins bestehen.

Wie half man sich nun in jenen normaleren Zeiten, in denen sie als etwas Gottgewolltes und Naturgegebenes hingenommen wurde und werden mußte? Dadurch, daß den Geschichtslehrern die Werturteile von den Autoritäten fix und fertig geliefert wurden. Die Kritik der Lehrer hatte sich in engen Grenzen zu halten, die überlieferten Allgemeinwertungen durften, jedenfalls soweit die politischen Grundeinrichtungen des nationalen Lebens und die Vorstellungen von der Mission des eigenen Volkes berührt wurden, um Gottes willen nicht kritisch angeätzt werden, so daß zwischen den Aufsichtsbehörden, die den geschichtlichen Gesinnungsunterricht besonders scharf überwachten, und den beamteten Mittlern des geschichtlichen Unterrichtsstoffes ernstliche Meinungsverschiedenheiten gar nicht aufkommen konnten. Wehe, wenn früher auf diesem glitscherigen Gelände ein Lehrer mit selbständigem Urteil sich besondere Freiheiten der Auffassung und der Bewertung erlaubte: er hatte, sobald er sich der Neuzeit und der Gegenwart näherte, mit ewigen ‚Wahrheiten' zu hantieren, wie wenn er Mathematik oder Mechanik zu betreuen hätte. So mancher Leser wird sich heute kopfschüttelnd erinnern. Beispiele sind überflüssig.

Aber nun ist ja der Bruch da; und wenn er bei uns eigentlich nur die Staatsverfassung ergriffen hat und die bürgerliche Ordnung der Dinge, äußerlich wenigstens, unberührt ließ, so hat sich doch das Geschichtsbild, soweit es sich auf die Gegenwart als Vorstufe zur Zukunft bezieht, gründlichst geändert. An dieser radikalen Veränderung kann auch der Lehrer während des Unterrichts nicht vorbeischielen, selbst wenn er wollte, denn der Gang zur Schule führt aus dem Elternhaus durch den Sturm und Drang der öffentlichen Atmosphäre, die mehr denn je mit der privaten in Wechselwirkung steht. Politisch ‚unbefleckte' Jugend gibt es darum ja gar nicht mehr. Stammelnde Knaben und Mädchen bringen von Hause

Digitized by Google

die fertigen Werturteile mit; all die Affekte, mit denen sie an der Ursprungsquelle belastet werden, spazieren als Moralitäten ins jugendliche Gehirn und nehmen gerade bei rassigen Temperamenten explosiven Charakter an. Wir können von Glück sagen, daß überschwängliche und zu Exzessen geneigte Gemüter in der Jugend die Minderheit bilden. Trotzdem hört man überall über Terror klagen, und es scheint nachweisbar, daß besonders in den höheren Schulgattungen diejenigen in bedrängter Defensive sind, die zuhaus in der Achtung vor der bestehenden Staatsform und denen, die sie mit Mut öffentlich vertreten, erzogen werden.

Es ist ein groteskes Schauspiel, das wir da erleben, ‚an sich' begreiflich wegen der Begleitumstände, unter denen sich in Deutschland die Staatsumwälzung vollzogen hat, aber es ist auf die Dauer unerträglich und für den geraden sittlichen Wuchs der heranreifenden Jugend verderblich, wenn die Autorität der Schule und der akademisch gebildeten Lehrerschaft sich nicht dafür einsetzt, die Jugend zur Achtung vor dem neuen Grundgesetz in Reich und Ländern zu erziehen. Das müßte ihr gar nicht so schwer fallen, da an der bürgerlichen Gesellschaftsordnung, in der sie gefühlsmäßig wurzelt, nichts geändert wurde und für die Daseinsberechtigung der heutigen deutschen Staatsform sich immerhin zureichende Gründe genug finden (sollte man meinen). Liebe kann der neue Zustand gewiß noch nicht beanspruchen, da eine Zeit auf Umbruch kein Paradies zu schaffen vermag, aber selbst die Einsicht eines mittelmäßig begabten Geschichtslehrers müßte ausreichen, ihm begreiflich zu machen, daß die Wiedereinsetzung von ein paar Dutzend Dynastien das entschwundene Glück nicht zurückbringen kann. Doch diese ganze Art der Auffassung geht ja in die Irre. Hat man es dem Lehrer denn früher überlassen, nach seinem Gutdünken und seiner geschichtlichen Erkenntnis die damals gegebene Verfassung und die damals geübte Politikmacherei zu begutachten? Hatte er die höchste Autorität in Staat und Reich, wie sie war und wie sie sich gab, nicht einfach als ‚letzte Weisheit und erste Liebe' (Dante: la Somma Sapienza e il prim' Amore) hinzunehmen und ohne Wanken in das Gemüt der ihm anvertrauten Jugendlichen Liebe zu ihr zu pflanzen? Die Freiheit der geschichtlichen Forschung bedeutete nicht, daß dem Geschichtslehrer erlaubt war, einen beliebigen Gebrauch von ihr zu machen. In der Tat: ein Staat, der das zuließe, gäbe sich selbst auf. Wir aber erleben es, daß diejenigen, die an erster Stelle für das Gedeihen und die Erhaltung des Staates in seiner heutigen Form einzutreten haben, es nur

Digitized by Google

bedingt und mit immer neu aufgebügelten Vorbehalten tun; daß sie nicht bloß von der Möglichkeit oder Notwendigkeit einzelner Änderungen sprechen, sondern vielfach betonen, daß die Staatsform an sich kein Heiligtum sei und nach dem Willen des Volkes geändert werden könne. Diese Haltung ist es. die ihre demoralisierenden Reflexe in den Geschichtsunterricht senden muß.

In diesem Zwitter der befristeten Anerkennung der Republik bewegen sich seit Jahren in peinlich gedrechselten Wendungen die bevorzugten Redner der sogenannten staatserhaltenden Parteien. Natürlich mit Vorsicht; natürlich mit starker Abneigung gegen plötzliche Änderungen und Putsche von Irr- oder Schwachsinnigen, die kein ‚realpolitisches' Gefühl für den Moment und für die Lage haben. Aber machen sich die bürgerlichen Politiker dieser Kategorie klar (und es gehören leider die bedeutendsten und gewandtesten Männer zu ihnen), wie verwirrend diese freibleibende Haltung auf jene Lehrer wirken muß, die amtlich nach dem Sinn ihres Eides verpflichtet sind, zur Achtung vor der bestehenden Verfassung zu erziehen? Dürfen auch sie ihre Worte so dosieren, daß der Instinkt des Jugendlichen doch bald merkt: aha, Herr Dr. X mokiert sich über die Republik und die Republikaner, er hält im Grunde seines Herzens die Revolution für verbrecherischen Unfug, er glaubt, der ganze Schwindel wird eines schönen Tages doch in den Orkus gefegt werden? Das geschieht allzu häufig, und so hört man die tollsten Dinge von solchen Auffassungen der ‚Lehrkräfte'. Einem Unterricht, der in diesem Geiste erteilt wird, sind zweifellos starke Wirkungen sicher, denn hämische Kritik gerade des beschränkten Kopfes, der klug genug ist zur Aufnahme des Materials, in dessen selbständiger Verarbeitung aber ein Stümper, erscheint dem Jugendlichen oft in der Glorie der Überlegenheit. Der Snobismus der bürgerlichen Kreise, ‚die auf sich 'was halten', tut in seinen dunklen Hinterkammern ein übriges, um die Verankerung einer aufrichtigen republikanischen Gesinnung in dem heranwachsenden Geschlecht, das zu ihnen gehört, von vornherein zu erschweren.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Guillaume Apollinaire

Im letzten Heft der *Revue Européenne* gedenkt Philippe Soupault des Dichters Apollinaire, der vor sieben Jahren starb. In bewegter Anschaulichkeit entstehen vor uns Mensch und Künstler.

„Sieben Jahre sind vergangen, und ich kann mich noch eines gewissen Tages als eines Sonnenstrahls erinnern, an der Ecke einer Straße, in der Monotonie des fallenden Regens, an das Lächeln von Guillaume Apollinaire. Niemand auf der Welt — ich mißtraue seinen ältesten Freunden — konnte den genauen Sinn dieser Art von Gesichtsausdruck entdecken, der in meinem Gedächtnis fixiert ist. Vielleicht verdanken wir es ihm, den die, welche ihn kannten, schwer mit einem anderen Namen als mit seinem Vornamen nennen konnten, wie man eine Frau nennt, wir verdanken es Guillaume, daß wir alle, die ihn gesehen oder gehört haben, mitunter noch ohne Haß um uns blicken können. Er verstand es, sich verachten zu lassen. Niemand hatte so viele Feinde. Ich weiß, daß man noch von ihm sagt: welcher grober polnischer Jude ...

Nicht ohne Bewegung kann ich, der ich ihm so viel schulde, eines grauen Morgens, ich weiß nicht welchen Monats, war es April, August oder Februar, mich erinnern, als ich eine Nummer von ‚Nord-sud' kaufte und diese wenigen Verse las:

Ta langue
le poisson rouge dans le bocal
de ta voix.

Ich las diese Verse immer wieder und ich begriff, daß plötzlich in mir etwas aufstieg, etwas starkes, das mich lange (fast zehn Jahre) unterstützte.

Seitdem er tot ist, beobachte und sehe ich wohl, daß jemand fehlt, der nicht mehr da ist. Alle erwarten wir, daß irgend etwas geschieht, wenn wir auch wissen, daß nichts geschehen wird. Etwa so ist es ...

Ein Gedicht von Apollinaire (war es gut?) rief plötzlich eine Flut hervor, und die Flut stieg empor. Niemand wagt es zu sagen.

Danach sind einige Dummheiten, die er beging und die schließlich doch nur für uns Bedeutung hatten, wenig wichtig. Hingegen kündigten die großen Gesten, die uns alle aufrüttelten, zuerst erschreckten, dann eine Panik erregten, an, daß ein Signal gegeben war.

Guillaume Apollinaire war kein Führer. Er war weit eher, was er selbst eine Signalrakete nannte.

Qui a lancé cette fusée-signal.

Er rief den Himmel an und nannte die Sterne wie bekannte Vögel. Dieser grobe Jude, wie seine Feinde ihn nannten, das heißt die, welche ihn nicht verstehen konnten, liebte es, sich mit Aufsehen, mit Gesten zu umgeben. Er bedurfte der Freunde. Ich habe um ihn seltsame Personen gesehen. Ich kenne nicht mehr die Menschen, die seine Begleiter waren. Es scheint, daß sie nach seinem Tode sich verändert haben. Sie haben ihr Mysterium verloren, etwas von diesem Reiz, den er ihnen gab ...

Der wahre Apollinaire ist der, der schrieb:

Allons plus vite, nom de Dieu,
Allons plus vite.

Und jetzt, da man sich nicht mehr über ihn lustig macht, gibt es im Himmel und auf der Erde treue Zeugen dieser leuchtenden Grenzsteine. Der Blick eines Menschen, seine Gesten und die Farbe seiner Handflächen sind wertvoller als alles duckmäuserische Gekritzel unter dem Mantel ... Apollinaire ist wohl in seinem Grab, und er blickt, diesmal ohne zu lächeln, auf alle, die über ihn lachen ...

Digitized by Google

Von weit her, durch die Nebel, die man Jahre nennt, bringt mir mein Gedächtnis manchmal das Bild dieses dicken Mannes, der glücklich schien, der zu geben verstand. Ich weiß nicht, zu welcher Zeit man ihn malen wird, aber für mich bleibt er so lebendig, daß ich nicht erstaunt sein würde, wenn es an der Tür klopft, und Guillaume sagt: ich bin es ...

Ich liebe es nicht, Erinnerungen zusammenzuflicken. Er ist uns nahe. Das ist das einzige Lob, das man ihm noch geben kann. Wie viele sind schon tot, von denen man, dank den Schwätzern, nicht mehr sprechen wird. Man weiß indessen schon nicht mehr, daß er eines Tages ein großer Dichter werden wollte, aber daß er das Leben diesem Ehrgeiz vorzog.

Die Stunden klingen, weich wie Tropfen: etwas Unbestimmtes, was man Zeit nennt, ist vergangen, etwas, das man nie wiedersehen wird, und seinen Namen, diesen Namen, den er gewählt hatte, sprechen noch viele aus. Man spricht ihn ohne Achtung aus, aber, was besser ist, mit Furcht. Man sagt: wenn er da wäre! Andere fahren dann fort zu leben, zu trinken und zu essen.

Andere beweinen diesen Tod. Ich möchte den Mut haben zu gestehen, daß ich vorziehe, daß er tot ist. Das Alter wäre nicht sein Los. Ich könnte ihn nicht umgeben von Schülern sehen, überall empfangen und durch alle (berühmt, vielleicht ein Denkmal. Ich selbst fürchte, aus ihm einen berühmten Mann zu machen; ich wollte einfach sagen, daß er der Freund von André Breton und der meinige war). Die menschlichen Kräfte haben einige Grenzen. Ich hoffe, eines Tages wieder zu ihm zu stoßen, nahe beim Zöllner Rousseau, wie er es wollte.

Aber es ist gut, daß er gestorben ist, jung, jung, jung, wie er immer gelebt hat."

Zum Tode von René Boylesve

Mit Boylesve ist einer der interessantesten Epiker des neuen Frankreich gestorben. Seine Gegenstände waren die „Bewegungen des Herzens". Paul Valéry berichtet von ihm, daß auf seinem Gesicht sich Weichheit und etwas melancholische Klugheit mit dem Ausdruck einer wollüstigen Träumerei vereinigte. Und dieser Geist beherrscht auch seine Bücher. Boylesve selbst hatte erklärt, wieviel er Marcel Proust zu danken habe. Seine Romane (sie sind bei Calmann-Levy erschienen) sind erfüllt von einer Mannigfaltigkeit von psychologischen Beobachtungen, von Lichtern über den dunklen Tiefen des „domaine de l'amour", der Boylesves eigentlicher Bezirk war. Seine Psychologie ist von mikroskopischer Feinheit wie die von Proust; sie machte sich selbst den Freudianismus zunutze, aber nie ohne das oberste dichterische Gesetz: das der Klarheit zu verletzen. Boylesve selbst bekannte, daß seine Eindrücke eine närrisch machende Rotation von Spiegeln und Gesichtern wären. Aber er hatte Haltung und Form genug, um sie ordnen zu können.

Das letzte Heft der *Nouvelles Littéraires* ist dem Andenken von René Boylesve gewidmet. Paul Valéry, Henri de Regnier, Maurice Martin du Gard, Jean-Louis Vaudoyer und viele andere mehr geben Beiträge über den Menschen und sein Werk. Besonders eindringlich ist der Nekrolog von Henri de Regnier.

„Ich sehe ihn wieder, wie an dem Tage, wo ich die Ehre und das Vergnügen hatte, auf seine Antrittsrede in der Akademie zu antworten; ich sehe ihn wieder, elegant und schlank in seinem grünen, hoch und ernst zugeknöpften Rock, mit seinem feinen und ausdrucksvollen Gesicht, von einer so klug betonten Magerkeit. Ich höre noch seine ernste und präzise Stimme, die Art, mit der sie dem Rhythmus der geschmeidigen und substanziellen Sätze folgte, besorgt, ihnen

Digitized by Google

ihren ganzen Sinn und ihre ganze Bedeutung zu geben. René Boylesve las gut und mit Leichtigkeit. Er zeigte bei diesem öffentlichen Auftreten keine Schüchternheit, und er hatte recht; denn er fühlte sich wahrhaft an seinem Platz und in unserer Gesellschaft ganz bei sich. Er war auf ganz natürliche Weise dort eingetreten und mit fast einstimmiger Zustimmung. Er war dahin berufen worden durch den eigentümlichen Charakter seines Talents und durch seinen geistigen Geschmack, durch das, was in ihm an Tradition und Maß, an Vernunft und Genie lebte.

Diesen so französischen, so unsrigen Charakter der Persönlichkeit und der Schriften von René Boylesve hatte ich versucht, in den Seiten des Willkomms zu definieren, mit denen ich seine Rede beantwortete, und wenn ich sie heute Abend durchfliege, kann ich nur von neuem und voll und ganz dem Urteil zustimmen, das sie über das Werk des Romancies aussprechen, der einer der Meister des zeitgenössischen Romans war und originale und neue Qualitäten zeigt, obgleich sie willfährig bleiben den Gesetzen einer Gattung, deren Technik er bis in die feinsten Nuancen besaß."

Henri de Regnier rühmt weiter an Boylesve „die Gaben des Beobachters und des Philosophen, die bei René Boylesve den Romancier ergänzten und zu denen die delikate Ironie und liebenswürdige Phantasie des Erzählers hinzukamen."

„Denn wenn er aus dem Lande, wo man erzählt, zu uns kam, so kam René Boylesve auch gleicherweise aus dem Lande, wo man beobachtet; daher finden wir die Sitten unserer Zeit in seinen Romanen gemalt und beschrieben, sowohl die Sitten der Provinz wie die von Paris.

Was auch sein mag, René Boylesve wäre wahrscheinlich dem Sittenroman treugeblieben. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß er die Sitten unserer Zeit nicht ohne satirische Spitze und ohne einen Hauch von Geringschätzung gemalt und beschrieben hat. Wenn er einen sehr scharfen Sinn gegenüber der Gegenwart hat, so bewahrt er immer Geschmack und Achtung vor der Vergangenheit, vor den alten Arten zu leben und zu denken. Wenn er auch nach allem neuen begierig war, so nahm er geistig doch nur mit Reserve und Vorsicht daran teil und wie in Verteidigungsstellung. Diese Verteidigungsstellung, diese Vorsicht, diese Reserve finde ich bei ihm in seinen Beziehungen zu den moralischen, sozialen oder literarischen Tatsachen wieder. Das Verständnis von René Boylesve erstreckte sich auf alles, aber er war an sich selbst gebunden, nicht aus Egoismus, sondern aus dem Gefühl, sich nicht durch was es auch sei verfälschen zu lassen. Er lebte, schrieb, dachte à la Boylesve.

So kannten und liebten wir ihn, und so wird er in unserer Erinnerung gegenwärtig bleiben. So sehe ich ihn wieder, seine Aufgabe ist gelöst und seine Bestimmung als Mensch und als Schriftsteller erfüllt. Er hat den grünen Rock, in dem ich ihn damals begrüßte, ausgezogen und mit einer Abschiedsgebärde die Blätter seiner Rede zusammengerollt. Er tritt wieder in sein gastliches und freundliches Haus in Passy, sei es, um dort einige Freunde zu empfangen und sie durch seine geistige und weise Liebenswürdigkeit zu erquicken, sei es, um in der Einsamkeit seine Arbeit und seine Träumerei wieder aufzunehmen. Er tritt wieder in sein Zimmer, wo alles in ebenso guter Ordnung ist wie in seinem Geist. Dort setzt er sich an seinen Schreibtisch, nachdem er einen Blick auf die Bücher, die er liebt und die die Wände schmücken, geworfen hat. Dann beugt er sich über den Bogen, den er mit seiner minutiösen und großen Schrift bedeckt. Mit dem, was er schreibt, spielt und leidet er; denn seine Sensibi-

Digitized by Google

lität ist immer lebendig. Die Stunden vergehen, René Boylesve arbeitet, aber der Tag senkt sich, jetzt ist es Abend. Nun geht er in seinen Garten hinab ... Er wartet, daß am Himmel der erste Stern erscheine, der, unter dem er geboren ist und der aus ihm gemacht hat, was er ist, was er gewesen ist bis zum Delirium der Agonie, was er wirklich sein konnte, was er zu Ehren der französischen Literatur war: ein französischer Schriftsteller."

Ilja Ehrenburg und die russische Literatur

Über Ehrenburgs neue und radikale Epik ist an dieser Stelle schon gesprochen worden. Sie ist sehr weit von der russischen Tradition entfernt, vielmehr Ausdruck eines beginnenden europäischen Amerikanismus. Jetzt spricht Ilja Ehrenburg selbst über den Geist dieser letzten russischen Wendung — ebenfalls in den *Nouvelles Littéraires* —, den er so formuliert:

„Die Ausländer, die die neue russische Literatur nicht kennen, kennen auch nicht das neue Rußland, denn allein die Literatur könnte sie, wenigstens teilweise oder allgemein, den grandiosen Prozeß verstehen lassen, der der Geologie näher als der Politik ist, der in einem Volk von 150 Millionen vor sich geht. Die Tatsachen, selbst die ehrlich durch den Kabel verbreiteten, lügen immer. Die Berufspolitiker verstehen es, daraus Nutzen zu ziehen und bieten der Menge ein gelehrtes Arrangement, wo alle Details richtig sind, aber wo die Abstufung der Farbe, die Proportionen und das Gesicht der Luft fehlen. Daher die vielen Legenden, die ein Volk über andere Völker schafft, Legenden, die alle zu leicht und verlogen sind ...

Wir haben zunächst eine Ära der Poesie gehabt. Es war eine phantastische, absurde und wundervolle Zeit, die Zeit des Hungers, des Bürgerkriegs, des Karnevals auf öffentlichen Plätzen, des Anstrichs der Häuser mit schreienden Farben, des Terrors, der großen Dichter und der Typhusläuse. Jedermann war mit unvorhergesehenen Bedürfnissen beschäftigt: Notare wurden Lehrer in den Ballettschulen, dadaistische Dichter regelten die Staatsfinanzen. Über zerstörten, vereisten, dunklen, ausgehungerten Städten erhoben sich riesige leuchtende Buchstaben: Wir elektrifizieren die ganze Welt! ... Es war eine glänzende Zeit, da jedermann sich darüber Rechnung gab, daß alles das nicht vergeblich war. Es ist vollkommen klar, daß dies die Zeit der Dichter sein mußte. Verse entstanden auf politischen Versammlungen, in Kneipen, im vollen Winde und auf Bahnhöfen. Es war nicht leicht, ein Viertel Brot zu sehen, ohne daß es in die dichterische Inspiration eingetaucht wurde ...

Prosa verlangt Zeit und Papier: das fehlte. Selbst die verschiedensten Zeugnisse wurden auf die Rückseite alter Rechnungen geschrieben. Wenn ein Glückspilz es erreichte, daß seine Dichtungen gedruckt wurden, so war es immer nur ein dünnes Büchlein. Außerdem wurden Verse leicht rezitiert, sogar unterwegs, und ebenso leicht an die Mauern geklebt. Also die inneren wie die äußeren Ursachen begünstigten das Aufblühen der Poesie. Die markanteste Gestalt dieser Periode war unbestritten Majakowsky. Er ist der wahre Wortführer der russischen Jugend ...

Die Geburt der neuen russischen Prosa fällt zusammen mit dem Wechsel des Rhythmus der Revolution und mit einer Erschlaffung, wie sie die sogenannte ‚Nep' (neue ökonomische Politik) charakterisiert. Ein gewisser Skeptizismus ist an die Stelle des bisherigen unbedingten Enthusiasmus getreten. Es beginnt das Nachlassen des Persönlichen, der Ausgaben, der Projekte, der Phantasie ...

Digitized by Google

Es ist interessant, festzustellen, daß keiner der aus der vorrevolutionären Zeit stammenden Schriftsteller bis zum Ende der neuen Materie gekommen ist. Hingegen ist eine ganze Plejade von Jungen emporgekommen. Es gab fast keine Kommunisten unter ihnen, aber es gab auch keine, die dem Oktober feindselig waren. Die Kommunisten haben sie ‚Reisebegleiter' getauft, und auf vernünftige Weise verbindet die Breite oder die Enge des Weges die Begleiter, die von verschiedenen Seiten des Weges marschierten, miteinander disputierten oder Frieden schlossen.

Welches ist der Morgen unserer Literatur? Ihre Zukunft ist die Zukunft von Rußland selbst. Es ist lange her, vor dem Kriege, daß der symbolistische Dichter Alexander Block aus Zufall einen Blick aus dem Fenster eines Eisenbahnwagens warf und prophetisch ausrief: ‚Dort ist der Stern des neuen Amerika!'

In Rußland wie überall ist das Zeitalter des mechanischen Romantismus angebrochen. Das ist kein erklärter Futurismus mehr, dessen fröhliche Streiche das Kindheitsalter der Maschine begrüßt haben. Jetzt ist die neue Welt in voller Jugend mit allen ihren Verwegenheiten und Grausamkeiten. Sie ist nicht allein geeignet, sich automatisch zusammenzuziehen, sondern kann zur selben Zeit elektrische Werther-Tränen vergießen, Tränen von weißer Kohle. Wie jeder Romantismus vollzieht auch dieser neue Romantismus einen Wechsel der Proportionen und einen Ortswechsel.

‚Die Rufe des Orients', die für Sie vielleicht nur eine neue Vernarrtheit in den Exotismus sind, sind für uns das wirkliche Aufwallen des mongolischen Blutes, das in unseren Adern rollt ... Es gibt nichts zu wählen. Rußland mit seiner Mischung von zweierlei Blut, über beide Teile der Welt gewälzt, kann entweder ein europäischer Staat oder die asiatische Dekoration sein, verführerisch allein für einen europäischen Novellisten, der bereit ist, Tausende von Kilometern zu durcheilen, um in seinem Tale immer noch den gleichen armen Samowar zu haben."

Zur amerikanischen Literatur

The Saturday Review charakterisiert in einem Beitrag „To the People" das amerikanische Schrifttum und gleichzeitig die amerikanische Nation.

„Wir sind in materieller Hinsicht tatsächlich keine Nation, wie es an der Oberfläche doch scheint. Heute ist alles fragwürdig. Die Dichtung des Zweifels und der Spekulation ist bei uns auf jeder Seite. Starke, unsentimentale Analysen vieler nationaler Probleme durchdringen unsere Literatur. Selbst die am meisten verschlossenen Geister unter uns werden die steigende Kraft dieses ständigen Fragens gewahr. Es ist nicht so, daß wir zufällig rationalistischer werden. Tatsächlich mangelt es uns an Rationalismus, wie es der Welt an ihm gemangelt hat. Die heutige Wissenschaft weist auf weiteren Zweifel. Aber schwerfällig wie die große vibrierende Maschine unseres gegenwärtigen Industrialismus ist, tyrannisch, wie seine Vorherrschaft scheint, sind wir in der Mitte einer Übergangsperiode. In der Hauptsache sind wir eifrig dabei, den vielen geistigen Pionieren unter uns zuzuhören. Dieser Zustand der Dinge spiegelt sich in unserer Stellung zu Literatur, Theater und allen anderen Künsten ...

Wir möchten natürlich glauben, daß Amerika vielleicht an der Grenze eines neu auftauchenden nationalen Glaubens ist, eines Glaubens, der ganz verschieden von allem vorhergehenden ist, eines Glaubens, der bisher nur in den Künsten vorgezeichnet ist, für dessen Erscheinen aber, wie uns scheint, schon viel Boden bereitet ist. Allerwahrscheinlichst muß der erfolgreiche Materialismus eine Wegstation in unserem Fortschritt sein.

Digitized by Google

Viele Querschnitte von ihm sind schon unter das unbarmherzig analytische Mikroskop genommen worden. Noch mehr wird geschehen. Dann wird irgendeine Synthese emporsteigen, und in dieser Synthese wird der neue Geist atmen.

Es ist schwierig, diesen Gegenstand konkreter darzustellen. Literatur und Künste waren jetzt für einige Zeit sehr im Laboratorium tätig, zu dem Zweck, daß ein Amerika von echterer Schöpfung emporkomme, mit stärkerer Selbsterkenntnis, mit aufrichtigerer Intelligenz.

Wären wir eingebildet, so wären wir schließlich Optimisten. Pessimismus ist ein notwendiges Element zu durchgreifender Untersuchung. Optimismus ist ein notwendiges Element zu irgendeiner Synthese. Die Hoffnung, eine neue Synthese zu vollbringen, die von einem neuen Glauben beseelt ist, ist heute die Hoffnung der Künste und ein wertvolles Anzeichen für das ganze Land.

Selbstverständlich gibt es natürlich tausend materielle Schwierigkeiten durch die wichtigste vor uns stehende Aufgabe: die Errichtung eines neuen nationalen Glaubens. Der zeitgenössische Industrialismus verschlingt uns in eine Million von Unwichtigkeiten. Diese Unwichtigkeiten durchlärmen unsere Intellektuellen, durchlärmen die Bücher unserer Erzähler ... Aber trotzdem glauben wir, daß eine mächtige Tendenz bemerkt werden kann. Wie mächtig sie sich gegenwärtig wird zeigen können, das ist schwer zu prophezeien. Es würde uns aber nicht überraschen, wenn die Wahrheit sich so darstellen würde, daß wir uns mit all unseren Fehlern in unserem Kopf im Grunde doch nicht für eine Versammlung hartköpfiger Geschäftsleute halten, sondern eher für eine Rasse von unehelichen Idealisten, mit außerordentlich nüchterner Klugheit — und einem Traum."

Der neue Neger

Über den amerikanischen Neger läßt Alain Loske soeben ein Buch erscheinen, über das die *Nation* folgendes berichtet:

„Dieses Buch bedeutet eine Epoche in der hektischen Laufbahn des amerikanischen Negers. Es beleuchtet eine intellektuelle Revolution, die ihren Ursprung und Ausdruck in einer vielfältigen Reihe von sozialen Wechseln während der letzten zehn Jahre hat. Indem man den Negermythos untergrub und vernichtete, wirkt er als erhellender und bezeichnender Beitrag zum zeitgenössischen Denken.

Was ist der neue Neger? Der alte Neger war nach der allgemeinen Auffassung ein träges, gelehriges Geschöpf, ohne Widerstandsgeist oder Wunsch nach Unabhängigkeit. Wie die meisten allgemeinen Auffassungen ist auch diese ganz irrig. Allein vor der amerikanischen Revolution zum Beispiel gab es mehr als fünfundzwanzig Rebellionen schwarzer Sklaven. Nach der Revolution vervielfachten sich die Aufstände. Der Kampf in Haiti unter der mutigen Führung von Toussaint L'Ouverture, die Hilfe, die Bolivia in seinen wichtigen Siegen in Süd- und Zentralamerika lieferte, die Rückwirkung des Negers im vergangenen Krieg — alles steht im ausgesprochenen Gegensatz zu dieser Auffassung. Diese Aufstände waren allerdings eher Beweise eines primitiven Rückschlagens und Angreifens als einer provokatorischen und überlegten Rebellion. Es waren unsinnige, unbedeutende Kämpfe einer unterdrückten Rasse. Der neue Neger bietet eine verschiedene Reaktion. Er ist auf ähnliche Weise rebellisch, aber seine Leidenschaften sind subtiler geworden, seine Primitivität verfeinerter. Er hat eine neue Waffe entdeckt — die Feder. Eine neue Kultur entwickelt sich. Und der vorliegende Band ist ein Ausdruck dieser Kultur. Die große Mannigfaltigkeit der Ausdrucksformen, die er behandelt, ist

Digitized by Google

ein gesundes Zeichen der Wandelbarkeit des Negergenius. Hier wird das Aufwallen eines neuen Geistes in einem alten Volke offenbar.

Das kulturelle Wachstum des Negers seit dem Bürgerkrieg ging durch zwei Entwicklungen, bevor es seinen gegenwärtigen Gipfel in der Philosophie des neuen Negers erreichte. Die erste Stufe war charakterisiert durch eine leidenschaftliche Nachahmung der Kultur der weißen Rasse . . . Die zweite Stufe offenbarte eine Revolution in dieser Haltung. Diese Periode war charakterisiert durch die Protestliteratur. Nachahmung war umgewandelt in Antagonismus. Weiße Dinge wurden denunziert und schwarze gepriesen. In der Negerdichtung zum Beispiel waren die Helden schwarz und die Bösewichte weiß. Es war eine Periode melodramatischer Sentimentalität . . . Die Nachahmung und Feindseligkeit der ersten beiden Perioden ist durch die wachsende Objektivität der dritten verschlungen worden." Rudolf Kayser

Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. M. J. Bonn, Professor in Berlin. Von seinen Schriften nennen wir „Demokratie" und „Amerika".

Dr. Ernst Weiß, Berlin. Von seinen Romanen nennen wir vor allem „Tiere in Ketten" und „Männer in der Nacht".

Klaus Mann, Berlin, schrieb das Schauspiel „Esther und Anja" und den Roman „Der fromme Tanz".

Dr. Wilhelm Hausenstein, München. Von seinen zahlreichen kunsthistorischen Werken seien erwähnt: „Die Kunst der Gegenwart", „Giotto", „Geist des Barock".

Dr. Alfred Wolfenstein, Berlin, Verfasser der Gedichtbücher „Freundschaft", „Menschlicher Kämpfer" und der dramatischen Werke „Mörder und Träumer", „Der Narr der Insel", „Bäume in den Himmel".

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

APR 29 1926

ODICAL ROOM
ERAL LIBRARY
IV. OF MICH.

VIERTES HEFT APRIL 1926

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVII. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Alfred Weber, Geist und Politik

Benjamin Jarnés, Der getreue Strom (Novelle)

Arthur Holitscher, „. . . Des heil'gen Stromes Well'n . . ."

Hermann Hesse, Die Nürnberger Reise

Hans Reichenbach, Die Probleme der modernen Physik

Otto Flake, Schreibende Welt

Samuel Saenger, Politische Chronik

Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W 57, Bülowstr. 90 erbeten. – Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. – Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1926 by S. Fischer, Verlag.
Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes RM 2.–; Quartalspreis RM 6.–. Auslandsabonnenten können den Gegenwert in fremder Währung durch Postanweisung einsenden. – Zahlungen in Reichsmark bitten wir an das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692, Auslandszahlungen an S. Fischer, Verlag, Berlin W 57, Bülowstraße 90 zu richten.

VORANKÜNDIGUNG

Das Mai-Heft der „Neuen Rundschau"

bringt voraussichtlich folgende Beiträge:

THOMAS MANN, Pariser Rechenschaft
G. VON SCHULZE-GAEVERNITZ, Propheten der sozialen Demokratie
SIEGFRIED TREBITSCH, Der Geheilte (Novelle)
ARTHUR HOLITSCHER, Besuch bei Gandhi
FRITZ WITTELS, Sigmund Freud
WILHELM HAUSENSTEIN, Veronesisches Tagebuch
REINHARD GOERING, Der westliche Buddha
R. KUCZYNSKI, Wirtschaftlicher Zusammenschluß Europas
S. SAENGER, Politische Chronik
RUDOLF KAYSER, Europäische Rundschau

Diesem Heft liegen die Prospekte der folgenden Firmen bei:

G. Braun Verlag, Karlsruhe
Duncker & Humblot, München
H. Haessel, Leipzig
Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart

Beachten Sie die Anzeigen vor und nach dem Text!

Digitized by Google

GEIST UND POLITIK

von

ALFRED WEBER

Ich werde nicht über den Geist von Locarno reden. Ich rede auch nicht von irgendeiner andern konkreten Form, in der das bewegliche, flatterhafte und gleichzeitig doch so ernste Geschöpf Geist den schwerblütigen, nüchternen Staatsmännern unserer Zeit etwa nahetreten könnte, sollte oder gar nahegetreten wäre. – Ich werde ganz professoral vorgehen. Ich frage: Was ist überhaupt Geist in der Politik? Wie ist er in ihr möglich? Aber ich spreche davon durchaus im praktischen Sinn, nicht etwa theoretisch.

Es ist bei uns in Deutschland eine einigermaßen abgedroschene Weisheit geworden, daß Politik und Geist – Geist hier verstanden als der Kompaß, der unser Wesen leitet – außer gelegentlichen Begegnungen heutzutage nicht viel miteinander zu tun haben, daß unsere politischen Führer nicht unsere geistigen sind, unsere geistigen Führer nicht in die Politik gelangen, und wenn es einmal geschieht, sie in der aufgeregten Zeit sogar Leib und Leben dort aufs Spiel setzen. Ein Verhängnis scheint das Geistige von der Politik zu trennen, die Politik, soweit sie praktisch wirksam sein soll, zu einem Bezirk geschäftstüchtiger Gewandtheit, gerissener Schlauheit und gegenseitigen Übervorteilens herabzudrücken.

So fühlt, wenn ich nicht irre, heute vor allem ein großer Teil der Jugend, derjenige, der nach dem Zusammenbruch des Alten sich nach etwas stark Lebendigem, einem Ergreifenden und Mitreißenden, wirklich geistgetragenen Neuen sehnte, dem die gelegentlichen Liaisons des Geistes mit der Politik nicht ausreichen und der speziell für Deutschland den Vorwurf eines wirklichen Schismas zwischen Geist und Politik, der tiefen Schwäche und Bewegungslosigkeit der Politik erhebt.

Ich denke, wir werden darüber einig sein: Politik kann niemals sein, wenigstens für irgendeine praktische Gegenwart und Zukunft nicht, was

Digitized by Google

Platon in seiner Politeia aus ihr machen wollte, die wahre Inkarnation des Geistes, die Herrschaftsform der Weisen also. Das war ein Jenseitsideal, daß dieser Große in der Verzweiflung, als die Zerbrochenheit der griechischen politischen Daseinsform, der Polis, klar ward, in seiner Phantasie errichtete, der Versuch sich vorzustellen, wo sein Ideal, der Geist der strengen, durch Kalokagatheia getragenen Hingabe ans Ganze, gestalthaft etwa unterzubringen sei, und wie es eine politische Gemeinschaft formen könne; bewußte Utopie, als solche von ihm selber später durch die realistische Korrektur der Nomoi gekennzeichnet. – Geist und Politik sind, sobald einmal die große Trennung der verschiedenen Lebenssphären, der religiösen, der politischen, der wirtschaftlichen, der wissenschaftlich-geistigen vollzogen ist, – jene Trennung, die nicht in allen Geschichtskreisen vor sich gegangen ist, nicht in China, nicht in Indien, nicht in der vorgriechischen Antike, die aber im europäischen Abendland in klarer und vorerst wohl definitiver Form die Renaissance vollzogen hat – Geist und Politik sind seitdem Geschwister, die sich freundlich oder feindlich gegenüberstehen können, so wie Wirtschaft und Politik, Religion und Staat. Es handelt sich seitdem um die Art ihrer Synthese oder Antithese, um das was die Politik über den Geist, der Geist über die natürlichen Kräfte, d. h. vor allem die Machtkräfte der Politik vermag. Alles politische Wollen hat, das darf man sich durch keinen Selbst- und Wortbetrug verhängen, eine seiner stärksten Wurzeln stets im „Willen zur Macht", der nicht bloß hier, nicht bloß im ökonomischen, sondern überall, ja im allerpersönlichsten Verhältnis der Menschen zueinander, immer irgendeine Bedeutung hat. Man sei anständig genug, sich das einzugestehen. Er ist allgegenwärtiger Trieb. Es kann sich nicht darum drehen, ihn auszurotten. Naturam expellas furca usw. Ganz abgesehen von der Verarmung, die damit das Leben träfe. Es kann sich nur darum drehen, ihn einzufügen in eine Daseinshaltung, in der allerdings dann etwas seelisch Höherstehendes als letztes Formungsprinzip anerkannt wird – ein Geistiges eben.

Man sagt nun: Mit jeder politischen Gestaltung sei unentrinnbar ein bestimmter Geist gegeben, der ihr aggregiert sei.

Das scheint schon Montesquieu zu meinen, wenn er von einer Verbindung von Aristokratie und Selbstbeherrschung, Demokratie und Tugend redet. Obgleich hier, näher hingesehen, nicht eine Konstatierung vorliegt, sondern ein für das Bestehen der einen und der andern Form ge-

Digitized by Google

meintes geistiges Postulat. Tocqueville aber hat in der Tat der Aristokratie den Enthusiasmus, das Streben nach Ruhm und Glanz, der Demokratie das Glücksverlangen, die ruhige Mittelmäßigkeit und die Gesetzestreue als ihnen notwendig zugehörige Geisteshaltungen affiliert. So oder ähnlich seitdem viele andere. – Nicht allein, weil wir auf Schritt und Tritt heute vor der Frage Demokratie oder andersartige politische Gestaltung stehen, geht uns das an. Vielmehr noch allgemeiner und gleichzeitig näher, weil wir wissen müssen, ob wir bei einer bestimmten politischen Daseinsform tatsächlich fatalistisch uns einer bestimmten Geistgestaltung und einer bestimmten Wertung der Auswirkungsmöglichkeiten menschlicher Qualität zu beugen haben oder nicht.

Ich behaupte, diese Anschauung trifft nicht zu. Jede politische Aristokratie – um einmal alles auf einen einfachen Gegensatz zu reduzieren – kann ebensogut eine Herrschaft der Mittelmäßigkeit des geistlosen Durchschnitts sein, wie eine Demokratie es zuläßt, daß geistesaristokratische Eigenschaften in ihr zur Herrschaft kommen und sie mit ihrem Geist durchtränken.

Die venezianische Aristokratie, gewiß eine der kräftigsten und exklusivsten der Geschichte, die etwa tausend Jahre diesen Staat beherrschte, ist in der Tat gleichzeitig dauernd eine zwar grausame und oft hinterlistige, aber doch hochstehende Geistesaristokratie gewesen, die sich ihr großes Kolonialreich und ihre Weltstellung stets von neuem durch eine Kombination von Kühnheit, die alles auch auf eine Karte setzte, und Ausdauer, mit unerhörter Klugheit und diplomatischer Überlegenheit zu retten wußte. Nicht ohne Grund sind heute die venezianischen Relationen für den modernen Historiker die wichtigste Fundgrube des Diplomatischen und eigentlich Politischen der neueren europäischen Geschichte; sie sind der technische Niederschlag des hohen geistigen Niveaus, der ungewöhnlichen Beobachtungs- und Urteilsfähigkeit einer souveränen Tatsachenbeherrschung dieser Aristokratie. – Die Aristokratie des alten Preußen – Preußen war tatsächlich im letztvergangenen Jahrhundert mindestens ebenso eine politische Aristokratie wie eine Monarchie – diese preußische Aristokratie, die am Anfang des 19. Jahrhunderts gleichzeitig noch eine Geistesaristokratie repräsentierte, die Geburtsstätte und Trägerin der Romantik werden konnte, und welche auch später noch in Gestalt des Pietismus ein, wenn auch einfaches, doch tiefes Ethos in sich trug, ist, gleichgültig aus welchem Grund, im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

in ihrer politischen Repräsentanz umgeschlagen in einen höfischen und diplomatischen Durchschnitt, einen gegenüber den großen politischen Aufgaben, die damals, wie zu jeder Zeit, auch geistige waren, gänzlich unzulänglichen Durchschnitt, ja in eine Mittelmäßigkeit und oft Borniertheit, die geradezu der Schrecken wohlwollender fremder Diplomaten wurde und dazu beigetragen hat, uns in Europa zu isolieren. – Die Demokratie Athens war zur Zeit des Perikles und Kimon, als diese beiden als Vertreter der populären und der konservativen Strömung in ihr rangen, die wunderbarste auch politische Geistesaristokratie, die es je gab. Wobei es für ihren politisch-demokratischen Charakter ganz gleichgültig ist, daß bestimmte, ihr Wesen nicht verändernde Privilegienelemente in ihr fortbestanden und daß sie in ihrem städtischen Teil von Sklaventätigkeit durchsetzt war. Sie ist, trotz der in ihr dann einreißenden Demagogie und ungeachtet aller Wutausbrüche moderner Historiker gegen deren Hauptvertreter Kleon [sie sollten sie lieber gegen das bewegliche Temperament der Athener richten], eine solche Geistesaristokratie noch bis zur Zeit der Kämpfe mit Philipp, bis zu Demosthenes und seinen großen Wirkungen geblieben. Man lese die Demosthenischen Reden, vergegenwärtige sich das geistige Niveau, auf das sie eingestellt sind, und man wird fühlen, wie stark in diesem schon verfallenden athenischen demokratischen Körper noch das geistige Blut der Vorzeit kreiste. – Die politische Aristokratie Roms dagegen – Rom blieb ja bei allen Verfassungsumgestaltungen in der Republik doch eine solche –, die in dieser Zeit jene ganz unerhörte Reihe geistesaristokratischer Figuren von Scipio bis zu Julius Caesar der Welt geschenkt hat, ist seit Augustus ein von Georg Brandes vielleicht ein wenig übertrieben, aber gewiß im ganzen richtig geschildertes Konsortium von teils bestechlichen und räuberischen, teils, wenn integer, stoisch beschränkten, reichlich unfähigen Mittelmäßigkeiten gewesen; obgleich sie auch in dieser Zeit politisch noch eine große Rolle spielte.

Und heute? Es gibt moderne Demokratien, in der ausgesprochene Tendenz zu geistiger Simplizität vorherrscht bei einer im übrigen vorhandenen, sehr ehrlichen Vertretung von einigen starken, einfachen Ideen, verbunden mit der ebenfalls sehr wirksamen Fürsorge für materielle Wohlfahrt, für business und für money making, die bekannte amerikanische Mischung. Es gibt andere (Frankreich), die zu einer ganz modernen, hochstehenden, freien und beweglichen Geistigkeit und Geschlossenheit der Haltung, zu einem Niveau ihrer Staatsmänner fortgeschritten sind,

Digitized by Google

das sich durchaus messen kann mit irgendwelcher praktisch-politisch erreichten Höhe früherer Staatsformen und Zeiten. Wieder andere (England), in der ein traditioneller geistesaristokratischer Typ des Staatsmanns in allen Wandlungen politischer Form sich gehalten hat, zum mindesten als mitbestimmend, gewiß auch hier in eigenartiger Mischung mit oft grobschlächtiger Geschäftsvertretung, aber doch durchaus Niveau bewahrend.

Ich will nicht die einfache Formel gebrauchen: es komme alles auf die Auslese der Führerschicht an, sowohl in der Demokratie wie in der Aristokratie. Denn jede von beiden könne ja sehr verschiedene Ausleseprinzipien besitzen. Ich will diese einfache Formel hier nicht verfolgen. Sie ist zwar nicht falsch, aber sie ist für sich allein zu äußerlich und deshalb unzureichend. Das Verhältnis des Geistes zur Politik ist komplizierter. Geistige Atmosphäre, Tradition, Geschichte, geistige Intensität, geistiges Wollen der Nation im ganzen sind bei dieser oder jener Art der Führerauswahl für die Qualität und für den Geist, in dem sie die Nation vertritt, die Politik gestaltet, mindestens ebenso bedeutsam, wie das gewiß nicht unwichtige, gewissermaßen technische Prinzip der Auslese, die äußere Formation der Führenden.

Es kommt hier darauf an: mögen nun technische Auswahlprinzipien, gesellschaftliche Struktur, geistige Tatsachenelemente hier und dort entscheidender sein – es besteht jedenfalls keine fatalistische Abhängigkeit der geistigen Qualität eines politischen Körpers von seiner formal politischen Struktur, als Aristokratie, Demokratie oder dergleichen. Die Art, in der das Geistige mit dem Politischen in Verbindung gesetzt wird, ist das Entscheidende, nicht die politische Form.

Von da kann man einen hoffnungsvollen Schritt weitergehen zu unserer Lage. Man kann zunächst einmal rücksichtslos und ohne damit irgendwelche politische Gliederungsprinzipien, also auch das der Demokratie zu berücksichtigen und – wenn man Demokrat ist – ohne ihr zu schaden, all das Negative konstatieren, was in dem Verhältnis von Geist und Politik überhaupt in der Gegenwart und was in außerordentlich zugespitztem Maß speziell bei uns in Deutschland vorliegt. Man kennt dies Negative ja im Grund sehr gut: Das Beherrschtwerden des Machtwillens der Politik von geistfremden, ökonomischen Kräften, das Ergriffenwerden des rein politischen Machtwillens von einem auf die eine oder andere Weise unterbauten, ungeistig expansiven Nationalismus, der Verzerrung des

Digitized by Google

ursprünglich geistig Konzipierten und seelisch noblen Nationalgedankens. Und dergleichen.

Zu all dem was überall vorliegt, die besonderen Lähmungen der politischen Wirkung des Geistigen, bei uns:

Keine geschlossene Führerschicht, welche Träger einer heut noch lebensfähigen großen politischen Tradition sein könnte, wie sie z. B. England trotz aller Abwandlungen seit Fox und Pitt besitzt, wie sie in Frankreich mit ungewöhnlichem Talent seit der letzten napoleonischen Niederlage im Rahmen der dritten Republik herausgebildet worden ist. Es ist ja eigentlich diese im Rahmen der Demokratie herausgeformte neue französische Führerschicht gewesen, die unter Ausnutzung aller nachbismarckischen diplomatischen Fehler, aller Geistlosigkeit und theatralischen Verstiegenheiten unserer damals entscheidenden politischen Akteure uns mattgesetzt hat und in Europa isoliert hat, bis wir schließlich nach dieser Mattsetzung mit törichtem Gepolter in den Krieg hineingestolpert sind. Wir lebten tatsächlich vor dem Krieg in einem fürchterlichen, geschichtlich vielleicht einzigartigen Schisma zwischen Geist und Politik. Unserer Führerschicht war durch den übermächtig großen Willen Bismarcks das Rückgrat gebrochen worden. Wir hatten Ansätze zu einer gleichzeitig geistigen und politischen Führerschicht seit dem deutschen Nationalverein gehabt. Sie war in ihren letzten, meist konservativ gewordenen Resten verkalkt und unfruchtbar geworden, geknickt und hilflos, auch soweit sie mannhaft blieb und nicht wie manche Leute lakaienhaft gewisse Launen exiquierte, mehr in das Bedientenzimmer demnach als in die Politik gehörend. – Natürlich ist es nicht leicht, in kurzer Zeit diesen Ausfall zu ersetzen.

Denn dazu nun die anderen besonderen Hemmungen der Auswirkung des Geistigen auf die Politik bei uns: Keine alte politische Tradition, die geistige Elemente habituell für die politische Praxis in sich aufgenommen hätte. Keine Symbolverkörperung einer solchen Tradition, keine Formierung des nationalen Geists in ganz bestimmt umrissenen Ideen, die, auf eine Menschheitsmission weisend, werbend die Enge des bloß Nationalen sprengten, eine Vergeistigung, wenn auch nur eine formale, der praktischen Politik erzwängen. Wie sie vor allem wieder England und Frankreich beispielsweise besitzen. England seit der „glorreichen" Revolution von 1688 in den Ideen der Toleranz der Freiheit und der Selbstregierung. Frankreich seit der von 1789 in dem bekannten revolutionären Dreiklang;

Digitized by Google

die großen magischen Mittel, mit denen beide noch heute auf die Völker wirken, Geist und Politik bei sich zusammenzwingen. Die deutsche Revolution von 1848 hat den Ideen der großen Revolution und ihrer französischen Formulierung keine zugkräftige, anders gestaltete Gedankenformung und kein anschauliches Symbolprinzip gegenübergestellt. So gewiß sie in vielen Beziehungen tiefer grub, weil sie nicht einfach rational, sondern gleichzeitig auch anschaulich geschichtlich dachte; und so gewiß sie in dem historisch kulturell fundierten Nationalgedanken, dem Ideenerbe der Romantik, ein gewaltiges Besitztum in sich barg, um dessen praktische Verwirklichung sie erstmals rang und das in ihr nach geistigem Ausdruck suchte. Das, was Renan später antwortete auf die Frage, was eine Nation sei, daß sie ein „Plebiszit des Tages" sei, war, so oder so fundiert, doch oberflächlich gegenüber den historischen Tiefen, um deren adäquaten politischen Ausdruck es 1848 wirklich ging. All das ist aber in dieser Revolution, die ja selber scheiterte, zu keiner begrifflich oder anschaulich geschlossenen, geistbezwungenen, zu keiner symbolkräftigen Formulierung von irgendwelcher Universalwirkung gekommen. Die schwarz-rot-goldene Fahne, die es verkörpert, ward ein deutsches Einheitssymbol. Aber sie ist eine deutsche Sache – nicht mehr. Man vergleiche damit die Marseillaise und ihre Wirkung auf die Welt, und man weiß Bescheid.

Das alles nicht. Ja nicht einmal an Stelle objektiver Symbole individuelle Vorbilder führender Männer, an denen man sich in ähnlicher Weise wie an einer Formel orientieren könnte; so wie die Amerikaner an Washington und Lincolm, die Franzosen an Gambetta oder früheren, die Italiener an Garibaldi und Mazzini, die Engländer an Pitt, Disraeli oder Gladstone. Bismarck, der unzweifelhaft historisch sehr viel grandioser, persönlich unendlich viel genialer gewesen ist als diese alle, bleibt doch ein singulärer Riese, einsamer Hüne, zu dem man wie zu einem Heroen aufblicken mag, der aber außerhalb jedes Prinzips und jeder übertragbaren politischen Formel steht. Sobald man versucht hat, ihn zum Vorbild zu machen, eine derartige Formel aus ihm abzuleiten, gab das Karikatur. Das haben wir im Vierteljahrhundert nach seinem Abgang bei der Kanonisierung seines Legitimismus und der Nachahmung seiner Realpolitik mit Grauen erlebt: Die Zerstörung der Instinkte unserer Selbstregierung sowie die Austreibung des Geistes.

Und wenn so alle Gaben, welche die Geschichte den andern großen europäischen Nationen als Gegengewichte gegen die moderne Ökonomi-

Digitized by Google

sierung und Entgeistigung der Politik geschenkt hat, uns versagt geblieben sind, noch das Weitere, Besondere dazu, daß uns dieselbe Geschichte als Erbe unserer politischen Zersplitterung und unseres im Zusammenhang mit dieser Zersplitterung in Mannigfaltigkeit ausgebreiteten geistigen Reichtums auch die zweckmäßigste Organisiertheit des Geistes für seinen wirksamsten Einfluß auf die Politik nicht gewährt hat: die Zentralisation des Geistes an derselben Stelle, an der die Politik zentralisiert ist, die leichte und unmittelbare tägliche Berührung beider, man möchte, modern gesprochen, sagen, ihre lokale telephonische Verknüpfung in einer gleichzeitig politischen und geistigen Hauptstadt. Wer das auch heute noch vorhandene Zusammenarbeiten von Geist und Politik z. B. in Frankreich in seiner Technik einigermaßen kennt, die Möglichkeit von beiden, sich in kritischen und neuen Situationen ganz ohne äußeren Zwang zu treffen und zu verständigen, eine Ahnung der Wirkung davon besitzt, der wird diesen letzten, ja auch sehr bekannten Punkt unseres negativen Ausgestattetseins sehr hoch einschätzen. Der Frontwechsel, den die französische Politik vom engstirnigen Poincarismus zum Europäismus in letzter Zeit vorzunehmen gewußt hat, hätte ohnedem nicht in dieser Art vollzogen werden können als eine disziplinierte, politische und geistige Schwenkung gewissermaßen einer ganzen Kavalleriefront.

All das wissen wir. Sollen wir deshalb verzweifeln? Dazu wäre nur dann Grund, wären wir außerstande, Ziele aufzustellen, die nicht von vornherein phantastisch und unrealisierbar scheinen.

Und hier zunächst: Alle historischen Mängel, alle damit zusammenhängende, auch praktische Schwierigkeit voll abgewogen und in Rechnung gestellt: die Situation wäre nur dann unheilbar, wenn das Geistige bei uns schon so stark organisiert, in seiner ideellen Formung gleichzeitig so weit durchgebildet wäre, daß hier nichts mehr zu tun bliebe, und wenn es sich als unmöglich herausgestellt hätte, auf die Politik Einfluß zu gewinnen.

Ich weiß, was jeder weiß: die oligarchisch strukturierte Führerschicht, die wir seit dem Zusammenbruch in Anlehnung an das alte Parteiwesen haben, die unser Schicksal tatsächlich heute weitgehend bestimmt, die übrigens, äußerlich technisch, da wir moderne Massendemokratie sind, notwendig oligarchisch strukturiert sein muß – diese Führerschicht, die so gut wie durchgängig heute noch aus Vorkriegsmännern besteht, wehrt

Digitized by Google

sich mit großer, stiller Hartnäckigkeit in beinah allen Parteien gegen das Eindringen einer neuen Generation in die Führerposten der Politik. Sie wehrt sich im ganzen mit Erfolg. Mehr Geist, ein anderer Geist oder Geschäftsroutine und eingespielte Technik – nicht zu bezweifeln, welches von diesen beiden, die sich durchdringen und ergänzen müßten, heut im ganzen auf diese Art die Oberhand behält. Aber ich frage: hat denn wirklich die junge Generation, die ausgeschlossen bleibt, das Schisma von Geist und Politik beklagt, die Blutauffrischung in die alten Schanzen bringen sollte, alles getan um diese Festung zu erobern?

Ich weiß: es gibt Organisationen der jungen Generation in allen Parteien. Und ich halte das für sehr notwendig und wertvoll. Denn wenn man mit zwanzig Jahren wählen soll, so muß man wahrhaftig mit spätestens achtzehn beginnen, sich politisch zu orientieren. Aber es ist nur allzu leicht der Fall, daß dabei eine Parteischablone, leicht abgewandelt, etwas jugendbeweglerisch zurechtgestutzt, einfach der jungen Generation über den Kopf gestülpt wird, die, wenn sie auch heute äußerlich schon sehr früh parteimäßig kadriert sein muß, doch geistig, um ein neues Ferment und Träger der Aufgabe zu sein, von der ich spreche, noch möglichst vor jedem fest umrissenen Programm, jedem Parteiprogramm vor allem, bewahrt bleiben soll, und auch für ihre vielleicht wesentlichste Existenz, wenn nicht besondere Organe – das ist nicht unwichtig – aber erst eine zweite Frage – so doch ein geistig-politisches Lebensprinzip sich selbst schaffen muß.

Um dies anzudeuten: ich würde dafür sein, daß z. B. eine demokratische Jugendorganisation, nicht nur Demokraten, sondern ganz ebenso und erst recht Völkische, Sozialdemokraten, Deutschnationale, Zentrumsleute usw. bei sich zu Worte kommen ließe. Und vice versa dasselbe natürlich bei allen anderen. Das wäre ein Ausdruck der vorprogrammmäßigen Existenz. Aber auch erst ein weitgehend äußerlicher.

Ihr eigentlicher Inhalt müßte in einer allen auf geistiger Basis politischinteressierten Organisationen der jungen Generation gemeinsamen Zielsetzung bestehen. Es ist absolut keine leere Phantasie, sondern kann durchaus durch eine konsequente Selbsterziehung der Jugend am eigenen Leib Wirklichkeit werden, daß sich alle jungen Generationen, welcher Richtung sie auch angehören, ob demokratisch oder antidemokratisch, sich daran gewöhnen, von allem Führertum, das es in der Demokratie genau so geben muß wie anderwärts, eine ganz bestimmte geistesaristokratische

Digitized by Google

Haltung, sagen wir kurz zunächst einmal Niveau zu fordern. Ein demokratischer Führer der das nicht hat, ist für mich persönlich nicht um ein Haar besser als ein antidemokratischer, vielleicht, von meinem persönlichen Standpunkt aus, noch schlimmer. Denn er diskreditiert die Demokratie, der ich selber angehöre. Jedenfalls, nur wenn das Führertum aller Parteirichtungen zu einer derartigen Haltung gezwungen wird, wenn es unmöglich gemacht wird, daß sich irgendein politischer Führer hält, der nicht ein solches Niveau besitzt, sind die Voraussetzungen für ein Wirksamwerden des Geistes in der Politik gegeben. Andrerseits: findet ein derartiger Ostrazismus statt, so ist ein gewisses, nicht unerhebliches Maß seines Einflusses ohne weiteres garantiert. Denn ein Mensch von einer bestimmten, rücksichtslos zu fordernden inneren Haltung kann nicht ohne einen starken, geistigen Hintergrund leben.

Das ist gewiß schwer, aber nicht ganz unmöglich. Wenn sich die Jugend aller Parteien über einen Maßstab der persönlichen Noblesse klar wird, der ganz unabhängig ist vom Parteiprogramm, den sie aber von allen Führern ihrer Partei fordert, widrigenfalls sie die Gefolgschaft verweigert, direkt in den Streik gegen ihre eigene Partei tritt, so ist das immerhin ein Mittel. Ich weiß, das klingt phantastisch neu in unserem Deutschland. Denn nirgends so als bei uns wird die Parteizugehörigkeit als eine Sache des Charakters angesehen, der andere wegen seiner gegnerischen politischen Überzeugung als ein schlechter Kerl gewertet, und gerade dadurch jeder geistesaristokratische, persönliche Maßstab, der von der Parteimeinung unabhängig wäre, zerbrochen, die persönliche Niveaubewertung durch die Programmbewertung überdeckt.

Hier muß zunächst angesetzt werden: die Trennung des persönlichen Maßstabs von der Parteimeinung – diese Trennung und ihr Begreifen ist, wie mir scheint, eine spezifische Aufgabe der heutigen deutschen, neuen Generation – ihre erste.

Jedoch, man wird diese erste niemals mit Erfolg versuchen können, wenn man nicht eine zweite hinzufügt: die Herausarbeitung und Vertretung einer inhaltlich gefüllten, charakterlich umrissenen geistesaristokratischen Norm. Das berechtigt überhaupt erst zu dieser Trennung, und erst dies macht sie verständlich.

Ich bin nicht der Meinung, daß man eine solche Norm begrifflich definieren oder überhaupt in scharf umrissene Wortgebilde bannen, ja vielleicht erfinden könne. In ihrem Wesen ist sie selbstverständlich kurzer

Digitized by Google

Hand Erlebnis, und daher wie jedes solche nicht erfindbar. Aber es gibt derartige Erlebnisse. Und es gibt doch bestimmte, in Worten ausgeprägte Normcharaktere, an denen man sich orientieren und über diese selbst verständigen kann. Ritterlich oder unritterlich handeln, in geistiger Position verlogen sein oder das Gegenteil, das sind ganz klare Dinge. Ebenso aber auch tolerant und objektiv in der Beziehung zum Geist oder borniert gehässig; argumentierend aus einem geistigen Horizont oder emotional-brutal; phraseologisch banal oder echt und sachlich, was nie banal ist. All das ist, wenn es sich um ein geistesaristokratisches Normerlebnis herumgruppiert, als dessen äußere Symptomatik durchaus erfaßbar. – Gehen wir auf diesem Wege weiter, so kommen wir zwar niemals dazu, das Große oder gar Geniale zu umreißen, geschweige denn herbeizuziehen. Dies ist, das ist wohl selbstverständlich, stets Geschenk und Schicksalsfügung. Aber wir werden wahrscheinlich zu einer Hebung des Durchschnittstyps des Führertums gelangen, desjenigen, das wir täglich brauchen.

Ein solcher emendierter Durchschnitt ist bereit, die Tore für die wirklich Großen, die Führer im eigentlichen Sinn, zu öffnen. Es handelt sich da stets um eine Tradition in einer Oligarchie. Ist diese schlecht, der Durchschnitt mäßig, so wird eine solche Oligarchie nur Mittelmäßigkeiten kooptieren und zur Wahl vorschlagen für ihre eigene Ergänzung, dadurch ihr Niveau noch weiter senkend. Genau so wie das eine einmal unter ein bestimmtes Niveau gesenkte Fakultät an einer Universität bei ihrer Kooptation, in ihren Vorschlägen an die Regierung, tut. Der soziologische Typus ist hier ganz derselbe. Das einemal schlägt eine Oligarchie – das ist jede Fakultät notwendig immer, sie soll eine geistesaristokratische Oligarchie sein nach ihrem Wesen – das neue Mitglied der Regierung vor, das anderemal – bei der Partei – der Öffentlichkeit zur Stimmzettelbestätigung. Der äußere Modus der Bestätigung ist verschieden, das Wesen weitgehend das gleiche. Und eine Oligarchie ist auch ein parteimäßiges Führertum notwendig immer, und soll es im demokratischen Massenstaat stets sein. Sonst gingen die Regierungsgeschäfte nicht. Das technische Ausleseprinzip und die persönliche Verbindung mit den wahlberechtigten Massen können dabei natürlich verschieden gestaltet werden, enger oder loser. – Ist aber die Tradition einer solchen Führerschicht durch die Kontrolle ihrer Durchschnittsauslese gut, so siegt die Tendenz einer Ergänzung durch möglichst starke Kräfte, in deren

Digitized by Google

Umgang man alsdann allein sich wohlfühlt und mit deren Hilfe man allein seine Aufgabe glaubt erfüllen zu können. Gleichzeitig das Streben möglichst enger Verbindung mit dem geistigen Dasein. Jede geistige Weite, welche die Voraussetzung der Toleranz und Objektivität ist, führt ganz von selbst dazu, derart zu handeln; ganz abgesehen von allen Klugheitsregeln, die bei einer qualitativ ausgelesenen Führerschicht sich selbstverständlich auch leichter durchsetzen.

Ich glaube, daß wir die ältere Generation, diese Ideen nicht ganz ausprägen und in Worte fassen können, wenn wir sie auch erleben. Ich habe das schon oftmals ausgesprochen. Es ist vor allem die Aufgabe der Jugend, das zu unternehmen, in deren Seele die großen Grunderlebnisse, auf denen unsere heutige Zeit ruht, wie in einen bisher unbestellten Acker neuer Fruchtbarkeit gesenkt sind. Aber ich sage gleichzeitig: man schelte nicht die Politik und ausschließlich die ältere Generation, wenn man die Dinge heut, und wie mir scheint mit Recht, ungenügend und weitgehend unerfreulich findet. Nicht durch die Revolution der Politik, sondern durch die Fortbildung des Geists zu neuen Ideen und nicht durch die gewaltsame Beseitigung der führenden Männer der älteren Generation, die unentbehrlich sind, sondern durch eine geistesaristokratische Kontrolle der Auslese und Ergänzung, wie ich sie anzudeuten suchte, werden wir die Herrschaft des Geistes in der Politik befördern.

Wir stehen als Volk unzweifelhaft an einer weltpolitischen Wende. Gleichgültig, wie man den Eintritt in den Völkerbund, die gesamte heutige neue Situation beurteilt. Diese Situation ist derart, daß sie uns mit noch kaum dagewesener Schärfe in der Politik vor die Frage stellt: Geistig unterliegen oder sich als Ebenbürtige behaupten. Die Zeiten der Einzeldiplomatie, der außenpolitischen Boudoirverhandlungen sind vorüber. Weder mit Rüstung allein, noch mit diplomatischer Schlauheit allein, ist heut auszukommen. Auf dem tatsächlich nun einmal immer bedeutsamer werdenden Forum europäischer und internationaler Politik wird stärker als jemals künftig nicht bloß mit Klugheit, sondern auch mit Ideen gefochten werden – mit Geist. – Darum heut wie niemals Geist in die Politik.

Digitized by Google

DER GETREUE STROM

Novelle von

BENJAMIN JARNÉS

Die Pension Goya, in der meine neue Schülerin wohnt, liegt versteckt in dem am meisten malerischen, das will sagen: im schmutzigsten und winkeligsten Stadtteil von Augusta. Um dorthin zu gelangen, ist es zweckmäßiger, sich durch den Geruchsinn leiten zu lassen, als Pläne und Führer zu befragen. Der Duft von Altertümlichkeit pflegt ein Gefolge von anderen, dem Vergnügungsreisenden weniger angenehmen Gerüchen mit sich zu schleppen.

Und abgesehen vom Geruch: ein völliger Mangel an Gleichförmigkeit. Die Straßen treiben hier gar tolle, regellose Spiele. Die einen biegen plötzlich ab, zu ebensolchen Rhomboiden und Trapezoiden, wie sie meine Schüler auf ihren Tafeln mit vielen punktierten Hilfslinien zeichnen; die andern kreuzen sich oftmals untereinander und bilden eines jener „Labyrinthe", die auf dem letzten Blatt einer Familienzeitschrift zu finden sind, und mit denen der Familienvater, ein geduldiger Rätselerforscher, seine müßigen Abendstunden verbringt.

Dieser Teil der Stadt ist es, der dem ausländischen Attaché die Abfassung seines strategischen Berichts am meisten erschweren wird. Ich kenne sie, diese geheimnisvollen Männer. Sie wandern in dem Straßenlabyrinth umher, bleiben vor jedem steinernen Wappenschild stehen und unter jeder Wassertraufe; berechnen die Widerstandsfähigkeit der Mauer und die Höhe des vorspringenden Daches. Andere wollen beiderlei Kriegskünste vereinen, die der Venus und die des Mars – in der Provinz bewahren Liebe und Krieg noch ihre alten Götter – und halten vor allen Fenstergittern inne, zwischen denen die vergifteten Pfeile Cupidos hervorblitzen; denn in der Provinz schießt Cupido noch mit seinen Pfeilen... Nachher, im Hausflur, schreibt sich der Spion hastig eine Bemerkung auf; oder er liest in einer Generalstabskarte.

Mein Zickzackweg durch Augusta erleidet eine lange Unterbrechung unter dem Arco del Deán, der alten Brücke über dem steinigen Bett der Straße, zu beiden Seiten von kleinen Fließen geschmückt. Ich bleibe stehen und betrachte den Brückenbogen mit der tiefen Ehrerbietung, die ich allem bewahre, was ruhmvoll und unnütz ist, sei es nun ein römischer Zirkus oder eine in den Ruhestand versetzte Schauspielerin.

Digitized by Google

Von hier aus zur Pension Goya sind es nur noch wenige Schritte. Ich komme auf einen kühlen kleinen Platz; da empfängt mich ein großes dunkelgraues Haus, ganz willkürlich von vielen kleinen Fenstern durchlöchert, die auf der Mauer verstreut sind. Zweifellos hatte der Erbauer beim Entwerfen des Plans vergessen, dem Hause Licht und Luft zu geben; und um dann später seinen Fehler wieder gut zu machen, öffnete er in aller Eile, da und dort, Lucken für Wind und Sonne, die nicht einmal so anmaßend sind, die Anzahl der Stockwerke genau angeben zu wollen. Die Hauswand ist wie ein großer Bettlermantel, der durch langes Tragen Löcher bekam.

Durch das breiteste Loch ist feine Unterkleidung aus Spitzen zu sehen: ein weißer Vorhang teilt sich in der Mitte; zwei Frauenaugen sehen hervor. Vielleicht sind es die von Carlota, doch kenne ich meine Schülerin noch nicht. Es ist heute meine erste Stunde. Sie las meine Anzeige in der Zeitung; und ohne daß etwas anderes vorhergegangen wäre, forderte sie mich auf, ihr bei den Vorbereitungen zu einer gewissen Nachprüfung behilflich zu sein.

Im Hausflur begrüßt mich vertraulich ein Papagei. Ich antworte auf den Gruß mit Bewegungen, die einem Flügelschlagen so ähnlich als möglich sind, um damit die Artigkeit meines Kameraden aus einer andern Tiergattung zu erwidern. Dann beginne ich, eine breite Treppe hinaufzusteigen. Eine große schwarze Katze geht vor mir her; vielleicht mit der Absicht, mich anzumelden. Auf dem ersten Treppenabsatz sagt mir ein altes Weiblein, mit ihrer Brille in einen Band Rocambole versenkt, wo das Zimmer Carlotas zu finden sei.

Dort erwartet mich meine Schülerin bereits an der Schwelle.

„Ich sah Sie kommen. Sicherlich sind Sie der Lehrer."

Es ist die Frau vom Fenster. Nachdem wir uns flüchtig einander vorgestellt haben, setzen wir uns schweigend nieder. Dieses Schweigen währt mehrere Minuten. Ebenso wortlos als langsam fangen wir an, uns gegenseitig in Augenschein zu nehmen. Verschämtheit lenkt unsere Blicke, die sich zuerst gefunden hatten, voneinander weg; und während ich vorziehe, meine prüfenden Beobachtungen bei den schwarzen Locken Carlotas zu beginnen, beginnt sie bei meinen Füßen. Unsere Augen gleiten in entgegengesetzter Richtung über uns hin.

Als ich so weit bin, mich in die Härchen ihrer Lider zu verstricken, scheint sie mit der violetten Farbe meiner Strümpfe sehr ernsthaft be-

Digitized by Google

schäftigt zu sein. Einmal treffen sich unsere Blicke wieder: Ich folge der zur Sinnlichkeit reizenden Linie, die an ihrem Halse beginnt und sich kühn an den Hüften verbreitert. Und gerade hier finden mich ihre Augen, die ihre Reise schneller beendet hatten, und die meinigen suchten. Sie wird sehr verlegen, als sie fühlt, daß meine Blicke sie an dieser Stelle liebkosen; und von nun an betrachtet sie, mit größter Aufmerksamkeit, die Steinfliesen am Boden des Zimmers. Ich aber versäume nicht eine Linienwellung ihrer Gestalt und will den Weg, den meine Augen nahmen, nicht unterbrechen und bis zu Ende gehen. Und da gewahre ich ein Zeichen leichter Unruhe: Carlotas Füße malen kleine Schnörkel auf den Boden.

„Mama ist ausgegangen ... Sie wollte mit Ihnen sprechen. Wollen Sie ein wenig warten?"

Dann beginnt Carlota einen Studienplan zu entwerfen. Sie weiß fast gar nichts mehr von Algebra. Der Geometrie steht sie feindlich gegenüber. Sie wollte rasch einige Lehrsätze durchnehmen ... Es fehlen noch April und Mai bis zum Examen.

Sie spricht mit einer so ausgeprägten, unbestimmten Flüchtigkeit, daß sich mir durch das Netz ihrer Worte hindurch ihre Gedanken offenbaren, die sehr fern vom Zwiegespräche weilen. Ich lasse dem Faden ihrer Rede freien Lauf, und verknüpfe ihre Gedanken mit den meinigen. Carlota erinnert sich nun an die verwegene Wanderung meiner Blicke über die Wellenlinien ihres Körpers. Jetzt plötzlich hat sie gedacht, daß ich durch das grau-silberne feine Gewebe ihrer Strümpfe zartes schwarzes Moos entdecken konnte; und sie errötet heftig. Ich sehe jetzt nur ihre Augen, während sie scheinheilig von Gleichungen mit zwei Unbekannten redet... Kein Lehrer und keine Schülerin aber – so schamhaft sie sein mögen – werden rot, wenn sie von Gleichungen sprechen, sei auch die Anzahl ihrer Unbekannten noch so beunruhigend groß. Später erscheint das Rot auf ihren Wangen wieder, als sie mir vom Wert des ‚π' erzählt: vielleicht ist sie argwöhnisch wegen des langen Verweilens meiner Blicke auf den spitzen Gipfeln ihrer Brüste, die drohen, die Bluse zu durchlöchern.

Um den Wärmegrad des Gesprächs in gegenseitige Übereinstimmung zu bringen, stelle ich mir nun meinerseits vor, wie Carlotas Augen über mein nur zweifelhaft gutes Aussehen hinweggewandert sind; und als ich an das Übermaß der Größe meiner Schuhe denke, färbe ich mich mit

Digitized by Google

dem allerlebhaftesten Purpur, der unter meinen Vorräten an Schamgefühlen zu finden ist. Dies edle Kampfgeplänkel des verschiedenen Rot läßt mich Carlotas Studienplan völlig vergessen.

Ich fühle, wie die meinem Berufe gemäße Strenge allmählich erschlafft und fürchte, daß meine ersten Betrachtungen über die sittenstrenge Geometrie entschwinden, in der Leuchtrakete einer ihre Anmut preisenden Schmeichelei. Und so will ich das Zusammensein beenden, indem ich mich erhebe.

„Morgen werde ich mit Ihrer Mutter sprechen. Welche Stunde ist die günstigste?"

„Es wundert mich, daß sie noch nicht wieder zurück ist. Wenn Sie wollen ..."

„Bitte?"

„Ich weiß, von woher sie zurückkommt. Wir werden den Fluß entlang gehen, um sie zu treffen. Wollen Sie mich begleiten?"

„Sehr gerne."

Sogleich fällt mir ein, daß ich hätte sagen sollen:

„Ich bin entzückt darüber."

Aber es läßt sich nichts mehr gutmachen. Ich weiß ein schönes Wort nur dann zu sagen, wenn ein gewöhnliches schon ausgesprochen ist. Sollte ich einmal ein Buch veröffentlichen, werde ich mit seiner zweiten Auflage beginnen müssen.

Carlota verschwindet und kommt sogleich mit einem grünen Hütchen wieder. Beim Hinausgehen ertappen wir die alte Frau, die vorhin ihren Rocambole gelesen hatte, wie sie bei der Türe herumschleicht ... Ohne Zweifel ist sie eben erst vom Schlüsselloch weggegangen, durch das sie über die einwandfreie Sittsamkeit unseres Zusammenseins gewacht hatte. Ein mißtrauischer Blick Carlotas auf die Späherin bestätigt mir das.

Auf der Straße entsteht das dornenvolle Problem, die richtige Entfernung herauszufinden, die mich von Carlota trennen muß. Diese hübsche Schülerin ist mir fast unbekannt; ja schlimmer noch: sie bezahlt mich. Der Fall liegt peinlich. Wenn sie Braut oder Geliebte oder alte Frau wäre – die einzige mögliche Freundin – würde die Entfernung mathematisch genau bestimmbar sein; das heißt: in umgekehrtem Verhältnis zur Anziehungskraft ihrer Blicke und zur Wärmeausstrahlung ihres Fleisches.

Digitized by Google

Oder unmittelbar in gleichem Verhältnis stehend zur Abgeschmacktheit ihres Geschwätzes ...

Aber die Bürgersteige dieses Stadtteils sind so eng und die Pflastersteine so kantig, daß es sich als notwendig erweist, auf die Anwendung aller Formeln zu verzichten, und jedwede Entfernung zwischen uns beiden zum Verschwinden zu bringen. Ohne meine berufliche Würde zu verlieren, nehme ich mit Wonne die zufälligen Berührungen hin, bis wir in die Nähe des Ebro kommen, wo die Breite der Straße die schwierige Frage aufs neue zur Lösung stellt. Und als die schmalen Gassen zu Ende sind, reiße ich mich von Carlotas Seite weg, und lege zwischen uns einen so übermäßigen Abstand – noch ist es mir nicht gelungen, ihn genau zu bemessen – daß meine Schülerin mich überrascht ansieht. Etwas verwirrt, nähere ich mich Carlota wieder und nehme mir vor, unbefangenen Gemüts eine genaue Berechnung anzustellen und die nächste günstige Gelegenheit abzuwarten, um sie mit mehr Zartgefühl anzuwenden.

Alles vergesse ich, als wir zum großen Flusse kommen.

Der Ebro fließt sehr trübe dahin, angefüllt mit Überbleibseln aller Art, die von Überschwemmungen und Stürmen zusammengetragen sind. Verfaulte Baumstämme schleift er mit sich, grüne Zweige, gelben Sand und gestocktes Blut aus Bänken roten Tons, die von wuchtigen Regengüssen durchspült sind.

Über die Steinbrüstung geneigt, bleibt Carlota stehen. Ich, an ihrer Seite, lehne mich ebenfalls hinüber und schweige. Beide verfolgen wir die seltsame Linie einer Angelrute, die unbewegt über stillem Uferwasser steht.

Wir sind bei den Vorbereitungen eines Selbstmords. Ich denke mir wenigstens, daß alle Selbstmörder für einen Augenblick diese Stellung einnehmen ... Und wahrhaftig, ich kann mir nicht erklären, wie man sich hinreißen lassen kann, auf diese Art sterben zu wollen. Denn es ist das immer noch: sich dem Zufall preisgeben. Fast allen gelingt es, ihre Absicht nicht zu erreichen, weil im Wasser immer ein Tau oder ein Brett zum Vorschein kommt. Und es ist auch etwas lächerlich, sich so von der Strömung umherwirbeln zu lassen.

„Man wird wohl nicht lange umhergewirbelt werden", bemerkt Carlota. „Der Fluß glättet im Nu seine Oberfläche wieder. Ihm ist es gleichgültig, einen Zweig oder einen Verliebten zu verschlingen, einen leidenschaftlichen Brief oder ein Pflanzenfäserchen."

Digitized by Google

Carlota hat vom Ebro eine sehr hohe Meinung. Sie sieht in ihm nur einen Sarg für melodramatisch Liebende, ein Auflösungsmittel für Liebesbriefschaften. Ich frage:

„Warfen Sie viele solcher ‚Pflanzenfäserchen' hinein?"

„Ich nicht. Ich las es in Romanen."

„Auch ich habe das nie getan. Ich fürchtete, daß, wenn ich soweit käme, mich dann der Ausbruch des Vulkans im Innern dazu bringen möchte, seine Flammen in der Tiefe der Wasser löschen zu wollen. Der Ebro tat schon oft genug diese tragische Pflicht als Feuerwehrmann. Ich ... ich mache aus den Liebesbriefen immer hübsche kleine Schiffchen, und lasse sie auf einem stillen Teiche schwimmen. Dort wird auch alles weggewischt, und der stürmischen Leidenschaft bleibt ein verinnerlichtes Gepräge."

„Bah! Sie kennen die Liebe nicht, die zum Selbstmord treibt."

„Was ich fürchte ist: mich zum heldenhaften Entschluß durchzuringen, und dann das Tau oder das Brett zu finden. Aus einem Menschen, der den erhabenen Freitod wählte, würde ich mich in einen bescheidenen Schiffbrüchigen verwandeln. Die treulose Woge spielt zu lange mit ihrer Beute, bevor sie sie verschlingt und läßt einem Zeit, zu widerrufen. Und nichts Verächtlicheres gibt es, als einen Selbstmörder, der um Hilfe schreit."

Sie schaut mich lächelnd an, als sähe sie an meiner Nase eines jener Papierschifflein hängen. Zweifellos empfindet sie meine Betrachtungen über den Selbstmord als sehr sonderbar. Vergebens will ich diesen Eindruck verwischen; ich sehe wieder in den Ebro hinab und warte darauf, auf dem großen bläulichen Band ein sinniges lyrisches Telegramm zu lesen. Ich würde damit Carlota überraschen ...

Aber der Ebro ist zu ernst, um für einen Liebesgesang zu begeistern. Er ist ein heldischer stolzer Strom. Den Flug eines Schwarms Spatzen spiegelt er mit weniger Empfindungslosigkeit wider als die grausame – oder wonnevolle – Schändung eines Weibes. Wenn sich diese Brustlehne an irgendeinem anderen iberischen Strome befände, würden mir meine Lehrpläne in Literaturgeschichte jetzt hundert treffliche und feurige poetische Gedanken bieten. Der Guadalquivir würde mir dafür genügen. Der aragonesische Strom aber floß nur selten nach dem Takt von Liebesmusik. Den Kanonendonner zog er dem Saitenspiel vor; den lebhaft scharfen Geist der Volksgesänge dem Hagelschauer dichterischer Verse. Der Ebro begeistert mich zu nichts; es sei denn, daß ich damit

Digitized by Google

begänne, vor meiner neuen Schülerin die Karte der Wasserläufe Aragoniens auszubreiten, oder ihr von Geschichte zu sprechen.

Carlota aber wird vom Fluß zu einer Bemerkung versteckten Spottes angeregt.

„Ich finde, daß der Ebro so kühl macht. Kühl und schweigsam."

„Ja, er macht ein wenig schweigsam."

Ich fühle, daß eine kleine Spinne mich vom Kopf bis zu den Füßen kitzelt. Es ist eine aufrührerische Locke von Carlota. Gehorsam verwandle ich mich in eine Leitung starken elektrischen Stroms und fürchte, eine Entladung hervorzurufen ... Es ist aber so wundervoll, ein solcher Leitungsdraht zu sein, daß ich die Berührungen gern wiederhole. Aufs neue nähere ich meine Schläfen ihrem Nacken; sie aber, ohne sich abzuwenden, sagt mir ruhig:

„Sie haben eine ganz unvollkommene Auffassung von den Entfernungen: entweder eine viel zu große, oder eine viel zu kleine. Versuchen Sie doch ... die mittlere Verhältniszahl zu finden."

Ich will ihr nicht darauf entgegnen, daß in der Liebe, wie bei allem, der Mittelweg – ein mittelmäßiger Weg ist. Ich muß mich an die Technik meines Berufes halten; und ein wenig verwirrt, ohne Carlota zu antworten, trete ich zur Seite.

In diesem Augenblick kommt eine umfangreiche Dame zu dem Steingeländer und bleibt etwas überrascht vor uns stehen. Es ist Doña Dulce, Carlotas Muter.

Nun gebe ich Carlota jeden Nachmittag um sechs Uhr Unterricht. Eine Stunde lang sind wir über den Tisch gebeugt, und es entwirrt sich langsam das Knäuel irgendeines unnützen Polynoms, nur dazu erfunden, um den klaren Begriff eines Lehrsatzes zu verdunkeln. Kindliches Bestreben, die Schüler in einen düsteren Tunnel zu versenken; nicht wieder auszugleichen durch die Befriedigung, zum Licht zurückzufinden.

Für diesen Nachmittag hat uns der Lehrplan ein noch viel mehr verwirrtes Knäuel aufgespart. Während des Spazierwegs durch das algebraische Labyrinth verlieren wir einige Male den Kompaß, und es entschwindet mir endgültig jegliche Vorstellung von Entfernungen: die schwarzen Locken Carlotas verflechten sich wiederum in die schüchternen verwirrten Haare des Fremdenführers, der ich bin. An andern Nachmittagen kam Carlotas Schutzengel, um die Leitungsdrähte wieder zu

Digitized by Google

lösen und die Batterien zu entladen – ein Schutzengel in herbstlicher Menschengestalt, gekleidet in die verblichene Weiblichkeit von Doña Dulce. Doña Dulce pflegte ihren mütterlichen Eifer zwischen unserem Wirrnis vielgliedriger Zahlen und den gesammelten Werken von Galdós zu teilen.

An diesem Nachmittag aber sind wir allein. Die heilige Trockenheit der Geometrie tat das Wunder, alle mütterliche Bangigkeit zu verscheuchen. Doña Dulce ging aus, Einkäufe zu machen; und Carlota blieb wehrlos zurück, ohne einen andern Wall von Dornenstacheln, als eine gewisse launenhafte Empfindlichkeit ihrer Haut, unter deren Schutz die Zellen der Schamhaftigkeit in Ruhe schlafen.

Das Fenster ist geöffnet. Auf dem Mauerrand stehen drei Blumentöpfe und ein Käfig. Auf den Blumentöpfen singen die Nelken ihr altes Lied, und im Käfig blüht als gelbe Rose der Kanarienvogel: zwei lyrische Zufluchtsstätten für unser seelisches Empfinden, das voll von unerträglicher Langeweile, allmählich sich wegstiehlt aus dem trübseligen Reigen der Zahlen. Wir haben nun schon genug von den Schnittpunkten zweier Linien, hartkantig und eckig. Zwischen den purpurnen Flämmchen der Nelken wird sich jetzt eine der drei Seelen Carlotas verborgen halten: ihre sentimentale Seele, die auf das Ende der langen algebraischen Kunststücke wartet.

Meine Schülerin löst stets jede Verbindung mit den Fäden ihrer sinnlichen Empfindungsfähigkeit, bevor sie ihr Gehirn mit der Wissenschaft in Berührung bringt. Befreit von störenden Wellen, die im Herzen ihren Ausgang nehmen, erkennt sie dann klarer die Beziehungen zwischen den rein geistigen Begriffen.

Nur die reine Vernunft ist in ihr tätig ... Oder der reine Instinkt, der unfähig ist, zu den Nelken oder dem Kanarienvogel sich hingezogen zu fühlen. In Carlota verbleiben nur Euklid und das Weib. Alle dazwischenliegenden Verbindungen sind unterbrochen. Aber der gute Euklid ist noch wenig Freund von Carlota; und der Instinkt ruft heimlich seine alten Freunde herbei, die ihm Kupplerdienste tun: er ruft ein warmes Lüftchen, vom Hauch des befruchtenden April; er ruft das Schweigen, das durch erneutes Trillern des Vögleins noch mehr zum Bewußtsein gebracht wird; er ruft das lauschige Dämmern des Zimmers zu Hilfe, die Neugierde der Jugend, die treue Kameradin des Glücks. Und zuletzt noch jene ungewissen grausamen Zweifel der blühenden Jungfrau, die

Digitized by Google

fürchtet, ihr Lämpchen erlöschen zu sehen, bevor der Bräutigam sie suchen kommt ...

Ein Finger Carlotas hackt sich in einen meiner Finger ein. Nachher, unter dem Vorwand, den kühnen Eindringling zu retten, schiebt sich ein zweiter Finger in die Bresche; und später noch einer. Und alle sind gefangen in der stumm pressenden Falle.

Ich habe Angst davor, den Kampf fortzusetzen. Um mich zu verteidigen und um zu entkommen, nehme ich Zuflucht zu wirksamer Kriegslist und berge mich tief in klug gelegten Gräben. Ich halte mich an einen Kunstgriff der Mystiker. Mit verzweifelter übermenschlicher Anstrengung der Vorstellungskraft gelingt es mir, ganz körperlich den Eindruck zu haben, nicht mehr Carlotas lebenswarmes Fleisch zu berühren, sondern ihre kalten, von aller Wollust abgeschälten Knochen. Es glückt mir, ein Gerippe an meiner Seite sitzen zu sehen, das an seinem eigenen vertrockneten Knochengerüst Geometrie studiert.

Ein wirrer Haufen geheimnisvoller Trödler kommt herbei, um mir Bilder von Valdés Leal zum Kauf anzubieten, aus denen die Skelette herausspringen und mir die Hände drücken. Sie alle tragen Carlotas grünes Hütchen. Die Kälte ihrer Fingerknochen dringt in mich ein, und ich höre das trockene Knirschen der Rippen. Vielleicht werde ich der Versuchung Herr ... Aber eins der Gerippe schließt mich in seine Arme; und ich, umhüllt entsetzt und blitzesschnell das fürchterliche Gerüst mit Fleisch, bahne den Weg für die Adern des Blutes, bedecke es mit rosiger Haut, und kröne es mit elektrisch geladenen, dunklen Haaren ... Als der Gerippeschädel mir sein erstes Lächeln schenken will – jenes gebrochene, von Friedhofluft umwehte Totenlächeln des ‚pulvis es' – da stößt es schon auf die halbgeöffnete rote Wand der wiedererhaltenen Lippen, und das mißglückte Grinsen löst sich lieblich auf in süßen Honig.

Das Skelett von Valdés Leal verschwindet unter dem geschmeidigen seidenweichen Fleisch Carlotas. Meine asketische List war zu weit gegangen: nichts erweckt uns stärker das Bewußtsein zu leben, als Furcht vor der lauernden Sense des Todes.

Und schon ist meine Schülerin aufs neue mit ihrer Körperlichkeit bekleidet, immer mehr und mehr verführerisch. Doch in der Eile vergaß ich jeder andern Kleidung, und so muß ich ihre prächtige Nacktheit ungefährlich für mich machen. Die kubistischen Formen sind mir lieber

Digitized by Google

als die asketischen. Picasso, der Kubist, ist mir lieber als Valdés Leal. Rasch verwandeln sich Carlotas Arme in Zylinder; die Brüste werden zu kleinen Pyramiden, was besser ist, als wenn sie Kugelsegmente wären, die eine so gefahrvolle Rundung haben; die Schenkel verwandeln sich zu umgekehrten abgestumpften Kegeln ... Ich übertrage auf den Körper Carlotas die ganze Rüstkammer der Figuren unseres Buches. Alles an ihr ist jetzt eine Sammlung von Aufgaben über die Formen des Raums. Sie badet sich in allerreinstem Wasser. Über ihre Haut können nun die zartempfindlichsten Schwämmchen gleiten, ohne von Sinnlichkeit feucht zu werden. Sie ist jetzt reine Geometrie; einer reinen Statue so ähnlich als möglich.

Aber indem ich die Entfernung verkürzen will, zerstöre ich wieder mein ganzes Werk. Ich will – kindlicherweise – meinen schematischen Entwurf ein wenig verbessern; will die Härte einiger Umrißlinien runden... Und Sphären, Zylinder, Polyeder und stumpfe Konen beginnen anzuschwellen, einzusinken; ihre scharfen Kanten zu verlieren; sich in geschmeidige Hüllen zu bergen; aus ihrer kristallenen Ewigkeitsform heraus, in das zerbrechliche gläserne Gewand der Stunden einzugehen; sich aus reiner Geometrie umzugestalten zu der Wollust erweckenden Vergänglichkeit von Carlotas Fleisch ... Eine Wandlung vom kubistischen Picasso zum genialen.

... Der Instinkt ist stärker; er siegt immer über die Vernunft. Keine Schlauheit gilt wider das Begehren. Demütig will ich Carlotas Finger Glied um Glied erobern und ihre Hände Finger um Finger.

Ich erinnere mich jetzt meiner früheren Versuche in Wärmemessungen und schätze ab, in welchem Grade Carlotas Finger empfänglich sein werden. Ich kenne die genauen Angaben über Wärmeleitung vieler Arten von Metall- und Holzstäbchen, die an einem Ende erhitzt wurden ... Aber die Schulstube rechnete nicht mit diesen Rundstäbchen rosigen Fleisches; und so las ich nie auf den Übersichtstafeln die Messungszahl ihrer Leitungsfähigkeit. Es muß sich aber um eine sehr hohe Ziffer handeln.

Ich fühle ihr Blut in mächtigen Wellen hin und her die Arme durchlaufen. Ihre Gelenke zerschmelzen in meinen Händen und strahlen Hitze aus, anstatt sie aufzusaugen. Ich habe das Empfinden, daß das Erreichte über die Vorausberechnungen hinausging; und daß ein so gut geglücktes Experiment noch weit günstigere Anwendungsmöglichkeiten gestatten werde.

Digitized by Google

Das Fenster ist offen; die Türe halb geöffnet; der Schutzengel kommt wohl bald wieder ... Aber die Zellen der Schamhaftigkeit schlafen mehr als je. Hier sind ihre Arme, nackt, heiß, leuchtend. Lebendige Kabel, durch die bis zu meinen Schläfen das hastige Pochen des Herzens gelangt, dieses bewundernswerten Triebwerks der Lust.

Schwer ist es, der mächtigen Strömung Einhalt zu tun. Auf Carlotas Augen legen sich die Lider wie zwei Wolken und löschen ihr schwarzes Funkensprühen. Die Augen sind die ersten und letzten Wehrschanzen des Instinkts. Sie sind es, die die Belagerung eröffnen; sie sind es, die, wenn der Kampf zu Ende geht, sich in die Schützengräben hinter ihren Lidern ducken, um Sieg oder Niederlage nicht mit ansehen zu müssen. Die Hände sind es, die flinken, stummen, die den Vertrag unterzeichnen. Die Leidenschaft beginnt in der Netzhaut; dann aber gefällt sie sich darin, blindlings vorwärts zu schreiten.

Carlota schließt die Augen. Als sie sie wieder öffnet, ist die Geometriestunde zu Ende ... Und die Liebesstunde auch.

Es ist sechs Uhr, aber ich will Carlota ungeduldig werden lassen. Es gefällt mir, wenn ich sie zwischen liebreizendem Lächeln und abweisender Gebärde hin- und herschwanken weiß. Ihre Versuche, verächtlich sein zu wollen, sind köstlich.

Jede Minute wird sie jetzt die Vorhänge heben; wird zur Türe eilen, sie halb öffnen ... Sie wird kurze Zeit das Buch vornehmen; es wieder liegen lassen, zum Fenster zurückkehren; und wird eine Miene völliger Gleichgültigkeit ausprobieren, mit der sie mich empfangen will. Sie sollte mir für diese Verspätungen dankbar sein, denn sie wird dabei geistig regsamer; und zugleich mit dem Unwillen, quillt ihr auf die frischen Wangen ein heißes Rot, das die Küsse so brennend macht.

Um mich noch mehr zu verspäten, werde ich mit dem kleinen Mädchen plaudern, das wie an andern Nachmittagen mit Sandhäufchen spielt. In ihrem kleinen runden Gesichtchen ist kaum Platz für einen Kuß. Nachher wird mir Sand zwischen den Zähnen knirschen. Ich werde ihr die Tüte mit Süßigkeiten schenken, die ich für Carlota kaufte; werde mich dann an dem naschhaften Mündchen im Küssen üben ... und Carlota wird bei dem Geschäft gewinnen. An jenes andere ältere Mädchen, die sich auf dem Balkon dort über mich lustig macht, möchte ich mich mit

Digitized by Google

einer Entlehnung aus Ollendorf wenden: Dir kann ich keine süßen Bonbons schenken, aber ich kann dir süße Worte sagen.

Jenes spöttische Mädchen erinnert mich an eine andere Carlota. Diese ging auch weiß gekleidet und war die erste Frau, die ich von meinem Schülerfenster aus sah. Es war ein so trauriges Fenster, daß, wenn man es öffnete, sich auf den Garten eine finstere Rauchwolke von Schatten hinab ergoß; ein so stummes Fenster, daß, wenn einmal mein unbefangen fröhliches Knabenlachen erscholl, es nackt und von Pfeilen feindlichen Schweigens durchbohrt, einsam in der Luft verblieb und schüchtern zurückfloh in meine Brust.

Die Stimme wurde mir dünner zwischen diesen kalten tötenden Steinen; und doch begannen in mir bereits die ersten grünen Knospen aufzukeimen. Und eines Tages sah ich nicht mehr in den Garten hinab, wo jedes Fenster ein echtes Bild des Greco war; und sah hinaus auf die helle breite Straße, wo die Sonnenstrahlen mit den blonden Lockenhaaren der Kinder spielten. Dort fand ich meine erste „Lotte" ... Und immer, sobald ich nur in Gedanken wünschte, daß sie käme, sah ich sie nahen. So übervoll von Kindergeschrei war die Luft, daß ich niemals ihre Stimme vernahm, oder vielleicht sagten wir uns dort nichts. Ich weiß nur noch, daß wir nicht darüber verwundert waren, uns zusammen zu sehen; und wir dachten nie an Alberts Schatten.

Jeden Morgen sprang ich dort zum Fenster hinaus, wenn die Straße schon gewaschen und gekämmt war und uns frisch und froh empfangen konnte. Eng aneinander geschmiegt, kamen wir zu einer Laubgrotte, wo die Sonne kleine goldne Kringeln auf den Boden malte. Es gefiel uns, zuzusehen, wie sie auf dem Rasen hin- und herhuschten, auf der Flucht vor den haschenden schwarzen Fingern der Zweige. Und wir lachten über die Furcht, die die Vöglein vor den dunklen Wölkchen hatten. Es war so süß, in jeder Minute unserer Liebe zu vergessen, und in jeder Minute ihrer wieder bewußt zu werden.

Eine zwischen Fichten verborgene Bank lud uns zur Ruhe ein. Dort trieben dann die Bäume ein neckisches Spiel und stachen uns ihre kleinen grünen Pfeile ins Genick. Ich preßte Carlotas Händchen, seidenweich vom Spiel mit blonden Sonnenstrahlen; und manchmal führte ich sie an meine brennenden Lippen, die ihnen duftenden Nardensaft entlockten.

Sie brachte mir Ossian mit, ihren Lieblingsdichter; und mit einer Handbewegung forderte sie mich auf, zu lesen, damit ich ihr sagen solle: „Ich

Digitized by Google

werde lesen ... doch nur um mit meinen Augen der Spur der deinigen zu folgen."

Dann kam stets ihr liebliches Schmollen, das ich so oft hervorrief. Es folgte immer meiner Lockung: wie jener Straßenjunge, dem ich einen Bonbon von der Ferne zeige. Von ihr aber verlangte ich anderes Naschwerk. Ich wollte das Spielzeug ihrer warmen Händchen, um mich am Kitzeln der zehn rosigen Zünglein zu ergötzen. Ich gab ihr das Buch zurück, ohne es loszulassen ... und so klein war das Buch, daß es sich in den hohlen Händen verlor. Unsere Finger wurden zum lebenden Blumengewinde, umschlängelten den Dichter Ossian, und ließen ihn vielleicht erröten. Zwei Gewalten waren es, die auf ihm einen erschöpfenden Kampf ausfochten. Manchmal schwelte in der Luft ein Kuß, dessen ganze Süße wir uns nicht zu nehmen getrauten.

Ich hatte mir immer eine solche Liebe erträumt. Es gefiel mir, daß sie „Charlotte" hieß, weil sie mir von Kindern umringt zum erstenmal erschienen war. Und ich wollte auch, daß sie fröhlich und sehr folgsam sei ... Die Farbe ihrer Augen kümmerte mich nicht, denn die Akazien würden sie grün machen. Und zwischen ihren Augen und den meinigen würde die Sonne goldene Fäden spinnen, auf denen wild unbändig unsere Kinderliebe tanze.

... Sieben Uhr. Ich werde rascher gehen. Kaum noch werde ich die Kinder und die Fenster betrachten ... Diese Hauswand ist neu. Sie hat nicht, wie jene andern, Wappen und Wasserspeier. Jene haben ihre Legenden und Adelsbriefe: es sind Häuser für Gelehrte. Diese neugeborene aber ist für Dichter bestimmt: sie wartet darauf, daß einer von ihnen ihre Legende schreibe.

Unter diesem Hauseingang steht ein einsamer Tisch. An ihm sitzend, sollte ich meine Lippen geschmeidig machen für den Kuß ... Es gibt da Wein, der wunderherrliche Gedichte singt. Ich werde mich eine kleine Weile niedersetzen.

Jetzt wird Carlota ihre nackten Arme von sich strecken und ihre zarten kleinen Brüste erzittern machen. Ich kenne dieses heiße Beben ihrer Arme, wenn sie mir eine flüchtige Umschlingung versagen wollen. Jetzt ballt sich über ihren Augen die dunkle Wolke ... Ich fühle Carlota herankommen, um von meinen Lippen mit den ihrigen den Wein, ihren verhaßten Feind, hinwegzureißen. Zum Lohne aber würde sie mir ihre

Digitized by Google

Augen zu trinken geben, die niemals sich erschöpfen lassen; sie würde mir ihre Wangen reichen zum Biß.

... Acht Uhr.

Zwei Stunden auf Carlota zu warten, sind viele Stunden. So erhaben ist sie jetzt in mir, daß wenn ich nun zu ihr käme, ich sie nicht erkennen würde. Dieses Abbild darf ich nicht entweihen, indem ich es mit dem Urbild vergleiche. Es wäre grausam, jenes zerstören zu wollen.

Ich werde Carlota meine Stunden an solchen Nachmittagen geben müssen, an denen ich nicht daran dachte, sie sehen zu dürfen.

Dieser Strom war immer Grenzlinie zwischen zwei Teilen der Welt. Jetzt trennt er zwar nicht mehr Iberien in zwei Hälften; aber ich wenigstens fühle mich hier in zwei Menschen zerteilt. Am mittelsten Bogen der „Steinernen Brücke" fängt der zweite an, sich vom ersten loszulösen. Und wenn ich auf das andere Ufer komme, wo schon keine Neugierigen mehr um uns sind, wird vom Lehrer kaum noch ein schwacher Schatten übrig sein, gekrönt von zwei glänzenden Scheibchen: die Brillengläser über dem schwarzen Anzug.

Auch Carlota erleidet eine tiefgehende Wandlung. Auf dem andern Ufer drüben wird nur noch eine ganz dunkle Erinnerung davon übrigbleiben, daß sie eine Schülerin ist.

Die Brücke ist lang, und man hat Zeit, die Entwicklungsstufen der beiden Verwandlungen langsam auszukosten. Carlotas Stimme, die im Innern der Stadt ernst und nachdenklich klang, beginnt auf der Brücke über das Geländer zu hüpfen, sich gegen den Wind anzuwerfen, und will ihn besiegen: sie ist eine hellklingende Flötenmelodie über den dumpfen Saitentönen einer riesigen Baßgeige. Einige schwächere Laute, vom Brausen des Windes zurückgeworfen, fliegen wieder in Carlotas Brust, die voll ist von luftigen Klängen.

Entzückend ist, zu beobachten, wie sie ihre gemessene Zurückhaltung als Schülerin verliert, und sich zur Geliebten wandelt. Auf dem Wege von Hispania Ulterior nach Hispania Citerior wird all ihre schamvolle Schüchternheit vom Wind hinweggefegt. Es ist ein wollüstiges Entkleiden nach dem Takt meines Lachens, das den Kontrapunkt singt. Die kleinen schwarzen Nattern, die von Carlota mit mehr als einer Stunde Arbeit auf die Schläfen gezähmt werden mußten, sind in einer Sekunde vom Wind zu wildem Flug geschleudert. Der Rock, der sich unter ihren Knien

Digitized by Google

schloß – jetzt jeder Kühnheit ein versperrtes Tor – ist um ihre Schenkel gewunden; sorglos die herrlich ragenden Doppelsäulen entblößend, die vom Silbergrau der Strümpfe umkleidet sind. Der Wind ist immer ein mutwilliger Knabe, der heimlich durch alle Spalten lugt, und alle Türvorhänge lüpft.

Und während Carlota bemüht ist, ihre wilden Nattern einzufangen, oder ihr aufrührerisches Kleid in Ordnung zu halten, indem sie es zwischen die Knie klemmt, bauscht sich das leichte Gewebe ihrer Bluse auf, und füllt sich an mit kühlem Wind, der durch den anmutigen Engpaß rosenfarbenen Fleisches gleitet. Und über jedem der erzitternden Hügel wölbt sich ein anderer aus feiner Seide, der zu zerreißen und das bezaubernde Gefängnis zu öffnen droht. Endlich gelingt es Carlota, ihre Abwehrmittel gut zu verteilen. Mit der einen Hand hält sie den wehenden Flug ihrer Brüste zurück; mit der andern verteidigt sie die Kapitäle der Säulen, auf denen das sinnenfrohe Bauwerk ihres Körpers ruht: ihre Haltung ist jetzt die der kapitolinischen Venus.

Carlota hatte, als wir auf die Brücke kamen, über die Gleichheit von Vielecken zu reden begonnen; doch spricht sie jetzt vom Selbstmord Ophelias. Der Selbstmord ist ihr Lieblingsthema. Ich behaupte, daß Ophelia sich nicht um jenes Prinzen willen töten konnte, der Gespenster verfolgte, und den Schauspielern gute Lehren gab. Der Wind trieb sie hin zum Teich von Elsenor, sie verlor den Boden unter den Füßen; und das Wasser zog sie hinweg, gleichgültig, und verschluckte sie. Das Drama nahm einen sehr gewöhnlichen Anfang, was Shakespeare uns nur nicht berichten wollte. Die Frau trug in jenem Jahrhundert viel zu schwerfällige Gewänder, als daß ihre Beine jugendliche Behendigkeit hätten bewahren können. Ophelia ging wohl nur zum Teich, um eine Libelle zu fangen, und stolperte über den Rocksaum ... Als sie sich dann ans Schilf des Ufers klammern wollte, da hatte das nasse schwere Tuch schon ihre Füße gefesselt. Nur diesem Unfall verdanken wir eine ausgezeichnete Tragödie.

Carlota will dieses Fehlen von Ehrerbietung nicht gelten lassen. Sie ärgert sich stets, wenn ich die Ursache eines erhabenen Geschehens für eine ganz alltägliche halte. Ein anderes Mal erzürnte sie sehr darüber, als sie von mir hören mußte, daß ich einige Gesänge der „Hölle" einem Überfluß an Galle bei Dante Alighieri zuschrieb. Carlota pflegt die von der Kunst erschaffenen Frauen mit mehr Nachdruck zu verteidigen, als

Digitized by Google

die durch den Zusammenprall der zwei Geschlechter entstandenen. Ihre besten Freundinnen sind nicht von dieser Welt.

Ich aber will die Schatten solcher Frauen wegscheuchen von Carlota. Sie raubten mir an jedem Nachmittag eine Menge von Worten, die mir für immer verloren sind. Denn es ist mir lieber, wenn Carlotas Reden keinen Sinn haben; wenn alle ihre Sätze nur aus reinen Klängen bestehen, an denen ich – wie im Hörsaal – Tonstärke, Tonhöhe und Klangfarbe studieren kann. Es kommt mir nicht darauf an, was die Worte sagen, sondern was sie singen. Manchmal sind ihre Worte ganz meine eigenen Worte; wenn auch auf so wunderschöne Weise in eine andere Tonart übertragen, daß ich selbst sie nicht wieder erkenne. Ich trage einen fein empfindenden Schallboden in mir, der nicht durch den Inhalt der Worte in Schwingungen gerät, sondern durch ihren Klang. So mißachte ich auch den Wortlaut des Textes beim Singen; und es ist mir lieber, die Stimme allein zu vernehmen. So studiere ich, bei lebhafter Rede, die kurzen flinken Wellen; und die langen trägen, wenn die Rede langsam fließt ... Wohl ist es schlimm, von irgendeiner Freundin Sätze zu hören, die sie einem Liebesbriefsteller entnahm; und doch ist es so schön, dem Klang ihrer Stimme zu lauschen. Allein in der Stimme ist ihr Geist enthalten; und allein durch sie werden wir wissen, wenn sie keinen Geist hat.

Jeder Windstoß peitscht und zerreißt nach Laune unsere nebeneinander herlaufenden Monologe. Vergeblich bemühen wir uns, sie zu einem Dialog zu vereinen. Carlotas Selbstgespräch, zerbrechlicher als das meinige, wird gar völlig auseinandergesprengt. Und während eines ihrer langen Umstandswörter, mit der Endung „weise" an meine Hand, die ich hob, um den Hut festzuhalten, anstößt und in zwei Teile zerbricht, ringeln sich zwei hübsche Beiwörter fest in meine Ohren hinein; und eine Frage fliegt weit weg von uns, sich eine Mauer suchend, von wo aus sie zurückhallen könne, um die Antwort zu bringen. Doch sie findet keine solche Mauer, und verliert sich in dem langen Zug der unbekannten Echos, bis ihr Fragezeichen, wie ein Bischofsstab, an einem Aste hängenbleibt. So sprüht ein Sträußchen Tropfen hinweg, von den zerzausten Wasserhaaren eines Springbrunnens. Um Carlotas Selbstgespräch wieder richtig zusammenzusetzen, müßte man eine lange Erfahrung im Lösen von Namengedichten haben; und im Ergänzen jener Rätselsätze, bei denen die Konsonanten nicht angegeben sind. Kaum noch umschwebt uns ein wirrer Schwarm von Vokalen.

Digitized by Google

Auf dem entgegengesetzten Ufer breitet sich eine dichtbelaubte Baumpflanzung aus, von der jeder Stamm die Marter einer Tätowierung erlitten hat: ein jungfräulicher Wald, geschändet durch rhetorische Pfropfreiser. Das vergängliche Begehren erbaute dort sein Nest unter den gleichgültigen Zweigen, die den schonungslosen Blick des Blaus in der Höhe nicht auf den Boden dringen lassen. In jedem Stamm sind zwei Namen eingeritzt und ein Datum: die einzigen Überlebenden aus dem Schiffbruch einer Liebe. Die Baumpflanzung ist ein reichhaltiges Archiv von Minuten, die niemand wieder erleben kann: eine glänzende Auswahl von Liedern der Leidenschaft, die von keinem Forscher mit ihrem Original verglichen werden.

Ich weigerte mich stets, meine Liebe in dieses Album einzutragen, das durch so viele Fehler in der Rechtschreibung entheiligt ist; in dieses Album, das mit einer aufdringlichen Beständigkeit dem Strome sein herrliches Unbeständigsein vorzuwerfen scheint; die Bäume dort haben die ganze lächerliche Wichtigtuerei eines alten Archivars.

Es widerstrebte mir immer, von Liebschaften ein Verzeichnis anzulegen; und viel lieber schreibe ich meinen Namen in fließendes Wasser, weil irgendeine unbekannte Schöne doch immer ans Ufer kommt, um eine Muschel aufzunehmen, die an ihrem Ohr erklingt. Ich schreibe meine Verse viel lieber in die Luft; dann trägt der Wind sie fort: hängt über eine unbekannte Tür die goldnen Traubenbüschel meiner Phantasie.

Nahe am Wasser liegt ein Haufen weicher Blätter, auf dem wir uns niedersetzen, Carlota und ich. Wir sehen zu, wie das Orangenrot der untergehenden Sonne durch das grüne Sieb der Zweige sickert; wie das gelbe Licht über die grauen Stämme schleicht. Dabei erinnere ich mich an Hunderte von Bildern, die man in hundert Ausstellungen zu sehen bekam. Dieses Gemälde hier ist aber nicht so vollendet wie jene; aus den „Lichtwirkungen" ist nicht so viel herausgeholt. Die Natur wird es müde, ihre hohe Kunst immerfort zu wiederholen; und überläßt zahllosen jungen Malern die Arbeit, Abenddämmerungen immer aufs neue herauszugeben.

Ich schaue auch gerne auf die roten und gelben Steinchen, die ständig von einem dünnen Wasserfaden beleckt werden, der sich vor unseren Füßen schlängelt. Neugierig hebe ich einen großen Stein auf, der hinter meinem Rücken liegt; und ein Gewimmel von kleinen Würmchen kommt zum Vorschein, die sich zornig dagegen wehren. So tief ist die Stille

Digitized by Google

– es schlafen der Wind und der Fluß –, daß ich die feinen Stimmchen höre, die den Störenfried verfluchen.

Dem feierlichen Schweigen soll feierliches Reden folgen. Alles um uns her ist bereit, es zu empfangen; nur ich nicht.

Noch niemals war eine erste Heldin, bei ihrer großen Ansprache, von einem so auserwählten Szenenaufbau umgeben. Den Bühnenhimmel bilden zwei scharlachrote Wolken, die sich in einer stillen Wasserstelle schaukeln, wie in einer mit feinen Spitzen ausgelegten Wiege. Der Vorhang im Hintergrund zeigt eine schöne Darstellung der altertümlichen, von Kuppeln gekrönten Stadt. In der Mitte erhebt sich ein prächtiger Bau, an jedem Ende von einem hohen Turme bewacht. Der Bühne gegenüber haben sich die Zuschauer aufgestellt, ehrerbietig und schweigsam: mehrere dichtgedrängte Reihen von Erlen.

Carlota kann nun ihre bedeutsame große Rede beginnen, die am Brückengeländer nicht zustande kam ... Die Heldin ist darüber aufgebracht, weil der Geliebte so oft ferne von ihr weilte.

Während die Ansprache der Heldin ertönt, hüllt der Liebhaber sich in Schweigen, um der Stimmen seines Innern zu lauschen.

Es beginnen in mir jene Gedanken lebendig zu werden, die man allumfassende nennt; wohl weil sie alle Gehirne umfassen, wenn der große Überdruß gekommen ist.

Der Strom und die Zeit, sie wenden nie den Kopf. Die wahre Treue heißt: zu entfliehen wissen.

Die andere Treue ist ein vergebliches Mühen, die Langeweile zweier Menschen zu einer einzigen zu binden.

Das Schöne ist: sich vom Fluß der Stunden treiben zu lassen. Das ist der getreue Strom.

Jeden Tag mehr allein zu sein, um jeden Tag mehr stark zu sein.

Und so weiter – –

Es folgen sich, mit den beschneiten Häuptern, alle die alten Gedanken. Wenn ich die Schleuse offen lasse, werde ich mit fortgerissen werden von dem brausenden Sturzbach, der jedem beliebigen Band von Nietzsches Lehrgedanken entströmt.

Bis Carlota ihre Rede endet, werde ich weiter die leichte Wellenbewegung im Flusse betrachten: Jetzt verschlingt das Wasser vertrocknetes Astwerk, das Gerippe eines verunglückten Bäumchens. Ich fühle in mir das leichte Schürfen einer jeden Minute, die die Schiefertafel meiner

Digitized by Google

Leidenschaften beleckt, und auswischt deren letzte Bilder ... Aber das Schwämmchen hört für kurze Zeit mit seiner emsigen Tätigkeit auf, vor dem schwarzen Funkeln der Augen Carlotas. Beim Leuchten ihrer Blicke – nicht ihres eintönigen Vortrags wegen – zieht an meinem Geist diese kleine Geschichte von zwei Monaten vorbei, der man ein Nachwort schreiben sollte, bevor sie endgültig verschwindet.

Denn es ist ein unvollständiges Erlebnis, das man unmöglich den Freunden erzählen kann; die verlangen, daß eine jede Episode sorgfältig zum Kreis geschlossen ist. Wie bei den früheren Romanen, muß man bei jedem Feuerwerk die am lautesten donnernde Rakete für den Schluß aufbewahren ... Und ich finde jene Rakete nicht. Das leuchtende Sonnenrad dieser Tage wird in Schatten und Schweigen verlöschen.

Sogar an Carlota selbst erkenne ich das mißliche Ende ihres Romans... Das Bewußtsein der jetzt erlittenen Niederlage verrät sich in ihrem Bestreben, Vergangenes wieder erleben zu wollen. Auch die Dirne erzählt uns stets ihr erstes Abenteuer, mit allen seinen Folgen, wenn sie die Minute der Gegenwart ausgekostet hat. Und Carlota wollte mir schon gestern die Geschichte einer bitteren Enttäuschung erzählen, welcher auch – wie ihrem jetzigen Erlebnis – eine hübsche Schlußbemerkung fehlte ... Ihr gefallen jene Romane, bei denen sich am Ende, wie bei den Gleichungen, alle Unbekannten befriedigend klären. Ich aber ziehe die Romane vor, bei denen es – wie im Leben – kein Vorwort und kein Nachwort gibt; sondern nur gewisse Absteckpfähle für den Anfang und für das Ende. Ein guter Roman bleibt stets unvollendet, weil der Verfasser die letzten Kapitel nicht vom Grabe aus erzählen kann.

Scharf bohrt Carlotas Blick sich in mich ein, weil er das Nachwort der Geschichte in mir lesen will ... Wohl würde ich gerne das Erlebnis mit einem andern schönen Kapitel versehen; Carlota aber versucht, es wieder ganz von vorne zu beginnen, und will dann alle ihre Fehler sorgsam meiden ... Sie wollte mich den langen Weg der bürgerlichen Liebe durchlaufen machen, auf dem nichts anderes für mich zu erreichen wäre, als was auf dem kürzeren Weg, den der Instinkt gegangen ist, schon erreicht werden konnte.

Das Drama ist zu Ende gegangen. Die Lichter der Szene verlöschen, und die Zuschauer verschwinden langsam in der Düsterheit.

Wir kehren schweigend in die Stadt zurück.

Digitized by Google

Ich erwarte sie am Steindamm längs des Ufers.

Sie kommt; ich frage sie mit dem Blick. Carlota antwortet:

„Durchgefallen. Aber du hast nicht die Schuld. Vielleicht war sogar alles nur die Folge übergroßer Vorbereitungen in Geometrie. Denn als man mich in der Sprachlehre nach einer ‚Ellipse‘ fragte, antwortete ich: daß sie ‚beim Durchschneiden eines Konus oder Zylinders‘ entstehe ... Spöttisch sagten sie mir, daß es sich nicht um ein Durchschneiden, sondern um ein Abschneiden handle ... Aus der Fassung gebracht, redete ich dann nur noch Dummheiten. Sieh' her ...“

Sie zeigt mir die Bescheinigung vom Examen. Dann breitet sie das Blatt auf der Steinbrüstung aus und schreibt sehr langsam meinen Namen zwischen den ihrigen und der „Note“.

Darauf nimmt sie das Papier und faltet es mit ruhigem Ernst zu einem hübschen kleinen Schiffchen, wirft es ins Wasser und sagt dabei:

„Es ist alles zu Ende.“

Und der Ebro verschlingt getreulich sein Schifflein von Papier.

Mein Name wird zuerst verlöschen, weil er mit Bleistift geschrieben war.

Berechtigte Übertragung aus dem Spanischen von Eduardo Foertsch

„... DES HEIL'GEN STROMES WELL'N ...“

von

ARTHUR HOLITSCHER

Frühmorgens, wenn in den Kasernen der englischen Garnison die Reveille geblasen wird, geht die Sonne auf über dem flachen, rechten Ufer des Ganges – hier aber, am linken, hoch gebauten, steigen über viele Treppen der heiligen Stadt Benares die Scharen der Frommen zum Strom hinab, um in ihm zu baden.

Vor Dasasamedh-Ghat, der Stelle, an der Brahma dem Strome sein Zehn-Pferde-Opfer dargebracht hat, wartet das Boot, das uns gangesaufwärts die vielen Badeplätze entlang führen wird, bis zum Chauki-Ghat mit dem Feigenbaum, unter dem, auf hohem Säulenbau, der aus dem Wasser emporragt, unter großen gelben Bastschirmen in sich versunkene Mönche und

Digitized by Google

Pilger, gelbgewandet, aschebestreut sitzen – sodann gangesabwärts, den Ruderern des schweren Bootes willkommen, bis zu den spitz und hoch in die Luft stechenden Minarettnadeln der Aurengzeb-Moschee, einem kecken, aufreizenden Bau, der über Pantschganga-Ghat, dem heiligsten Badeplatze, zur Demütigung der Hindu erbaut worden ist – von eben demselben üblen Burschen Aurengzeb, der, aus Mumtaz i Mahals Flanken geboren, seinen Vater einsperren ließ, ein gewaltsamer Eroberer wurde, Herrscher über das gewaltige Mogulenreich, das nach seinem Tod bald auseinanderfiel. –

Pantschganga-Ghat ist die Stelle, durch fünf riesige, aus der Stadt herabführende Treppenfolgen bezeichnet, wo sich der Hindusage nach unterirdisch fünf Ströme im Ganges begegnen.

Alle Ghats, d. h. Badestellen, haben ihre Legenden. Über die abschüssigen Stufen der in weitem Bogen an den heiligen Strom hingebauten Stadt steigen, in bunten Gewändern, am kühlen, golddurchwirkten Morgen unzählige Menschen, Pilger und Einheimische, Heilige und Sünder, Greise, Witwen, Kinder in das noch dunkle Wasser hinab, nur die Sonne aus den Fluten heraus zu begrüßen, das Leben eines Tages zu weihen. An einen Ghat jedoch, von dem immerfort Rauch sich erhebt, steigen Pilger nicht mehr hinunter, sondern werden, in Tücher gehüllt, unter Gesängen und Geschrei getragen: das ist der Verbrennungs-Ghat der Glücklichen, die ihre irdische Pilgerfahrt in der heiligen Stadt beenden durften. Ihre Leichen werden, ehe sie, auf den Scheiterhaufen gelegt, lodern, glimmen und in Asche zerfahren, hier noch einmal bis an die tote Brust in die Fluten des Ganges getaucht, worauf sie das höchste Wesen stracks zu sich in den Himmel emporzieht, an der kleinen, zierlichen Haarsträhne, dem Memento-mori-Zöpfchen, das jedem gläubigen Hindu am Hinterkopf baumelt. Glücklich, glücklich der Hindu, den der Tod in Benares ereilt. Stracks gelangt er in den begehrten Himmel, dem jeder vom Tage seiner Geburt an entgegenlebt. –

Wenn in den Kasernen der englischen Garnison dann mit Schießübungen begonnen wird, sind die Hindu mit Baden fertig und haben, im gelben Wasser stehend oder auf den Steinplattformen der Ghats regungslos sitzend, mit der Anbetung der Sonne, des Stromes, der vielgestaltigen, eines bedeutenden Gottheit begonnen.

Prunkend in majestätischem Leuchten steigt die Sonne über dem Ganges empor. Der Strom führt in seinen schlammig gelben Gewässern Silberwellen, Goldsträhnen, Blumen, Kränze und Gewinde bunter Tem-

Digitized by Google

pelblüten mit sich. Zwischen den braunen Leibern der Badenden, der Untertauchenden, der mit über den Kopf emporgereckten gefalteten Händen aus den Fluten Auftauchenden schwimmen und treiben die frischen Blumen den Strom hinab.

Von der Sonne geblendet, fasziniert, hypnotisiert – geblendet nicht minder vom inneren Licht, steigen die Andächtigen in das seichte Uferwasser des Stromes hinunter, das sich wenige Schritte weit von den Treppenstufen zu gefährlich reißenden Wirbeln verschlingt.

Die verschiedenen Uferstellen, an denen gebadet wird, haben besondere Bedeutung, sind aus bestimmten Gegenden eintreffenden Pilgern vorbehalten, verschiedenen Gottheiten geweiht. Nicht weit vom Zehn-Pferde-Ghat ist Manikarnika-Ghat gelegen, so genannt nach dem Ohrring, den Schiwa hier in den kleinen Teich oberhalb des Ufers geworfen hat. Die Fußspur des Gottes bewahrt den Stein. Dieser Ghat ist heute, am Neumondstage, besonders belebt. Die Badenden haben ihre Gewänder unter den Bastschirmen der Priester gelassen oder in den Strom mitgenommen, um sie vom Wasser heiligen zu lassen. –

An einer besonderen Stelle baden die Witwen. Sie stehen im Wasser, angetan mit ihren armen, dürftigen Tüchern, die um ihre traurigen, abgemagerten Körper klatschen. Sie haben die Augen geschlossen, die Hände gefaltet, sie müssen die Schuld ihres Lebens vor der Geburt büßen: hätten sie in einer früheren Existenz nicht fremde Ehen gestört, Gott hätte sie in dieser nicht Witwen werden lassen. Diese armen Frauen tragen ihr Haar ganz kurz geschoren, man sieht neben alten ganz, ganz junge, Kindwitwen*; das Los dieser ist besonders trostlos; sie sehnen sich nach dem Flammentod an der Seite ihres toten Gatten, der ihrem leidzerwühlten, elenden Dasein wenigstens ein rasches Ende bereitet hätte.

Die fremden Usurpatoren haben den Sutties, von denen rote Gedenksteine und Kapellen am Ufer Kunde geben, wohl ein Ende gemacht, der Barbarei der Kinderehen, der furchtbaren Lage der Witwe in Indien aber haben sie keinen Riegel vorgeschoben!

Langsam streuen die armen Frauen aus kupfernen Schalen Blüten, Blüten in die Fluten vor sich hinaus, neigen den Kopf hinter den betend vorausgestreckten Händen, ihre Lippen bewegen sich leise, ihre Augen sind zu, blind ist ihre Seele ...

* 1924 zählte man: 2500000 Ehefrauen unter 10 Jahren, 112000 Witwen unter 10 Jahren.

Digitized by Google

Das Bad der Männer vollzieht sich heiterer im kraftgebenden Element. Manche wagen sich weit hinaus in den Strom; kräftig vorwärtsstoßend, zerteilen sie die heilige Flut.

Ein Blinder tastet sich an langem Bambusstab hinaus, mit emporgewandtem, lächelndem Antlitz singt er laut, daweil sein Körper immer tiefer im Wasser versinkt. Hier säubern Brahminen, an der Schnur um ihren Leib erkennbar, ihre Gewänder, wringen sie aus, bearbeiten sie mit Klöppeln, ziehen trocknend die Schnur durch die Finger.

Erstarrt und aufrecht, geblendet von der Sonne, den Wasserfluten standhaltend, stehen hier und dort Verzückte, Gebete murmelnd, ganz nahe vor den Rudern unseres vorbeistreichenden Bootes.

Nach dem Gebet waschen sich welche mit Seife aus Kokosfett – Seife aus animalischen Substanzen ist verpönt, das Tier ist ja heilig! – auch sieht man hier und dort Männer und Frauen, die sich über und über mit Gangesschlamm bestrichen haben, die kleine Holzstäbe in den Schlamm stecken, um sich dann damit die Zähne zu putzen.

Wie im Teich der Goldlilien im Tempel von Madura tauchen die Frommen zehnmal, hundertmal unter, kommen immer wieder mit einem neuen Namen des höchsten Wesens auf den Lippen, in der gurgelnden Kehle, an die Oberfläche. Erst der hohe Mittag verdrängt die Andächtigen aus dem Wasser – oder auch die Sorge um den leiblichen Tag jagt sie in die Stadt zu ihren Geschäften zurück, nachdem sie für vierundzwanzig Stunden die Heiligung ihres Körpers und ihrer Seele vollzogen haben.

Hoch sind die Ufer der heiligen Stadt, tief reichen die Abhänge zum Strom hinunter. Riesige Paläste stehen über den Ghats, Herbergen für Pilger aus allen Teilen Indiens, zumeist von den Maharadschas der Provinzen gebaut. Man sieht auf den offenen Altanen, Terrassen und Erkern dieser Paläste nackte Männer turnen, Keulen schwingen, Ringkämpfe, allerlei Körperübungen vollführen. Viele Paläste sind geborsten mit den Umfassungsmauern, den Fundamenten, mitsamt den Kapellen und Türmen, die sich unter ihrem Wall befanden, ins Wasser gesunken, im Ganges versunken. Zur Monsunzeit schwillt der Strom mächtig an, braust stürmisch die Treppen empor, höher zur Stadt und reißt, wenn er zurückweicht, festen Stein, Stockwerke, Hügel, Bäume, Menschen und Tiere mit sich in die donnernde Tiefe.

Digitized by Google

Aus Höhlen, zwischen den Treppenfluchten, Kanälen, die in die Fundamente der Paläste gebohrt sind, sprudelt es grau hervor, Kaskaden von Abwässern der Stadt; Unrat, tote Katzen stürzen zwischen den Badenden am Fuß der Treppe in den Strom hinunter.

Zwischen den Säulenplattformen, die die Treppen und Ghats voneinander trennen, sind Kapellen errichtet, in denen Ganescha, Hanuman, dem dreieinigen Gott Brahma-Wischnu-Schiwa geopfert wird. Die meisten dieser Kapellen sind dem Urgott Lingam, dem Symbol der Zeugung, geweiht. In hundert Varianten, blutrot bemalt, aus schwarzem, aus weißem Marmor, Eisen, Messing, wiederholt sich Lingam das Ufer entlang über alle Ghats, alle Treppenfluchten, Säulenplattformen. Verborgen unter dem Dach eines kleinen nepalesischen Tempels mit Skulpturen obszöner Geschlechtsakte erhebt sich ein kurzer, grauschwarzer Granitlingam, auf den sich unfruchtbare Frauen mit gespreizten Beinen niederhocken, betend, Blumen zwischen den Fingern zerkrümelnd.

Eine Kapelle unter dem Palast des Maharadscha von Gwalior tönt laut von Glockenschlag und Hörnerschall – dort schwingt ein Sadhu, ein nackter Riese mit langem, dickem, rötlichem Haupt- und Barthaar, sein ganzer Körper ist weiß vor Asche, den Klöppel der ehernen Glocke zu Ehren Lingams, der, mit Blumen und Laub über und über bestreut, sich im Allerheiligsten emporreckt: ein abgeschliffener Säulenstumpf, in das kreisrunde Loch des Altars hineingebohrt.

Aus einem hohen, buntbemalten, ganz neuen Haus über dem roten Tempel des Ganesch tönt betäubender Lärm bis an unser Boot herab; Geschrei, Gekreisch, Gesang schriller Frauenstimmen. Seit Wochen sitzen dort oben, in den leeren, eben fertiggewordenen und frischgetünchten Wohnräumen des Hauses, das sie durch den Gesang heiliger Weisen weihen sollen, fromme Weiber, arme Witwen. Der reiche Hausherr, ein Juwelenhändler, wird mit seiner Familie in das Haus einziehen, sobald diese religiösen Trockenwohner ihr gottgefälliges Werk vollbracht haben. Dann wird der Gesang, das Gekreisch aus einem anderen Neubau ertönen ... Viele Hunderte armer Frauen leben von diesem absonderlichen Geschäft.

An einem Ghat schwingen auf den Spitzen hoher, dünner, schwankender Bambusstäbe viele kleine Bastkörbe im Morgenwinde hin und her – die Akasdeas. Zu Ehren der Gottheit, die ihnen himmlisches Licht spenden

Digitized by Google

wird, zünden Gläubige in besonderen Nächten kleine Laternen in den Körbchen an.

Ein Feigenbaum, ein Bô, hier Pippel genannt, wächst, breit und mit herrlichem Laub, hoch oben an der Umfassungsmauer eines Palastes. Eine Prozession hellblau, hellrot, hellgelb gekleideter Frauen, Pilgerinnen aus dem südlichen Madras, kreist unaufhörlich um den Stamm des heiligen Baumes, Gebete singend, mit zarten, andächtigen Stimmen, die wie Vogelgeschrei zu uns auf das Wasser herunter tönen!

Die Sadhus, oft zweifelhafte Gesellen, graubemalte Scharlatane, die es auf Bakschisch und nicht auf jenseitige Seligkeit abgesehen haben, sitzen auf Matten, in Häusernischen, murmeln von Rosenkränzen die heiligen Namen ab, haben Schalen mit Reis und Kupfermünzen, ein kleines Messinggefäß fürs heilige Gangeswasser, kleine Laterne, seltsam geformten Knotenstock vor sich hingestellt. Um sie herum Volk. Naht ein Fremder, so grinst ihm das hellgrau bemalte Gesicht des „Heiligen“, mit aschgrauen Wimpern unter dem dicken, gedrehten, pudelartig langen Haar, gierig entgegen. (Einen Sadhu sah ich in Kalkutta, er hatte einen kleinen Schiebkarren, der mit aufrecht hineingepflanzten Nägeln bespickt war, neben sich stehen. Als ich meine Nickelmünze in die Reisschale geworfen hatte, erhob sich der Sadhu von seiner Matte, setzte sich mit seinem hellgrauen Hintern auf die Nägel und blieb so lange sitzen, bis ich den Bakschisch verdoppelt hatte. Dann begab er sich ganz pomadig auf seine Matte zurück, nahm eine kleine Eisenröhre, stopfte sie mit glühendem Holz und fing – ich glaubte schon, jetzt wird er die Nägel erhitzen – zu rauchen an. Als er bemerkte, daß wir Umstehenden zu lachen anfingen, legte er seine Zigarre weg, faltete die Hände und fing energisch zu beten an.) Einen anderen Sadhu sah ich, noch in Benares: ein ganz normal entwickelter Männerkopf mit langem schwarzen Haar und Bart saß auf dem nackten, grau bestrichenen Körper eines zwei Jahre alten Kindes. Dieser Heilige, der mit Augenliderblinzeln und Lippenbewegungen fromme Gebete von einem Rosenkranz, der ihm zwischen den winzigen Kinderfingern tief fallen ließ, saß auf einem Holzstühlchen, von Blumen umgeben, mitten auf dem Fahrdamm, der zu Manikarnika-Ghat führte, und hatte einen Manager, der die Bakschischmünzen in Empfang nahm. Er hatte großen Zulauf, war vierzig Jahre alt und kam von der hochberühmten Pilgerstätte Rameschwaram.

Digitized by Google

Auch einen weiblichen Sadhu bemerkte ich, ein fettes, noch jugendliches Frauenzimmer, das das Gesicht reichlich mit Asche bestrichen hatte, im übrigen aber ganz dezent angezogen war. Auf Almosen reagierte sie wenig. Arme Bauersfrauen hockten vor ihr und flehten ihren Segen auf kranke Kinder nieder. –

Das Volk nimmt diese Fakire nicht ernst. Die wirklichen Sadhus wohnen ja in den Wäldern. Wunderwirkende, wie jene weitbekannten, die einen Zwirnknäuel in die Luft werfen und an ihm in die Höhe klettern, sind von smarten Unternehmern längst nach Amerika hinübergeführt worden und geben in Chikago und Los Angeles Privatstunden. –

Khaschi, die Geliebte – dies ist der Hinduname für Benares, zieht aus allen Teilen Indiens Gelehrte, Weise, Heilige heran, die einen hohen Grad von Vollendung, Verklärtheit erreicht haben, in Betrachtung der Gottheit versunken, in Unbeweglichkeit angesichts des heiligen Stromes die Tage ihres Lebens verbringen.

Diese Sanyasins sind an ihren ockerfarbigen Gewändern (ähnlich denen der Buddhapriester) zu erkennen, an ihren langen, dünnen Bambusstöcken, von deren Spitze ein ockerfarbiges Fähnchen weht. Sie rühren kein Geld an. Haben keine Wohnstätte. Führen eine Messingschale mit sich, die sie jeden Tag, den ihnen Gott schenkt, nacheinander vor fünf Türen hinhalten. Fünf, nicht mehr. Aber schon an der ersten wird der Napf mit Reis gefüllt – denn der Schenkende ist besorgt, seine Tür könnte die fünfte sein, und wenn nach der fünften der Napf leer ist, muß der Sanyasin den Tag hungern.

An vielen Stellen der Ghats sieht man diese Menschen, diese Vollendeten, Wunschlosen sitzen. Unter Bastschirmen hocken sie auf Bastteppichen. Sie haben glattgeschorene Köpfe, rasierte Gesichter, Gesichter von oft durchdringender Schönheit, erhabener Ruhe. Mit untergeschlagenen Beinen hocken sie über dem Strom, stumm, man kann nicht sehen, daß sie beten. Wäre ihre Kleidung nicht, ihre Schönheit, der tiefe Schlaf ihres Körpers, in dem die Seele wach ist, verriete dem Schauenden dennoch ihr rätselhaftes, unergründliches Wesen.

Einem Sanyasin sah ich eine ganze Stunde zu. Um ihn nicht zu stören, stand ich abseits, von Bakschischjägern umschwärmt. Der Heilige saß allein auf einem hohen Säulenstumpf. Unter seinem Sitz war in Riesenlettern EDDIE POLO zu lesen, ein Kinoplakat.

Digitized by Google

Die Brahminen haben viele Gebärden, um die Gottheit anzubeten. Es sind unter den am Strome Hockenden viele sehr alte, viele auch sind noch sehr jung. Mit reglos der Sonne zugewandtem Gesicht sitzen sie da und murmeln. Die rechte Hand steckt in einem roten, einem Strumpf ähnelnden Beutel, darin sind Körner, jedes einen der heiligen Namen der Gottheit bedeutend, ohne Ende; die Rechte ballt sich um ein Büschel heiligen Grases, Kuß genannt.

Mit über dem Kopf gekreuzten Händen wird die Sonne, mit weit ausgebreiteten Armen Wischnu angebetet. Den heiligen Strom Ganges betet man an, indem man auf einem Bein steht, die Ferse des anderen ans Knie gepreßt, und sich mit der linken Hand die Nase zuhält. Das Gesicht ist dem Stromlauf nach seiner Mündung zugekehrt. Ich sprach gelehrte Hindus in Universitäten, Ämtern und Würden, die verlegen wurden, wenn sie auf Benares zu sprechen kamen. Ich erfuhr, daß sie zuweilen doch nach der heiligen Stadt reisten, um sich in den gelben Fluten zu heiligen, Opfer zu bringen, dem Strom, der aus Wischnus Haupt entsprungen, in mächtigem Bogen sich hier noch einmal dem Himalaja zukehrt, sich an ihn erinnert, ehe er südwärts, ostwärts dem Brahmaputra zustrebend, in tausendfach zerfasertem Delta das Bengalische Meer erreicht.

Gestern sah ich durch die Basarstraßen einen Leichenzug sich bewegen. Laut singende Männer trugen auf ihren Schultern eine Bambusbahre rasch, fast laufend dahin. Auf der Bahre lag, in Purpurtücher gehüllt, der Körper einer Frau. –

Heute liegt dieser Körper am Verbrennungs-Ghat, Pari Jalsai, auf einem hochgeschichteten Holzhaufen und brennt. Die Flammen haben schon das dünne Tuch, das die Füße bedeckte, verbrannt. Die hellen Fußsohlen sind zu sehen. Die großen Zehen sind unnatürlich gedunsen, die Haut halb verkohlt, halb glänzend und geborsten über dem Fleisch.

Oben auf der Höhe über dem Ghat schreien, scherzen, balgen sich schmutzige, in Lumpen gekleidete Menschen, es sind die Parias, die niederste Kaste. Sie verkaufen das Stroh, womit die Scheiterhaufen angezündet werden. Auch eine Stelle, unten an der Treppe, beim Ghat, dürfen sie betreten, dort füllen sie dann, wenn die Leiche mitsamt dem Holz verbrannt ist, Kohle und Asche in Säcke und verkaufen sie in der Stadt. Die Wasserpfeifenraucher bevorzugen diese Kohle für ihren Tabak. Um die Aschensäcke scherzen, schreien, balgen sich die Parias und die Kinder der Parias.

Digitized by Google

In schneeweißem Trauergewand schürt der Gatte der Brennenden, ein junger Mensch, mit einem Bambusstock den Scheiterhaufen. Sein Haar ist, bis auf die kleine Strähne am Hinterkopf, wegrasiert. Nicht weit vom Scheiterhaufen rasiert ein Barbier dem kleinen Sohn der Brennenden das Kopfhaar weg.

Langsam steht der Gatte auf, holt ein irdenes Töpfchen, wickelt einen langen Blumenkranz darum und legt es der Brennenden auf den Kopf, dorthin, wo sich unter dem Tuch der Mund befinden muß. Dann trägt er fünf dünne Scheite herbei und legt sie umständlich an das Kopfende. Eine von den umherstreuenden weißen Kühen kommt heran und frißt die Blumen vom Mund der Brennenden weg. Ihr Maul verfängt sich im Purpurtuch, eine Flamme schlägt unter dem Tuch in die Höhe, brüllend galoppiert das Tier davon. Auf einer Stufe, über dem Verbrennungs-Ghat, betet ein junger Sadhu, grau, von weißen Kühen umgeben. Ein totes Kalb liegt in der Nähe des Scheiterhaufens. Nicht weit davon schabt sich ein Aussätziger mit zertrümmertem Gesicht, abgefaulten Fingern, mit einem Holz seinen blutigen Armstumpf. Um ihn herum Leere.

Die tote Frau brennt jetzt lichterloh. Der Gatte hat sich weit weg, auf eine Stufe gesetzt. Er hat den Bambusstab zwischen den Knien, blickt auf den brennenden Haufen hinüber. Neben ihm andere Leidtragende; der kleine Sohn, in sich gekauert, mit glänzendem Schädel, im Sonnenlicht.

Während unser Boot hält, bringt man von oben aus der Stadt, singend und schreiend, eine neue Leiche herbei. Die Träger lassen den mit blauem Seidentuch zugedeckten Kadaver, der auf die Bahre gebunden ist, bis an die Brust in das Gangeswasser gleiten, wickeln dann die Hülle vom Haupt des Toten, es ist ein alter Mann mit grauem, fettem Gesicht, weißem Bart, Glatze; der Kopf ruht auf der linken Wange, das Gesicht blickt flußabwärts. Die Träger besprengen das tote Gesicht mit Wasser aus dem heiligen Strom, zehnmal, zwanzigmal. Daweil wirft man von den oberen Stufen schon Holzscheite herunter, für den neuen Scheiterhaufen. Bei den Strohbündeln oben schreien und gestikulieren die Parias zu den Parias unten um die Aschensäcke hinunter. Die Sonne brennt bereits glühend auf das Verdeck unseres Bootes, auf dem wir in bequemen Korbsesseln gesessen haben. Es ist Zeit, heimzukehren.

Mächtige Ströme sah ich in vielen Ländern, die Donau, den Rhein, den breitrollenden Mississippi, den Nil, den schäumenden Frazer Britisch-

Digitized by Google

Kolumbiens. Keiner ergriff mein Herz wie der kleine Jordan. Keiner aber erschütterte mich tiefer wie dieser hier, der erhabene Strom, Ganges, der heilige Strom eines der alten Völker dieser Erde. Reißend und furchtbar strömt er an der geheimnisvollen Stadt vorbei. Und doch unaufhörlich und wunderbar tönen und klingen mir jene so zarten, so lieblichen Verse Heines, jene Takte Schumannscher Musik im Ohr, zu den schrecklichen, rätselhaft fremden Visionen, die das Ufer an mir vorbeigleiten läßt . . .

Dieser Glaube der Hindu, brausend und tief, schwer und ungelöster Schauer voll, hat dem Menschengeschlecht eine neue Offenbarung geschenkt, den großen seligen Menschen dieses neuen, unseligen Zeitalters, den Liebenden, Zartesten, den aufs neue wiedergekehrten Avatara Wischnus, wie Rama Krischna, ja, wie Buddha und Jesus, den Erlöser des Volkes aus dem Banne der Finsternis: Mahatma Gandhi. –

DIE NÜRNBERGER REISE

von

HERMANN HESSE

(Schluß)

Vier oder fünf Tage blieb ich in Locarno, und schon am dritten Tag begann ich eine der Wohltaten des Reisens zu spüren, an die ich vorher gar nicht gedacht hatte. Ich bekam keine Post! Das war eine unendliche Wohltat. All die Sorgen, die die Post bringt, all die Inanspruchnahmen, all die Zumutungen an meine Augen, an mein Herz, an meine Launen waren plötzlich nicht mehr da! Ich wußte ja zwar, daß es nur eine Schonzeit war, und daß ich am nächsten Ort, wo ich mich etwas länger aufhielte, doch den ganzen Kram, wenigstens die Briefe, mir wieder müßte nachschicken lassen. Aber für heute, für heut und morgen und übermorgen kam nun eben keine Post, war ich ein Mensch, war ein Kind Gottes, meine Augen und Gedanken, meine Stunden und meine Stimmung gehörten mir, mir allein und meinen Freunden, nicht dieser Herde von Fremden, die sonst Tag für Tag eindringt und ihre Betteleien, ihre Schmeicheleien, ihre Betrugsversuche, ihre Sentimentalitäten ablädt. Keine Redaktion, die mich mahnt, kein Verleger, der Korrekturen haben will, kein Autographensammler, kein junger Dichter, kein Gymnasiast mit der Bitte um Rat bei seinem Auf-

Digitized by Google

satz, auch keine Droh- und Schmähbriefe irgendwelcher germanischer Berserkervereine, nichts von alledem, nichts als Stille, als Ruhe! Mein Gott, wenn man ein paar Tage ohne Post ist, dann sieht man erst, was für einen Haufen von Wust und unverdaulichem Ballast man sein Leben lang Tag für Tag herunterschlucken mußte. Es ist gerade so, wie wenn man eine Zeitlang keine Zeitung liest (ich halte es schon seit Jahren so) und sich dann beschämt darüber klar wird, mit was für Lumpereien man sonst täglich seine Morgenstunde vertut und sich Geist und Herz verdirbt, vom Leitartikel bis zum Kurszettel. Und wie angenehm, durch das Ausbleiben der Post in alledem unterstützt zu werden, woran zu denken, was zu vergessen, was mir einzubilden gerade in meiner Laune lag! Vor allem: nicht beständig an die Literatur erinnert zu werden, daran, daß man einem Stand und Berufe angehörte, einem suspekten und wenig anständigen, infolgedessen auch wenig geachteten Beruf, daran, daß man in einem unbegreiflichen Jugendwahn einst den Fehler begangen hatte, aus einem Talent seinen Beruf zu machen! Nun, diese Schonzeit, das kann ich wohl sagen, genoß ich mit Bewußtsein und Bedacht, spielte auch oft mit dem Gedanken, ob es nicht möglich wäre, sich diesen Zustand dauernd zu verschaffen, sich durch irgendwelche Schikanen unerreichbar und adresselos zu machen und jenes Gottesglück wieder zu erreichen, das jeder arme Vogel unterm Himmel, jeder arme Wurm in der Erde, jeder Schusterlehrling ahnungslos genießt: nicht gekannt zu sein, nicht ein Opfer des idiotischen Persönlichkeitskultus zu sein, nicht in jener dreckigen, verlogenen und erstickenden Luft der Öffentlichkeit leben zu müssen! Ach, oft schon hatte ich es versucht, mich diesem Schwindel zu entziehen, und hatte jedesmal erfahren müssen, daß die Welt unerbittlich ist, daß sie vom Dichter nicht Werke und Gedanken will, sondern die Adresse und die Persönlichkeit, um sie zu verehren, wieder wegzuschmeißen, zu schmücken und wieder auszuziehen, zu genießen und wieder auf sie zu spucken, wie es ein unartiges Mädel mit seiner Puppe macht. Einmal, mit Hilfe eines Pseudonymes, war es mir nahezu ein Jahr lang gelungen, meine Gedanken und Phantasien unter fremdem Namen auszusprechen, unbelästigt von Ruhm und Anfeindung, unbeirrt von Abstempelung – aber dann war es aus, dann wurde ich verraten, die Journalisten kamen dahinter, es wurde mir der Revolver vor die Brust gesetzt, und ich mußte bekennen. Es war aus mit der kurzen Freude, und seither war ich wieder der bekannte Literat Hesse, und das einzige, was ich tun konnte, um mich zu rächen, bestand darin, daß ich mir nun Mühe

Digitized by Google

gab, nur noch solche Sachen zu schreiben, die bloß von sehr wenigen goutiert werden können, so daß ich seither immerhin ein etwas ruhigeres Leben hatte.

Ganz erspart indessen blieb die Erinnerung an die Literatur mir dennoch nicht. Ich wurde von einem Bücherleser, dessen Bekanntschaft ich machte, mit Begeisterung als der Verfasser des „Peter Camenzind" begrüßt. Da stand ich nun und wurde rot, was sollte ich dem Mann sagen? Sollte ich ihm sagen, daß ich mich jenes Buches nicht mehr erinnern könne, es seit fünfzehn Jahren nie mehr gelesen habe, es in meinen Erinnerungen häufig mit dem Jörn Uhl und dem Trompeter von Säckingen verwechsele? Daß übrigens nicht das Buch selbst es sei, das ich verabscheue und hasse, sondern bloß die Wirkung, die es in meinem Leben gehabt, daß es mich nämlich durch seinen ganz und gar unerwarteten Erfolg für immer in die Literatur hineingetrieben hatte, aus der wieder herauszukommen mir trotz verzweifelten Bemühens nicht mehr gelang? Er hätte nichts von dem allen verstanden, er hätte (ich kannte das aus übler Erfahrung) meine Aversion gegen meinen eigenen Literatennamen als Tuerei und als Kokettieren mit Bescheidenheit aufgefaßt. Mißverstanden hätte er mich unter allen Umständen, auch wenn ich ihm zu erklären versucht hätte, daß ich natürlich nicht weniger eitel sei als andere Leute auch und am liebsten Mussolini oder Possart wäre. Ich sagte also nichts, wurde ein wenig rot und drückte mich, sobald ich konnte.

Als ich dann weiterreiste, entschlossen, jetzt die Trennung von Sommer und Süden energisch zu vollziehen und bis Zürich ohne Unterbrechung durchzufahren, bekam ich noch eine andere Reiseerrungenschaft angenehm zu spüren, nämlich daß man, sobald man auf Reise eingestellt ist, so leicht Abschied nimmt. Wenn ich meine Locarneser Freunde zu anderen Malen verließ, um nach Hause zu fahren, so geschah es immer mit dem Gefühl, nun werde es wieder lange dauern, bis man sich wiedersehe, und der Abschied fiel mir schwer und beklemmte mich. Ich bin auch hierin ein völlig unmoderner Mensch, daß ich Gefühle und Sentimentalitäten nicht verwerfe und hasse, sondern mich frage: Womit leben wir denn eigentlich, wo spüren wir das Leben, wenn nicht in unsren Gefühlen? Was hilft mir ein voller Geldsack, ein gutes Bankkonto, eine flotte Bügelfalte und ein hübsches Mädchen, wenn ich dabei nichts fühle, wenn meine Seele sich nicht rührt? Nein, so sehr ich Sentimentalitäten an anderen hassen kann, an mir selbst liebe und verwöhne ich sie eher ein wenig. Das Gefühl, die

Digitized by Google

Zartheit und leichte Erregbarkeit der seelischen Schwingungen, das ist ja meine Mitgift, daraus muß ich mein Leben bestreiten. Wäre ich auf meine Muskelkraft angewiesen und ein Ringer oder Boxer geworden, so würde kein Mensch von mir verlangen, ich solle Muskelkraft für etwas Untergeordnetes ansehen. Wäre ich stark im Kopfrechnen und wäre Leiter eines großen Bureaus, so würde kein Mensch mir zumuten, die Stärke im Kopfrechnen als eine Minderwertigkeit zu verachten. Vom Dichter aber verlangt die jüngste Zeit, und manche junge Dichter verlangen es selber von sich, daß sie gerade das, was den Dichter ausmacht, die Erregbarkeit der Seele, die Fähigkeit sich zu verlieben, die Fähigkeit zu lieben und zu glühen, sich hinzugeben und in der Welt der Gefühle das Unerhörte und Übernormale zu erleben – daß sie gerade diese ihre Stärke hassen und sich ihrer schämen und sich gegen alles wehren sollen, was „sentimental" heißen könnte. Nun ja, mögen sie es tun; ich mache nicht mit, mir sind meine Gefühle tausendmal lieber als alle Schneidigkeit der Welt, und sie allein haben mich davor bewahrt, in den Kriegsjahren die Sentimentalität der Schneidigen mitzumachen und für die Schießerei zu schwärmen.

Nun, ich reiste also leichten Herzens weg. So ein Abschied, wenn man nicht heimwärts in seine Klause, sondern in die Welt hineinfährt, hat nichts Bedrückendes, man fühlt sich eher den Dableibenden überlegen, man verspricht ohne Hemmungen, bald wiederzukehren, man glaubt auch daran, man ist ja ohnehin unterwegs und im Schwimmen. Diese Abschiedsleichtigkeit war das letzte, was mir von Locarno nachklang, als ich durch den Gotthard fuhr. Und ich beschloß, mir auch für die Zürcher Tage keine Post nachschicken, sondern sie erst nach Baden kommen zu lassen.

Die Fahrt durch den Gotthard nordwärts ist nun für mich jedesmal ein Abschied. Selbst wenn drüben auf der Nordseite gutes Wetter ist, bedeutet diese Reise doch immer ein Abschiednehmen von der Sonne, von dem Mehr an Wärme und Heiterkeit, das mir im Süden das Leben erleichtert, wofür ich allerdings durch Stadt und Geselligkeit wieder manches Gute eintausche. Diesmal nun finde ich an dieser Stelle ein Loch in meiner Erinnerung. Mag es sein, daß mein Gedächtnis durch vieles Bücherlesen und andere Laster geschwächt ist, mag es auch nur daran liegen, daß ich diese Strecke hundertemal gefahren bin, es ist mir an sie, die doch so schön und bilderreich ist, keine Erinnerung geblieben. Doch mag es wohl auf dieser Strecke gewesen sein, daß ich ins Gespräch mit einem Mitreisenden geriet, einem Chemiker aus Süddeutschland, der bei der Kontrolle der

Digitized by Google

Lebensmittel und speziell bei der Weinpolizei beamtet ist und der mir aus seinem Beruf eine hübsche Geschichte erzählte. Sie lautete ungefähr so: „In meiner Gegend gab es auf einer kleinen, früher viel besuchten Wirtschaft einen Wirt, dem es nicht gut ging, er war im Herunterkommen begriffen, lebte schlecht mit seiner Frau, und so begann er denn auch seinen Keller mehr und mehr zu vernachlässigen. Ich hatte ihn mehrmals gewarnt, er füllte seine Fässer nach, ohne es anzumelden, und wenn es keine direkte Betrügerei war, so war es doch ein ziemlich gewagtes Nachmischen und Pantschen. Schließlich warnte ich ihn noch ein letztes Mal und ließ ihn vorher wissen, daß in Bälde sein Keller kontrolliert werden müsse. Er konnte oder wollte aber die Schweinerei nicht mehr gut machen, und als ich dann mit meinen Leuten kam und seinen Keller untersuchte, war das Malheur richtig da: wir mußten ihm seinen ganzen Wein, viele Eimer, beschlagnahmen und auslaufen lassen. Das bedeutete den Ruin für den armen Kerl, der mir leid tat und der denn auch sehr bald seine Bude schließen mußte. Einigemal sah ich ihn in der nächsten Zeit auf der Straße, immer nur von ferne, wir wichen beide einander aus, und mir war ziemlich dumm zumute, wenn ich ihn sah, denn schließlich war ich an seinem Unglück, wenigstens in seinen Augen, ja am meisten schuldig. Da traf ich ihn, ein halbes Jahr später, einmal wieder an, und diesmal überwand ich die Verlegenheit, ging auf ihn zu und fragte, wie es ihm denn jetzt gehe. Siehe da, er lachte und war äußerst guter Dinge. Freudig erzählte er mir, daß er mir dankbar sei, sein Leben sei schon lang in Unordnung und freudlos gewesen, da habe ich ihm zur rechten Zeit geholfen. Jetzt habe er den Bankrott hinter sich, sei von seiner Frau geschieden, habe eine Anstellung in einem Geschäft gefunden und fühle sich wunderbar wohl, wie seit Jahren nicht mehr."

Viele Stationen liegen an dieser Bahn, die in meinem Leben eine Rolle gespielt haben: Göschenen, Flüelen, Zug und namentlich Brunnen, wo diesen Sommer Othmar Schoeck seine „Penthesilea" fertigkomponiert hat – ein Nachmittag dort in seinem Stübchen am Klavier ist mir in strahlender Erinnerung. An alledem fuhr ich vorüber und ließ mich in Zürich willig von der Stadt einschlucken. Das heißt, Zürich ist auch so ein Wort, das für jeden etwas andres bedeuten kann. Für mich bedeutet es seit Jahren etwas Asiatisches, ich habe dort Freunde, die viele Jahre in Siam gelebt haben, und in ihrem Hause zwischen hundert Erinnerungen an Indien, an Meer und Ferne stieg ich ab, empfangen vom Duft von Reis und Curry,

Digitized by Google

angestrahlt vom goldnen siamesischen Tempelschrank, angeblickt vom stillen ehernen Buddha. Aus dieser exotischen Höhle je und je in die Stadt hinauszustreifen, ins Moderne, Spielerische, Elegante, zu Musik, Ausstellung und Theater, auch in den Kino, war mir für einige Tage wieder ein reines Vergnügen.

Zur Stadt habe ich, auch heute noch, ein völlig ländliches und kindliches Verhältnis. Ich finde schwer einen Überblick und lasse mich überall von Einzelheiten einfangen und unterhalten, betrachte in der Trambahn die vielen Gesichter, lese die Plakate, finde es drollig, wie die Neurasthenie der Epoche sich über sich selber lustig macht, in gewissen Ankündigungen giftfreier Kaffeesorten usw., bewundere einen Monteur oder Lehrling, der auf dem Velo mit den Händen in den Taschen durch belebte Gassen fährt, suche das Lied zu erkennen, das er pfeift, betrachte lang den Schutzmann, der im Gewühl einer Straßenkreuzung steht und mit großer, weiß beschuhter Hand all die irrsinnigen Fahrzeuge dirigiert, lasse mich von den Ankündigungen der Kinotheater anlocken, sehe ein Schaufenster ums andere an und wundere mich über die Menge von Büchern, von Spielsachen, von Pelzwerk, von Zigarren und andern schönen Sachen, gerate dann in Seitengassen, zu Obst- und Gemüseläden, Trödlern, kleinen trüben Auslagen mit verstaubten Bogen voll alter Briefmarken, komme dann wieder zu einer Verkehrsader und gerate zwischen den Autos in Lebensgefahr, so daß ich, ermüdet, bald froh bin, irgendwo mich niedersetzen zu können, und zwar nicht in einem Café oder einem modernen Restaurant, sondern irgendwo im Fischer- oder Trödlerviertel in einer kleinen räucherigen Kneipe, wo Briefträger und Dienstmänner in Blusen vor kleinen Schoppen mit Weißwein sitzen und Brezeln oder Würste oder gekochte Eier essen, die in Mengen auf allen Tischen bereit liegen. Sei es Mailand oder Zürich, München oder Genua, an solchen Orten pflege ich meistens zu landen, in etwas trüben und moderigen Seitengassen, in Kneipchen, deren Schmuck in einem Glas mit zwei Goldfischen oder einem Papierblumenstrauß besteht und an deren Wand die vergilbte Photographie Napoleons des Dritten und eines vorstädtischen Athletenklubs hängt, und wo irgend etwas mich an die ersten verbotenen Kneipenbesuche in der Schülerzeit erinnert. Aus dicken fußlosen Gläsern trinkt man da weißen Landwein, der gut ist, und ißt dazu von jenen Sachen, die auf den Tischen herumliegen, komisches Backwerk mit Kümmel bestreut, lange Bierstengel, kleine dicke Würste. Man hört an diesen Orten die Sprache des Landes und Volkes rein und

Digitized by Google

kraftvoll reden und sieht den Leuten an ihren Kleidern und Monturen an, wes Standes sie sind. Ein Chauffeur im Pelzmantel tritt ein, trinkt stehend am Büfett einen Schnaps und spielt den Herrn, gibt dem Wirt einen Schlag auf den Rücken und dem Hund einen Tritt, wischt sich das Maul ab und knallt die Tür hinter sich zu. Eine blasse Frau in schäbigen Kleidern kommt herein, steht eine Weile demütig bei der Türe, pirscht sich vorsichtig an die Wirtin heran, zeigt unter der Schürze eine leere Flasche, beginnt flüsternde Verhandlungen, wird hinausgewiesen. Ein junger Mensch steckt den Kopf zur Tür herein und schreit: „Ist der Robert da?" Der Wirt schüttelt den Kopf: „Der ist ja heut im Siebenundfünfzig." Ein Dienstmann kommt, beladen mit einem roten Plüschpolsterstuhl und einer Zimmerpalme im Topf. Er lehnt den Stuhl gegen eine Wand, stellt die Palme auf einen Tisch, setzt sich darunter und trinkt einen Zweier Neuen. Aus Gründen, die zu erforschen ich bisher unterließ, sind alle diese Vorgänge mir interessant, ich kann ihnen lange zusehen, einen Zweier lang, einen Dreier lang.

Mein wenig geläuterter Geschmack erlaubt mir auch den Besuch der Kinos, wo ich zu den aufrichtigsten und, wie ich mir einbilde, verständnisvollsten Verehrern Chaplins gehöre. Auch den Italiener Macista liebe ich sehr, während ich die großen Prachtfilme mit Kostümen historischer Höfe meide: sie wollen belehren.

Ich war auch in einer internationalen Kunstausstellung und freute mich darüber, wie in all dem Wirrwarr die neuern Bilder von Karl Hofer so schön und kräftig wirkten. Daran anschließend saß ich mit einigen Malern und Literaten in einem Café und erfuhr in kurzer Zeit alles Neueste aus der Welt der Kunst und war nun auch auf diesem Gebiet für eine Weile auf der Höhe.

Von jedem dieser Ausflüge kehrte ich zufrieden nach Siam zurück und ruhte unterm Buddha zwischen den chinesischen Schalen aus. Dies ist für einen Einsiedler und Abseitshocker doch das Schönste am Reisen: wieder Freunde sehen, wieder Gast und von Wärme und Wohlwollen umgeben sein, mit jemand plaudern, mit jemand ernst reden, mit jemand lachen, jemandem sein Glas zum Anstoßen hinhalten. Auf die Dauer ist es mir nie geglückt, mich einem Kreise anzuschließen, irgendwo zugehörig zu sein und mitzuleben, irgendeine Art von ständiger Symbiose mit andern zu erreichen. Dafür aber habe ich immer das Glück gehabt, für kürzere Zwischenzeiten liebe Freunde zu finden, und genieße dabei das Vergnügen, offen und ohne

Digitized by Google

Vorsicht und Politik reden und mich geben zu können. Daß meine Freunde, auch solche, die mich aus recht nahem Umgang und in all meinen Torheiten und Sonderbarkeiten kennen, mir dennoch treu bleiben, ist die einzige triftige Rechtfertigung, die ich für mein etwas komisches Leben anzuführen wüßte.

Mit diesen Züricher Tagen war denn nun meine Reise für eine Weile beendet, in Baden im Verenahof ließ ich mich zu längerm Aufenthalt nieder, richtete mich mit Schreib- und Maltisch zur Arbeit ein und fand denn auch richtig hier die Post liegen, der ich zehn Tage lang entronnen war. Nun mußte ich wieder alle diese Postkarten schreiben: „Sehr geehrter Herr! Für Ihre freundliche Einladung zur Mitarbeit danke ich Ihnen bestens, muß aber leider – –." Auch Einladungen zu Vorlesungen waren wieder da, sogar eine, die mich interessierte, man bat um einen Vortrag über die Hinneigung des modernen Europa zum Osten, zu Indien und China. Es hätte sich darüber dies und jenes sagen lassen, und wenn der Ort nicht so weit in Norddeutschland oben läge und wenn ich überhaupt Talent für Vorträge hätte, wäre es mir eigentlich ein Vergnügen gewesen, das Symptom dieser Asienliebe in seiner so einfachen Struktur und Bedeutung aufzuzeigen. Aber Vorträge halten war nicht meine Sache, ich hatte es ein einziges Mal versucht, und es war auch zur Not gegangen, aber ich hatte an jenem Tag mehr Lampenfieber als bei allen feierlichen und wichtigen Anlässen meines ganzen übrigen Lebens. Nein, danke. „Sehr geehrte Herren, mit großem Interesse habe ich Ihre Aufforderung zu einem Vortrag über West und Ost gelesen, aber zu meinem Bedauern –."

Auch mehrere Manuskripte von jungen Dichtern waren gekommen, und anfänglich hatte ich, wenn auch mit Seufzen, mir vorgenommen, sie in Gottes Namen durchzusehen. Aber nachdem ich am zweiten Tag mit dem Postlesen fertig war, war ich auch mit den Augen am Ende und saß mit wütenden Schmerzen und kühlen Umschlägen da. Außerdem war der Brief, mit dem einer dieser Dichter sein Manuskript begleitete, mir äußerst unsympathisch, er war von einer so kriecherischen und unechten Verehrung und Schmeichelei getränkt, daß der Verzicht mir leicht wurde. Ich schrieb immerhin jedem der drei Dichter einige höfliche Zeilen, daß ich, augenleidend und ohne Sekretär, leider ihre Manuskripte unmöglich lesen könne. Dann adressierte und frankierte ich die dicken Manuskripte mit dem üblichen sauern Lächeln und fügte mich darein, die zehntägige Ruhe als erfolglos erkennen und die Augen von neuem peinlich schonen zu müs-

Digitized by Google

sen. Desto eifriger begab ich mich an die Badener Kur. Diese habe ich schon an anderem Ort beschrieben und halte eine Wiederholung für unnütz. Manche gute Stunde verbrachte ich mit meinem Arzt, und an manchem Abend fragte mich der Wirt, zu dessen Freunden ich mich rechnen darf: „Herr Hesse, wie wäre es mit einer Flasche Pommard?" Auch erhielt ich nicht selten Besuch. Mein alter Freund Pistorius, den ich seit Jahren kaum mehr gesehen hatte, tauchte auf und hatte sich inzwischen nicht weniger gehäutet und gewandelt als ich, dankbar ging ich wieder mit ihm durch seine dunkel glühende, von heiligen Symbolen erfüllte Seelenwelt und zeigte ihm, was inzwischen aus mir und aus den Keimen geworden war, über denen wir einst gebrütet. Auch Louis der Grausame erschien eines Tages, flüchtig, mit der Reisetasche in der Hand, nur für Stunden zu halten. Er wollte nach den Balearen reisen und dort malen, lud mich sehr ein, mitzukommen, ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Viel schneller, als ich gedacht, ging die Badener Ruhepause zu Ende; auch diesmal, wie immer, hatte ich an Lektüre und Arbeitsmaterial viel zu viel mitgenommen. Nun ging es wieder ans Kofferpacken. All die Bücher und all die gebrauchte Wäsche mit nach Deutschland zu schleppen, schien mir unnötig, ich packte alles Entbehrliche in den großen Koffer, mit Stöhnen, schickte ihn weg, und als ich dann am letzten Nachmittag die Handtasche packen wollte, ging das übrige Zeug nicht hinein. Ich mußte den schwarzen Anzug in eine Pappschachtel stopfen und einen Bindfaden darum binden. Überhaupt, ich hatte schon die letzten Nächte elend geschlafen, es behagte mir gar nicht, daß das Reisen nun wieder losgehen sollte. Morgen früh, um sieben oder gegen acht Uhr, mußte ich ab- und bis Blaubeuren durchreisen, so hatte ich meinem dortigen Freund gemeldet. Jetzt, wo ich mit meiner verfluchten Schachtel dastand und auch noch entdeckte, daß ich einiges für die Weiterreise Unentbehrliche doch mit in den großen Koffer gestoßen hatte, jetzt mußte ich es nochmals kosten, was es heißt, sich leichtsinnig auf Versprechungen einzulassen. Nun sollte ich morgen früh um sieben in Zürich sein, war aber noch in Baden und hatte vom Packen so genug, daß ich am liebsten gleich wieder für drei Wochen ins Schwefelwasser gestiegen wäre. Dann sollte ich morgen, nach einer Nacht ohne Schlaf (denn wie konnte ich ein Veronal nehmen, wenn ich doch schon beim Hahnenschrei wieder auf mußte), die ganze Strecke bis Blaubeuren durchfahren, mit Umsteigen in Tuttlingen, kaput und ver-

Digitized by Google

drießlich in Blaubeuren ankommen, und alles nur, um zwei Tage nachher in Ulm unbekannten Leuten meine Gedichte vorzusingen, und dann in Augsburg, und dann in Nürnberg! Ich war wohl irrsinnig gewesen, auf diese Pläne einzugehen! Nein, jetzt fuhr ich erst einmal nach Zürich, um dort zu übernachten, und dort wollte ich die dumme Sache mit meinen Freunden besprechen und dann drei hübsche Telegramme verfassen, daß der Herr Tenor leider wegen heftiger Erkältung nicht kommen könne. Na, Gott sei Dank.

Ich fuhr nach Zürich, hatte die Frau meines Freundes an die Bahn gebeten und saß auf sie wartend mit schlechten Gefühlen in der Bahnhofswirtschaft bei einem Dreier Mâcon, beladen mit der Pappschachtel, beladen mit meinen Reisesorgen. Es war kühl, ich war erkältet und heiser, bedauerte, nicht in Baden geblieben zu sein, bedauerte, nicht längst wieder ins Tessin heimgefahren zu sein. Nun, Alice kam, wir fuhren nach Hause, höhnisch blickte der große Buddha auf mich herab, während ich meine Nöte und Bedenken darlegte. Die Freundin war dafür, daß ich reisen solle; es würde mich nachher reuen, wenn ich im Unmut resigniert hätte. Unmut ist gut, dachte ich, ihr normaleren Leute ahnet ja nicht, wie es in unsereinem aussieht, wenn er nicht geschlafen hat, wenn er anderntags wahnsinnig früh aufstehen, lange Stunden in einer Bahn sitzen, Programme abwickeln und Pflichten erfüllen soll. Ich wehrte mich, und als der Dialog schärfer wurde, weigerte ich mich energisch, morgen früh aufzustehen und zu reisen. Gut, man gab nach. Ich sollte also morgen früh ausschlafen, dann wäre es immer noch Zeit zum Telegraphieren.

Erlöst atmete ich auf, die Nacht und der Morgen war gewonnen. Der Freund kam nach Hause, wir aßen, wir tranken ein Glas Wein, ich gönnte mir ein Veronal und ließ am andern Morgen erst zu einer vernünftigen Zeit, zwischen zehn und elf Uhr, wieder von mir hören. Statt der Pappschachtel bekam ich einen kleinen bequemen Koffer geborgt, mit schönen Schildern aus Siam, Singapore und Java drauf, und nach Tische fuhr ich, mit meinem Schicksal halb versöhnt, der deutschen Grenze entgegen. Ich sah nun nachträglich wohl, daß es von vornherein fehlerhaft gewesen war, die Blaubeurener Strecke in einem Strich abzufahren und den dummen Heroismus mit dem frühen Morgenzug zu wagen. Statt nach Blaubeuren fuhr ich jetzt bloß nach Tuttlingen, um dort zu übernachten und in Gottes Namen einen Tag später als verabredet zu meinem Freund und zum Klötzle Blei zu kommen. Ergeben saß ich in meinem Abteil, mir gegenüber

Digitized by Google

schlief, die Decke über den Knien, ein feister Geschäftsmann, vor den Fenstern lief eine mir aus meinen Bodenseejahren wohlbekannte Landschaft vorüber, der Rhein und der Rheinfall erschien, es erschien der Zollmann und der Mann, der sich für die Pässe interessiert, die Hegauberge tauchten auf, und alte Zeiten, in denen diese Landschaft meine Heimat gewesen war, flogen herauf. Es kam die Station Singen, und mir fiel plötzlich ein, daß es nicht recht von mir sei, hier durchzufahren, wo ich aus der alten Zeit noch Freunde sitzen hatte. Aber erklärlich war es mir wohl, daß ich an Singen und an jene Freunde beim Aufstellen meiner Reisepläne nicht gedacht hatte, denn ich hatte gute Gründe, an meine Bodenseejahre nicht gerne zu denken. Indessen ich in Singen das Fenster öffnete und auf den Bahnsteig hinaussah, stellte ein Uniformierter sich höflich auf und meldete, der Zug habe vierzig Minuten Aufenthalt. Gut, ich stieg aus, telephonierte in die Stadt, meine Freunde kamen gelaufen, Mann, Frau und Sohn, ein Student, den ich zuletzt als kleines Büblein gesehen hatte. Und so kam denn auch dies in Ordnung, und als die vierzig Minuten um waren, konnte ich mit gutem Gewissen weiterfahren. Eh' wir uns Tuttlingen näherten, wurde es Nacht, und beim Anzünden des Lichtes wachte der Geschäftsmann auf, ein Sachse, und fing an zu sprechen. Er war nicht zufrieden, er kam aus Italien, in Geschäften, und in Italien und in der Schweiz war manches zu rügen, und überhaupt – –. „Sehen Se," sagte er, „mir können Se nichts vormachen, ich weiß Bescheid, jawohl. Das Leben ist ein aufgelegter Schwindel, das ist es, da können Se sagen, was Se wollen." Ich war vollkommen einverstanden, was den Inhalt seiner Rede betraf, nur die Tonart billigte ich nicht, ich verhielt mich schweigsam und war froh, als wir in Tuttlingen waren. Nun war ich in Schwaben, in meiner Heimat, und sollte wieder einmal in einem schwäbischen Städtchen übernachten. Es war ein Hoteldiener da, mit dem ging ich und kam in ein gutes altes Gasthaus, und kurz ehe ich ankam und eintrat, ging über der breiten schnurgeraden Hauptstraße der glänzende Vollmond auf. Der also empfing mich hier wieder, das konnte mir lieb sein. Ich fand ein solides altes, würdiges Gasthaus und ein bequemes Zimmer, steckte die stets brennenden Augen ein wenig ins kalte Wasser und bestellte mir eine Hühnersuppe zum Nachtessen. Die war gut, und weil ich Tuttlingen noch nicht kannte, schien es mir nun gut, vor dem Schlafen noch einen Gang durch die Stadt zu tun. Ich schlug den Mantelkragen hoch, steckte eine Zigarre an und schlenderte los. Die Hauptstraße kannte ich schon, und

Digitized by Google

sie schien mir dem Ideal eines abendlichen Schwabenstädtchens nicht sehr nahezukommen, darum schlug ich mich in die erste Seitengasse, stolperte über einiges Gerümpel und einen niedern rasigen Abhang hinab, und plötzlich war der Mond wieder da und spiegelte sich in einem wunderbaren stillen, nächtigen Gewässer, und spitze Giebel stachen in den bleichen Himmel, weit und breit kein Mensch, hinter einem Hofzaun ein bellender Hund. Langsam ging ich gaßauf und gaßab, über eine Brücke und wieder zurück, kühl duftete das Wasser herauf, die spitzen Giebel waren wie in meinem Heimatstädtchen, und während ich der Heimat dachte und meines törichten Lebens und einsamen Alterns, kam zwischen Dächerschluchten wieder der Mond herauf, schon weiß und klein, und in diesem Augenblick besuchte mich eine Erinnerung aus der Knabenzeit. Es fiel mir der Augenblick wieder ein, der mich vielleicht zum Dichter hat werden lassen (obwohl ich auch vorher schon Verse gemacht hatte). Dies war so: in unserm Schullesebuch, das wir als zwölfjährige Lateinschüler hatten, standen die üblichen Gedichte und Geschichten, die Anekdoten von Friedrich dem Großen und Eberhard im Barte, und alle las ich gern, aber mitten zwischen diesen Sachen stand etwas anderes, etwas Wunderbares, ganz und gar Verzaubertes, das Schönste, was mir je im Leben begegnet war. Es war ein Gedicht von Hölderlin, das Fragment „Die Nacht". O, diese wenigen Verse, wie oft habe ich sie damals gelesen, und wie wunderbar und heimlich Glut und auch Bangigkeit weckend war dies Gefühl: das ist Dichtung! Das ist ein Dichter! Wie klang da, für mein Ohr zum erstenmal, die Sprache meiner Mutter und meines Vaters so tief, so heilig, so gewaltig, wie schlug aus diesen unglaublichen Versen, die für mich Knaben ohne eigentlichen Inhalt waren, die Magie des Sehertums, das Geheimnis der Dichtung mir entgegen!

— die Nacht kommt
Voll mit Sternen, und wohl wenig bekümmert um uns
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Über Gebirgeshöh'n traurig und prächtig herauf.

Nie mehr, so viel und so begeistert ich auch als Jüngling las, haben Dichterworte mich so völlig bezaubert wie diese damals den Knaben. Und später, als Zwanzigjähriger, als ich zum erstenmal im Zarathustra las und ähnlich bezaubert war, fiel alsbald jenes Hölderlingedicht im Lesebuch und jenes erste Erstaunen meiner Knabenseele vor der Kunst mir wieder ein.

Digitized by Google

So war also doch diese Schwabenreise, geboren aus dunklen Erinnerungen an die schöne Lau und den Dichter Mörike, mir bestimmt gewesen, um mich zu Klängen meiner Frühzeit zurückzuführen und mir zu sagen, wie tief verwurzelt und unentrinnbar alles ist. Und wenn die Reise mir nichts mehr bringen würde als Enttäuschungen – dieser Augenblick unterm Tuttlinger Mond mit dem unversehens auferstandenen Hölderlinwort war Ergebnis genug.

Unsereiner ist mit wenig zufrieden, und doch wieder bloß mit dem Höchsten. Zwischen Schmerzen und Verzweiflung und würgendem Lebensekel immer wieder für einen heiligen Augenblick auf die Frage nach dem Sinn dieses so schwer erträglichen Lebens ein Ja zu hören, werde es auch im nächsten Augenblick schon wieder von der trüben Flut überspült, das genügt uns, davon leben wir wieder eine ganze Weile weiter, und leben nicht nur, ertragen das Leben nicht nur, sondern lieben und preisen es.

Aus dem Hölderlin-Mond und den schlafenden Gassen am Wasser kam ich in mein Gasthaus zurück, ergriffen und auch getröstet von der unverhofften Begegnung mit einem der Heiligtümer meiner Jugend. Lange klangen die Verse mir in die Nacht hinein nach, lange hörte ich noch die brunnentiefe Stimme aus meiner Jugend her. Ach, wohin hatte diese Stimme mich nicht verlockt, wie weit hatte sie, in den vielen Jahren, mich von allem weg geführt, was den andern, den nicht Gezeichneten, wert und wichtig ist! Wie viel tiefe und nicht mitteilbare, einsame Seligkeiten hatte sie mir gebracht, und wie tief mich in Leid und Zwiespalt verwirrt, die Zauberstimme, das gefährliche Lied von einem höhern Leben, einem edlern Menschentum, als es uns angeboren ward! In Streit und Zerfall mit aller Wirklichkeit hatte sie mich geführt, in eiskalte, nicht mehr zu heilende Einsamkeit, in scheußliche Abgründe der Selbstverachtung, in göttliche Verstiegenheiten der Frömmigkeit. Und wenn ich heute, unterm steigenden Druck meines Lebens, mich zum Humor flüchte und die sogenannte Wirklichkeit von der Narrenseite betrachte, sei es auch nur für die kurze Stunde einer Zwischenstufe, so ist auch das nichts als ein Ja zu jener heiligen Stimme, und ein Versuch, den Abgrund zwischen ihr und der Wirklichkeit, den Abgrund zwischen Ideal und Erfahrung, für Augenblicke mit gebrechlichen fliegenden Brücken zu überspannen. Tragik und Humor sind ja keine Gegensätze, oder sind vielmehr nur darum Gegensätze, weil die eine den andern so unerbittlich fordert.

Digitized by Google

Wenn ich am andern Morgen nach spätem Frühstück das Städtchen Tuttlingen merklich entzaubert fand, so lag das nicht bloß an mir und an meiner Unfähigkeit, in den Morgenstunden der Welt irgend etwas abzugewinnen, sondern es wird mir von soliden Zeugen bestätigt, daß Tuttlingen im ganzen eher eine nüchterne Stadt genannt werden kann. Mich focht dies nicht an, ich ging dennoch den Weg an jenes Wasser und zu jenen Giebeln wieder, fand alles an seinem Ort, nur nicht den Mond und nicht die Gnade jener Nachtstunde. So war ich also gerade im rechten Augenblick hierher gekommen, in der einen, unendlich seltenen, begnadeten Stunde, wo Tuttlingen eine geheimnisvolle Märchenstadt gewesen war. Nun war es leicht, den Ort zu verlassen, ich kaufte mir ein Butterbrot, fand meinen Siamesenkoffer an der Bahn und stieg zufrieden in den Zug, einen überfüllten Sonntagszug, der in das schöne Donautal hineinfuhr. Bei hellem Sonnenschein sah ich Beuron und sah Werenwag liegen, war voll Begierde auszusteigen und diese verlockenden Orte näher zu beschleichen, wußte aber den Freund in Blaubeuren, schon durch mein gestriges Ausbleiben enttäuscht, heftig auf mich warten und tat mir Zwang an. Der Zug fuhr in tiefen Nebel hinein, bei irgendeiner Talbiegung war plötzlich Blau und Sonne abhanden gekommen, kaum konnte ich die Ortsnamen an den Bahnhöfen entziffern. Grau und neblig war es auch im Blautal, wo ich noch am frühen Nachmittag ankam. Da kam, um eine Minute verspätet, mein lieber Freund auf der breiten nüchternen Straße dahergelaufen, die in das kleine Blautal hinein und zu den Geheimnissen Blaubeurens führt, von denen sie den Ankommenden nichts ahnen läßt. Da standen wir und sahen einander in die Gesichter, die mit den Jahren nicht hübscher geworden waren, und ich glaube, wir hatten beide eine tiefe und aufrichtige Freude. Für mich wenigstens, der ich seit zwanzig Jahren stets fern von meiner Jugendheimat lebe, hat es etwas außerordentlich Angenehmes und Erwärmendes, je und je einmal zu sehen, daß es in der Tat noch einige Menschen gibt, die mit mir Knaben gewesen sind, mich bei meinen Schülerspitznamen gerufen haben, und denen ich nichts vormachen kann. Und wie rührend und lächerlich ist das jedesmal festzustellen, daß die Menschen, die man in der frühen Jugend gekannt hat, sich gar nicht verändern! So war es mit meinem Freunde. Unsre Freundschaft stammte aus der Zeit, da wir vierzehnjährig waren, und mit seinem damaligen Knabengesicht lebt er in meiner Vorstellung, und wenn er jetzt mit dem besorgten Schritt eines Professors einher geht und einen großen

Digitized by Google

Schnurrbart und etwas müde Wangen und beginnendes Grau in den Haaren hat, so kann dies alles mich nicht täuschen noch mir imponieren, er wird bis zum Grabe mein Schulkamerad M. und ungefähr fünfzehn Jahre alt für mich sein, und ich wohl auch für ihn. Dies wieder festzustellen tat wohl, und in guter Stimmung marschierten wir die nüchterne Straße taleinwärts, sogleich mitten im Gespräch, und kamen unvermerkt in ein köstliches Städtchen voll nachdenklicher alter Häuser mit Fachwerkgiebeln und wohlhabenden Dächern, und aus diesen wieder heraus in den stillen Klosterbezirk. Da fiel mir nun plötzlich die schöne Lau wieder ein, ich erinnerte meinen Freund an ihre Geschichte und an ihr steinernes Bad im Nonnenhofkeller und sagte ihm, diesen Keller und dies Bad zu sehen sei mir das Wichtigste an Blaubeuren, und er möge mich zu guter Stunde dahin führen. Aber mein Freund wußte nichts von dem Keller und Bad, und auch ich wurde nun zweifelhaft, ob das nicht bloß eine hübsche Erfindung von Mörike sei. Darüber trafen wir einen Mann an, und siehe, es war der Hausmeister des Klosters, der zugleich Kustos und ein sorgfältiger Behüter und Kenner der Kostbarkeiten von Blaubeuren ist. Dem erzählte ich nun mein Anliegen, schilderte ihm die Situation aus Mörikes Geschichte genau, und da wurde sein Gesicht hell. Jawohl, diesen Keller gab es, und ein unterirdischer Wasserlauf verband ihn mit dem Blautopf, und sobald er Zeit habe, werde er mich hinführen. Wir verabredeten eine Stunde auf morgen, und nun traten wir ins ehemalige Kloster ein, in dem mein Freund wohnt, wurden von der Hausfrau empfangen und sogleich zu einem Mittagessen geführt, mit dem sie auf mich gewartet hatten. Ein schwäbischer Kartoffelsalat, und ein schöner leichter Besigheimer Wein, und nun erst war ich in Schwaben, war in der Heimat, sprach selber wieder schwäbisch, war nicht mehr ein durchreisender Herr, sondern ein Bruder, war nicht mehr ein blöder Einsiedler, sondern wurde hin- und hergefragt und mit Berichten bedient, über Mitschüler, einstige Lehrer, ihre Söhne, ihre Töchter. Den Sohn meines gewesenen Lateinschulrektors traf ich als Professor hier am Kloster wieder, ein andrer Schulkamerad wurde morgen erwartet, er war Landpfarrer und hatte einen Sohn hier in der Schule. Ich sah meinem Gastgeber zu, wie er bedächtig aß und seinen großen Schnurrbart wischte und mit seiner Frau sachlich-würdige Worte sprach und kleine Falten um die Augen hatte, aber es half ihm alles nichts, er war der Knabe Wilhelm für mich.

Digitized by Google

Zwei Tage habe ich mich in Blaubeuren aufgehalten, in einem architektonisch schauderhaften, mir aber sehr lieb gewordenen neueren Anbau des Klosters. Nicht zu allen Stunden fühlte ich mich wohl, ich war in den Nächten schlaflos und spürte allerlei Störendes, dachte mit Unbehagen voraus an Ulm, dachte mit Bangigkeit zurück an meine Klause im Süden, sah zuweilen mit glattem Neid auf meinen Freund, der ein Amt und eine vernünftige Tätigkeit hat und jeden Tag Pflichten zu erfüllen – aber dies alles ging nur so nebenher und war nicht wichtig, während alles andre ungeheuer wichtig und schön war. Schön waren die paar Begegnungen mit Klosterschülern, für die ich eine Art Sehenswürdigkeit war, denn, selber ein gewesener Klosterschüler, stand ich, der fünfzehnjährig nach kurzem Dulden aus dem Kloster davongelaufen war, in den Räubergeschichten dieser Anstalten noch in einiger Erinnerung. Aber wie war doch dies? Waren diese jungen hübschen Burschen mit ihren glatten lieben Kindergesichtern wirklich ebenso alt wie wir einst als Klosterschüler gewesen waren? War es möglich, daß hinter diesen Stirnen und blonden Bubenschöpfen dieselben heftigen Probleme wühlten wie einst in uns, dieselbe Dialektik und Philosophierlust, dieselben brennenden Ideale? Auch mein Freund war der Meinung, diese heutige Jugend, deren Klosterleben übrigens sehr viel leichter war als das unsre, sei viel weniger problematisch als wir und lebe leichter. Aber während er dies sagte, war mein lieber Wilhelm nicht mehr fünfzehnjährig, und ich auch nicht, um unsre Augen waren viele Falten und das Grau in unsern Haaren schrie schamlos heraus.

Schön und wichtig war unser erster Gang an den Blautopf, unter den Bäumen auf dem märchenhaften Wasser schwamm gelbes Laub, Wehr und Bach voll von Gänsen und Enten, tief im Grunde saß die schöne Lau und lächelte bläulich herauf, einsam und hoffnungslos stand daneben das rührend drollige Denkmal eines früheren Königs. Alles roch nach Heimat, nach Schwäbisch, nach Roggenbrot und Märchen, und wieder einmal war es mir wunderlich, wie sehr wenig diese wunderbar lebendige und höchst besondere Landschaft von den neuern deutschen Malern gekannt ist. Überall war die Lau verborgen, überall duftete es nach Jugend und Kindheit, Träumen und Lebkuchen, und nicht minder nach Hölderlin und Mörike, und daß keine Denkmäler von ihnen dastanden, konnte ich nicht bedauern. Es war begreiflich, immer hatten die Schwaben mehr Dichter als Könige gehabt.

Digitized by Google

Und unser Gang in den Nonnenhofkeller! Durch eine alte Treppe und ein dämmerndes Vorgewölb führte uns unser Führer in einen hohen, fest und schön gemauerten Keller, zeigte uns die Himmelsrichtungen, zeigte uns, von woher der unterirdische Wasserlauf kam, und als ich nicht mehr warten konnte und nach dem Bade fragte, da leuchtete er mit der Taschenlampe in eine Ecke des feierlichen Raumes, und es enthüllte sich eine dieser gewohnten Roheiten, nämlich ein zementierter Fleck, noch ziemlich neu, Zementglattstrich, und hier war also das Bad der Lau! Unter diesem verfluchten Zementflecken quoll das geheimnisvolle kühle Wasser, in dem die Schöne geschwommen war, bis an die Brust im Wasser schwebend! Zum Glück hatten diese Baukünstler wenigstens ein rundes Loch im Zement gelassen, bedeckt mit einem ebenfalls zementenen Deckel, den wir abhoben, und da schimmerte nun im schwachen Lichtstrahl das schwarze Wasser leise herauf, bis wir schweigend das Loch wieder zudeckten, wie man eine geschändete Leiche zudeckt.

Wir sprachen nicht darüber, ob denn nun wirklich die Schwaben und anderen Menschen von heute ganz von den Göttern verlassen sind, ob sie wirklich nicht wissen, was sie an der Lau und an Mörike und an alle diesen Wundern haben, an denen kein deutsches Land so reich wie Schwaben ist. Wir ließen diese verzwickten Fragen unbesprochen und waren willig uns an dem zu freuen, was an altem Schatz und nicht zuzementiertem Erbe in Blaubeuren noch vorhanden ist, und zum Glück ist dessen sehr viel. Alles besuchten und besahen wir mit Liebe, den berühmten Altar, das Chorgestühl, die entzückenden Gewölbe, den Kapitelsaal, die Grabmäler. Und in der Nacht, als ich für eine magere Viertelstunde eindämmerte, träumte ich nicht von der Lau, die in ihr Bad geschwommen kommt und mit dem Kopf an die Zementdecke stößt, sondern etwas unendlich viel Lieblicheres, was ich niemandem anvertrauen mag. Für uns Freunde war übrigens Blaubeuren noch lange nicht erschöpft, nachdem wir die Denkmäler frömmerer Zeiten besucht hatten. Es gab ein Mittelalter, das uns näher lag und nicht geringere Reize hatte, das war unsere Jugend, und nun betrachteten wir die Reliquien jener sagenhaften Zeit, die lächerlichen lieben Klassenphotographien, auf denen ich Entlaufener nicht mehr zu finden war, und die Schul- und Schlaf- und Speisesäle der Schüler, und die Briefe besonders lieber Jugendgenossen, wobei unsrem Freunde in Altenburg in der Zwickauer Straße die Ohren mögen geklungen haben.

Digitized by Google

Nach meiner Erfahrung haben schwäbische Theologen und Philologen die Neigung, sich beim Erreichen von Eisenbahnzügen zu verspäten, sie aber in der letzten Sekunde doch noch zu erwischen. So ging es auch uns, als das Mittelalter entsetzlich rasch abgelaufen war und ich nach Ulm zu der Vorlesung fahren mußte. Um ein Haar hätten wir den Zug versäumt, und darüber kamen wir ohne Abschiedsfeierlichkeiten davon. In der Abenddämmerung kam ich in Ulm an.

Und jetzt fällt mir ein, daß ich ein kleines Erlebnis aus der Zeit in Baden zu berichten vergessen habe. Dort nämlich lernte ich eines Tages im Sprechzimmer des Arztes einen Ulmer kennen, und er lud mich ein, in Ulm bei ihm zu wohnen, und nun stand er also an der Bahn, und mit ihm ein alter Ulmer Bekannter von mir, der mir vor mehr als zwanzig Jahren einst zum erstenmal diese Stadt gezeigt hat. Ich kam in ein freundliches Haus, mit vier Kindern, mit liebenswerten Menschen, es war keine Fremde da, ich war noch in Schwaben. Dagegen fing jetzt die Pflichterfüllung an. Kaum angekommen, mußte ich mich umkleiden und an meine Vorlesung denken, und das tat ich nicht gerne, ohne daß ich auch hier die Gründe meines Verhaltens völlig zu erkennen vermag. Doch darf ich es mir nicht ersparen, die mir zugänglichen unter diesen Kausalfäden nach Möglichkeit zu ordnen.

Ich habe gegen das öffentliche Vorlesen nicht nur jene, von Fall zu Fall leicht zu überwindenden Hemmungen des Alleinlebenden gegen gesellige Veranstaltungen, sondern ich stoße hier, bei meinem Widerwillen gegen das Auftreten, auf prinzipielle, tief verankerte Unordnungen und Zwiespälte. Sie liegen, allzu kurz und schroff gesagt, in meinem Mißtrauen gegen die Literatur überhaupt. Sie plagen mich nicht nur beim Vorlesen, sondern noch viel mehr beim Arbeiten. Ich glaube nicht an den Wert der Literatur unsrer Zeit. Ich sehe zwar ein, daß jede Zeit ihre Literatur haben muß, wie sie ihre Politik, ihre Ideale, ihre Moden haben muß. Doch komme ich nie von der Überzeugung los, daß die deutsche Dichtung unsrer Zeit eine vergängliche und verzweifelte Sache sei, eine Saat, auf dünnem, schlecht bestelltem Boden gewachsen, interessant zwar und voll von Problematik, aber kaum zu reifen, vollen, langdauernden Resultaten befähigt. Ich kann infolgedessen die Versuche heutiger deutscher Dichter (meine eigenen natürlich inbegriffen) zu wirklichen Gestaltungen, zu echten Werken immer nur als irgendwie unzulänglich und epigon empfinden; überall glaube ich einen Schimmer von Schablone, von un-

Digitized by Google

lebendig gewordenem Vorbild wahrzunehmen. Dagegen sehe ich den Wert einer Übergangsliteratur, einer problematisch und unsicher gewordenen Dichtung darin, daß sie bekenntnishaft ihre eigene Not und die Not ihrer Zeit mit möglichster Aufrichtigkeit ausspricht. Dies ist der Grund, warum ich viele schön und treu gearbeiteten Werke heutiger Dichter nicht mehr eigentlich genießen und bejahen kann, während ich für manche recht roh und skrupellos gemachte Kundgebungen der Jüngsten, eben als für einen Versuch zu rückhaltloser Aufrichtigkeit, Sympathie empfinden kann. Und dieser Zwiespalt geht mitten durch meine eigene kleine Welt und Literatur. Ich liebe die deutschen Dichter der letzten großen Epoche, bis 1850, ich liebe Goethe, Hölderlin, Kleist, die Romantiker mit meinem ganzen Herzen, ihre Werke sind mir unvergänglich, immer und immer wieder lese ich Jean Paul, lese Brentano, Hoffmann, Stifter, Eichendorff, ebenso wie ich immer und immer wieder Händel, Mozart und die ganze deutsche Musik bis Schubert höre. Immer sind diese Werke vollkommen, auch wo sie längst nicht mehr unsere Gefühle und Probleme aussprechen, sie sind als Gestaltungen fertig, sind der Zeit entrückt, wenigstens noch für ungezählte Heutige. An diesen Werken habe ich die Dichtung lieben gelernt, ihre Melodien sind mir selbstverständlich wie Luft und Wasser, ihr Vorbild begleitete meine Jugend. Nun weiß ich aber seit langen Jahren selbst recht wohl, daß es unnütz ist, diese holden Vorbilder nachzuahmen (obwohl ich es immer wieder hoffnungslos versuchen mußte). Ich weiß, daß das, was wir Heutige schreiben, seinen Wert nicht darin haben kann, daß darin für heute und für lange Zeit eine Form, ein Stil, eine Klassik entstehen könnte, sondern daß wir in unsrer Not keine Zuflucht haben als die zur größtmöglichen Aufrichtigkeit. Zwischen dieser Forderung zur Aufrichtigkeit, zum Bekennen, zum letzten Sichhergeben, und jener andern, uns von Jugend an geläufigen Forderung nach schönem Ausdruck – zwischen diesen beiden Forderungen schwankt die ganze Dichtung meiner Generation verzweifelt hin und her. Denn seien wir auch zur letzten Aufrichtigkeit bis zur Selbstaufgabe bereit – wo finden wir den Ausdruck für sie? Unsre Büchersprache, unsre Schulsprache gibt ihn nicht, unsre Handschrift ist von lange her geprägt. Vereinzelte verzweiflungsvolle Bücher wie Nietzsches „Ecce Homo" scheinen einen Weg zu zeigen, zeigen aber am Ende noch deutlicher die Weglosigkeit. Ein Hilfsmittel schien uns die Psychoanalyse zu sein, und sie hat Fortschritte gebracht, aber noch kein Autor, weder

Digitized by Google

ein Psychoanalytiker noch ein analytisch geschulter Dichter, hat bis heute diese Art von Psychologie aus ihrem Panzer von allzu enger, allzu dogmatischer, allzu eitler Akademik befreit.

Genug, das Problem ist hinlänglich angedeutet. Wenn ich nun als Schriftsteller, zum Vorlesen aus meinen Schriften eingeladen, mit meinen Papieren in der Hand vor den Leuten stehe, dann steht dies Problem konzentriert vor mir, macht die Blätter in meiner Hand zu schlechtem Zeug, macht mein Suchen nach Aufrichtigkeit ohne Rücksicht auf Schönheit doppelt brennend. Am liebsten möchte ich dann die Lichter auslöschen und den Leuten sagen: „Ich habe nichts vorzulesen, und ich habe auch nichts zu sagen als daß ich mich mühe, von der Lüge loszukommen. Helft mir dabei, und laßt uns nach Hause gehen."

Ich habe trotz dieser Hemmung die wenigen Vorlesungen, zu denen ich mich überreden ließ, fast alle zur leidlichen Zufriedenheit der Veranstalter zu Ende gebracht. Aber ich war jedesmal erstaunt darüber, daß die kleine Mühe, eine Stunde lang vorzulesen, einen Menschen so sehr ermüden, oft so bis zum Umsinken erschöpfen kann.

Wenn nur ein abstrakter oder idealer Dichter einem abstrakten oder idealen Publikum gegenüber säße, dann ginge die Sache überhaupt nicht, die Angelegenheit wäre dann rein tragisch und könnte nur mit der Selbstvernichtung des Dichters, oder mit seiner Steinigung durch die Zuhörer enden. In der Erfahrungswelt jedoch sieht alles etwas anders aus, hier ist Raum für kleine Schiebungen, hier ist vor allem Raum für den alten Vermittler zwischen Ideal und Wirklichkeit, den Humor. Ich verbrauche an solchen Abenden viel von ihm, von Humoren jeder Art, auch von Galgenhumor. Suchen wir diese Brechung der reinen Strahlen, diese schäbige Anpassung an die Wirklichkeit ebenfalls auf eine abgekürzte Formel zu bringen!

Also: es steht ein Dichter, der im Tiefsten an sich und dem Wert seiner dichterischen Bemühungen zweifelt, vor einem Saal voll von Zuhörern, die ihrerseits von den verzwickten Vorgängen in der Seele des Herrn Vortragenden nicht das mindeste ahnen. Wodurch nun wird es diesem Dichter ermöglicht, seine Blätter dennoch vorzulesen, statt davonzulaufen und sich aufzuhängen? Es wird ermöglicht in erster Linie durch des Dichters Eitelkeit. Während er weder sich selbst noch das Publikum ernst nehmen kann, ist er dennoch eitel, denn dies ist jeder Mensch, auch der Asket, auch der an sich selbst Zweifelnde. Ich sage dies nicht, um zu

Digitized by Google

kokettieren, und glaube im Abstrahierenkönnen von meiner Person, wenn es darauf ankommt, über das in Europa übliche Maß hinaus zu sein: ich kenne besser als irgendeiner den Zustand, in welchem das ewige Selbst in uns dem sterblichen Ich zuschaut und seine Sprünge und Grimassen begutachtet, voll Mitleid, voll Spott, voll Neutralität. Wie sollte ich sonst dazu kommen, mein Ich dem Spott minder wissender Leser preiszugeben? Aber eben weil ich in diesem Punkte etwas über Durchschnitt wissend, oft bis zur Grenze des Erträglichen wissend bin, eben darum kann ich die Eitelkeit des Dichters ziemlich kühl mit in Rechnung stellen. Sie ist größer als man bei einem denkerisch veranlagten Menschen erwarten sollte, aber die Ansicht, daß Denkergabe und Eitelkeit einander ausschließen, ist eben ein Irrtum. Im Gegenteil: niemand ist eitler, niemand auf Echo und Bejahung erpichter als gerade der Geistige, und er hat Echo und Bejahung in der Tat bitter nötig. Diese Eitelkeit, die bei mir nicht stärker als bei jedem Dichter vorhanden ist, aber immerhin verschiedene Pferdestärken hat, sie hilft mir nun in der verzweifelten Situation vor dem Publikum, dem ich eigentlich nichts zu geben habe, während es doch etwas von mir erwartet. Etwas in mir, etwas, das zu zwei Dritteln aus Eitelkeit besteht, wehrt sich dagegen, vor diesen im Saal versammelten Menschen zu unterliegen und seine Wertlosigkeit einzugestehen. Etwas in mir läßt es mir wünschenswert erscheinen, diese Menschenmenge zu zwingen, nicht zu Taten, nicht einmal zu Beifall, aber zur Aufmerksamkeit, zum lautlosen Anhören meiner Gedanken und Gedichte, deren Meinung und Sinn der Meinung und dem Sinn des Publikums genau entgegengesetzt ist. Ich strenge mich also sehr an, beiße die Zähne zusammen, und da in geistigen Dingen ein einzelner immer stärker ist als eine Masse, gewinne ich den Kampf. Ich werde lautlos angehört, ich erwecke den Eindruck eines Mannes, der tatsächlich etwas zu sagen hat. Eine knappe Stunde lang ist das durchzuführen, dann muß ich aufhören, dann bin ich erschöpft.

Auf der trüben Ebene der Erfahrungswelt ist es aber nicht bloß meine dumme Eitelkeit, die viehische und dennoch witzige Sucht meiner Person, sich durchzusetzen, die mir hilft. Es hilft mir auch das Publikum und meine Einstellung zum Publikum. Hier ist ein Punkt, an dem ich stärker bin als viele meiner Kollegen. Das Publikum als solches nämlich ist mir vollkommen gleichgültig. Auch wenn das Unangenehmste zwischen dem Publikum und mir einträte, wenn ich ganz und gar durchfiele

Digitized by Google

und ausgepfiffen würde – es würde mich sehr wenig berühren. Einer in mir drinnen würde lebhaft mitpfeifen. Nein, die im Saal sitzenden Menschen machen mir weder bange noch erwarte ich viel von ihnen. Ich bin nicht mehr jung, ich kenne mich hier aus. Ich weiß ziemlich genau, wie viele von diesen Zuhörern mich nachher, persönlich oder brieflich, mit privaten, rein eigensüchtigen Angelegenheiten in Anspruch nehmen werden. Ich kenne die Gattung, welche vor dem berühmten Gast Kotau macht und nachher Gift über ihn speit. Ich kenne die Gattung der Ehrgeizigen, die einen so lange mit Unverfrorenheit und unter Anwendung stärkster Superlative ins Gesicht hinein loben und verehren, bis sie merken, daß die Anstrengung nicht erwidert wird, und die sich dann schleunig abwenden. Ich kenne auch die Schadenfreude, mit welcher der geistig kleine Mann gerne feststellt, daß auch Männer der Öffentlichkeit und des Geistes Menschen sind, Komisches an sich haben, Eitelkeit oder Befangenheit zeigen. All dies ist mir bekannt, ich bin nicht der Neuling mehr, der sich einbildet, seinetwegen, seiner aparten Persönlichkeit wegen seien diese Leute hier versammelt. Ich weiß, es könnte ebenso gut ein Jodlerquartett da sein. Ich weiß, eine Rede von Ludendorff würde hundertmal mehr Leute herziehen, ein Boxkampf tausendmal mehr. Und da ich selbst, für meine Person, außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft lebe, in der ich nur gastweise verkehre, kann mir die Achtung und der Erfolg in dieser Gesellschaft (soweit nicht eben meine primäre Eitelkeit mich hineinzieht) völlig gleichgültig sein. Hier habe ich alle Vorteile des Mannes auf meiner Seite, der Outsider und Eremit ist, der stets mit einem Fuß in Indien lebt, dem nichts gegeben und genommen werden kann, und ich bin mir dieser Vorteile bewußt.

Es ist aber weder die Triebkraft der Eitelkeit, noch die Outsiderwurstigkeit gegen das Publikum allein, was es mir ermöglicht, trotz stärkster Einwände und Hemmungen je und je eine Vorlesung durchzuführen und mir dabei eine große, eine fast übergroße Mühe zu geben. Es ist, Gott sei Dank, auch noch etwas anderes dabei, etwas Besseres, das einzige Gute, was es gibt, nämlich Liebe. Das scheint allem zu widersprechen, was ich über meine Gleichgültigkeit gegen die Zuhörer gesagt habe, und ist doch so. Nämlich während ich mich durch jene Erfahrungsklugheit, jene niedere und etwas schäbige Erfahrungswurstigkeit vor dem Publikum rette, wende ich mich mit desto größerer Liebe, desto wärmerem Bemühen dem einzelnen Menschen zu. Sitzt dieser einzelne Mensch, den

Digitized by Google

ich lieben und für den ich mich gerne anstrengen kann, wirklich im Saal, etwa in Gestalt eines lieben Freundes, dann wende ich mich überhaupt nur an ihn, richte meine ganze Vorlesung bloß an diesen einen Menschen. Ist er aber nicht da, weiß ich nichts von ihm, so denke ich ihn mir doch, so zaubere ich ihn mir vors Auge, entweder indem ich an einen fernen Freund oder an eine Geliebte oder an meine Schwestern oder an einen meiner Söhne denke, oder aber indem ich irgendein Gesicht im Saal heraushebe, das mir irgend sympathisch ist. An dies Gesicht klammere ich mich, ich liebe es, ich wende ihm alle meine Wärme, alle meine Aufmerksamkeit, all mein Bemühen um Verstandenwerden zu. Und dies ist der Talisman, der mir hilft.

In Ulm nun war diese Sache nicht schwierig. Nicht nur gab es im Saal einige freundliche und bekannte Gesichter, sondern auch im ganzen war ich unter Freunden, war in Schwaben, zu Hause, und so ging es nicht schwer. Wir saßen in einem sehr hübschen Haus, dem Museum der Stadt, dessen Leiter die Sache veranstaltet hatte; er lud mich für morgen zur Besichtigung seines Museums ein, kam auch, nebst einigen andern, noch zu meinen Gastfreunden mit, zu einem Glas Wein und einem Beisammensein, damit nicht etwa von den etwas problematischen Sachen, die ich vorgelesen, ein unangenehmer Nachklang übrig bleibe. Müde war ich sehr, und ebenso froh, daß es vorbei war.

Und nun blieben mir nahezu zwei Tage für Ulm, und ich konnte feststellen, daß es mit dem Gedächtnis für schöne Dinge auch bei solchen, die sich dafür für begabt und erzogen halten, eine zweifelhafte Sache ist. Denn schon einmal, als junger Mensch, hatte ich diese außerordentlich schöne und originelle Stadt mir angesehen, und hatte vieles wieder vergessen. Nicht vergessen hatte ich die Stadtmauer und den Metzgerturm, auch nicht den Münsterchor und das Rathaus, all diese Bilder stießen in mir auf ihre Erinnerungsbilder und wichen wenig von ihnen ab; dafür waren ungezählte neue Bilder da, die ich sah als sei es das erstemal, uralte schief eingesunkene Fischerhäuser im dunklen Wasser stehend, kleine Zwergenhäuser auf dem Stadtwall, stolze Bürgerhäuser in den Gassen, hier ein origineller Giebel, da ein edles Portal. Außerdem aber nahm ich, dem schon Berühmten und Klassifizierten gegenüber nicht mehr allzu empfänglich, in meiner alten Guckkastenfreude auch hier eine Menge von Kleinigkeiten in mich auf, einen Bologneserhund, schwäbische Gesichter hinter halb verhangenen Scheiben, aufgebauten, schon ein wenig weih-

Digitized by Google

nachtlich anmutenden Krimskrams in Ansichtskartenläden, und – für mich stets etwas Fesselndes und Unausschöpfliches: Firmenschilder. Die Vor- und Familiennamen der Geschäfts- und Handwerksleute in einer fremden Stadt zu lesen, ist mir stets ein Bedürfnis und Vergnügen, ebenso wie in Romanen, die ich las, mir immer die Namen sehr wichtig und oft aufschlußreich gewesen sind. Auch war es mir jedesmal merkwürdig und hatte Erlebniswert, wenn ich einen Namen, den ich nur aus einer Dichtung kannte, zum erstenmal im Leben antraf. So traf es mich wie ein kleiner Schreck, als ich einst, vor vielen Jahren, im Elsaß den Namen Arbogast antraf, diesen schönen märchenhaften Namen, von dem ich jahrelang geglaubt hatte, er sei von Mörike für seine Schatznovelle eigens erfunden worden. Beim Lesen der Firmenschilder erfährt man nicht bloß, ob eine Stadt mehr katholisch oder protestantisch bevölkert ist, ob sie viele Juden hat oder nicht, man erfährt auch, namentlich aus den katholischen Vornamen, etwas von Geist und Herkunft einer Bevölkerung, von ihren Vorlieben, ihren Schutzpatronen. Und überall klang das kräftige heimatliche Schwäbisch, überall hörte ich Worte, die ich lang nicht mehr gehört hatte: „Ha no" und „Ha gelt". Das ist, wie wenn man irgendwo den Kalk oder Sandstein, die Bäume und Blumen seiner Erinnerungswelt wieder antrifft, wie wenn man ein Wasser, einen Wein, eine Speise, einen Apfel, eine Droge plötzlich wieder schmeckt, oder einen Geruch in die Nase bekommt, den man in Jahren nicht mehr geschmeckt hat und an dem tausend namenlose Erinnerungen hängen. In diesen Gerüchen, in diesen Wolken von anonymen Erinnerungen ging ich einher. Ulmer Witze und Geschichten wurden mir erzählt, dazwischen war ich bei den Kindern meiner Wirte, zeigte ihnen das Märchen, das ich gestern vorgelesen hatte, es ist von Hand geschrieben mit kleinen farbigen, handgemalten Bildern drin – während der Inflationsjahre halfen diese Bilderhandschriften mir, mich durchzubringen. Einen Nachmittag waren wir bei Professor Baum in seinem Ulmer Museum, das zu sehen sich sehr lohnt.

Ich trank Kaffee und aß Kuchen bei jenem Bekannten, der mir in der Jugendzeit einst Ulm zum erstenmal gezeigt hatte, in behaglichen, mit schönen und merkwürdigen Sachen angefüllten Stuben. Da bekam ich es wieder stark mit Mörike zu tun, denn mein Bekannter besaß eine Menge von Mörike-Erinnerungen, Bücher, in denen dieser sich Notizen gemacht und Lieblingsstellen angestrichen hatte, Notizen über die Damen, die er

Digitized by Google

im nächsten Frühjahr in seinen Garten säen wollte: es waren wenig Gemüse und sehr viel Blumen dabei, auch eine stramingestickte urväterliche Reisetasche kam zum Vorschein, mit welcher Herr Pfarrer Mörike einst seine Reisen unternahm. In diesem Hause war mancher kleine Schatz, und er war am rechten Ort. Ich kam in dieses Haus übermüdet, nervös und mitgenommen – denn wenn ich ohnehin schon eigentliches Wohlbefinden kaum kenne, so ist das auf Reisen noch gesteigert – und in kurzem war mir wohl und friedlich ums Herz.

Am letzten Ulmer Abend, während ich zu Bett ging, dachte ich über dies und jenes nach, was mir auf meiner Schwabenreise begegnet war, dachte an Singen, an Tuttlingen, an Blaubeuren, an Ulm, an das schöne Museum, und mit einemmal fiel mir auf, wie sehr dies alles im Zeichen von Vergangenheit stand, wie viel Tote da mitgeredet hatten, ja wie das Lebendigste von allem die Toten gewesen waren. Es war Hölderlin, in jenem Augenblick unter den Tuttlinger Giebelhäusern, es war Mörike, mit der schönen Lau, auch an Arnim und die Kronenwächter hatte ich mich hier oft erinnert gefühlt, es waren die Meister all der Altäre, der Chorstühle, der Grabplatten, der herrlichen Bauten. Und so wie auf dieser Reise waren immer und überall Tote um mich gewesen, vielmehr Unsterbliche. Und diese lang gestorbenen Menschen, deren Worte mir lebendig waren, deren Gedanken mich erzogen, deren Werke die nüchterne Welt schön und möglich machten – waren das denn nun nicht alle auch besondere, kranke, leidende, schwierige Menschen gewesen, Schöpfer aus Not, nicht aus Glück, Baumeister aus Ekel gegen die Wirklichkeit, nicht aus Übereinstimmung mit ihr? Hatten wirklich die Städter des Mittelalters, die doch schließlich Bäcker und Händler und zufriedene, gesunde, behäbige Leute gewesen waren, hatten wirklich sie diese Münster gebaut, gewollt? Waren sie nicht vom Ungenügen der andern, der wenigen, dazu gezwungen worden? Und wenn die Wirklichkeit recht hatte, wenn unsereiner lediglich ein armer Neurastheniker war, wenn es das Bessere und Richtige war, ein Bürger und Hausvater und Steuerzahler zu sein, Geschäfte zu machen und Kinder zu zeugen, wenn die Fabrik und das Auto und das Bureau wirklich nicht eine Schweinerei, sondern das Normale, Wahre, Sinngemäße für die Menschen war – warum machten sie dann solche Museen? Warum stellten sie einen Kustos an, um den Blaubeurer Altar zu bewachen? Warum stellten sie große Vitrinen voll Zeichnungen und Graphik aus und gaben sogar von Staats wegen Geld dafür

Digitized by Google

aus? Warum diese Narreteien, diesen Firlefanz, diese kranken Spielereien trostbedürftiger Künstler anbeten, sammeln, bewachen, ausstellen, Vorträge darüber halten, wenn nicht in diesen Spielereien ein Stück vom Wesentlichen lag, vom Sinn, vom eigentlichen Wert des Daseins? Warum waren die Ulmer stolz auf die Wohlerhaltenheit ihres alten Stadtbildes, statt den alten Kram einzureißen und Fabriken und Miethäuser hinzubauen? Warum kauften sich die Fabrikanten, wenn sie aus ihren Bureaus und aus ihren Autos kamen und es ein wenig nett haben wollten, aus dem Geld, das sie dort verdient, illustrierte Werke über alte Klöster, Bilder verstorbener Meister, die zu ihren Lebzeiten nie den hundertsten Teil von dem besessen hatten, was heut' ein Bild von ihnen kostete? Warum war das höchste Lob, das ich hier in Ulm über eine moderne Architektur, aus unserer Zeit, gehört hatte, das gewesen, daß sie sich so dezent in das alte Straßenbild einfüge? Und warum mußte alles, was von heute war, so häßlich sein? Von Zürich bis Ulm, soweit die Erde von Menschenhand verändert und überbaut war, war nichts Schönes da als die paar winzigen Inseln der alten Bauwerke. Das andre war Bahnhof, Fabrik, Mietshaus, Warenhaus, Kaserne, Postgebäude, eines wie das andre häßlich und hoffnungslos, geeignet, den Menschen anzuekeln und zum Selbstmord zu überreden.

Ich stellte meine Frage nicht, um mir über die Gründe dieser Häßlichkeit und Hoffnungslosigkeit klar zu werden, es interessierten mich weder der Bevölkerungszuwachs (den man mit allen Mitteln einschränken sollte, statt daß Staat und Gesellschaft ihn fördern) noch die Gesetze der Wirtschaft (die in der Bauzeit der gotischen Dome die gleichen waren wie heute), sondern es bannte mich einzig die Frage: Bist du, verrückter Dichter auf deiner Reise, wirklich verrückt? Bist du nur darum krank und leidest am Leben und magst oft kaum weiterleben, weil du es versäumt hast, dich der Wirklichkeit „wie sie nun einmal ist" anzupassen?

Und wieder, obgleich ich bereit war, auch auf meine eigenen Kosten sachlich zu denken, mußte ich antworten, wie ich mir schon oft geantwortet habe: Nein, du hast nicht unrecht, du hast tausendmal recht mit deinem Protest gegen diese scheußliche „Welt, wie sie nun einmal ist", du hast recht, wenn du stirbst und erstickst an dieser Welt, statt sie anzuerkennen.

Und wieder spürte ich das Zucken zwischen Pol und Gegenpol, spürte über der Kluft zwischen Wirklichkeit und Ideal, zwischen Wirklichkeit

Digitized by Google

und Schönheit das Schwanken der luftigen Brücke: den Humor. Ja, mit Humor war es zu ertragen, sogar die Bahnhöfe, sogar die Kasernen, sogar die literarischen Vorlesungen. Mit Lachen, mit Nichternstnehmen der Wirklichkeit, mit dem beständigen Wissen um ihre Zerstörbarkeit war es zu ertragen. Die Maschinen würden einst gegen einander Amok laufen, die Arsenale ihren Kram entladen, und irgendeinmal würde da, wo heut' eine Großstadt steht, wieder Gras wachsen und Wiesel und Marder schleichen. Nein, man brauchte dieser komischen Welt nicht die Ehre anzutun, sie ernst zu nehmen, niemals.

Andern Tages wurde nach Tische Abschied genommen, Wiederkommen versprochen, in einen Zug gestiegen. Heut' Abend, so nach neun Uhr, würde meine zweite Vorlesung schon vorüber und ich für Tage frei sein. Ach, diese Bahnhöfe! Diese dreckigen und finstern Hallen, diese Treppen voll unglücklich hastender, schleppender, ängstlicher Menschen, diese dummen Perronsperren, diese kläglichen Häuschen mit dem Mann darin, der einen Klemmer auf der Nase hat und seine Karten einsammelt. Nicht ernst nehmen!

Der Hotelomnibus setzte mich vor einer gläsernen Drehtüre ab, dahinter klang Teemusik, diese witzige Erfindung des heutigen Menschen, um auch in den paar Augenblicken der Ruhe und Erholung nicht sprechen, nicht aufmerken, nicht denken, nicht zu sich kommen zu müssen. Ich meldete mich, bat um ein Zimmer, ein Boy kam mit mir, rundum war alles sehr modern, Restaurant, Halle, Garderobe. Der Boy fuhr mit mir in den ersten Stock, tat die Lifttüre auf, und plötzlich stand ich in einem geräumigen alten Palazzo, schweigende fürstliche Korridore, hohe mächtige Türen, über jedem ein geschnitztes und bemaltes Wappen, ein feudales Treppenhaus. Eine Tür wurde vor mir aufgetan, ein hohes schönes Zimmer war da, das Fenster ging auf einen grünen Wintergarten. Erfreut nahm ich von dem originellsten und hübschesten Hotel Besitz, das ich je in einer größern deutschen Stadt angetroffen habe. Das Telephon im Zimmer war das einzige, was mich störte, diese Apparate sind gefährlich. Nun, im Notfall konnte man es abschrauben oder zertrümmern. Zunächst aber machte ich Gebrauch davon und meldete meinem Brotgeber, daß der Artist des Abends angekommen sei. Dann pflegte ich der Ruhe, packte ein wenig aus, zog mich um, ließ mir etwas Milch und Kognak kommen. Ich hatte den „Simplizissimus" in der Manteltasche und las darin einen von Ringelnatzens Reisebriefen, die ich sehr gern habe; als es dann

Digitized by Google

aber an der Tür klopfte und man kam, um mich zur Vorlesung abzuholen, merkte ich, daß ich eine ganze Weile eingeschlafen war. Es war Nacht und kalt, man brachte mich durch eine breite, stolze Straße in einen Konzertsaal, ich kam diesmal gar nicht recht dazu, die Situation zu empfinden und den gewohnten psychologischen Apparat in Betrieb zu setzen, doch gelang es mir in Bälde, wieder in der Menge ein Gesicht zu angeln, an das ich mich wenden konnte, und so las ich meine Sachen brav daher, trank hie und da einen Schluck vortrefflichen Wassers, und die ganze Veranstaltung war zu Ende, ehe ich eigentlich dazu gekommen war, innerlich gegen sie zu protestieren. Nun, mir konnte das lieb sein. Ich lief in mein Wartezimmer, schlüpfte in den Mantel und zündete eine Zigarre an. Nun kamen die Leute, ich machte mich auf die gewohnten Höflichkeiten gefaßt, war im Grunde froh, daß ich niemand in der Stadt kannte — aber da stand schon eine Dame mit roten Backen vor mir, lachte mich an und sagte auf schwäbisch: „Gell, Sie kenne mich nimmer?" Es war eine Schwarzwälderin, aus meinem Heimatstädtchen, und war mit meinen Schwestern in die Schule gegangen, und hinter ihr erschien ihre Tochter, ein hübsches vergnügtes Mädchen mit ebenfalls blühenden Wangen, und wir lachten und beschlossen, heut' noch eine Weile beieinander zu bleiben. Daß ich heut' abend etwas dösig war, merkte ich aber doch bald: ein Herr legte mir eines meiner Bücher vor mit der Bitte, für seine Frau eine Widmung hineinzuschreiben. Ich hatte soeben an Nürnberg gedacht, und daß jetzt zum Glück bloß noch diese eine Stadt zu absolvieren sei, und nun schrieb ich dem Mann etwas in sein Buch und gab es ihm mit freundlichem Lächeln wieder. Er las und reichte es mir zurück: ich hatte hineingeschrieben „Zur Erinnerung an den Abend in Nürnberg"! Es mußte ausradiert und geändert werden. Dann gingen wir in mein Hotel zu einem Glas Wein, und die Calwerin redete von Calw, und wir sprachen alle Calwer durch, an die wir uns noch erinnern konnten, und die Tochter saß dabei und fand uns alte Leute drollig, und plötzlich war auch noch einer aus Neuenbürg dabei, und ich sah, daß ich noch immer mitten in Schwaben saß. Spät ging ich durch das fürstliche Treppenhaus in mein Zimmer hinauf. Eigentlich war es doch eine leichte Sache, sich durch solche Vorlesungen sein Brot zu verdienen. Indessen war es ja nicht das Brot, das mir fehlte, sondern die Luft, und diese Luft, die Luft des Lebenkönnens, der Zufriedenheit, des Glaubens an meinen Beruf und mein Tun, diese Luft wehte auch in Augsburg nicht, mit diesem Honorar

Digitized by Google

wurde auch hier nicht bezahlt. Im Gegenteil (und darum hat Gott die Tenöre und Virtuosen mit diesem genialen Plus an Selbstgefühl ausgestattet), wenn man so als Vortragender für literarische Unterhaltungsabende, als Tenor und Barde durch die Städte zog, so war dies gerade die bestausgesuchte Gelegenheit, um einen eingebildeten, von seiner Wichtigkeit überzeugten Artisten vom Gegenteil, von seiner Entbehrlichkeit, von der völligen Bedeutungslosigkeit seiner Person und seiner Spezialität zu überzeugen. Ob die Leute vom literarischen Verein Thomas Mann hörten oder Gerhart Hauptmann, ob den Baron Münchhausen oder den Tenor Hesse, ob ein Berliner Professor ihnen seinen Vortrag über Homer hielt oder ein Münchener Professor den seinen über Matthias Grünewald, das war alles ganz und gar einerlei, jede dieser Spezialitäten war nur ein Strich im Muster, ein Fädchen im Gewebe, und das Muster hieß Geistesindustrie, und das Gewebe hieß Bildungsbetrieb, und irgendeinen Wert hatte weder das Ganze noch eine der einzelnen Spezialitäten. Herr, laß mich den Humor nicht verlieren, laß mich noch eine kleine Weile leben! Und laß mich mitarbeiten an irgendeinem Werk und Ding, das mehr Sinn, mehr Wert hat als dieser Jahrmarkt! Laß mich als geringsten Diener dazu beitragen, daß Deutschland endlich seine staatlichen Schulen wieder schließt, daß Europa energisch an der Verminderung seiner Geburtenziffern arbeitet! Gebt mir statt dem Geld für diese Vorträge, statt der Ehre, statt den Schmeicheleien ein Maul voll Luft zum Atmen!

Skeptiker versichern, daß noch nie ein Mensch an gebrochenem Herzen gestorben sei. Sie werden auch leugnen, daß ein Literat an Luftmangel sterben könne. Als ob ein Literat nicht alles atmen, nicht aus jedem Gas und jedem Gestank noch ein Feuilleton herausdestillieren könnte.

Am nächsten Tage war hübsches Wetter, und als ich ausging, um mir Augsburg anzusehen, nahm ich wahr, daß heute Markttag sei. Ich habe nie viel Geschichte gelernt, sondern mein Wissen alles aus den Dichtern bezogen, und so wie ich über die Geheimnisse Blaubeurens durch Mörike besser unterrichtet war als selbst die dortigen Professoren, so war ich auf Augsburg durch die Erinnerung an Arnims Kronenwächter, auf Nürnberg durch Wackenroder und E. T. A. Hoffmann aufs beste vorbereitet. Ich brauche hier nicht zu versichern, daß Augsburg eine sehr schöne Stadt ist. Aber eines traf ich dort an, was mir ganz besonders gefiel und wohltat. Auf dem Wochenmarkt, wo begeisternde Massen von Butter, Käsen, Obst, Würsten und dergleichen zur Schau gelegt waren, fand ich eine ganze

Digitized by Google

Anzahl schwäbischer Bauern, namentlich aber Bauernfrauen, sogar einige Kinder dabei, welche alle noch ihre alte unverfälschte Volkstracht trugen. Der ersten, die ich sah, wäre ich vor Freude beinah' um den Hals gefallen, ich strich ihr lang durch die alten Gassen nach. Klein geblümte Miederstoffe, originell gebauschte und wieder eingeschnürte Ärmel, witzige Hauben – o wie rief das mir meine Kinderzeit herauf und die Viehmärkte in Calw, wo viele Hunderte von Bauern und Bauernfrauen, alle bis auf den letzten in ihre Trachten gekleidet, daherkamen, und wo man die Bauern der verschiedenen Gaue, der Wald- und der Korngegenden, schon von weitem genau an der Farbe ihrer Lederhosen erkennen konnte!

Meine letzten Stunden in Augsburg waren die schönsten. Ich hatte Glück in dieser Stadt, und ich hatte ihr gestern abend sehr unrecht getan, sie mit Nürnberg zu verwechseln. Außer allem Hübschen und Liebenswerten, das mir hier schon entgegengekommen war, fand sich auch noch eine besondere Überraschung ein. Es gab in Augsburg ein Ehepaar, das hatte vor vierzehn Jahren ein Buch von mir gelesen und mir damals geschrieben, und hatte seine damals geborene erste Tochter nach einer Figur meines Buches getauft, und jetzt fand dies Ehepaar sich ein und lud mich zu Tisch und gab sich eine liebevolle Mühe, mir erst ein ausgesucht gutes Essen vorzusetzen und mir dann, mit Hilfe eines Wagens, in wenigen Stunden das Wichtigste und Schönste vom alten Augsburg zu zeigen. Wenn es mich auch sehr beschämte, all diese Liebe und Aufmerksamkeit einem Buche zu verdanken, das mir heute unleidlich erschien, gute Stunden sind es dennoch gewesen. Ach, und was für schöne und außerordentliche Dinge bekam ich in dieser Märchenstadt zu sehen! In der Sakristei von Sankt Moritz eine Sammlung alter Meßgewänder von einer Üppigkeit, daß man in Rom zu sein meinte, und dicht daneben in einer Kapelle vier sitzende Bischöfe, nicht etwa Holz- oder Steinfiguren, sondern die Leiber, die Mumien selbst, im reichen Ornat. Für mich das Schönste war die eherne Pforte der Kathedrale, ein andrer Anblick aber wurde mir im Innern dieser ehrwürdigen Kirche. Dort sah ich einen Mann von ländlichem Aussehen, mit breitem blondem Bart, in verschossenes Grün gekleidet, mit einem Rucksack auf dem Rücken. Erst sah ich ihn eintreten, er betrat die Kirche gerade vor mir, dann sah ich ihn suchend durch die mächtige Kirche gehen, und dann hatte er gefunden und kniete vor einer Kapelle nieder, barhäuptig, die Augen auf das Altarbild gerichtet, beide Arme mit offenen flehenden Händen weit ausgebreitet, und

Digitized by Google

betete, betete mit den Augen, mit dem Mund, mit den Knien, mit den ausgestreckten Armen, mit den offenen Händen, betete mit Leib und Seele, blind und taub gegen die Welt, ungestört durch uns gottlose Neugierige im Heiligtum, welche hier romanische Bronze und gotische Glasfenster suchten, statt Gott zu suchen. Dieser betende Mann und die Frauen mit den Bauerntrachten sind die Bilder, die ich in Augsburg für mein innerstes, bleibendes Bilderbuch gewonnen habe, nicht der goldene Saal, nicht die stolzen Brunnen und Bürgerpaläste, nicht die Fuggerei.

Abends fuhr ich nach München und hatte nun mehrere Tage Zeit, mich auszuruhen, das Durcheinander von Bildern sich setzen zu lassen und zu bedauern, daß ich auch noch nach Nürnberg gehen müsse. Ein Abend wurde mir beinah' gefährlich, da hatte ich den Direktor des Parkhotels aufgesucht, und da er mich an anderen Orten dieser Erde einst als einen Freund guter Weine hatte kennenlernen, machte er sich nun einen Spaß daraus, mir einige ausgesuchte alte Flaschen aus seinem Keller vorzusetzen. Da mußte ich mich, da ich zwar ein Trinker, aber nicht an große Mengen gewöhnt bin, gegen den Schluß hin etwas zusammennehmen, aber es wurde durchgeführt. Und – falls das nicht eine angenehme Täuschung der Weinlaune war – plötzlich saß da auch mein Wirt und Freund aus Baden an der Limmat, lachte und stieß mit mir an. Um auch etwas für meine Bildung zu tun, ging ich andern Tages in die Redaktion einer großen Zeitung, aber es wurde mir in diesen Räumen nicht wohl und ich hielt es nicht länger als eine Viertelstunde aus. Aber ich darf von München nicht zu viel erzählen, ich hatte dort immer ein etwas schlechtes Gewissen. Es wohnen dort eine Menge von Menschen, die mir einst nahe standen und mich gut kannten und die ich gern hatte und die ich eigentlich alle hätte besuchen sollen. Aber dies wäre ein zu großes Unternehmen gewesen, und was hätte mich dabei erwartet? Dreißig Menschen hätten mich freundlich darüber befragt, ob es mir gut gehe, und was ich mache, und ob ich mit meinem Leben, meiner Gesundheit, meiner Tätigkeit zufrieden sei, und was dergleichen peinliche Fragen sind, und ich hätte dasitzen und freundlich lächeln und mit dem Kopf nicken müssen, und das ist so furchtbar ermüdend. Einige von ihnen, die ich ernstlich zu den Freunden rechnen kann, sah ich aber doch, nicht in ihren Wohnungen, bei ihren Frauen, unter ihren Kindern, in ihrer Arbeit, sondern hübsch unter uns in irgendeinem Keller oder Beisel am Abend, wo man sich über die wirtschaftliche Depression unterhielt und

Digitized by Google

beim Waldulmer oder Affenthaler gelegentlich von den früheren Jahren sprach, von Bodenseesommern, von Italienreisen, von den im Krieg umgekommenen Freunden. Meine Stimmung war in diesen Tagen nicht sehr gut, nicht nur weil ich von der Literatur so sehr genug hatte und viel drum gegeben hätte, wenn ich nicht mehr nach Nürnberg hätte fahren müssen, sondern auch aus anderen Gründen.

Meine Reise ging allmählich ihrem Ende entgegen, in sechs Wochen hatte ich mich so allmählich vom Tessin her bis nahe an meine Endstation herangepürscht, und immer war unterwegs, ohne daß ich mit dem Bewußtsein viel daran gedacht hätte, mein Herz von der Frage erfüllt gewesen: was wird nun werden? Was hast du nun auf deiner Reise gefunden und erreicht? Wirst du wieder an deine Arbeit und in deine Einsiedelei gehen, mit den schmerzenden Augen allein in deiner Bibliothek sitzen können, oder wirst du irgend etwas andres unternehmen? Und diese Frage war noch immer nicht gelöst. Ich hatte Vorlesungen gehalten, hatte Liebe und herzliches Gespräch mit Freunden genossen, hatte da und dort einen guten Wein getrunken und in einem warmen freundlichen Raume freundliche Stunden verbracht, hatte zwischenein das Unerträgliche heruntergewürgt, mich beim Anblick alter Bauwerke (gotische Netzgewölbe sind dabei das Berauschendste für mich) für Stunden vergessen, hatte auch einigemal in Augenblicken der Reisemüdigkeit, nachdem allzuviel geschwatzt worden war, eine flüchtige Sehnsucht nach meiner fernen Eremitage gefühlt – aber nichts war anders geworden, nichts war in Ordnung gekommen. Den Druck dieses Zustandes fühlte ich mehr und mehr, und so war ich denn, als ich schließlich vollends nach Nürnberg fuhr, nicht in empfänglicher und dankbarer Stimmung, und daß ich dennoch fuhr, daß ich den dummen Heroismus dafür meinte aufbringen zu müssen, statt mich mit einem Telegramm von der Sache zu befreien, das mußte ich nun büßen. Denn Nürnberg wurde eine große Enttäuschung für mich.

Ich fuhr an einem trüben Tag, Schnee und Regen durcheinander, fuhr wieder an Augsburg vorbei, sah über der Stadt die Kathedrale und St. Moritz ragen, dann kamen unbekannte Gegenden, und auf der letzten Strecke begann eine wilde, rauhe, menschenlose und großartige Landschaft mit großen Föhrenwäldern, deren Wipfel der Schneesturm schüttelte. Es war schön und geheimnisvoll, aber es war für mich Südländer auch bedrückend und ängstigend. Wenn ich nun so weiter führe, dachte ich mir, dann

Digitized by Google

kämen wohl immer mehr Föhren, und immer mehr Schnee, und dann etwa Leipzig oder Berlin, und dann bald Spitzbergen und der Nordpol. Lieber Gott, wenn ich nun auch noch die Einladung nach Dresden angenommen hätte! Es war nicht auszudenken. Ohnehin war die Fahrt lang genug, schrecklich lang, und ich war froh, als ich Nürnberg erreicht hatte. Heimlich hatte ich in dieser gotischen Stadt allerlei Wunder erwartet, hatte auf Begegnungen mit dem Geist E. T. A. Hoffmanns und Wackenroders gehofft, und damit war es nun nichts. Die Stadt hat mir einen furchtbaren Eindruck gemacht, woran natürlich nicht die Stadt, nur ich allein die Schuld trage. Ich sah eine wahrhaft entzückende alte Stadt, reicher als Ulm, origineller als Augsburg, ich sah St. Lorenz und St. Sebald, sah das Rathaus mit dem Hof, wo der Brunnen so unsäglich anmutig steht. Ich sah dies alles, und alles war sehr schön, aber alles war umbaut von einer großen, lieblosen, öden Geschäftsstadt, war umknattert von Motoren, umschlängelt von Automobilen, alles zitterte leise unterm Tempo einer andern Zeit, die keine Netzgewölbe baut und keine Brunnen hold wie Blumen in stille Höfe hinzustellen weiß, alles schien bereit, in der nächsten Stunde einzustürzen, denn es hatte keinen Zweck und keine Seele mehr. Was für schöne, was für entzückende Sachen sah ich in dieser tollen Stadt! Nicht nur die Berühmtheiten, die Kirchen, die Brunnen, das Dürerhaus, die Burg, sondern auch eine Menge von jenen kleinen, zufälligen Sachen, die mir im Grunde lieber sind. Eine Apotheke, zur Kugel genannt, wo ich mir ein neues Badeglas für die Augen kaufte, ein festes, schönes altes Haus, die hatte in einem ihrer Schaufenster ein ausgestopftes, eben aus dem Ei gekrochenes junges Krokodilchen stehen, samt der Eischale, und mehr solcher Dinge. Aber es half alles nichts. Ich sah alles nur noch in die Auspuffgase dieser verfluchten Maschinen gehüllt, alles unterwühlt, alles vibrierend von einem Leben, das ich nicht als menschlich, nur als teuflisch empfinden kann, alles bereit zu sterben, bereit in Staub zu fallen, sehnsüchtig nach Einsturz und Untergang, angeekelt von dieser Welt, müde des Dastehens ohne Zweck, des Schönseins ohne Seele. Auch die Freundlichkeit, mit der ich im literarischen Verein empfangen wurde, auch das Aufatmen, als ich meine letzte Vorlesung (für lange Zeit, vielleicht für immer) hinter mich gebracht hatte, auch dies half nichts. Es war alles trostlos. Im Hotel eine überheizte Dampfheizung, die die ganze Nacht hindurch nicht kalt zu bekommen war, keine Möglichkeit, das Fenster offen zu halten bei dem lärmigen Verkehr der

Digitized by Google

Straßen, dazu wieder so ein gemeiner Apparat im Zimmer, ein Telephon, das mich nach schlafloser Nacht, bei wütenden Schmerzen, am Morgen um die letzte Ruhestunde brachte. Menschen, warum quälet ihr mich denn so, gebt mir doch lieber einen raschen Tod!

Indessen nahm der Beobachter in mir diesen ganzen Befund mit der gewohnten Ruhe auf, neugierig, ob der Bursche diesmal explodieren oder es doch noch aushalten würde. Der Beobachter in mir (eine Figur, welche nicht zu den Personen dieser Erzählung gehört), der mit den zufälligen Freuden und Leiden des reisenden Barden nichts zu tun hat, als daß er sie notiert, er war dabei, und wird ein andermal sachlicher von diesen Erlebnissen sprechen. Heute spricht nur der reisende Tenor, der zufällige Mensch in mir, der Zufälliges erlebt und leidet.

Gerade in Nürnberg, wo ich mir neunzigjährig und sterbend vorkam, wo ich keinen andern Wunsch hatte als mich begraben zu lassen, gerade hier kam ich hauptsächlich mit jungen Menschen in Berührung. Einer von ihnen, ein Schüler oder Student, brachte mich nach der Vorlesung in Verlegenheit. Er bat mich, ihm etwas in ein Buch zu schreiben, und als mir nichts einfiel (was hätte mir unter diesen Umständen auch einfallen sollen?), schlug er vor, ich möchte einige griechische Worte schreiben, ein Zitat aus dem Neuen Testament, das in einem meiner Bücher vorkommt. Ich hatte seit mehr als zwanzig Jahren keinen griechischen Buchstaben mehr gemalt; weiß Gott, wie diese Inschrift ausgefallen ist! Ein anderer junger Mann aber, mit dem ich den größern Teil jener kurzen Nürnberger Stunden verbracht habe und an dem ich Freude hatte, war ein junger Dichter. Er hatte schon vor einiger Zeit meine Sympathie gewonnen, teils durch einen klugen Aufsatz über mich, in dem er die Vergeblichkeit meiner dichterischen Versuche und deren Ursachen sehr gut dargestellt hat, teils auch durch eine kleine Dichtung, deren Held der Dichter Grabbe ist und die einen richtigen Zauber hat. Dieser junge Dichter ging mit mir durch Nürnberg, saß mit mir, obwohl Abstinent, geduldig in abendlichen Kneipen herum, und mit seinem angenehmen Gesicht und seinen kleinen zarten Händen kam er mir für Augenblicke wie ein Engel vor, der dazu bestellt sei, mich hier in dieser Stadt vor dem Äußersten zu bewahren.

Immerhin saß ich nun da recht ratlos und verloren, und nur eines war mir klar, daß ich so rasch als möglich wieder fort müsse. Ich habe nun in München einen Freund, einen von den guten und zuverlässigen, dem

Digitized by Google

telegraphierte ich, es sei mir unmöglich, es hier auszuhalten und er möge mich mit dem nächsten Schnellzug in München erwarten. Irgendwie klemmte ich meine Habe wieder in den Koffer, kam irgendwie aus dem Hotel wieder heraus und auf die Bahn und fuhr vernichtet, aber glücklich über die Erlösung, wieder von Nürnberg fort, das ja doch dem Untergang geweiht schien. Es war ein guter Schnellzug, der bis München an keinem Orte hielt, aber doch dauerte es sehr lang und war kaum zu erleben, bis ich in München ankam, neunzig Jahre alt, mit zerstörtem Hirn, brennenden Augen, einknickenden Knien. Dies war vielleicht der schönste Augenblick meiner Reise. Da war ich wieder in München, war noch am Leben, hatte alles hinter mir, brauchte nie mehr eine Vorlesung zu halten. Und da stand mein Freund, groß und stark, mit lachenden Augen, und nahm mir das Köfferlein ab, und statt langer Fragen und Auseinandersetzungen sagte er mir, wir seien in der und der Weinstube von Bekannten erwartet. Ich wäre lieber in ein Bett gestiegen, aber auch die Weinstube war gut, ich war einverstanden. Verschiedene Koryphäen der Literatur und Kritik saßen da an einem Tische und erwarteten uns, und es wurde ein wahrhaft edler Mosel eingeschenkt, ich hörte die interessantesten Gespräche und Diskussionen und war sehr zufrieden, denn dies alles ging mich gar nichts an, verlangte nichts von mir, war lediglich interessant, ich konnte dabei sitzen und in all die angeregten und klugen Gesichter blicken und von dem Mosel trinken und den Schlaf kommen fühlen, und wenn es mir paßte, so konnte ich morgen liegen bleiben, einen Tag lang, ein Jahr lang, ein Jahrhundert lang, niemand hatte etwas von mir zu fordern, keine Eisenbahn pfiff für mich, kein Vorlesepult stand für mich erleuchtet und mit der Wasserflasche geschmückt, weder griechische noch andre Buchstaben brauchte ich zu malen. Aus lauter Dankbarkeit beschloß ich, hier in München die Frauenkirche und die Pinakothek zu besuchen, doch habe ich später bloß die erste Hälfte des Gelübdes ausgeführt.

Bei meinem Freunde blieb ich nun, weit draußen in einer ländlichen Gegend vor München, noch manche Tage, um mich zu erholen und mir über die Technik der Rückreise klar zu werden. Es regte sich hier mein Gewissen, vielmehr die Furcht vor der Heimkehr, und ich entschloß mich dazu, mir meine Briefpost hierher nachkommen zu lassen. Der Papierschwall kam und gab einige Tage zu arbeiten, und unter all dem Unbeträchtlichen war auch etwas Interessantes, war ein längerer Brief von

Digitized by Google

jenem jungen Dichter, dem ich sein Manuskript hatte zurückschicken müssen. Damals hatte sein allzu unwahrer Schmeichelbrief mich etwas unangenehm berührt, jetzt aber erfreute er mich durch eine Aufrichtigkeit ohnegleichen und ließ mich mit lauter treffenden, mit Kraft und Liebe gewählten Ausdrücken wissen, wie unsäglich läppisch, dumm und zuwider ich ihm stets vorgekommen sei. Bravo, junger Bruder Dichter, fahre so fort! Aufrichtigkeit, nicht schöne Redeblumen erwarten wir von der jungen Literatur.

Den liebsten meiner bayrischen Freunde glückte es mir für einen Abend aus seinem oberbayrischen Dorf herunterzulocken, für einen guten herzlichen Abend, den ich ihm nicht vergesse. Auch zur Literatur hatte ich jetzt, wo ich wieder Privatmann war, ein naiveres Verhältnis und wagte es, was ich nur wenigemal im Leben getan habe, mich einigen Kollegen persönlich zu nähern. Ich hatte eine nicht unergiebige Stunde mit Josef Bernhart; Protestant und Katholik können nicht näher zueinander kommen als wir uns damals kamen. Ich war einen Abend bei Thomas Mann, ich wollte ihm zeigen, daß meine alte Liebe zu seiner Art nicht geschwunden sei, und ich hatte auch ein wenig Lust zu sehen, wie es nun wohl mit diesem Manne stehe, der seine Arbeit so treu und gediegen leistet und dennoch die Fragwürdigkeiten und Verzweiflungen unsres Berufs so tief zu kennen scheint. Bis lange in die Nacht saß ich an seinem Tisch, und er führte die Sache schön und stilvoll durch, in guter Laune, ein wenig herzlich, ein wenig spöttisch, beschützt von seinem schönen Hause, beschützt von seiner Klugheit und guten Form. Ich bin auch für diesen Abend dankbar. Und nun wollte ich gerne auch den Mann sehen, der die Artistenbriefe im „Simplizissimus" schreibt, den Joachim Ringelnatz, und er war so freundlich, für einen Abend zu kommen, und wir tranken im Ratskeller allerlei guten Wein und waren vergnügt. Als dies zu Ende war, ging ich zur Trambahn und fuhr nach Hause, hatte genug und legte mich ins Bett, Ringelnatz aber fing um diese Stunde erst an zu arbeiten, er mußte noch auf seinem Brettl auftreten, worum ich ihn nicht beneidete.

Draußen in Nymphenburg hatte ich es gut und wurde verwöhnt, konnte den ganzen Tag die Augen ins kühle Wasser stecken oder unter den alten feierlichen Bäumen auf und nieder gehen und den welken Blättern zusehen, wie sie so lustig im Wind davontreiben, unsre kleinen Brüder. Oft sah ich ihnen zu, traurig, oft auch sah ich ihnen zu und lachte. Wie sie,

Digitized by Google

so treibe auch ich, heut' nach München, morgen nach Zürich, dann wieder zurück, auf der Suche, aus dem Trieb, das Leid zu fliehen, aus dem Trieb, den Tod noch eine kleine Weile hinauszuschieben. Warum wehrt man sich denn so? betrübte ich mich. Weil dies das Spiel des Lebens ist, lachte ich.

Und weil das Lachen mir eine gute und sehr begehrenswerte Sache schien, darum fragte ich meinen Freund, ob es zur Zeit nicht in München wieder einen echten, klassischen Komiker gebe, so wie ich früher hier den einen und andern schon erlebt hatte. Jawohl, mein Freund wußte mir einen, er hieß Valentin, und wir suchten die Zeitungen durch und fanden, daß er nachts in den Kammerspielen sein Stück „Die Raubritter vor München" spiele. Da gingen wir eines Abends hin. Bis zehn Uhr hatten sie in dem kleinen Theater Strindberg gespielt, dann kam Valentin an die Reihe. Er spielte mit einer kleinen Truppe die „Raubritter vor München", ein wunderbares Stück, eine außerordentliche Viecherei. Der Zweck des Stückes war der, dem Valentin Gelegenheit zu geben, als Schildwache mit einem langen Säbel auf und ab zu gehen und komische Sachen zu tun oder zu sagen. Manchmal war es auch zum Schluchzen traurig, zum Beispiel wie er in der kühlen Dämmerung an der Stadtmauer saß, die Ziehharmonika spielte und an sein junges Leben, an den Krieg und den Tod denken mußte. Oder wenn er lange Zeit nachdenklich von einem Traum erzählte, in dem er eine Ente gewesen war und beinah' einen langen Wurm gefressen hätte. An dieser Stelle war, in simpelster Form, die Unzulänglichkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens ergreifend zur Darstellung gebracht. Auch diese tragische Stelle wurde, ebenso wie jene mit der Harmonika, mit brausenden Lachsalven begrüßt, nie habe ich ein vergnügteres Haus gesehen. Wie gern doch alle Menschen lachen! Weit von den Vorstädten laufen sie in der Kälte herein, zahlen Geld, warten lang, kommen erst um Mitternacht nach Hause, nur um eine Weile lachen zu können. Auch ich lachte sehr, meinetwegen hätte das Stück bis zum Morgen dauern mögen. Weiß Gott, wann man wieder zum Lachen kommt. Und je größer der Komiker ist, je schauerlicher und hilfloser er unsre Dummheit und unser dummes banges Menschenlos auf die komische Formel bringt, desto mehr muß man lachen! Hinter mir unter den Zuschauern saß eine junge Frau, die legte mir beide Ellbogen auf die Schultern. Ich drehte mich um, weil ich glaubte, sie habe sich vielleicht in mich verliebt, aber es war nur das Lachen, sie wurde

Digitized by Google

davon gestoßen wie eine Besessene vom Dämon. Die Erinnerung an Valentin gehört zu den Kostbarkeiten dieser Reise.

Aber nun war ich lange genug in München und am Tisch meines Freundes sitzen geblieben. Sei ein Mann, rief ich mir zu, und beschloß die Abreise. Jetzt war es nicht mehr wie einst in Locarno, jetzt war das Abschiednehmen nicht mehr leicht, jetzt reiste ich nicht in die Welt hinaus und konnte mit einem Gefühl von Überlegenheit auf die Zurückbleibenden sehen, jetzt ging es wieder zurück, in den Käfig, in die Kälte, in die Verbannung. Nun ja, das Blatt wehrt sich im Wind und muß doch hin wo er es haben will. Wohin werde ich jetzt fahren? Um wieviel Tage wird es mir noch glücken, die Heimkehr zu verzögern? Vermutlich werde ich noch lange reisen, vielleicht den ganzen Winter, vielleicht das ganze Leben. Überall würde ich am Ende diesen oder jenen Freund finden, für einen Abend beim Wein, und da und dort würden auch meine guten Geister mir wieder in irgendeiner Dämmerstunde begegnen, und die Heiligtümer meiner Jugend. Und überall würde es mir freistehen, über den kalten Wind und die treibenden Blätter nicht bloß traurig zu sein, sondern zu lachen. Vielleicht war doch, wie ich je und je gemeint hatte, etwas wie ein Humorist in mir verborgen, und dann war es ja gut um mich bestellt. Er war nur noch nicht ganz entwickelt, es war mir nur noch nicht schlecht genug gegangen.

DIE PROBLEME DER MODERNEN PHYSIK

von

HANS REICHENBACH

Wenn im Folgenden der Versuch gemacht werden soll, die Problematik der modernen Physik zu schildern, so sollen doch nicht physikalische, sondern philosophische Gesichtspunkte dabei bestimmend sein. Denn darin liegt der besondere Reiz physikalischer Forschung in ihrem gegenwärtigen Zustande, daß sie bei aller Fülle experimenteller Details dennoch auf philosophische Fragestellungen tendiert. Der Fernerstehende, der stets nur von experimentellen Entdeckungen gehört hat und Physik fast mit Technik identifiziert, ahnt nicht, wie sehr diese Entdeckungen mit

Digitized by Google

einer Umwälzung der erkenntnistheoretischen Grundlagen naturwissenschaftlichen Forschens zusammenhängen, ja, erst durch sie möglich geworden sind. So wird es sich in dieser für einen weiteren Kreis bestimmten Darstellung darum handeln, die physikalische Problemlage von höherem Standort aus zu schildern, nicht in der Einstellung auf Einzelheiten, wie sie dem Physiker selbst erscheint, sondern in philosophischer Einstellung, unter Aufzeigung der prinzipiellen Fragen, die sich hinter der physikalischen Fragestellung verbergen, unter Hervorhebung der erkenntnistheoretischen Motivation, die für die physikalische Forschung der letzten Jahrzehnte so wesensbestimmend ist. Wie weit sich von hier aus wieder Zusammenhänge mit allgemeinen kulturellen Problemen ergeben, ist eine weitere und von neuem lohnende Fragestellung; aber ihre Beantwortung mag weiterer Forschung, mehr noch der künftigen Entwicklung selbst vorbehalten bleiben, deren Wege sich noch nicht sicher genug überschauen lassen.

Die Probleme der Physik kreisen gegenwärtig um zwei Mittelpunkte. Der eine ist das Problem von Raum und Zeit, der andere das Problem der Materie. Der erste Problemkreis hat durch Einsteins Relativitätstheorie eine tiefgehende Lösung gefunden, die in den Hauptzügen jetzt feststeht und nur noch weiteren Ausbau zu erwarten hat. Der zweite hat durch Bohrs Atomtheorie einen unerwarteten Impuls und einen weitreichenden Ausbau erhalten, harrt aber gerade in den Hauptzügen noch der entscheidenden Klärung. Es ist möglich, daß diese Klärung durch eine noch tiefere Zusammenführung des zweiten Problemkreises mit dem ersten erreicht wird, als sie jetzt schon besteht; es ist daneben möglich, daß diese Klärung durch eine Revision des bisher unerschütterten Fundamentalprinzips aller Naturerkenntnis, des Kausalprinzips, gegeben wird. Hierüber lassen sich bisher nur Vermutungen aufstellen. In seiner Ungelöstheit ist gerade der zweite Problemkreis das treibende Agens der gegenwärtigen physikalischen Forschung; er ist das romantische Element, das den Ausgleich mit dem klassischen Element der Relativitätstheorie bisher nicht finden konnte.

Wenden wir uns zu dem ersten Problemkreis, so finden wir, daß in ihm eine eigentümliche Verwachsung mathematischer, physikalischer und philosophischer Entwicklungslinien eingetreten ist. Die Einsteinsche Lösung des Raum-Zeit-Problems, die direkt aus physikalischen Fragestellungen

Digitized by Google

hervorging, wäre unmöglich gewesen ohne die Entdeckung der nichteuklidischen Geometrien, zu welcher die Mathematiker in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geführt wurden. In der Reihe dieser mathematischen Entdeckungen ist das wichtigste Ereignis die Leistung Riemanns gewesen, der den euklidischen Raum als Spezialfall eines allgemeineren Raumtypus erkannte; wie die Ebene im Zweidimensionalen eine Fläche von sehr besonderen Eigenschaften ist, so ist nach Riemann im Dreidimensionalen der euklidische Raum durch seine „Ebenheit" unter den allgemeineren „krummen" Räumen ausgezeichnet. Riemann hatte analytische Methoden entwickelt, um derartige allgemeinere Mannigfaltigkeitstypen zu beherrschen. Gerade darum hat die Riemannsche Entdeckung so große Bedeutung erlangt, weil sie mit ihren analytischen Methoden lehrte, die Bindungen der geometrischen Anschauung zu überwinden. Es hat sich weiterhin gezeigt, daß die Anschauung selbst gar nicht so starr ist, wie es scheint, daß wir fähig sind, mit dem anschaulichen Vorstellungsvermögen der begrifflichen Führung zu folgen und neue Anschauungen zu entwickeln, die für die nichteuklidische Geometrie etwas Ähnliches leisten wie die alten Anschauungen für die euklidische.

Dieses mathematische Gerüst fand Einstein vor, als er die physikalische Relativitätstheorie durchführte. Ohne diese mathematische Entwicklung wäre die Relativitätstheorie nicht möglich gewesen. Trotzdem darf man nicht denken, daß hier die Triebfedern für die Entdeckung der Relativitätstheorie gelegen haben; im Gegenteil, erst in einem ziemlich späten Stadium ist Einstein mit der damals noch wenig bekannten mathematischen Kovariantentheorie bekannt geworden. Was ihn zu seinen Entwicklungen trieb, waren Motive aus ganz anderen Quellen: es waren erkenntnistheoretische Motive, und gerade das hat seinen Überlegungen ihre eigentümliche Stoßkraft und Überzeugungsstärke gegeben.

Einstein ging aus vom Problem der Bewegung und wurde so der Vollender einer philosophischen Entwicklungslinie, die in sehr viel frühere Zeiten zurückreicht als jene mathematische Entwicklung. Als im 17. Jahrhundert Newton, gestützt auf seine neue Mechanik, die Theorie der absoluten Bewegung aufstellte, fand er in seinen Zeitgenossen Leibniz und Huyghens Gegner, die mit erkenntnistheoretischen Motiven kämpften. Die Relativität der Bewegung hat für jeden, der einmal darüber nachgedacht hat, etwas so eigentümlich Zwingendes, daß die ganze Autorität

Digitized by Google

eines Newton dazu gehörte, diesem erkenntnistheoretischen Zwang für zwei Jahrhunderte die Anerkennung zu nehmen. Auch Leibniz und Huyghens haben, obwohl sie Newton scharf bekämpften, die Ausbreitung der Absoluttheorie nicht verhindern können. Aber immer wieder sind Erkenntnistheoretiker auf den Relativitätsstandpunkt zurückgegangen; in neuerer Zeit haben Ernst Mach, Ludwig Lange und noch kurz vor der Einsteinschen Theorie Ernst Cassirer diesen Standpunkt gegen Newton hervorgekehrt. Daß Bewegung gegen den leeren Raum eine unmögliche Begriffsbildung ist, daß man nur von Bewegung eines Körpers gegen einen andern Körper sprechen und deshalb auch jeden der beiden Körper in bezug auf den andern als ruhend ansehen kann, ist der immer wieder hervortretende Grundgedanke solcher Überlegungen, der schließlich auch für Einstein entscheidend wurde. Einsteins besondere Leistung aber besteht darin, daß er diesem Gedanken noch ein ganz neues Moment hinzufügte, indem er die Zeit mit einbezog. Daß man unterscheiden muß zwischen Gleichzeitigkeit benachbarter und entfernter Ereignisse, daß die letztere nicht erkannt werden kann, sondern definiert werden muß, daß diese Definition wegen der Existenz einer endlichen Höchstgeschwindigkeit aller Wirkungsübertragung innerhalb eines gewissen Intervalls willkürlich ist, ist der neue Gedanke der Einsteinschen speziellen Relativitätstheorie, der keinen Vorgänger hat und in der Geschichte der Erkenntnistheorie eine nicht mehr auszulösende Entdeckung darstellt. Er führt zu einer Revision der gesamten Kinematik, und schon in seiner ersten Veröffentlichung über dieses Thema zeigte Einstein, wie damit eine eigentümliche Verkettung räumlicher und zeitlicher Größen herbeigeführt wird. Die Länge eines bewegten Stabes, der Zustand des Raumes zu einer bestimmten Zeit sind jetzt keine definierten Größen mehr, wenn nicht zuvor die Gleichzeitigkeitsdefinition festgelegt ist. Erst die Einbeziehung der Zeit vervollständigt den Relativitätsgedanken, der in der älteren unvollständigen Form noch nicht jene Fruchtbarkeit für die Physik erlangen konnte, die er durch Einsteins Formulierung gewann und die ihn zum Siege führte.

Denn das ist das Neue an der Einsteinschen Relativitätstheorie: sie führt aus erkenntnistheoretischen Überlegungen zu physikalischen Konsequenzen, sie wird aus einer philosophischen zu einer physikalischen Theorie. Das hat ihr den Weg geebnet, und erst zu der Überwindung der Newtonschen Absoluttheorie geführt; und das begründet ihre zentrale Stellung

Digitized by Google

in der gegenwärtigen Physik. Gewisse physikalische Begriffsbildungen wurden als erkenntnistheoretische Vorurteile entlarvt, und damit die Bahn frei gemacht für die einheitliche Deutung einer Reihe von physikalischen Beobachtungen, die bisher unversöhnbar schienen. Die enge Verwachsung von Physik und Erkenntnistheorie hat hier ihre schönsten Resultate gezeitigt.

Die Einsteinschen Ideen trafen nun auf jene fertigen Entdeckungen der Mathematik, in denen sie Mannigfaltigkeiten von beliebiger Struktur und Dimensionszahl behandeln lehrt. Es ist das große Verdienst des Mathematikers Minkowski, gezeigt zu haben, daß die Einsteinsche Raum-Zeit-Welt sich als vierdimensionale Mannigfaltigkeit eines besonderen Typus (des indefiniten Typus) auffassen läßt. Damit war das Werkzeug gefunden, mit dem die Relativitätstheorie zu arbeiten hatte, und zwangläufig ergab sich die relativistische Physik aus der Tensorrechnung der Mathematik. Freilich mußte noch einmal das physikalische Genie Einsteins eingreifen: die Durchführung der allgemeinen Relativität, die alle überhaupt denkbaren Bewegungen als gleichwertig behandelt, trug noch ihre besonderen Probleme in sich. Einstein zeigte, daß die allgemeine Relativität durchführbar wurde, wenn man sie mit einer Relativitätstheorie der Gravitation verband; und so entstand die allgemeine Relativitätstheorie zugleich als allgemeine Lehre von der Gravitation, in der die Newtonsche Gravitationstheorie als Spezialfall von näherungsweiser Geltung erscheint. Für diese allgemeinste Theorie erwies sich die Riemannsche Geometrie als einzig mögliche mathematische Form. Die Leistung Einsteins besteht geradezu darin, daß er die Riemannsche Geometrie, die vorher als bloße mathematische Möglichkeit neben der euklidischen Geometrie bestand, als physikalische Wirklichkeit erkannt hat. Die Geometrie der Welt ist nicht eine Denknotwendigkeit, sondern eine physikalische Tatsache; die Verteilung der Materie über die Welt bestimmt die raumzeitlichen Maßverhältnisse, und es ist eine empirische Aufgabe, diese Maßverhältnisse zu ermitteln, die einer Riemannschen Geometrie von gewissen Krümmungsverhältnissen entsprechen. Zugleich wird die Gravitation zu einer Eigenschaft der Geometrie; die Theorie von der Anziehung des Planeten durch die Sonne dürfen wir jetzt ersetzen durch die Auffassung, daß der Planet sich frei bewegt, aber der Krümmung der Raum-Zeit-Mannigfaltigkeit folgt.

So ist die Relativitätstheorie, die bedeutendste Theorie der modernen Physik, aus dem Zusammenwachsen einer mathematischen und einer

Digitized by Google

philosophischen Entwicklungslinie hervorgegangen. Freilich darf man nicht glauben, daß die philosophische Komponente in diese Synthese gerade von schulphilosophischer Seite hineingetragen sei. Der Physiker Einstein hat seine philosophischen Ideen nicht wie die mathematischen von fachwissenschaftlicher Seite übernehmen können, sondern sie erst selbst schaffen müssen; ja, die Schulphilosophie hat sich von Anfang an, mit wenigen Ausnahmen, ablehnend zur Philosophie der Relativitätstheorie eingestellt. Wer in diese Verhältnisse näher hineingesehen hat, muß bemerken, daß eine allzu große Fremdheit für erkenntnistheoretische Problemstellungen die Schuld hieran trägt; an Stelle eigener erkenntnistheoretischer Forschung ist die Interpretation historischer erkenntnistheoretischer Systeme, vor allem des Kantschen, getreten, und so wird denn die Relativitätstheorie immer nur danach gewertet, wie weit sie sich in gegebene Systeme einordnen läßt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Schulphilosophie zur Einsteinschen Physik keine andere Einstellung gefunden hat als die Philosophen von Padua zur Physik Galileis, wenn sie – nach Galileis Worten – „die Wahrheit durch Vergleichung der Texte zu erforschen" glaubten und es ablehnten, durch sein neu erfundenes Fernrohr zu blicken, weil „dies ihren Kopf nur verwirren könnte". Es ist billig, über jene Interpreten des Aristoteles zu lachen – es kommt vor allem darauf an, in der entsprechenden Situation der eigenen Zeit nicht denselben Fehler zu machen.

Wir besitzen jedoch auch eine Reihe anderer philosophischer Schriften, die aus engster Berührung mit der physikalischen Theorie selbst hervorgegangen sind. Dabei hat sich ergeben, daß die Weiterführung der Einsteinschen Zeitlehre zu einer Verschmelzung der Begriffe Raum und Zeit mit dem Begriff der Kausalität führt; die Raum-Zeit-Ordnung enthüllt sich als die Form der Kausalstruktur der Welt. Mit diesem Resultat, das vom Verfasser in der Form einer Axiomatik der relativistischen Raum-Zeit-Lehre entwickelt wurde, hat die Relativitätstheorie ihre letzte philosophische Rechtfertigung erfahren.

Für die Physik handelt es sich jedoch in der Weiterführung der Theorie um andere Probleme. Nachdem die großen Grundlagen der Theorie feststehen, ist eine Reihe von ausführenden Untersuchungen noch zu leisten. Vor allem handelt es sich um die experimentelle Prüfung der „Relativitätseffekte", d. h. der von der Theorie behaupteten kleinen Abweichungen in gewissen physikalischen Phänomenen. In vorderster Linie stehen hier

Digitized by Google

astronomische Effekte, da die Abweichungen der Einsteinschen Gravitationstheorie von der alten Theorie so klein sind, daß sie nur für die Größe astronomischer Objekte meßbar werden. Bisher haben alle derartigen Untersuchungen die Relativitätstheorie in hervorragendem Maße bestätigt. Es wird noch eine Aufgabe der Zukunft sein, weitere Relativitätseffekte zu finden, d. h. experimentelle Anordnungen zu ersinnen, welche noch andere als die schon geprüften Behauptungen nachweisbar machen. Bisher besteht jedoch wenig Aussicht, bei dem gegenwärtigen Stand der Experimentiergenauigkeit noch weitere solche Effekte zu finden. Die Relativitätstheorie ist deshalb für die Physik heute ein vorläufig abgeschlossenes Gebiet.

Wenden wir uns jetzt zu dem zweiten großen Problemkreis der Physik, so stoßen wir auf eine ganz andere Sachlage. Wir finden in der Theorie der Materie einen ausgedehnten Ausbau bis in feinste Einzelheiten hinein, eine Fülle von experimentellen Bestätigungen und theoretischen Deutungen, während gerade die Grundlage noch ein ungelöstes Rätsel birgt, dessen Aufklärung noch niemand voraussehen kann. Mit dieser Sachlage hängt es zusammen, daß im Gegensatz zur Relativitätstheorie, die aus der Diskussion in den Fachzeitschriften bereits in die Lehrbücher abgewandert ist, in der Atomphysik alle Kräfte der heutigen Physikergeneration konzentriert sind; hier gibt es Tatsachen zu sammeln und neue Deutungen zu ersinnen, die nicht schon durch einen großen gedanklichen Rahmen vorweggenommen sind.

Der Aufbau der Materie wird in dem heutigen Stand der Forschung bereits nach zwei Richtungen untersucht. Einmal handelt es sich um die Erforschung des Zusammenhangs der Moleküle im festen Körper, also die Entstehung der makroskopischen Gebilde aus submikroskopischen. Dies führt im wesentlichen zur Theorie der Kristalle, denn es zeigt sich, daß fast alle festen Körper aus mikroskopisch nachweisbaren kleinen Kristallen bestehen; das wichtigste Hilfsmittel hierbei ist die von v. Laue ersonnene Durchleuchtung der Kristalle mit Röntgenstrahlen. Zweitens aber steht der Aufbau des Moleküls und Atoms selbst zur Untersuchung, und dieser Teil der Forschung hat sich als der theoretisch fruchtbarere erwiesen, indem er zu ganz neuartigen Auffassungen der physischen Elementarvorgänge geführt hat. Wir wollen deshalb hier nur auf diese zweite Forschungsrichtung näher eingehen.

Digitized by Google

Die Atomtheorie der Chemie hatte zwar die atomistische Struktur der Materie außer Frage gestellt, aber für jedes der etwa achtzig chemischen Elemente ein besonderes Atom annehmen müssen, so daß sie noch wenig dem alten Ideal einer Atomtheorie entsprach, die alle Verschiedenheit der Stoffe auf Verschiedenheit in der Zusammenlagerung qualitativ gleicher Atome zurückführen möchte. Schon lange hatte man daher den Wunsch, die achtzig verschiedenen chemischen Atome als selbst wieder aus Uratomen zusammengesetzt nachweisen zu können, so daß sie chemische Verschiedenheit sich allein aus dem Aufbau dieser Uratome ergibt. Dieser Wunsch ist nun bis zu einem gewissen Grade Wirklichkeit geworden. Das Uratom ist das Elektron, das Atom der negativen Elektrizität; freilich muß daneben noch eine zweite Art von Uratomen angenommen werden, die in dem elektrisch positiven Kern enthalten ist. Über dessen inneren Aufbau ist allerdings noch wenig bekannt, so daß die Zurückführung aller Atome auf die Uratome der positiven und negativen Elektrizität noch keineswegs durchgeführt ist. Weit besser kennen wir den Aufbau des äußeren Atoms, d. h. der Elektronenringe um den Kern herum.

Das Neue und für den Laien Befremdende dieser Vorstellungen liegt darin, daß die Elektronen als bewegt, als in großer Schnelligkeit um den Kern kreisend angenommen werden. Das Atom ist ein Planetensystem im kleinen; was uns als ruhende Materie erscheint, ist im Innern in heftigster Bewegung. Für den Physiker, der derartige Vorstellungen schon aus der Molekulartheorie der Wärme kennt, ist dies nicht verwunderlich; er weiß, daß gerade nur die Bewegung das System stabil macht und die Elektronen davor schützt, sich mit dem Kern zu einem Klumpen zusammenzuballen. Es ist etwas ganz anderes, was den Physiker an diesem „Atommodell" befremdet: das ist die Unmöglichkeit, die Lichtaussendung eines solchen Atoms nach den Vorstellungen der klassischen Strahlungstheorie zu begreifen.

Die Lichtaussendung der Atome (die nicht mit der sogenannten Wärmestrahlung verwechselt werden darf, wie sie ein glühender Körper aussendet) ist sehr genau erforscht. Schüttet man ein wenig Kochsalz in eine Gasflamme, so wird die Flamme leuchtend gelb; man weiß, daß es sich hier um ein äußerst „strenges" Gelb handelt, welches gar keine andern Farben als Zusatz enthält. Dieses Gelb wird von den Natriumatomen im Kochsalz ausgesandt. Man hat für jedes Element solche charakteristischen Farben ermitteln können; Lithium färbt die Flamme rot, Kalium violett

Digitized by Google

usw. In der Spektralanalyse werden diese Farben gemessen und als „Spektrallinien" sehr genau festgelegt. Es zeigt sich dabei, daß jedes Element eine ganze Serie solcher strenger Farben aussendet, die durch ein brechendes Prisma ausgesondert werden können; jede einzelne Farbe aber ist scharf begrenzt. Schreibt man die Schwingungszahlen der Farben einer solchen Serie nebeneinander hin, so scheinen sie beim ersten Anblick regellos verteilt; aber bei genauerem Hinsehen entdeckt man in ihnen einen geheimnisvollen Zahlenrhythmus, und man kann, wenn man den Schlüssel erst einmal gefunden hat, die Ordnung mit einem Schlage enthüllen. Jedes Element hat dabei seinen besonderen Schlüssel; alle Schlüssel sind aber nach demselben Prinzip formelmäßig gebaut. Durch den Schlüssel wird die Ordnung der Spektrallinien in eigentümlicher Weise auf die Ordnung der ganzen Zahlen zurückgeführt.

Für die Atomtheorie entsteht jetzt die Aufgabe, diese Lichtaussendung zu erklären. Zunächst erscheinen natürlich jene Zahlengesetze außerordentlich verwunderlich; sodann ist aber auch schon die Schärfe der einzelnen Farbe befremdend. Es wäre an sich wohl verständlich, daß kreisende Elektronen Licht, d. h. elektrische Wellen aussenden; aber diese Aussendung müßte von der Art des weißen Lichtes, d. h. ein stetiges Gemisch aller Farben sein. Mit der Existenz scharfer Spektrallinien ist die klassische Strahlungstheorie nicht vereinbar.

Man beachte die Eigentümlichkeit einer solchen Situation. Die Physik vermag mit verschiedenen Theorien verschiedene Phänomene zu erklären; die klassische Strahlungstheorie erklärt die elektromagnetische Strahlung etwa in der drahtlosen Telegraphie, die Elektronentheorie erklärt den Aufbau der Elemente. Nun aber stoßen beide Theorien in einem Phänomen zusammen, und man erhält einen Widerspruch. Solch eine Situation ist charakteristisch für die Forschungsweise der Physik. Sie begnügt sich nicht mit der Erklärung einzelner Erscheinungen; sie will das Ganze der Naturerscheinungen mit einer einheitlichen Theorie begreifen. Erst aus dieser weitgespannten Forderung entstehen die Konflikte. Es hat sich noch immer gezeigt, daß solche Konflikte die Quellen für neue und tiefere Einsichten in sich tragen.

Die erlösende Idee brachte in dieser Lage der dänische Forscher Niels Bohr. Das Überraschende seiner Lösung ist, daß er auf die klassische Theorie bewußt verzichtet und sie durch eine Vorstellung ersetzt, die

Digitized by Google

aller bisherigen Theorie geradezu widerspricht. Er nimmt an, daß das Elektron im Atom umläuft, ohne während der Umlaufzeit überhaupt zu strahlen. Gelegentlich aber kommt es vor, daß eine Elektronenbahn zusammenbricht und das Elektron auf eine innere Bahn stürzt, wo es dann weiter kreist; während dieses Sturzes wird die Lichtwelle ausgesandt. Das Sonderbare dieser Vorstellung liegt darin, daß mit ihr in das elementare Geschehen eine Unstetigkeit einzieht; das Licht wird nicht stetig, sondern in einzelnen Stößen erzeugt. Aber die Unstetigkeit liegt noch tiefer: nach Bohr kann sich das Elektron nur in gewissen ausgezeichneten Kreisen bewegen, in den Gebieten dazwischen hält es sich nicht, sondern stürzt, wenn es seine Bahn einmal verlassen hat, auf eine weiter innen gelegene „erlaubte" Bahn. Der alte Grundsatz „natura non facit saltus" erscheint aufgehoben; im kleinen finden ständig Sprünge statt, und nur im großen wird uns Stetigkeit vorgetäuscht.

So befremdend die Bohrsche Theorie anmutet – sie bewährt sich in der Deutung der experimentellen Phänomene geradezu bewunderungswürdig. Bohr konnte die Lage seiner ausgezeichneten Bahnen mit Hilfe des von Planck schon früher in die Strahlungstheorie eingeführten „Elementarquantums" genau berechnen; die atomistische Struktur der Energie erweist sich also für das Verständnis der Materie als notwendig. Bohr konnte ferner zeigen, daß das serienweise Auftreten der Spektrallinien aus seinen Formeln mit erstaunlicher Präzision folgt; der Zahlenrhythmus der Serie enthüllt sich als der Rhythmus der Quantensprünge des Elektrons und ist bestimmt durch die verschiedenen Kombinationen, die mit dem Sprung von einer Bahn zur anderen gegeben sind. Ja, Bohr konnte darüber hinaus die Verschiedenheit der chemischen Atome auf Unterschiede in den Elektronenringen zurückführen und die chemischen Eigenschaften aus elektrischen Kräften erklären. Eine ganze Anzahl von Forschern warf sich, unter Führung von Sommerfeld und neuerdings auch Born, auf die Bohrsche Theorie und fand in ständiger Anlehnung an Experimente immer wiederholte Bestätigungen und neue Resultate. Die ganze Physik steht heute, soweit sie nicht technisch orientiert ist, unter dem Zeichen der Quantentheorie des Atoms.

Damit aber befindet sich die Physik in einer eigenartigen Lage. Sie besitzt eine ausgeführte Theorie der Materie, die auf einer einheitlichen Grundannahme beruht; aber eben diese Grundannahme selbst kann sie nicht verstehen. Sie hat die Rätsel der Materie auf ein einziges Rätsel

Digitized by Google

zurückgeführt; aber dieses Rätsel erweist sich als von höherer Stufe, als mit den gewöhnlichen Begriffen der Physik nicht lösbar. Man muß deshalb vermuten, daß die Verfolgung der Bohrschen Theorie noch Aufklärungen ganz anderer Art bringen wird als rein physikalische; in ihr werden neue philosophische Ideen zum Durchbruch kommen müssen, ähnlich wie die Theorie der Bewegung und der Gravitation ihren Erfolg neuen philosophischen Ideen verdankt.

Man hat daran gedacht, die Lösung durch eine Erweiterung der Relativitätstheorie zu finden. Das Neue in dieser Theorie war die Zurückführung der Gravitation auf Geometrie; daneben aber bleibt als nichtgeometrische Grundlage die Materie bestehen, die den Raum erfüllt. Zwar hatte Einstein schon einen wichtigen Schritt getan, indem er Materie und Energie als identisch erkannte. Aber nun taucht die Vermutung auf, ob sich dieser energetischen Materie nicht auch eine geometrische Deutung zuweisen läßt, wie sie sich für die Gravitation so fruchtbar erwiesen hat? Weyl versuchte diesen Gedanken durchzuführen, indem er für die Weltgeometrie einen allgemeineren Rahmen konstruierte, der noch über die Riemannsche Geometrie hinausgeht; ihm folgten Eddington und Einstein. Freilich kann dabei vorerst eine Lösung des eigentlichen Quantenrätsels nicht erwartet werden; es würde aber schon viel sein, wenn die atomistische Struktur der Materie, das körnerartige Auftreten der Elektrizität, verständlich würde. Diese anfangs viel Erfolg versprechenden Versuche scheinen sich jedoch nicht zu bewähren.

Daneben aber besteht der Weg, nicht durch eine Revision der geometrischen Grundlagen, sondern durch Vorgehen in einer andern philosophischen Richtung die Lösung zu versuchen. Was die Sprünge im Atom so unverständlich macht, ist ihre Zufälligkeit; es fehlt bisher jede kausale Erklärung dafür, warum ein Elektron seine sichere Bahn verläßt und auf eine andere stürzt. Wenn man auf diese Frage eine Antwort finden will, so wird man vielleicht gezwungen sein, den Begriff der „Erklärung" in der Physik abzuändern; vielleicht muß an Stelle des Begriffs der Kausalität der Begriff der Wahrscheinlichkeit einziehen, und man muß sich damit begnügen, für das Geschehen im kleinen mit Zufallsgesetzen auszukommen. Die Geltung kausaler Gesetze im großen wäre dann durch die statistische Regelmäßigkeit vorgetäuscht. Ob die Physik eine solche Entscheidung fällen wird, läßt sich noch nicht voraussagen; wichtig ist aber, daß eine solche Entscheidung wenigstens möglich erscheint und

Digitized by Google

daß wir vielleicht in der Theorie der Materie eine Umdeutung des Begriffs der Kausalität zu erwarten haben, gegen welche die Einsteinsche Umwälzung des Raum-Zeit-Begriffs geradezu harmlos erscheint. Sollte dies eintreten, so wird sich die Philosophie abermals vor neuen Tatsachen sehen, die in ihre fertigen Systeme nicht hineinpassen.

Werfen wir jetzt einen Rückblick auf die geschilderte Problemlage der Physik, so sehen wir, daß die Physik mit dem Bilde einer klassisch vollendeten Wissenschaft wenig Ähnlichkeit hat, das sich der Außenstehende zu machen pflegt. Zwar ist die Sicherheit und Genauigkeit der physikalischen Experimentiermethoden außerordentlich, aber zugleich ist auch das Erklärungsbedürfnis derart weit gespannt, daß noch genug offene Fragen und selbst Widersprüche vorhanden sind. Die logischen Probleme liegen hier nur auf einem höheren Niveau – aber vorhanden sind sie gerade so wie in der kulturellen Problemlage unserer Zeit. Es wäre ganz falsch, in der physikalischen Wissenschaft ein stilles Paradies zu sehen, in das man sich vor dem Kampf der Lebensprobleme zurückziehen kann – man wird in diesem Paradies die gleichen Probleme finden wie die, vor denen man geflohen ist. Die Frage nach der Wahrheit ist heute brennend nicht nur in ethischen, religiösen, sozialen, künstlerischen Problemstellungen; sie steht ebenso vor der exaktesten Naturwissenschaft, die im Suchen nach der Wahrheit schließlich dazu gekommen ist, den Begriff des Erkennens selbst zu revidieren, und die bereit ist, klassische Erkenntnisse vor neuen Tatsachen fallen zu lassen. Freilich ist der menschliche Abstand zwischen abstrakter Wissenschaft und Kulturfragen heute noch groß. Aber es spricht manches für die Vermutung, daß die Neuformung des Erkenntnisbegriffs, die sich in der Physik vollzieht, schließlich auch für das kulturelle Leben Lösungen mit sich bringen wird. Die physikalisch-astronomische Entdeckung des Kopernikus, welche die Erde aus dem alleinigen Weltenschauplatz zu einem unbedeutenden Himmelskörper machte, hat der beginnenden Neuzeit wesentliche Impulse gegeben und zur Überwindung der Scholastik nachdrücklich beigetragen. Was für Wirkungen die neuen physikalischen Theorien von Raum, Zeit, Materie auf das geistige Leben haben werden, läßt sich noch nicht übersehen; aber solche Ausstrahlungen sind heute wahrscheinlich schon stärker wirksam, als sie dem einzelnen bewußt werden.

Digitized by Google

SCHREIBENDE WELT

von

OTTO FLAKE

B. Kellermann – F. Huch – V. Hugo – B. Cendrars –
C. Ross – E. Heden

I

Das Liebenswerteste an Bernhard Kellermann ist heute sein soziales Herz. Man verstehe darunter diejenige Form der sozialen Energie, die als aktiver Optimismus auftritt.

Der Roman will sich erneuern, und es gelingt ihm in Deutschland so schlecht, sich zu erneuern. Man ist noch immer von einer der gefährlichsten Theorien besessen, der des distanzierten Kunstwerks. Es kommt mir vor, wie wenn man Paläste baut, ohne sich darum zu kümmern, ob sie für uns passen.

Viel wichtiger ist, die Fenster aufzumachen. Es riecht nach altem Balzac, altem Stifter, altem Gottfried Keller, alter Gesellschaft und alter Psychologie; Goethe uralt nicht zu vergessen. Sehe jeder zu, wie er sich rettet.

Kellermann schreibt, wie er ist. Sein geschriebener Stil ist sein gelebtes Temperament. Es gibt Zeiten, in denen es gar nicht interessieren kann, zu wissen, wie ein Schriftsteller sich persönlich hat. Es gibt andere Zeiten, in denen jeder verdächtig wird, der sich hinter seinem Werk verbirgt.

Wenn man etwas vom Dichten voraussagen kann, dann dies: das literarische Benehmen wird immer demokratischer werden. Es wird noch so weit kommen, daß man sogar in Deutschland einen Schriftsteller für einen Mann hält, der unter die Leute geht. Entsetzliche Zeiten, wenn der Autor geradezu ein Gentleman des Wortes wird. Statt sich auf das Göttliche in ihm zu berufen, wird er sehr einfach vom Menschlichen zu sprechen beginnen – Ende der Olympier. So ändern sich die Zeiten, es ist nichts zu machen.

Bei Kellermann gefällt mir seine Frische, Natürlichkeit, Hellhörigkeit und der Umsatz aller dieser Tugenden in den Wunsch, darüber mit dem Zeitgenossen Zwiesprache zu halten. Der Zeitgenosse liegt ihm am Herzen – und ist ein anderes, nicht schandenhalber zu vermeidendes Wort für den Mitmenschen.

Digitized by Google

In seinem jüngsten Roman „Die Brüder Schellenberg" (bei S. Fischer) gründet einer der beiden Brüder eine Gesellschaft Neu-Deutschland. Auf der Fassade ihres Verwaltungsgebäudes leuchten jede Nacht die drei Zeilen: Tod dem Hunger! Tod der Krankheit! Es lebe die Kameradschaft! Das ist der soziale Ton, der den Roman beschwingt.

Kellermann ist kein Upton Sinclair. Aber er gibt diesen sozialen Ton, und das ist schon etwas. Es ist ein Ton für den arbeitenden Menschen, und das ist wiederum etwas. Bedenkt, welche gerissenen Schändlichkeiten in den illustrierten Zeitungen unter dem Vorwand abgedruckt werden, daß der Leser nach Spannung und der Romantik des Zeitalters mit den hunderttausend Volt verlange. Nun, Kellermann gibt auch Spannung, und obendrein etwas zum Nachdenken.

Er verweist auf die Selbsthilfe. In Deutschland liegen noch ungeheure Strecken Öd-, Moor- und Sandland brach. Verwandelt sie in urbares Land, beschäftigt eure Arbeitslosen, macht eure Entwurzelten seßhaft, zieht Getreide, statt es zu importieren.

Seit es Literaten gibt, gibt es auch keine These, keine Idee, kein Thema, die man nicht mit zehn spottenden Worten töten kann. Wenn man Bescheid weiß, mag man auch von Franz Oppenheimer als dem wissenschaftlichen Vater jener Idee sprechen. Was besagt es? Wenig.

Der andere Bruder Schellenberg ist der Gegenspieler des Altruisten. Dieselbe Energie, aber der entgegengesetzte Weg. Er ist der Egoist, der eine Firma gründet, die Firma wird zum Polyp mit den saugenden Armen. Stinnes hat die allgemeinen Umrisse geliefert, im Geschäftlichen, nicht im Persönlichen.

Der Ball der Erzählung fliegt zwischen den beiden Brüdern hin und her. Hinter jedem stehen seine Trabanten. Hier Stellenjäger und verdorbene Weiber, dort reinere Naturen. Das Mittelstück, die Vermittlerin, ist Fräulein Jenny, vom Film, eine so zart und hold gezeichnete Gestalt, daß sie in der Erinnerung zurückbleibt, wenn diese Lektüre schon von anderen überdeckt ist.

2

Friedrich Huch starb im Jahr 1913. Es hat also ziemlich lange gedauert, bis seine gesammelten Werke erschienen: in vier Bänden bei der Deutschen Verlagsanstalt.

Digitized by Google

Krieg und Nachkrieg liegen zwischen jenem Tod und dieser Wiederauferstehung – es erhebt sich die unvermeidbare Frage: was Huch uns noch zu sagen hat.

Die Welt Huchs ist ein Bezirk, der der Kindheit. Nicht der Kindheit, die in die Wirklichkeit der reifen Jahre übergehen wird, sondern der infantilen Kindheit. Sie setzt den Traum des Mutterleibes noch fünfzehn Jahre lang fort. Huch ist der Dichter des traumhaften Kindseins, und in dieser Schilderung ist er Meister.

Menschen, die das Dichterische und das Kindliche gleichsetzen, werden sich von Huch entzücken lassen. Ich habe dieses Entzücken selbst verspürt und werde nicht so barbarisch sein, es zu zerstören. Ich begnüge mich mit der Frage: und dann? Was wird aus den Figuren, wenn sie erwachsen? Denn Huch führt sie auch aus der Kindheit heraus. Was geben sie nunmehr?

Wenn sie die Grenze ihres Bezirkes überschreiten, dann hebt die Tragödie Friedrich Huchs an. Es wird offenbar, daß die Infantilität nicht nur bewältigtes Thema seiner Kunst ist. Sie steckt als Problematik in seiner eigenen innersten Natur.

Bei kurzer Überlegung wird man zugeben, daß es gar nicht anders sein kann. Das Kindhafte als Seelenverfassung bewältigt bis zu einem gewissen Grad die Welt, indem es sie vereinfacht. Und es bleibt einen größeren Rest schuldig. Im ersten Sinn ist es positiv kindlich, im zweiten unerlaubt infantil.

So auch bei Huch. Positive Kindlichkeit heißt Einfalt. Ihre schönste Verkörperung stellt das Bienle in „Enzio" dar. Diese kleine Griseldis ist mit beiden Füßen aus den Holzschnitten Richterscher Märchen in die Prosa Huchs hineingesprungen. Man könnte auch sagen: aus dem Volkslied. Huch ist ein Spätgeborener, der zu seinem Unglück keine andere Prosaform mehr fand als den Roman. Er hätte vor hundert Jahren leben müssen.

Das Bienle stirbt nicht, es ist gesund, unerschöpflich mütterlich und verzeihend. Hier sind die Schatten, in denen die anderen kindlichen Figuren des Dichters leben, aufgesogen. Aber es gehört zu den Nebenfiguren, nicht zu den führenden, mit denen ein produktiver Mensch auszieht, das Leben zu gestalten.

Bienle ist auch ein Symbol. Naivität und Treuherzigkeit können in unserer komplizierten Welt nur Forderung sein. Man denkt halb gerührt,

Digitized by Google

halb ärgerlich, daß eine so altmodische Vereinfachung der Ethik eine Ethik für die Sonntagsschule liefert.

Huch hat also eine Ethik, und sie ist der Versuch, das was ihn bestimmt, das Infantile, positiv zu wenden und auf die Welt der Erwachsenen zu übertragen. Was geschieht? Situationen, Charaktere und Erlebnisse bekommen eine Dünne des Konturs, die dem Leser der „Fliegenden Blätter" genügen mag. Ich denke zum Beispiel an die Schilderung der Studentenzeit und der Lehrerjahre in „Peter Michel". Es gibt eine Harmlosigkeit, mit der ich mich nicht zu beschäftigen wünsche.

Mit anderen Worten: das Positive geht ins Negative hinüber. Faßt man nun die führenden Gestalten Huchs ins Auge, so wächst keine einzige voll ins reifere Leben.

In „Wandlungen" kommt es allerdings zu einer Ehe, aber der Roman spielt wie sein Anfang, die „Geschwister", so sehr im unbestimmt Zeitlosen, die Schicksale dieser ganzen oder halben Grafenkinder sind so beziehungslos, daß wir uns ruhig an die übrigen Romane halten dürfen.

Pitt und Fox sind zwei gleich jämmerliche Burschen, wenn man sie nicht für eine Art Märchenfigur hält, sondern ernst nimmt. Pitt ist der Versager, der in der Unlust versinkt. In „Peter Michel" erwärmt der Held, solange er Kind ist. Als Student und Mann gibt er den Kampf gleichfalls auf. Huch wollte hier die Tragödie des unrobusten Menschen schreiben und strebte eine tiefere Ironie an. Sein Instinkt war richtig, der Melancholiker kann sich nur in die Ironie retten. Aber es reichte nicht. Ich erwähnte schon die unerlaubte Harmlosigkeit dieses Romans.

Nun „Enzio", der stärkste, lesenwerteste, geschlossenste Roman Huchs. Hier ist etwas recht Interessantes festzustellen. Als Enzio hat Huch seine Fühler weiter als sonst in das Erdreich der Selbstbejahung getrieben: Enzio ist mit den übrigen Menschen verwandt, die aus dem Willen zu sich ihre Vitalität beziehen.

Auch er endet in der Lebensunfähigkeit, sein strahlender Egoismus reicht nicht aus und greift nicht durch. Aber er besaß ihn wenigstens.

Wie aufschlußreich: der Dichter billigt diesen Egoismus nicht, er mißt ihn an dem unerschöpflichen Altruismus des braven Bienle. Er billigt nicht, und die Figur gelingt. Mißbilligung ist Abstand.

Genau so verhält es sich mit dem einzigen lebhaften, sinnlichen Menschen in „Peter Michel", der schamlosen Liesel. Man fühlt, wie der ethische Huch von dieser Nebengestalt voll Unwillen abrückt. Er hält

Digitized by Google

sie für negativ, und sie ist positiv. Er hält den Michel für positiv, und der Michel ist ein armer Schächer.

Aus alledem ergibt sich das, was ich die Problematik der Infantilität nannte. Man muß bei Huch bis auf jene geheime Region zurückgehn, wo Drüse und Geist einander durchdringen. Man wird dann finden, daß ganze Funktionen, die sich von diesem Gemisch nähren, bei Huch rudimentär geblieben sind. Der Leser merkt es, insofern er von Büchern Lebenskenntnis und Lebensenergie verlangt.

Unter diesem Gesichtspunkt passieren die Romane Huchs nicht ungefährdet die große Scheide des Krieges. Sie bleiben an den Gittern einer Treuherzigkeit hängen, die der eine oder andere Pädagoge auslegen mag, um moralisch deutbare Lektüre abzufangen.

Der echteste Huch ist im Roman „Mao". Ein Kind kehrt in das traumhafte Reich der Vorgeburt zurück. Es erwächst nicht, es stirbt. In den Grenzen der Kindheit ist das Morbide tief, und nur in ihnen. Aber was nach der Kindheit kommt, hat, denke ich, auch sein Recht.

Huch wird bleiben als Dichter der verdunkelten Kindheit; vom Rest ist nicht alles zu retten. Die „Träume" sind mir doch zu sehr Kunstträume.

Die Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt begnügt sich damit, den Nachruf Thomas Manns auf Huch abzudrucken. Sie enthält keine biographische Skizze und erwähnt nicht einmal die Erscheinungsjahre. Man kann in der Schmucklosigkeit auch zu weit gehn. Würdigungen sind zwar überflüssig, aber sachliche Hinweise nicht unerwünscht.

3

Der Verlag Erich Reiß legt den ersten Band einer Victor Hugo-Ausgabe vor, die sich auf zwölf Bände belaufen wird. Ich muß gestehen, daß diese Zahl zwölf mir einen Seufzer der Erschwerung entlockt hat.

Ich bin für Maß im Übersetzen und mehr für Auswahl als für Gesamtwerke. Das Übersetzen ist zu einer Raserei geworden, die Ungesundheit der deutschen Verlagsverhältnisse geht nicht zum wenigsten auf sie zurück. Zuviel Bücher, zuviel Reklame, zuviel Megaphon.

Unmöglich kann ein Mensch von heute die Zeit für zwölf Bände Victor Hugo aufbringen. Der erste allein ist so dick wie die Bibel. Hätten es nicht die Romane allein getan?

Diese Romane sind keine schlechte Lektüre, im Gegenteil. Sie haben einen einzigen Nachteil, daß sie bald ermüden. Nicht weil es ihnen an

Digitized by Google

Ich greife beispielshalber einen kleinen Roman heraus, den ich nicht überschätze, aber mit Vergnügen las. Beinahe tut der Name des Autors nichts zur Sache. Nun, der Name ist Blaise Cendrars, der Titel lautet „Gold", und die Übersetzung von Iwan Goll erschien im Rheinverlag, der das Romänchen künstlich gestreckt hat, das ärgert den Käufer.

Jedes Kapitel umfaßt nur ein paar Seiten. Das befreit von der nachgerade widerlichen Pflicht, fortlaufende Psychologie mit allen Zusammenhängen, Begründungen, Rück- und Tiefblicken zu geben, also Schwindel zu treiben. Je mehr ihr erklärt, desto uferloser wird das Bemühen.

Das Buch schildert eine wahre Begebenheit. Vor weniger als hundert Jahren stahl sich ein Baseler aus Europa, kam nach Neuyork, verdiente etwas, ging nach dem Missouri, hörte von dem fernen Land an der Westküste und hatte Schwierigkeiten, seinen Namen festzustellen. Das Land hieß Kalifornien.

Noch schwerer war es, hinzukommen. Er kam hin, auf dem Umweg über Honolulu, wo er Kanaken warb, und machte der mexikanischen Regierung das Angebot, Kalifornien großzügig zu kolonisieren. Er erhielt ungemessenes Land, legte in der Nähe von San Francisco, das nicht existierte, seine Farm an und wurde der reichste Mann von Amerika. Er hieß Johann August Suter.

Eines Tages, anno 1848, findet ein Angestellter Gold auf seinem Boden, der inzwischen amerikanisch geworden war. Es ahnt Suter nichts Gutes; aber was geschah, war singulär. Sein Unternehmen verödet, alle laufen zum Gold. Tausende, dann Hunderttausende kommen, überrennen ihn, gründen Städte, machen ihren eigenen Kataster mit eigenen Advokaten, diesen Hyänen. Der reichste Milliardär der Welt wird der ärmste. Es zerstört ihm die Lebenskraft. Er ruft die Gesetze an, man schickt Truppen, die Truppen gehen zu den Goldgräbern über. Suter prozessiert und wird ein alter Mann. Am Ende bekommt er eine Jahresrente von dreitausend Dollar.

Er prozessiert weiter, Spekulanten machen seine Sache zu der ihren. Eines Tages ruft ihm ein Kind zu: General, du hast gewonnen und bekommst eine Million. Die Freude tötet ihn, er fällt um. Das Kind hatte sich einen Spaß gemacht.

Ein Stoff, ein Ablauf, eine Geschichte. Man wird solche Geschichten schreiben müssen. Man wird sie allerdings erst haben müssen. Am

Digitized by Google

Schreibtisch findet man sie nicht. Mit dem alten Dichten ist es zu Ende. Es tut mir leid; das heißt, ich habe es schon lange gesagt.

Es kommt ein neues Schreiben herauf. Hinaus müßte man – schlechtangebrachte Forderung in einem Land, dem der Gürtel so eng gezogen wird. Man müßte hinaus, es hat seinen Grund, daß wir aus allen Ländern übersetzen, die näher am Weltmeer liegen. Man müßte hinaus, aber man sitzt fest und zieht seine Stoffe halb aus den Zeitungen, halb aus der Vorstellung. Eines ist so schlimm wie das andere.

5

Ich las Colin Roß: „Heute in Indien" (Verlag F. A. Brockhaus). Der Akzent liegt auf dem Heute. Das Asien von heute ist ein anderes als das vor dem Krieg. Die weiße Rasse ist dort nicht mehr die Herrenrasse – oder, um vorsichtig zu sein, die Dinge befinden sich in einer Wandlung, die bereits die Perspektiven dieses Problems enthüllt.

Das also ist der Gesichtspunkt, unter dem Roß reist und schreibt. Zunächst wappnete ich mich mit Skeptik, weil ich an einen Aufsatz dachte, den Roß kurz nach dem Krieg aus Amerika schrieb. Es handelte sich um einen Ausläufer jener spezifisch deutschen Kriegsartikel, die stark in der Konstruktion weltpolitischer Prophezeiungen waren und das Ausland, in diesem Fall Washington, vor den Kopf stießen. Ich liebe solche Vorwegnahmen im Stile Rohrbachs gar nicht.

Aber „Heute in Indien" ist ein sehr vernünftiges Buch. Roß nimmt nicht mehr vorweg, er analysiert Entwicklungsstadien, er arbeitet à point. Je mehr einer sieht, desto gelassener wird er sich ausdrücken. Roß teilt in kürzere Kapitel auf, ein Verfahren, das nicht genug empfohlen werden kann. Er faßt nicht zusammen, sondern geht zur Einzelheit hin und von ihr aus. Es ist so ein leicht verständliches Buch zustande gekommen. Die Bedienung des „Kurbelkastens" dürfte auf diese journalistische Tugend Einfluß gehabt haben.

Im übrigen sehe ich nicht den Grund, weshalb der Titel nicht lautet: Heute in Hinterindien. Abgesehen von einem Schlußkapitel über Ceylon führt die Reise nach Siam, Britisch-Malaya und Holländisch-Indien. Um auch etwas von Papier, Satzbild und Aussehen zu sagen, so hat das Buch die Friedensqualität noch nicht erreicht.

Roß dürfte einer der ersten Deutschen sein, die Siam wieder betreten haben. Es ist nach seiner Schilderung nicht ganz das Märchenland un-

Digitized by Google

serer Vorstellungen. Es verdankt seine Rettung dem französisch-englischen Gegensatz, heute ist seine Selbständigkeit gesichert. Es hat die Wehrpflicht eingeführt und arbeitet hochmodern mit Flugzeugen. Schon im Krieg sandte es nicht Kulis, sondern ein Fliegerkorps. Seine Polizei scheint den Europäern alle Schikanen abgelernt zu haben, Hochzeitsreisende werden gewarnt.

Das Bahnbauprogramm des Landes liegt in den Händen eines Bruders des Königs, der sich nach Roß in nichts von einem amerikanischen Eisenbahnpräsidenten unterscheidet. Die Wirtschaft beruht auf Reisausfuhr und den Möglichkeiten, die in Gummi, Zinn und Teakholz liegen. Roß hält die Chinesierung Siams für unaufhaltbar. Siam ist das natürliche Abflußgebiet für den südchinesischen Bevölkerungsüberdruck. Hinterindien als das gegebene Kolonialland Chinas, das eröffnet eine bemerkenswerte Aussicht auf kommende Konflikte.

Endlich habe ich über Holländisch-Indien mehr als die üblichen Impressionen erfahren. Roß ist angenehm unliterarisch, sogar auf Bali, dem Wunderland in zwölfter Stunde. Das Malerische ist nur eine Seite des Lebens. Kern ist überall das Wirkliche. Wirklichkeit sind Klima, soziale Struktur, Eingeborenenpolitik, Arbeitsbedingungen.

Die Holländer haben, seltener Fall der Wirkung des Wortes und der Ermahnung, nach den Büchern Multatulis in den siebziger Jahren mit der in Kolonien gebräuchlichen Ausbeutung gebrochen. Der Boden bleibt den Malaien gewahrt, der Europäer kann nur pachten. 1916 wurde die Besitzung Teil des Königreichs mit eigenem Parlament und eigener Währung. Dank der Schulbildung und der geringen Zahl der Europäer bei wachsender Technisierung ist der Eingeborene im Aufstieg begriffen, nimmt aber auch das intellektuelle Proletariat zu. Um so mehr, als die hygienischen Verbesserungen die Sterblichkeit herabsetzen – auch ein Beitrag, wie Problematik entsteht.

Die Engländer verhindern durch die Unbedingtheit, mit der sie am Prinzip der Nichtvermischung festhalten, die Bildung einer Mischrasse, die einst, bei der Entscheidung, ausgleichend wirken und für den Europäer retten könnte, was zu retten ist. Im holländischen Gebiet gibt es eine Mischrasse. Sie rechnet sich zu den Europäern, scheint aber nicht ihre Arbeitsenergie und Arbeitslust zu besitzen.

Wo immer man den Menschen betrachtet, stößt man auf negative Auswirkungen positiver Maßnahmen. Die Holländer haben erreicht, daß der

Digitized by Google

immanente indo-europäische Konflikt noch nicht akut wird. Aber es scheint der Sorgen genug zu geben. Wahn, überall Wahn, singt Hans Sachs. Kampf, überall Kampf zwischen ideellen Forderungen und elementarem Leben.

Es ist dafür gesorgt, daß auch den Enkeln die Erde nicht zum Paradies der Ideologen wird. Von welcher dämonischen Symbolik ist doch das Schicksal jenes Suter, der den Boden von San Francisco und noch mehr besaß. Er fand das Leben wunderbar, denn sein Werk, das ihn unter anderem auch zum Wohltäter machte, gedieh – da wälzte sich ein Menschenmeer darüber, weil ein Stück Gold gefunden war. Wahrscheinlich spielten in seinen Reflexionen die Worte Paradies und Frieden eine große Rolle.

6

Bei C. H. Beck ist, aus der Feder des Schweden Erik Heden und von Julia Koppel übersetzt, eine Biographie Strindbergs erschienen.

Es wird nicht die erste Deutung sein und sicher nicht die letzte bleiben. Des Deutens ist kein Ende in der Welt. Seien wir geduldig, dann werden wir auch duldsam sein. Es ist nicht ohne Verdienst, wenn einer uns ermöglicht, in dem Panoramaweg eines Lebens spazieren zu gehen und seine zwölf Stationen zu betrachten. Ich bin geneigt, dem, der wenig auslegt, den Vorzug zu geben vor dem, der qualifizierter Dolmetscher ist.

Indessen, die Dinge liegen nicht so einfach. Die Tatsachen eines Lebens sind nicht das gelebte Leben. Wird ein Fluß gegenwärtig, wenn ich seine Tropfen sammle? Ich fürchte, daß Abstand, Zurückhaltung, Objektivität, Sachlichkeit nur Tugenden sind, wenn sie in einem mehr als philologischen Menschen auftreten. Will man eine schöpferische Potenz formen, so muß man selber Herr sein, nicht nur Diener. Die große Biographie ist ein Grenzfall.

Und Heden eine philologische Natur. Es ist das erstemal, daß ich das ganze Leben Strindbergs kennenlerne. Ich war dankbar, daß ich ohne intensive Anstrengung Wissenswertes erfuhr. Aber nachträglich ist es doch nur ein Dank der bescheideneren Art, angesichts eines Buches zum Nachschlagen.

Die Arbeit ist strikt auf dem Prinzip des Nacheinander aufgebaut. Sie berichtet über die zeitliche Folge von Geschehnissen, Werken und Strindbergs Stellung zu den großen Ideen, die es eben im Leben gibt; zum Volk,

Digitized by Google

zur Frau, zum Glauben, zur Wissenschaft, zur Natur. Wenn man wissen will, wie Strindberg 1880 zu Marx stand und wie 1905, findet man es mit Hilfe eines Stichwortregisters und der Kapitelüberschriften ohne Mühe.

Aber da ist nun etwas in einem Leben, das bei diesem System zu kurz kommt. Ich meine das eigentliche Agens und möchte es die spezifische Radioaktivität eines schöpferischen Geistes nennen: die immerwährende Zersetzung des ausstrahlenden Kernes, das Freiwerden von Ideen und von Energie, die Intensitätsphänomene, die Selbstverbrennung, die geheimnisvolle Einheit in den Spannungen zwischen Ich und Welt, die noch geheimnisvollere Bezogenheit, die zwischen Schwäche und Kraft, Hysterie und Aktivität besteht.

Das ist die andere Aufgabe der Strindbergphilologie. Ich möchte sie nicht übernehmen. Vielleicht hat sie einer schon gelöst, ich weiß es nicht. Heden läßt sie zur Seite liegen.

Eine Angabe ist mir rätselhaft geblieben. Seite 76 heißt es: „Das rote Zimmer, geschrieben und herausgegeben 1879." Seite 149 heißt es: „Im roten Zimmer, herausgegeben 1887, geschrieben im Jahre vorher." Im Stichwortregister steht alles vereint als: „Das rote Zimmer." Aber unter dem Jahr 1879 wird bereits eine Analyse des Romans gegeben. Was also schrieb Strindberg 1886?

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

Ich nehme an, daß, wenn dieses Heft vor den Lesern liegt, die Aufnahme Deutschlands in den Genfer Bund vollzogen sein und eine mildere Frühlingssonne Europa wieder leuchten wird. Daß die Ausschüttung des Heiligen Geistes nicht zu einem bestimmten Termin stattfinden wird, weil wir seine Heilkräfte brauchen und alle europäische Politik darin bestehen muß, den Glauben an ihn neu zu beleben: nur kindhafte Illusionisten konnten es annehmen. Gleichwohl hat die Wucht überrascht, mit der bei dem Aufmarsch der Parteien für die Märztagung des Völkerbundes die in eine Wolke von Mißtrauen und Mißgunst und Eifersucht eingehüllten

Digitized by Google

Gegensätzlichkeiten aufeinanderprallten, so kurz nach dem hoffnungsvollen Auftakt von Locarno, so kurz nach dem scheinbar restlos gelungenen Versuch, als Summe aller Weltkriegserfahrungen eine Politik des Vertrauens als letztes Rettungsmittel in unser Gewissen zu hämmern. In allen Staatskanzleien würde ich darum das nie veraltbare Wort des Kardinals von Retz in goldenen Lettern an die Wand malen lassen: ‚Les hommes sont plus souvent dupes de leur méfiance que de leurs confiance.' Warum? Weil eine Politik des Vertrauens Mut, Voraussicht, Kombinationsgabe, Beherrschung von Stimmungen, Intuition der gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten, aufgeklärten Egoismus, Takt, religiösen Fatalismus, also Glauben voraussetzt und die Negativisten stets an die Erbärmlichkeit und Schande ihrer Methode gemahnt werden sollen ...

Hohe Anforderungen wird die Arbeit in Genf an die Weisheit der deutschen Staatsmannschaft stellen. Denn der Kampf um die Ratssitze ist ja nur ein Beweis dafür, wie tief noch der Riß ist, der durch das territorial so gründlich umgestaltete Europa geht, und wie schwer es ist, zu verhindern, daß in der allumfassend gedachten und aufgebauten Organisation des Friedens außereuropäische Staaten aus Prestige- und anderen Gründen eine antieuropäische Politik treiben. Daher stammt, zum Teil wenigstens, die fortwährende Krise im VB. Freilich, auch darüber müssen wir uns klar sein, daß die deutsch-polnische Druckstelle auf lange Zeit hinaus die empfindlichste und gefährlichste sein wird, und daß die Aussicht, sie zu mildern und dauernd erträglich zu machen, von dem Maße abhängen wird, in dem es gelingt, eine deutsch-französische Kooperation im Rahmen des Bundes herbeizuführen. Mißlingt sie, so ist trotz dem westlichen Sicherungspakt der europäische Friede eine Schimäre.

Die trockene Phantasie Austen Chamberlains bewegt sich fortwährend in geschichtlichen Analogien aus der Zeit der napoleonischen Kriege. Nach Locarno beschwor er das Gedächtnis Castlereaghs, der England auf dem Wiener Kongreß vertrat und hinterher durch sein Eintreten für die Abkürzung der fünfjährigen Besatzungsfrist den Dank Frankreichs sich verdiente. Ein lobenswertes Memento. In den Unterhausdebatten, in denen er seine schwankende und unsichere Haltung in der Ratsfrage vor der bitterbösen Kritik der öffentlichen Meinung und des ganzen Parlaments zu verteidigen suchte, schleppte er wieder das

Digitized by Google

Beispiel der napoleonischen Kriege und ihrer Liquidierung heran, um die Identität der heutigen englischen Politik mit der von damals zu beweisen, als ob sich im Verhältnis Englands zum europäischen Kontinent seither nichts geändert hätte. Das wird bei uns mit einer Gläubigkeit nachgesprochen, wie wenn Chamberlains Simplizität eine ‚ewige' Wahrheit ausspräche und so, unfreiwillig, die antienglische These rechtfertigte. Ich habe hier mehrfach ausgeführt, wieviel sich seither geändert hat, und wie stark also die abgedroschene Analogie zu hinken anfängt. England hat inzwischen sein Industriemonopol wieder verloren, und sein in dem verflossenen Jahrhundert aufgebautes Imperium ist an keiner Stelle wesentlich erweiterungsfähig: sein Imperialismus ist konservativ und defensiv geworden; darum kann heute, nachdem (wie Bernard Shaw sich ausdrückte) der britische Löwe seinen letzten Sprung getan hat, das britische Interesse an der Stabilisierung der kontinental-europäischen Verhältnisse wesentlich ehrlicher sein, als je vorher. Ja, diese Vormundschaft ist lästig; aber daß sie besteht, ist nicht bloß Deutschlands Schuld, sondern Folge des Verlaufs und der Hinterlassenschaft des Krieges. Viel Freude und Genuß wird England an dieser Schiedsrichterrolle nicht haben, man kann das nicht oft genug wiederholen; es scheint keine Möglichkeit denkbar, daß es sich von europäischen Fragen großen Stils bequem fernhält und hinterher seinen Nutzen daraus zieht, wie zur Zeit vor und nach den napoleonischen Kriegen. Wenn wir also auf der Bahn zum europäischen Frieden und zur europäischen Vereinheitlichung in Wirtschaft und Verkehr, soweit sie überhaupt erreichbar sein wird, schon über die erste Station hinausgelangt wären, so gäbe es wohl Mittel, die ‚ehrliche' Maklerschaft Albions durch direktere Methoden des zwischenstaatlichen Verkehrs unter den Kontinentalstaaten abzulösen . . .

Eine Formulierung des Staatsmannes – dem in seinem Lande verdacht wird, daß er die Konsequenzen seines Locarnowerkes nicht begriff, als er sich vor den polnischen Karren Briands spannen ließ und obendrein, während der Not um Mossul, an der antienglischen Spitze des jüngsten franko-türkischen Angoravertrages vorbeischielte –: eine seiner Formulierungen war besonders auffallend. Er sagte, England müsse in Analogie seiner Haltung nach den napoleonischen Kriegen den Völkerbund ‚benutzen', um der Welt die Wiederholung der Kriegsschrecken zu ersparen. Ein fatales Wort. Der geschichtskundige kontinental-europäische Mensch wird sofort an die ‚heilige Alliance' denken, an jene berüchtigte Dichtung

Digitized by Google

seiner damaligen Regenten, ersonnen, um ‚für die Ruhe und das Glück der Völker zu sorgen'. Sie war ihnen als Nachgeburt der Revolutionskriege beschert worden. Nur hielt sich damals England dem mit ranzigem Öl gesalbten Friedensbund fern, in dem sich die drei Geweihten des Herrn, die Kaiser und Könige von Rußland, Österreich und Preußen gelobten, nach Vorschrift des Evangeliums sich als Brüder zu lieben, beizustehen und sich und ihre Untertanen unter die Souveränität des Dreieinigen Gottes zu stellen. England lehnte damals den Eintritt in diesen Bund mit der Begründung ab, solche Verpflichtungen – über deren hohle Deklamationen sich sogar puritanisch frömmelnde Publizisten lustig machten – vertrüge sich nicht mit der parlamentarischen Regierungsform. Heute, nach Beendigung seiner imperialistischen Expansion, muß sich das europäische Glied des Weltimperiums an dem Genfer Bund beteiligen, der nur einen Feind hat: den Krieg; doch nicht aus Herrsch-, sondern aus Selbsterhaltungstrieb. Das ist ein Novum. Es zeigt, daß Genf keine hohle Tartüfferie, daß es eine Realität ersten Ranges geworden ist, und daß die Geschichte sich also nicht rein in Wiederholung von Analogien abspielt.

Nun ist ‚Bella' von Jean Giraudoux in Buchform erschienen (bei Grasset, Paris). Die Leser der Nouvelle Revue Française, die diesen Roman des Pressechefs am Quai d'Orsay in monatlichen Raten genossen oder . . zu genießen versucht haben, werden nun auch bei der nochmaligen Lektüre des Buches ihre Phantasie anzustrengen haben, um aus dem Mosaik der vielen politischen und gesellschaftlichen Analysen zur Einheit der Synthese zu gelangen. Sie werden nachdenken, kombinieren, enträtseln – ihr Zeitbewußtsein wird sich anstrengen müssen. Das Romanhafte alles Lebens dient lediglich zur Untermalung, und die zarten Arabesken, die das so reizempfängliche Distanzgefühl des Schriftstellers um die beständig sich umschaufelnden Vorgänge in der gesellschaftlichen und politischen Menagerie schlingt und die die abgegriffenen Banalitäten der Ichsüchteleien wie aus transzendenter Ferne umglänzen, wirken wie goldene Brücken zwischen Salon, Parlament und der bureaukratischen Vielheit der Amtsstuben, deren Betriebsamkeit bekanntlich das ‚größtmögliche Glück der größtmöglichen Menge' zum Ziele hat. Sicher ist jedenfalls, daß in ihnen nach den Parolen der ‚leitenden' Politiker die nationalen Geschicke eines Volkes nach trüben Einzelmotiven und dunklen Gesetzen des Ge-

Digitized by Google

meinschaftslebens sich auswirken. Der glorreiche Abschnitt des Zeitgeschehens, der unter den Stürmen des Weltgewitters im Sommer 1914 anhob, gibt Giraudoux' Arbeit Rahmen und Inhalt. Das Niveau dieses gallischen Skeptikers mit dem europäischen Herzen ist erstaunlich hoch, und die psychologische Delikatesse dieses mit Witz und Satire geladenen Geistes wird auch den Leser gefangennehmen, dem die Beziehungen dieses Schlüsselromans im einzelnen Rätsel bleiben.

Ich möchte wissen, wo in aller Welt ein Pressechef dieser überlegenen Art, die vor keinem Vorgesetzten und keinem der jeweiligen Monopolisten der Macht halt macht, möglich wäre. Zufall? Oder Symptom des französischen Zeitwillens? Ich lasse die Frage offen . . . Die Fabel des Buches ist dünn und beinahe nebensächlich. Da haben wir die beiden feindlichen Familien Dubardeau und Rebendart – es sind die Montagues und Capulettis in Shakespeares ‚vortrefflichster und höchst beklagenswerter Tragödie' –, sie speisen das Land seit Generationen aus dem Gehirn ihrer stärksten Mitglieder: gemeint sind die Berthelots und Poincarés. Da ist das tragische Liebespaar Romeo und Julia, deren Sehnsüchte durch den Dornenhag der Familienfeindschaften zueinander streben und die, leider ohne die Shakespeare-Grotoschen Nachtigallen und Lerchen im Munde der Liebenden, aneinander verbluten. Sowohl die Berthelots wie die Poincarés haben der Wissenschaft wie dem allgemeinen Geistesleben Außerordentliches geschenkt. Unvergeßbar ist bei uns insbesondere das Andenken an jenen Berthelot, der zu Renands Intimen gehörte; als chemischer Denker, Forscher und Fortbildner der Synthese hat er Unvergleichliches geleistet. Doch wäre es ungerecht, aus Abneigung gegen den unverdaulichen Raymond, den Oberpharisäer der Advokatenzunft, sich die Bewunderung des großen Henri Poincaré trüben zu lassen, der, von seinen außerordentlichen Leistungen als Mathematiker und Mechaniker abgesehen, uns mit den feinsten erkenntniskritischen Untersuchungen (z. B. über Hypothese und ihre Funktion in der Wissenschaft) beschenkt hat. Aber Giraudoux hat es mit dem Leben und den ‚eigentlichen' Lebensgestaltern zu tun, und da gehört seine ganze Liebe den Berthelots, sein ganzer menschlicher Haß dem verstopften – und die Völkerbeziehungen verstopfenden – Raymond, dem „großen" Lothringer. Der Roman dient eben ausgesprochenermaßen einer humanistischen Tendenz. Alles, was ihr in den Weg tritt, was sie unterdrücken oder fälschen will, soll weichen.

Digitized by Google

Darum erklärt das erzählende Ich gleich zu Anfang, daß sein Vater, der fingierte René Dubardeau, außer ihm noch ein zweites Kind besessen habe – Europa. ‚Es war ehemals meine ältere Schwester. Anstatt mir von ihr wie von einem bejahrteren und erfahreneren Wesen zu sprechen, das sich im Leben so gut wie untergebracht hätte, sprach er nunmehr ihren Namen mit mehr Zärtlichkeit, aber größerer Unruhe aus, als ob es noch zu verheiraten sei; darum erschienen ihm die Ansichten, die ich als junger Mann ihretwegen hegte, durchaus nicht überflüssig. Mein Vater war, wenn man Wilson ausnimmt, der einzige Bevollmächtigte in Versailles, der Europa nach Gesichtspunkten der Großmut, der einzige ohne Ausnahme, der es mit Sachverstand neugeschaffen hätte . . .' Man darf aber nicht annehmen, daß das warme Morgenrot einer allmenschlichen Liebe, das Renés humanistische Glaubensinbrunst herbeisehnt, in dem Buche als Requisit sentimentalen Kitsches auftaucht, das literarische Werte ersetzen soll, o nein, Girandoux' psychologische und satirische Waffen werden sehr männlich und ohne jede Weichmütigkeit gehandhabt. Ergötzlich, zu sehen, mit welch rabelaisischer Derbheit sein Messer zeit- und ortsübliche Heldentümer seziert. Das Panoptikum in seinem Gehirn ist von greifbaren Gestalten und Mißgestalten bevölkert, es duftet und – stinkt nach Salon, Politik, Parlament, Heldentum, Geschäft und sonstigen Schuftereien, und die paar Menschenwesen, die rein durch dieses Pandämonium wandeln und ihre Schritte von ihrem europäischen Verantwortungsgefühl lenken lassen (wie Dubardeaus Vater), sind mit dem Heiligtum ihres Wollens auch nach Giraudoux' heimlichster Vision noch immer in der Defensive.

Vielleicht wird der Leser nun wissen, was ungefähr er von dem Buche des Pressechefs des französischen Außenamtes zu erwarten hat. Eine rein literarische Kritik gehört nicht an diese Stelle, obwohl es sie an keiner Stelle zu scheuen hätte. Wer ohne ‚Schlüssel' sich daran macht, die Geheimschränke, in denen das politische und gesellschaftliche, das öffentliche und private Leben unserer französischen Zeitgenossen aufbewahrt wird, zu öffnen, wird scheitern; aber auch wer über sie verfügt, wird, bei allem Vergnügen an hochgemuter Bosheit und aller Sympathie für die Geißelhiebe des beleidigten Idealismus, zuweilen die konzentriert ‚eingekochten' Wendungen von Giraudoux' psychologischer Kurzschrift nicht immer glatt entziffern können. Ich bezweifle daher, ob sie sich ins Deutsche wird übertragen lassen. Aber weiß Gott, ein Kerl und eine Anschauung stecken dahinter.

Digitized by Google

Darum bricht immer wieder das Erstaunen hervor, daß ein Europäer dieser Artung in der international wichtigsten Amtsstube der französischen Republik in gar nicht gleichgültiger Funktion tätig sein darf. Herr Lloyd George scheint die Bedeutung dieser Tatsache für nichts zu achten, wahrscheinlich, weil er sie nicht kennt. Im Zusammenhange mit den Teufeleien, die die Märztagung des Genfer Bundes und damit diesen selbst mitsamt Locarno gefährden, schreibt er: ‚Der englische Außenminister muß sich früher oder später darüber klar werden, daß es in Europa keinen Frieden gibt, solange er sich gegen den Quai d'Orsay auflehnt. Dieses Ministerium repräsentiert die schlimmsten Traditionen des französischen Imperialismus. In ihm werden nicht die Gedanken des modernen Frankreich ausgesprochen, das vor allem Frieden wünscht. Wie ich genau weiß, werden in diesem Ministerium die Fenster nie geöffnet, so daß seine Insassen die Luft atmen, die es bereits in den Tagen Ludwigs XIV. und Napolens füllte. Daher auch dieser ewige Reizzustand. Es ist Zeit, daß in diesem stickigen und fiebrigen Gebäude eine Fensterscheibe zerschlagen wird.' Aber, Verehrtester, Herr Jean Giraudoux tut ja nichts als Fenster einschlagen, und er tut es von Berufs wegen: er macht, von seinem Meister unbehelligt, Zugluft im und am Quai d'Orsay ...

Professor F. W. Förster, der bekannte Pazifist, ließ sich neulich also vernehmen: ‚Die neuere südtirolische Politik Italiens ist durchaus nicht eine nationalistische Laune, sondern sie ist der wohlüberlegte Präventivkrieg gegen das großdeutsche Programm.' Dieser Satz wurde nach Mussolinis brutaler Plakatierung der Methoden faschistischer Minderheitsbehandlung und Kulturpolitik ausgesprochen. Ich finde ihn ganz abscheulich. Er läßt sich auch nicht durch den Hinweis auf alldeutsche Großmäuligkeit und jene gefühlsgeschwollenen Vorgänge entschuldigen, die mit dem berühmten Tage von Kufstein zusammenhängen. Herr Förster lebt in den universalistischen Vorstellungen des katholischen Mittelalters, ihm liefert die verklärte Erinnerung an die Zeit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation offenbar die Bibel der praktischen Politik, die er bekennt. Die nationalistischen Störenfriede sitzen nach den Anschauungen, die er unermüdlich wiederholt, ausschließlich oder zumeist in seinem mitteleuropäischen Geburtslande, – lauscht man ihm, so möchte man glauben, nur Deutschland hemme heute noch die Rechristiani-

Digitized by Google

sierung Europas. Weiß er denn wirklich noch immer nicht, wie sich der alte und neue Nationalismus der übrigen Vaterländer gebärdet? Und sieht er nicht, daß er durch seine einseitige Strenge gegen den deutschen Nationalismus das Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl auch desjenigen Teiles seiner Volksgenossen in Aufruhr bringt, dem von jeher der Pangermanismus ein Greuel war und der den Gewaltcharakter des modernen nationalen Staatsfetischismus zu Hause stets bekämpft hat? Für dessen Übermut und Blindheit sind wir nun gründlich genug bestraft worden. Millionen von Deutschen sind in fremde Staatsverbände hinübergeschoben worden, dort kämpfen sie um elementare Rechte, nicht um Vorrechte, und ihnen mutet Herr Förster zu, lasterhafte Ausschreitungen des Nationalgefühls bei den Siegervölkern nicht als Laune, als Übermut, als Ausdruck des Ressentiments, sondern als Programmpunkt einer nationalen Politik hinzunehmen ... Diese Italianisierungsmethoden, diesen ‚Präventivkrieg' von Mussolinis Gnaden – glaubt Herr Förster aus der Furcht vor dem großdeutschen Programm erklären und rechtfertigen zu dürfen! Das ist selbst geduldigen deutschen Pazifisten zu viel. Sie fürchten, begreiflicherweise, eine Diskreditierung der Fahne, für die sie leben und kämpfen: siehe das „Andere Deutschland" vom 20. Februar. Der törichte Wirtschaftsboykott und ähnliche Dummheiten werden dort natürlich auch verurteilt; und weder die Gesinnung noch den Jargon jener Leute, die ohne Auftrag für die Südtiroler das Wort ergreifen und in lärmenden Cheruskergebärden sich erhitzen, wird Herr Förster bei ihnen vertreten finden. Aber vor dem italienischen Chauvinismus feige stumm bleiben und den Hut ziehen, weil eine weltpolitische Konjunktur ihm die Machtmittel zu seinen Ungebärdigkeiten gibt – diese verschämte Weisung wird Herrn Förster um so eher verdacht, als er sich nicht einmal die gedankliche Mühe gegeben hat, zwischen alldeutsch und großdeutsch zu unterscheiden. Es gibt, wie wir alle wissen, auch gute Deutsche, die sich für das großdeutsche Programm in seiner heute gangbaren Formulierung nicht zu begeistern vermögen; aber darum hat Herr Förster noch kein Recht, seinen Haß gegen die Alldeutschen auf die deutschen Republikaner zu übertragen, die unter Berufung auf Wilsons Kreuzzugsprogramm den Anschluß Österreichs erstreben ... Sie sind, auf ihre Weise, deutsch-katholisch.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Deutschland und Frankreich

In der *Revue de Genève* veröffentlicht A. Vulliod – Professor an der Universität Nancy – einen offenen Brief an Ernst Robert Curtius, der mit seinen Büchern „Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich" und „Französischer Geist im neuen Europa" der bedeutendste Verkünder der neuen französischen Literatur in Deutschland ist.

Vulliod begrüßt Curtius als guten Europäer und Vorkämpfer des wahren Friedens zwischen Deutschland und Frankreich. Welches aber sind die Wege, um diesen Frieden mehr und mehr zu befestigen? Wie kann die Annäherung der Nationen immer stärker und fruchtbarer werden? Hierauf antwortet Vulliod:

„Es ist kaum zweifelhaft, daß die Sorge, die Verbindung der Geister und Herzen vorzubereiten, in erster Linie die Professoren und Lehrer unserer beiden Länder angeht. Sie sind am besten in der Lage, sich mit notwendiger Dauerhaftigkeit damit zu beschäftigen und sie allein besitzen durch ihren Beruf die Aktionsmittel. Mit zäher Parteilichkeit angeklagt, den Haß, der den letzten Krieg vorbereitete, entfesselt zu haben, weiß man jetzt viel von Versuchen, an menschlichen Werten zu arbeiten, die dazu aufrufen, die neue Ordnung Europas zu begründen . . .

Sie haben die praktischen Vorgänge der Annäherung ins Auge gefaßt. Ich meine, daß gemischte Kongresse gefordert werden sollten, bei welcher Gelegenheit Fragen diskutiert werden, die heute ein allgemeines Berufsinteresse bieten. Der Austausch praktischer Meinungen im Laufe solcher Zusammenkünfte würde einen beträchtlichen Wert haben, zur Herbeiführung von Verbesserungen, die man bei der Auswahl der Unterrichtsgegenstände nicht versäumen soll anzuwenden, und sogar bei den Richtlinien, ein entschiedenes Europa ins Leben zu rufen, ganz und gar unter der Führung des Völkerbundes.

Sie empfehlen besonders den Austausch von Lehrern und Schülern. Er wäre unendlich wünschenswert. Kurze Zeit vor dem Krieg hatte man ihn gepriesen, und alles riet, in dieser Praxis zu verharren. Ich wäre der Meinung, daß man darauf zurückkommen soll und einen sichtbar erweiterten Realisierungsplan annehme. Lehrer aller Grade müssen sich unterrichten, sich mit fremden Geist durchdringen und so ihre persönliche Bildung vervollständigen und erneuern, und sie würden, sogar während dieser Probezeit, diese geistige Wohltat vergelten, indem sie den entsprechenden Dienst durch Unterricht leisten würden. So würde ein doppelter, dauernder Strom geschaffen werden: von unsern zu Ihren Schulen und umgekehrt..."

In Hinsicht auf die Jugend sagt Vulliod:

„Ich möchte, daß eine Elite dieser Jugend, im wundervollen Alter der Aufrichtigkeit und des Vertrauens, als Bote kommt, um der unsrigen zu sagen, was sie bedrängt, was sie beunruhigt, was sie herbeiruft. Sie würden, als Gäste, die man kennen lernen will, in unseren Wohnungen Platz nehmen und auf den Bänken unserer Hörsäle, während eine gleiche Zahl unserer Kinder in Ihren Familien und in Ihren Klassen aufgenommen werden würden. Man ließe diese neuen Kameraden sich ohne Rücksichten ausfragen und Antwort geben. Die Zukunft ist das Vorrecht der Jungen und nicht mehr das unsrige. Mit welchem Recht würden wir Hindernisse für das schaffen, was sie sich anschicken, gemeinsam und unter ihrer Führung zu gestalten? Wer weiß, ob ihre Zusammenarbeit nicht berufen ist, den anscheinend unentwirrbaren Schwierigkeiten, in deren Netz

Digitized by Google

unser Groll sich verstrickt, eine klare und edle Lösung zu geben?

Sie sehen, daß ich in Ihrem Sinne mich hinreißen lasse, und ich wäre nicht erstaunt, wenn ich ein wenig Ihre Prämissen überschritten hätte. Im ganzen sind wir einig. Das eiligste ist, die Routine, dem Dilettantismus und der Unfähigkeit die Regelung der geheiligten Interessen des beseelten und tiefen Friedens zu entreißen, den wir schließen wollen. Wir haben die Gewißheit — jetzt, wo der Horizont sich klärt —, auf dem soliden Grund authentischer Wirklichkeiten zu bauen. Wir lassen uns nicht mehr sagen, daß die Geschichte immer wieder von neuem beginnt, und wir wenden gläubig und entschieden unsere Blicke nach vorwärts, nach dem Leben hin. Wir wollen unsere beiden Nationen und vor allem die Jugend unserer beiden Nationen in Kontakt, in Vertraulichkeit bringen. Wir halten es für dringend nötig, daß die unduldsamen Vorurteile mit ihren tödlichen Folgen von beiden Seiten durch die klare Kontrolle direkter Erfahrung, des freien Austausches der Herzen und der Geister widerlegt wird. Ein unbekannter und gegenseitiger Aufruf durchdringe unsere Grenzen wie ein erneuernder Wind, wahrnehmbar jedem nahenden Ohr. Wir haben verstanden, daß unsere Völker dieser bösartigen Abstraktion, welche man Haß nennt, müde sind!

Sie, der Sie mit einer so scharfsichtigen Sympathie den Sinn der unter den Schatten von Pontygny ausgetauschten Gespräche durchdrungen haben, Sie kommen zu uns, inspiriert vom Geist, der in Weimar wehte. Wir sind sicher, uns genau zu verstehen, und die Vorzeichen scheinen dem nützlichen und schönen Unternehmen, das wir durchzuführen beabsichtigen, günstig zu sein. Bitte, treten wir ohne weiteren Aufschub an die wirkliche Aufgabe heran."

Léon Bourgeois als Sozialpolitiker

In der *Neuen Schweizer Rundschau* spricht Paul Gygax über den im Herbst verstorbenen Léon Bourgeois. Er war in verschiedenen französischen Regierungen Minister, seit 1919 Frankreichs Vertreter im Völkerbund. Er war ein Republikaner, der seinem Staat vor allem einen sozialen Inhalt geben wollte. Um diese Idee bewegte sich seine Politik wie sein Denken. Von seiner gütigen Gedankenwelt gibt Gygax dieses Bild:

„In zwei Ideen ging das Leben dieses gütigen und schlichten Mannes auf: in einer philosophischen Auffassung von der Solidarität der Menschen und in der Schiedsgerichtsidee. Seine Schriften und Reden bewegen sich immer wieder in diesem Gedankenkreise. Sie haben das politische und soziale Leben der dritten Republik zweifellos bereichert und Abwechslung in den nie ruhenden Kampf der Weltanschauungen und der Parteien gebracht, aber doch nicht die Kraft besessen, den französischen Radikalismus dauernd zu fesseln. Dieser wandte, nachdem seine Macht unbestritten war, das Interesse dem Kampf gegen den Klerikalismus zu, was auf Kosten seines, auf dem Papier stets reichhaltigen, sozialen Programms ging. Bourgeois, obwohl ein Verteidiger der Geistesfreiheit und der ‚République laïque', ging die stete Zurückstellung sozialer Forderungen nahe, weil ihm eine vorbauende Sozialpolitik der bürgerlichen Linken die beste Garantie für eine Versöhnung der Arbeiterschaft mit der demokratischen Republik erschien. So begnügte sich Bougeois, nachdem er die obersten Ämter im Staate erklommen hatte, sich immer mehr als Parteimann mit der Rolle, die auf den Leib geschnitten war: eine Art Schiedsrichter innerhalb der Linksparteien zu sein. Mit der Zeit wuchs auch das Ansehen

Digitized by Google

Bourgeois in der geistigen Welt Frankreichs und bei den gemäßigten Parteien, die heute noch zum großen Teil die Hüter jener Tradition sind, die den Ruhm Frankreichs in der ganzen Welt verbreiteten.

Aus der „Solidarité" (Verlag Colin, Paris) sprechen folgende Sätze für die Gesinnung, die Léon Bourgeois in sein Werk hineinlegte: „Le devoir social n'est pas une pure obligation de conscience, c'est une obligation fondée en droit, à l'exécution de laquelle on ne peut se dérober sans une violation d'une règle précise de justice." — „L'ensemble des ressources sociales doit donner à tous la garantie matérielle minima de l'existence. Il n'est pas possible qu'un seul être humain meure des privations dans une société où la prodigieuse accumulation des produits de la science et du travail universel assure un tel superflu aux plus heureux."

Nach Bourgeois soll der „Quasikontrakt" die Korrektur vornehmen an den Ungerechtigkeiten der natürlichen Solidarität. Die Solidarität müsse zum leitenden Prinzip alles menschlichen Handelns werden. Die soziale Schuld, die als logische Folge entsteht, muß sich in bestimmten Forderungen an die Gesellschaft äußern. Diese wären, wenn man schon diese Konsequenzen zieht, mannigfaltiger Art und hätten sich über verschiedene Lebensgebiete zu erstrecken. Bourgeois bescheidet sich aber — was ganz an die Zeiten des kleinbürgerlichen Radikalismus erinnert — mit drei Postulaten: 1. Unentgeltlicher Unterricht, 2. Sicherstellung des Existenzminimums, 3. Versicherung gegen die von Natur zufälligen und allen gemeinsamen Risiken des Lebens.

Léon Bourgeois' solidaristische Ideen haben auch ein wenig auf die welsche Schweiz zurückgewirkt. Die einstigen Vertreter des genferischen Radikalismus, Fazy, Gavard, Vincent, vor allem aber der in seinem sozialen und gütigen Wesen Léon Bourgeois ähnliche Bundespräsident Adrien Lachenal, schöpften mancherlei aus dem Gedankenschatz der „Solidarité". Auch auf die soziale Politik des Bundes ist damals, wo diese mit Ideen begabten Abgeordneten in Bern den Stand Genf löblich vertraten, gelegentlich ein Funke übergesprungen. Das war noch eine Zeit voller Hoffnungen, wie weit entfernt von der heutigen Realpolitik! In einer Rede, die er am Schlußtag der internationalen Arbeiterschutzkonferenz in Zürich hielt, bezeichnete Bourgeois die Schweiz als ein Land, das nach seiner Tradition dazu geschaffen wäre, dem von ihm vertretenen Solidarismus den Weg zu bereiten.

Léon Bourgeois hat schöne und edle Werke in die Welt gesetzt, weil er an die Macht der Idee und des Fortschrittes ein Leben lang glaubte. In die heutige Zeit, in der auch in Frankreich nur die Propheten der „réalisations immédiates" Platz haben, hat dieser Mann der bedächtigen, aber konsequenten Evolution nicht mehr gepaßt."

Erinnerungen an Jean Moréas

Er war eigentlich Grieche, hieß Papadiamantopoulos und lebte von 1856 bis 1910. Von seinem Werk hat man gesagt, daß es die Umkehr vom Symbolismus, unter dessen Zeichen seine ersten Dichtungen standen, zur klassischen Tradition bedeute. In den „Stances" tritt Moréas als klassischer französischer Dichter hervor.

Marcel Coulon veröffentlicht in den *Nouvelles Littéraires* Aufzeichnungen aus den letzten Tagen des Dichters, den Märztagen des Jahres 1910, Abspiegelungen des letzten Aufflammens und Zusammensinkens in Saint-Mandé.

„Eine Villa, nicht unterschieden von den benachbarten Villen. Ein Gitter aus Steinen, ein Garten, an dessen Ende, gegenüber dem Park, das Haus sich er-

Digitized by Google

hebt. Einfach, weiß, mit roten Backsteinen in den Mauerecken, am Dachkranz, um die Fenster mit den blaßgrauen Läden und der Empfangsterrasse unter der Marquise. Der Garten, zweimal so tief als breit, hat gerade, wie es sein muß, Rasenplätze, Blumenbeete, Alleen, Sträucher und Bäume ...

‚Mein lieber Meister, Ihre Ruhe bestürzt mich. Welches Abwenden ... unmenschlich!'

‚Wenn man auf das Leben ... (hier steht im Französischen ein unübersetzbar krasses Wort), so tut man es auch so mit dem Tod! Nur die Jugend sollte leben. Nachdem man fünfundzwanzig Jahre hinter sich hat, soll man zerspringen ...'

‚Auch wenn man die ‚Stanzen' zu schaffen hätte?'

‚Das ist ein Grund. Jeder Mensch hat den seinigen. So ist die Welt.'

‚Aber, mein alter Meister, Ihr Lebensrecht ist nicht erschöpft ... Ihre Tragödie Philoktet ...'

‚Nun, sie ist aufgegeben; es ist nicht das erste Mal, daß ich dahin komme.'

‚Schließlich ist Saint-Mandé nicht die Insel Lemnos. Und jetzt können Sie nicht mehr ausrufen:

Faut-il que je ressemble
Au plus abandonné!

Ihre Freunde vergnügen sich mit den Musen. Nur die Ärzte verurteilen es, so scheint es, daß Sie zuviel Besuche bekommen. Sie fürchten, daß man Sie ermüde ...'

‚Sie sollen schweigen, da sie nichts gegen meine Krankheit machen können. Wenn sie ihr Handwerk ebenso gut kennen würden wie ich das Versemachen, so wäre ich geheilt. Und die Besucher sollten mich eher verlassen? ... Aber das ermüdet mich nicht, das verlängert.

Es sind vier Tage her, daß ich auf der Chaiselongue, vor dem Fenster lag. Jede Stunde schmiedet mich an das Bett, verwandelt mich in Blei ...

Der Tod ist eine lange Geduld! ...'

Am 16. März, nachdem Morés sein Testament gemacht hat, sagte er:

‚Das ist sehr gut. Das ist der gute Augenblick, um zu sterben. Das ist wohl die beste Gelegenheit.

... Es scheint, daß die Treppe sich gut macht. Schönes Gitter. Das wird eine schöne Bestattung. Es wird gute Reden geben. Sie werden sehen ... Blumen, aber in Garben; ich habe Angst vor Kränzen. Ich spreche, wohlverstanden, nicht von metallischen, von Kronen!! Nach der Einäscherung, bei untergehender Sonne, werden Sie im Boot auf die Seine gehen, und jeder wird aus seiner Hand meine Asche auf die Flut des Wassers streuen.

... Nun, Sie könnten betrübt sein, wenn ich nicht im Frühjahr abgereist wäre!'

Seine letzten Worte waren:

‚Ich werde in mein Land gehen; in dies Tal ... welches ist dieses Tal?'

Rudolf Kayser

Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. Alfred Weber, Professor der Nationalökonomie und Soziologie, Heidelberg, Verfasser zahlreicher Schriften zur Staats- und Kultursoziologie.

Benjamin Jarnés, Madrid, ist einer der bedeutendsten jüngeren spanischen Dichter. Mit dem „Getreuen Strom" erscheint zum ersten Male eine Arbeit von ihm in deutscher Sprache.

Dr. Hans Reichenbach, Privatdozent, Stuttgart. Sein Arbeitsfeld ist vor allem das Grenzgebiet zwischen Physik und Philosophie.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

MAY 19 1926

FÜNFTES HEFT MAI 1926

PERIODICAL ROOM GENERAL LIBRARY UNIV. OF MICH.

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVII. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Thomas Mann, Pariser Rechenschaft

G. v. Schulze Gaevernitz, Propheten der sozialen Demokratie

Arthur Holitscher, Besuch bei Gandhi

Siegfried Trebitsch, Der Geheilte

Fritz Wittels, Sigmund Freud

Wilhelm Hausenstein, Veronesisches Tagebuch

Robert Kuczynski, Wirtschaftlicher Zusammenschluß Europas

Samuel Saenger, Politische Chronik

Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W 57, Bülowstr. 90 erbeten. – Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. – Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1926 by S. Fischer, Verlag.
Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes RM 2.–; Quartalspreis RM 6.–. Auslandsabonnenten können den Gegenwert in fremder Währung durch Postanweisung einsenden. – Zahlungen in Reichsmark bitten wir an das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692, Auslandszahlungen an S. Fischer, Verlag, Berlin W 57, Bülowstraße 90 zu richten.

VORANKÜNDIGUNG

Das Juni-Heft der „Neuen Rundschau"

bringt voraussichtlich folgende Beiträge:

EMIL LEDERER, Rußland in der Weltpolitik
THOMAS MANN, Pariser Rechenschaft, II
HANS CAROSSA, Gedicht und Leben (Erzählung)
ARTHUR HOLITSCHER, Reise durch China
REINHARD GOERING, Der westliche Buddha
EMIL LUDWIG, C. M. von Weber (zum 100. Todestag)
OTTO FLAKE, Vom neuen Realismus
S. SAENGER, Politische Chronik
RUDOLF KAYSER, Europäische Rundschau
ANMERKUNGEN

Diesem Heft liegen die Prospekte der folgenden Firmen bei:

Duncker & Humblot, München

Gustav Kiepenheuer, Potsdam

Meyer & Jessen, München

Beachten Sie die Anzeigen vor und nach dem Text!

Digitized by Google

PARISER RECHENSCHAFT

von

THOMAS MANN

Es ist nur, daß ich es nicht vergesse. Ich will, solange ich es noch Stunde für Stunde am Schnürchen habe, das turbulente Diarium dieser neun Tage doch wiederherstellen und festhalten, da sie immerhin für meine Verhältnisse ein Abenteuer ersten Ranges bedeuteten. Es sind Verhältnisse, unter denen alle Wirklichkeit, alles Leben nach außen und Erleben von außen diesen Charakter gewinnt. Ich habe es einmal in nachlässigen Versen gesagt, daß den Träumer Wirklichkeit traumhafter dünke, als jeder Traum, und ihm tiefer schmeichle. Lassen wir es gut sein, daß diese kindische Eitelkeit auf das Wirkliche ihre Rolle spielt bei Lebensunternehmungen wie dieser, welche man also nicht allzu moralisch als Leistungen des Gehorsams und Pflichtgefühls sich aufputzen und vorempfinden darf, obgleich ihnen etwas von moralischer Gewaltsamkeit und Unnatur zweifellos anhaftet . . . Und doch, die Wagnerschen „Geistesfreuden", das „würdig Pergamen", ist das der Friede? Die Literatur, der Traum, das Werk, ist das kein Abenteuer? Habe ich je zu schreiben aufgehört, ohne mir zu sagen: Na, lange treib' ich's nicht mehr? Nicht abenteuerlich sind am Ende nur die Strecken entspannten Alltags und farbloser Regelmäßigkeit zwischendurch; ein Wunder eigentlich und Zeichen von zähem Fond, daß man nicht abgelebter ist.

Jetzt freilich bin ich denn etwas krank. Man glaubte aktiv bleiben und da nur fortfahren zu können, wo man digressiverweise aufgehört; aber der Körper, dies sonderbar selbständige Ich neben dem andern, das in der knabenhaftesten Weise oben hinaus will, wußte es besser und hat „uns" auf dem Wege einer kleinen Infektion für acht oder zehn Tage Bettruhe verschafft. Es ist die Grippe, wie sie jetzt umgeht: mit niedrigen Übertemperaturen, langwierigen Affektionen der Luftwege und gastrischen Störungen, nicht schwer genug, um den Geschmack an der Zigarette ohne

Digitized by Google

Rest zu verderben. Im Grunde, ich bin schon nicht mehr ärgerlich. Ich kann meine verwahrloste Korrespondenz in Ordnung bringen, komme endlich einmal wieder dazu, „Abdias" und „Salambo" zu lesen und kritzele dies an der zum Pulte schräg gestellten Platte des über das Bett zu schiebenden Spezialtisches, an dem ich auch meine Mahlzeiten nehme, und der mir als Sinnbild einer Konzentration erscheint, die nur das Krankenzimmer gewährt.

In Mainz hatte ich Heidelberg, Köln und Marburg hinter mir, erfreuliche Aufenthalte, reich an Gesichten und Gesichtern, der Hauptaffäre absichtlich vorgeordnet. Keine Plötzlichkeiten. Aus dem Münchener Arbeitszimmer und Isarufergehölz nicht unvermittelt in die Pariser Aktion. Man muß einen Anlauf schaffen, sich in Gang setzen, das Reden wieder lernen, sich geläufig machen. Am vierten Schauplatz war ich schon abgebrüht, umgänglich, schamentwöhnt in Hinsicht auf ein schwatzhaftes Ungefähr des Ausdrucks, zugleich katarrhalisch und geschmeidigt. Ich traf dort mit meiner Gefährtin zusammen, die mich in die französische Hauptstadt begleiten sollte. Das war neu und glücklich. Ich war auf dergleichen Wegen so gewöhnt, sie fern daheim zu wissen, daß ihre Gegenwart, obgleich natürlich vereinbart, eine heitere Unwahrscheinlichkeit gewann. Begegnung denn also wahrhaftig in der Halle des „Hofs von Holland", Rheinstraße, als ich abends mit Herren des Vorstandes aus der Vorlesung zurückkehrte – in jenem Zustand von Erhitztheit und Erleichterung, der dem Kontakt mit einer sinnlichen Öffentlichkeit zu folgen pflegt. Ich will die Reize nicht verleugnen, die das Befahrnis in seinen verschiedenen Stadien noch heute für mich besitzt, obgleich die Annehmlichkeit dieser Stadien gelinde gesagt ihre Grade hat. Das Bild vom „Sprung ins kalte Wasser" hat viel Zutreffendes. Die zehn Minuten im Wartezimmer, während das Murmeln des Saals durch die geschlossene Tür dringt, erinnern stark an die Gefühle lustiger Beklommenheit, mit denen man sich in einer Kabine entkleidet und fröstelnd am Ufer zögert. Aber dann tummelt man sich im Elemente warm, und in der wohligen Erschlaffung, die folgt, kommt die Verwandtschaft auf ihren Gipfel. Sechshundert oder auch tausend Menschen anderthalb Stunden lang ohne Unterbrechung durch das gesprochene Wort in Atem zu halten, zusammenzuhalten, daß sie nicht auseinanderstreben, die Gemeinschaft genauen Lauschens sich nicht lockert, ist eine bedeutende körperliche An-

Digitized by Google

strengung. Husten im Saal ist ein Zeichen beginnender Auflösung der Disziplin und mit allen durch das Material gegebenen Mitteln hintanzuhalten. Heiterkeit muß sich akkumulieren; ihr Sichgehenlassen würde ebenfalls Entspannung bedeuten, weshalb sie im Ausbrechen durch rasches Weitergehen zu ersticken ist, d. i. durch die Bedrohung, in entfesseltem Zustande Un-er-setzliches zu versäumen. Kurzum, es ist viel Wachsamkeit nötig, ein Regieren mit Schultern und Armen, als ob man mit sechsen führe; nachher ist man hungrig und geneigt, viel Wein hinunterzuschütten.

Wir gingen zu Tische: der Theaterintendant, die Herren vom Vorstande, die Damen. Ich saß am Ende der Tafel, und die Frau zu meiner Rechten hatte eine Tochter am Ende des Nachbartisches hinter mir: Tänzerin von Beruf und mit pikanten Augen. Auf Grund festlichen Dispenses aus anderer Tischgegend plauderte ich über die Lehne meines Stuhles hinweg länger mit der Kleinen, als übrigens höflich gegen meine Dame hätte sein mögen, wäre sie nicht eben die Mutter gewesen.

War es nicht am Ende das letzte Gespräch für einige Zeit, das legitimerweise und mit stämmiger Berechtigung durch Grund und Boden auf Deutsch geführt werden konnte? Denn Mainz ist natürlich so deutsch wie möglich, obgleich man sich auch wieder schon ein wenig im Übergang fühlt – nicht nur, wenn man jetzt auf der Straße mit einem gewissen Erstaunen gemeine Soldaten Französisch sprechen hört. Wir machten am nächsten Vormittag, sehr wohl geführt, einen Spaziergang durch die Stadt. Der historisch-kulturelle Einfluß von drüben springt in die Augen: Die rote Sandsteinarchitektur des früheren kurfürstlichen Schlosses, in dessen Erdgeschoß man das römische Museum untergebracht hat, ist eleganteste französische Renaissance; man denkt auf dem prächtigen Hof an gewisse Blätter von Doré; und auch das Barock des großherzoglichen Palais wird den französichen General, der dort vorübergehend domiziliert, nicht weiter zivilisationswidrig anmuten. Der Vorstandsherr, der uns gütigerweise begleitete, emigrierter Elsässer, Rechtsanwalt ehemals, nun Geschäftsmann und kunstgeschichtlich wohl nicht sonderlich fest, hatte einen gelehrten jungen Museumsbeamten mitgebracht, unter dessen Beistand wir die schöne Jupitersäule besichtigten, zu deren öffentlicher Wiederaufstellung wirklich die Mittel beschafft werden sollten. Doch, es geht einigermaßen römisch-gallisch zu in der Stadt, die einmal „Maguntiacum" hieß und nicht weniger als viermal von den Franzosen genommen

Digitized by Google

wurde. Thorwaldsens Gutenbergdenkmal auf dem Gutenbergplatz (wir sind an der Geburtsstätte der Presse!) ist in Paris gegossen. Die Stadthalle am Rhein, soeben von den Okkupationstruppen geräumt und dem Volke von Mainz zur Belustigung wieder übergeben, hatte statt der Trikolore die rotgelbe Karnevalsflagge gehißt ... Wir waren im Martinsdom, dessen Inneres wir leider durch Reparaturvorkehrungen arg verbaut fanden. Wir waren auch in den Gassen der Altstadt und sahen, was an malerischem Väterwerk nach allem Ungemach, das die Stadt durch die Jahrhunderte erfahren, nach Belagerungen, Eroberungen, Zerstörungen und Explosionen noch übrig ist. Um vier Uhr nachmittags ging unser Zug.

Man reist verteufelt angenehm in einem Schlafwagenabteil, in dessen schmucker Enge man noch einige Tagesstunden verbringt, bevor die Betten gemacht werden. Da wir uns in Mainz mit Proviant versehen hatten, konnten wir den Speisewagen meiden und aßen am Klapptischchen zu Abend, ein Vergnügen, das ich von jeher zu schätzen gewußt habe. Wir baten dann bald um Herstellung der Lager, denn wir würden früh ankommen. Die Schaffner internationaler Schlafwagen sind merkwürdige Leute, heimatlos undefinierbare und mehrsprachige Grenz- und Mischtypen zumeist; der Geist des Verkehrs und des Abenteuers spricht aus ihren von Kohle imprägnierten Zügen, die von einer gewissen niedrigen Mondänität geschärft erscheinen. „Die Herrschaften –!" sagte der unsrige abends beim Einsteigen. Morgens in Paris sagte er: „M'sieur et dame –!"

Mittwoch, den 20. Januar, 6 Uhr: Gare de l'est. Leichte Behandlung des großen Gepäckstücks durch die Douane und lange Autofahrt durch die noch nächtige, halb erwachte Stadt. Diese Gefährte sind für uns sehr billig. Um es auf 5 Franken zu bringen, also zur Zeit auf weniger als eine Mark, muß man weit fahren. Gewöhnlich kommt man auf zwei oder drei, also nach unserem Gelde auf beinahe nichts. Dieser Ankunftschauffeur blieb der einzige, der uns übervorteilte: Er forderte 15 Franken, keineswegs zu viel für unsre Begriffe, bevor wir im Bilde waren, aber wir haben acht Tage später denselben Weg für weniger als die Hälfte gemacht.

Hotel Palais d'Orsay, Quai d'Orsay, weitläufiger Bau mit stattlicher Halle, in der noch frühmorgentlich verschlafene Stimmung herrschte. In der Réception Zuweisung eines Zimmers im zweiten Stock, das sich mit seinem kleinen Vorplatz, an dem das Bad lag, als sehr freundlich erwies, aber im Punkte der Bequemlichkeit der Einrichtung nicht allen Wünschen

Digitized by Google

genügte. Schließlich, man braucht eine Kommode! Den obligaten Kamin mit der vergoldeten Stutzuhr hätten wir gern für ein Möbelstück in Kauf gegeben, der unsere Wäsche bergen könnte.

Indem wir hier abstiegen, fanden wir uns vorzüglich beraten in Hinsicht auf die Lage unseres Quartiers, die sehr praktisch ist, aber weniger in Ansehung seines Charakters. Das Palais d'Orsay, obgleich es üppige Appartements zu bieten hat, ist vorwiegend Touristenhotel, für längeren Aufenthalt nicht eingerichtet. Auch ist es Festlokal des Pariser Mittelstandes, beliebter Schauplatz von Hochzeitsdiners, Vereinsbällen und dergleichen erhitzenden Veranstaltungen mehr, deren sich täglich mindestens eine hier abspielt. Dann stehen befrackte Diener, goldene Ketten um den Hals, empfangend und wegweisend auf allen Podesten, auf den Treppen flirtet die Jugend und tanzt im Saal, es riecht nach Festivität, und die Musik ist miserabel. Übrigens erwies sich unser Zimmer als durchaus schallfest, und eine Kommode wurde auf unsere Klage alsbald hereingerückt. Man stellte Sonderberechnung dafür in Aussicht, hat aber, wenn mir recht ist, schließlich darauf verzichtet.

Wir ließen Frühstück kommen – diesen herrlichen ersten Imbiß des Tages, der an Reiz und Wert in meinen Augen jede spätere Mahlzeit übertrifft. Große Erheiterung über den Kellner, der, als wir etwas Honig vermißten, statt „miel" „bière" verstand und sein Erstaunen über dies rohe Verlangen hinter der größten Bereitwilligkeit verbarg, uns um sieben Uhr morgens Bier in beliebiger Menge herbeizuschaffen. Wir tranken unseren Tee mit dem erhöhten Vergnügen, das die Annehmlichkeiten des Lebens auf Reisen gewähren, und fanden es später sehr wohltuend, nach durchrüttelter Nacht und bis die Stadt sich beleben würde, in feststehenden und bequemen Betten noch eine Stunde zu schlummern. Dann wurde durchs Telephon Besuch gemeldet.

Dies Pariser Telephon ist der ergreifendste Apparat, der mir je vorgekommen – das unsrige wenigstens war das. Seine Lebensäußerungen warfen sich aufs Gemüt, man konnte ihm nicht schnell genug zu Hilfe eilen, und war man nicht abkömmlich für den Augenblick, so rief man ihm unwillkürlich von weitem laute Tröstungen und Versprechungen zu. Es hatte ein kleines Lichtauge, womit es auf die erregendste Art blinkte und blinzelte, und eine erbarmungswürdige kleine Kopfstimme, mit der es ängstlich winselte: „Ach, rasch, ach, bitte, bitte, rasch . . ." Man war ja schon da, in Gottes Namen, was gab es denn! Und jedesmal wieder

Digitized by Google

war man enttäuscht und erleichtert von dem, was wirklich gemeldet wurde, da man mit Bestimmtheit die Nachricht von einem erbarmungswürdigen kleinen Unglück gewärtigt hatte.

Dies erste Mal war es nur Besuch von der Botschaft, der deutschen Botschaft, unserer Botschaft, und ich stieg hinab, den diplomatischen Landsmann in der Halle zu begrüßen. Botschaftsrat Dr. R. war kein germanischer Recke, sondern ein zierlicher Herr von höflich gescheitem Wesen, das für seine Laufbahn die besten Hoffnungen erweckte. O, schade, er war mit einem Wagen am Bahnhof gewesen – zu irrtümlicher Stunde, da man uns mit dem Zuge von München und nicht von Mainz her erwartet hatte. Es wurde einiges für den Nachmittag, den Abend besprochen. Schon jetzt erfuhr ich, daß gestern bei dem öffentlichen Vortrag des ebenfalls anwesenden Dr. Alfred Kerr sich törichte Unliebsamkeiten ereignet hatten. Serbische Jugend hatte politisch randaliert und war an die Luft gesetzt worden. Für mich war die Folge, daß Ängstlichkeit im Schoße des Vorstandes der Carnegiestiftung Platz gegriffen hatte und noch im vorletzten Augenblick der Entschluß gefaßt worden war, die heutige Veranstaltung auf intimeren Fuß, als ohnedies vorgesehen, zu bringen. Ich war es zufrieden; und nach vorläufiger Verabschiedung von Dr. R. machten wir uns, frei für diesen ganzen Vormittag, zu einem ersten Spaziergang auf.

Da war sie denn also nach fünfzehn Jahren wieder einmal, die milde, halbdurchsonnte, silbrig neblige Pariser Luft – aromatisiert freilich jetzt durch die Dünste der Autos, deren Zahl ins Verwirrende und Schwindelerregende angewachsen ist. Straßenübergänge sind ernste Angelegenheiten, zu deren Abwicklung Phlegma und Umsicht die rechte Mischung eingehen müssen. Es sind mehr Wagen, glaube ich, als in London, und ihr Benzin duftet anders und nicht besser, als das unsrige: es hat einen Schweißgeruch, an den man sich nicht sofort gewöhnt. Da war auch der erste Büchertrödler am Quai! Wir schmökerten eine Weile bei ihm nach gutem Brauch, überschritten die schiffbare Seine auf der nächsten Brücke und fanden uns nach einem flüchtigen Wiedersehen mit dem Tuileriengarten, dem Louvre, unter den Arkaden und vor den Auslagen der Rue de Rivoli. Wir hatten dort und in der Rue de l'Opéra kleine Einkäufe und Wechselgeschäfte zu erledigen. Im Treiben der Welt gingen wir die prächtige Straße bis zur Oper hinauf. Die Zeit verstrich. Wir frühstückten ausgezeichnet in dem sympathischen Café Rohan, gegenüber dem Palais

Digitized by Google

Royal, betreut von einem ehrgeizigen und gefälligen Aufwärter, der von vornherein erklärte, daß hier alles sei, wie es sein müsse, sich auch in der Folge nicht Lügen strafen ließ und sehr angenehm mit einer Dame zu scherzen verstand. Ich war recht glücklich über den weißen Bordeaux, den wir bekamen, diesen charaktervollen und halbsüßen Graves Supérieur, dem ich in den folgenden Tagen noch oft und beifällig zugesprochen. Wir ließen es uns nicht nehmen, auch den Heimweg zu Fuß zu machen.

Um 4 Uhr wurde es Ernst. Henri Lichtenberger (diese elsässischen Namen werden französisch gesprochen; das Konversationslexikon würde die Weisung „Lieschtangberscheh" erteilen), der Germanist der Sorbonne, erwartete uns am Fuß der Hoteltreppe, um uns zum Vortrage abzuholen. Professor Lichtenberger ist ein hochgewachsener Mann mit schmalem Anatole-France-Schädel, einem weißen Knebelbart und den liebenswürdigsten Formen. Seine Gewandtheit im Deutschen vermochte mich sehr bald, mein Negerfranzösich einzustellen. Er hat eine reizende Art, zu sagen: „Ja, ich bitte nur –" oder: „Durchaus nicht –". Aber ein wahres Vergnügen ist es, ihn im Salon Französisch plaudern zu hören, – causer, man denkt daran, daß unser „kosen" kein anderes Wort ist als dieses, und auch einmal „reden", „verhandeln" bedeutet hat; sein heutiger Sinn ist zärtlich einschlägig in jenem „causer", es ist ein Kosen der Sprache, gedämpft, delikat und genußreich; ich hatte ein ähnliches Gefühl, als ich Gilbert Murray in Oxford sein Englisch heiter zelebrieren hörte; den ganzen aristokratischen Reiz der humanistischen Zivilisation des Westens kostet man beim Lauschen, spürt auch genau, was diese Alte Welt unter „Barbarei" versteht und weiß dabei, daß es eine todgeweihte Welt ist, schon tot eigentlich, im Begriffe, von östlich-proletarischen Wogen verschlungen und begraben zu werden. Am Ende hieße es nicht der Weltgeschichte in die Speichen fallen, wenn man zugäbe, daß es immerhin irgendwie ein bißchen schade darum ist ...

Es gab noch Aufenthalte durch Photographen und Journalisten im Foyer. Dann führte uns ein Wagen in wenigen Minuten zum Quartier der europäischen Zentrale der „Dotation Carnegie pour la paix internationale", Boulevard Saint-Germain.

Wartende Menschen am Eingang, Kontrolle, Anzeichen einer gewissen Spannung. Wir passierten unter unseres Führers bedeutendem Schutz. Begrüßungen im Flur, Bekanntschaft am Fuße der Treppe mit J. E. Spenlé, dem Straßburger Professor und aufmerksamen Beobachter der

Digitized by Google

deutschen literarischen Produktion, dem auch ich zu großem Dank verpflichtet bin. Weitere Vorstellungen in dem oberen Wartezimmer mit Bureaucharakter: Earle B. Babcoch, der Neuyorker Gelehrte und directeur-adjoint der europäischen Zentrale, Paul Desjardin von der Union pour la vérité, Dr. Zifferer von der österreichischen Gesandtschaft, Charles du Bos, Sekretär der Union Intellectuelle Française und ausgezeichneter Kritiker, der eben noch eine Folge sehr eindringlicher Studien unter dem mich verwandt anmutenden Titel „Approximations" zusammengefaßt hat, und andere mehr. Noch einmal gab es den Magnesiumchok einer Aufnahme am Schreibtisch für die Zeitungen. Botschaftsrat Dr. R. sondierte das Terrain. „Nicht wahr also, der Botschafter kann kommen?" — Unbedenklich! Die Kontrolle war scharf gewesen und blieb es bis zum letzten Augenblick. Man hatte sich gegen jede Störung gesichert.

Herr von Hoesch erschien. Er ist ein Mann von 40 Jahren, moderner Typus, rasiert, von sehr angenehmem Äußern. Ein Mitarbeiter des „Cri de Paris", der zu dem nachfolgenden Empfang auf der Botschaft geladen gewesen war und seinem Blatt recht konventionelle Beobachtungen darüber lieferte, schilderte den „jeune ambassadeur" als einen Mann mit der „élégance précise d'un capitaine de cavalerie". Das ist eine ganz falsche Charakteristik. Die Umgangsformen unseres Geschäftsträgers entbehren jeder überflüssigen Schärfe und törichten Korrektheit; sie sind zivilisiert und gewinnend, und seine Sprechweise, leicht rheinisch gefärbt, ist sanft und gescheit. Bei der Berührung mit ihm versteht man sehr bald die ungewöhnliche Raschheit seines Aufstiegs als Diplomat.

Man konnte endlich beginnen. Drei Schritte, nicht mehr, durch die Tür aufs Podium. Der kleine Saal bis in seine letzten Winkel und Gründe gefüllt. Hinter einem Tisch, zwischen dem französischen und dem amerikanischen Gelehrten, nahm eine Art von Präsidentenstuhl mich auf, in dessen Tiefen ich, gemeinsam mit der Versammlung, die aus Akademikern, Schriftstellern und ihren Damen bestehen mochte, und in der ich auf den Stehplätzen seitwärts und hinten junge Leute erblickte, den klug und klar gesetzten Worten lauschen konnte, mit denen der Germanist zu meiner Linken den Fremdling einführte und begrüßte. Ich vernahm Schmeichelhaftes, unterschied Sätze aus meinen Schriften, folgte der Analyse natürlicher und moralischer Neigungen, aus denen eine besondere Eignung dieses Gastes, hier „gewissermaßen als außerordentlicher Gesandter des deutschen Geistes" zu erscheinen, sich ergäbe. Nach den Artigkeiten aber

Digitized by Google

kamen Wahrheiten, die keineswegs in demselben Grade urfranzösisch waren, wie eben die Artigkeit es ist, sondern mir eine neue Stufe der Weisheit und der Resignation für das französische Denken zu bezeichnen schienen. Es sei seine tiefe Überzeugung, erklärte Lichtenberger, daß eine vertrauensvolle und sichere Zusammenarbeit Frankreich und Deutschland nur dann verbinden könne, wenn jedes der beiden Völker das Recht des anderen verstehe und zulasse, „à exister tel qu'il est", nach seiner eigenen Fasson selig zu werden, wenn also jedes auf den Anspruch verzichte, das andere zu bekehren oder ihm das Geständnis der Minderwertigkeit zu entreißen. Gut, das war der Verzicht auf den Vorherrschaftsgedanken der „lateinischen Zivilisation", mit welchem der Franzose gewisse Bemühungen des Deutschen bedankte, „sich über das, was an seinem natürlichen Romantismus ausschließend und gefährlich erscheinen könnte, bis zu einem Universalismus zu erheben, in welchem der deutsche und der französische Gedanke sich ohne Schwierigkeiten begegnen können". Ihm scheine, sagte Lichtenberger, daß diejenigen, die mich sehen und hören würden, Vertrauen fassen müßten in den guten Willen Deutschlands, sich friedlich in ein versöhntes Europa einzufügen. Und da es ihm andererseits undenkbar scheine, daß dem Spürsinn eines Dichters das ungeheuere Verlangen nach Frieden und Versöhnung sollte entgehen können, das heute Frankreich beseele, so sei zu vertrauen, daß ich nicht umsonst diese winterliche Reise nach Frankreich auf mich genommen hätte. „Sie kennen den wundervollen und melancholischen Aphorismus unseres gemeinsamen Meisters Nietzsche: ‚Die Worte und Klänge sind Regenbogen und Traumbrücken zwischen dem, was ewig getrennt ist.' Es mag sein. Aber wir wollen hoffen, daß der Regenbogen, den Ihre Dichtermagie von einem Ufer der Wasser zum andern zu werfen wissen wird, die unsere beiden Nationen trennen, wie der sein wird, den der Ewige über den brausenden Fluten der Sündflut aufrichtete, zum Zeichen des Friedens und der Versöhnung."

Man applaudierte. Die Reihe war an mir. Beifall begrüßte auch mein Aufstehen. Es erregte eine gewisse heitere Überraschung, daß ich französich begann, und man amüsierte sich aufs neue, als ich, mich zu meinem Manuskript wendend, mitten im Satz ins Deutsche fiel. Ich sprach aus, was meines Herzens Meinung ist und was ich mit anderen und auch mit denselben Worten in Aufsätzen, die für die deutsche Öffentlichkeit bestimmt waren, schon ausgesprochen hatte. Ich habe übrigens keine

Digitized by Google

Dichtermagie walten lassen, sondern der nüchternen Wahrheit die Ehre gegeben, indem ich feststellte, daß, wenn es zu einer relativen Einigung des Erdteils komme, wir Europäer uns wenig darauf einzubilden hätten. Es werde das kein Ergebnis gereifter Sittlichkeit sein, sondern ein solches der primitivsten Vernunft und der baren Notwendigkeit, da allzu offenbar geworden sei, daß Europa als Ganzes stehe oder falle: dies sei es, was heute den Tendenzen der Verständigung, des Ausgleichs und des Friedens über die immer noch reichlich vorhandenen Leidenschaften ein wachsendes Übergewicht verleihe. Ich sprach fernerhin von den Mächten der Tiefe, die heilig, und von denen des Lichtes, die göttlich seien; von der Gottesunmittelbarkeit des Ich und des Volkes und von Vernunftemanzipation, Universalität und Gesellschaftlichkeit, die ein anderes Wort für Demokratie ist – von Kultur also und Zivilisation. Ich sprach für Deutschland. Was ein Teil unserer Presse in fetten Lettern von skandalösen Kniebeugen zu berichten gewußt hat, die ich vor den Franzosen vollführt hätte, ist – Entstellung. Ich habe erklärt, es heiße den deutschen Charakter nicht verunglimpfen, es heiße viel eher ihm eine besondere Schicksalsfähigkeit und religiöse Berufung zuschreiben, wenn man ihm eine tiefe und mehr oder weniger eingestandene Neigung zu den Mächten des Unbewußten und der vorkosmisch-lebensträchtigen Dunkels nachsage, eine Tendenz zum Abgrunde, zur Unform und zum Chaos, die uns Deutsche zu rechten Sorgenkindern des Lebens mache. Ich sprach von der Romantik und ihrem regenerativ-revolutionären Sinn, zeigte andeutungsweise die Unterschiede auf, welche tatsächlich zwischen dem deutschen geschichtsphilosophischen Denken und dem westeuropäisch-amerikanischen bestehen, ließ durchblicken, welche an sich und ursprünglich keineswegs verächtlichen Widerstände es seien, die das deutsche Wesen historisch dem entgegensetze, was man die Demokratie nenne. Ich war bei Abfassung meiner Ansprache von der Voraussetzung ausgegangen, daß es zwecklos sei, nach Paris zu fahren, um den Franzosen ihre eigenen Ideen zu entwickeln, daß sie vielmehr neugierig auf Deutsches seien. Ich habe allerdings betont, daß europäische Völker einander nichts wirklich Neues und Wildfremdes zu sagen hätten. Der ganze Komplex abendländischer Erlebnis- und Denkmöglichkeiten, sagte ich, sei allezeit in allen Nationen gegenwärtig und seine Dialektik allezeit nicht nur wirksam zwischen ihnen, sondern auch innerhalb jedes einzelnen von ihnen. Die Absurdität, die darin lag, daß das Volk Goethes vorübergehend allen Ernstes als Feind

Digitized by Google

der Menschheit erscheinen konnte, ich habe sie meinen französischen Hörern vorgehalten – und uns Deutschen soviel Schuld an diesem unsinnigen Vorgang gegeben, wie uns gebührt. Ich sprach von der Altersverderbnis der Ideen, von der Entartung des Romantismus, die uns für einige Zeit zu Einsamen und outlaws habe machen können, von der schal gewordenen Romantik, die dem Kaisertum Wilhelms II. angehaftet habe. Als ich mein Verständnis einräumte für die Weltantipathie, die die Verbindung habe erzeugen müssen, die der Romantismus im neuen Reich mit derbster Imperialwirtschaftlichkeit eingegangen sei, so daß man sich Deutschland endlich unter dem Bilde eines reichlich brutalen Generaldirektors habe vorstellen müssen, der sich von einem elektrischen Grammophon Schuberts Lindenbaumlied vorspielen ließe, wollte Applaus einsetzen, wahrscheinlich von deutscher Seite, den ich durch rasches Weitergehen im Keim erstickte. Ich beglückwünschte die Franzosen zu der wachsenden psychologischen Vorsicht, mit der unter ihnen die Frage der Schuld behandelt werde, und versicherte mit gutem Gewissen, daß unterdessen in Deutschland jeden Tag die Idee der Demokratie an Boden gewönne – wenn man darunter die Einsicht verstehen wolle, daß die Fühlung des deutschen Denkens mit dem westeuropäischen niemals in dem Grade, wie geschehen, hätte verloren gehen dürfen, und daß kein Volk sich ungestraft einer Idee praktischer Vernunftforderung, wie derjenigen der Menschheitsorganisation und Völkergesellschaft, verschließe. Zum Schlusse huldigte ich der Sympathie, die ich das Kind des Eros und der Vernunft nannte, jener versittlichten Lust, die auch den Namen der Güte führe. Behilflich zu sein, sagte ich, die Sympathie zwischen den beiden großen Völkern zu stärken und zu befestigen, auf deren Wohlverhältnis der Friede, die Einheit, die Zukunft Europas beruhen, das heiße dem höchsten Gegenstand aller Sympathie, dem Leben selbst, einen Dienst erweisen.

Ich setzte mich. Der Beifall war von außerordentlicher Herzlichkeit. Er dauerte fort, während Professor Lichtenberger schon lange aufrecht stand, um meine Worte auf Französisch zu wiederholen. Mehrmals hatte ich zu danken. Es war eine Kundgebung der Freundwilligkeit, die ich gut tat, nicht auf meine Person und Rede zu beziehen, sondern ihr einen allgemeineren Sinn beizulegen.

Nachdem auch er geschlossen, lud Lichtenberger zu einer Diskussion ein, ermutigte die Anwesenden, mir Fragen vorzulegen. Es ging, wie

Digitized by Google

meistens bei solchen Gelegenheiten: niemand wollte den Anfang machen. Selbst namentliche Aufrufe Lichtenbergers nützten vorläufig nichts. Dann kamen einige Interpellationen – sie waren einförmig und charakteristisch. Charakteristisch durch die Einförmigkeit, mit der sie alle von der einen Unruhe und Wißbegierde diktiert waren: Was ist mit Deutschland, mit diesem großen, durchaus bedeutenden, Besorgnis erregenden Deutschland dort hinten? Wie ist sein Gemütszustand? Ist sein Wille gut? Denken dort alle Schriftsteller wie Sie? Wünschen die Intellektuellen Einfluß auf die politische Haltung ihres Landes zu nehmen, und trauen Sie sich die Gewinnung solchen Einflusses zu? Wird Deutschland in den Völkerbund eintreten? Warum wird es das tun? Eine sehr sonderbare Frage lautete: „Hat Deutschland Glauben an seine Zukunft?" Vielleicht war das nicht ganz treuherzig gemeint. Vielleicht sollte ich nun loslegen und verkünden, daß Deutschland sehr bald wieder obenauf sein werde, „in der Welt voran". Ich sagte einfach, Deutschland hege den Glauben an sich selbst, ohne den kein Volk leben könne. Im übrigen erklärte ich, die Anmaßung liege mir fern, für die ganze geistige Welt Deutschlands zu sprechen. Wir seien ein sehr dezentralisiertes Land; auch der Geist sei in Deutschland dezentralisiert; die deutschen Schriftsteller seien ein wenig Säulenheilige. Immerhin, ich bildete mir ein, ein ganz guter Deutscher zu sein, gewissermaßen typisch. (Höfliche Zustimmung.) So möge man sich mit einer gewissen Zuversicht der Vorstellung überlassen, Deutschland durch mich sprechen zu hören. („Très bien.") Was die Einflußnahme des Geistes auf die Politik betreffe, so erleichtere die Durchrepublikanisierung Europas zweifellos eine solche. Dies gelte auch in betreff Deutschlands, für dessen Schriftsteller die Zeiten des „Elfenbeinturmes" und der politischen Interesselosigkeit vorüber seien. In den Völkerbund werde Deutschland eintreten: nicht nur, weil es darin den Weg erblicke, im Rate der Völker wieder zu dem Einfluß zu gelangen, der ihm zukomme, sondern auch aus den geistigen und moralischen Gründen, die ich in meinem Vortrage anzudeuten versucht hätte.

Ich glaube, man war halbwegs befriedigt. Herr von Hoesch wenigstens war es ausdrücklich. Es gab noch ein paar Begrüßungen: Ich freute mich, der Übersetzerin des „Tonio Kröger", Mlle. Geneviève Maury, die Hand zu drücken. Journalisten, die mich sprechen wollten, war ich gezwungen, um Nachsicht zu bitten, da wir um 8 Uhr auf der Botschaft sein sollten und uns umkleiden mußten.

Digitized by Google

Ins Auto also, großer Anzug und wieder ins Auto, zur Rue de Lille. Der Weg dahin ist so kurz, daß wir uns wegen des Preises zu genieren hatten. Einen Franc. Man kann doch einem Chauffeur, der noch dazu vielleicht russischer Offizier ist (denn das sind dort viele Wagenlenker), nicht sechzehn Pfennige geben! Wir gaben ihm also fünfundzwanzig. Die Botschaft ist eines der schönsten Palais von Paris, mit stattlichem Ehrenhof. Garderobedienst mit deutschem Personal im Flur des Erdgeschosses. Eine breite Treppe, und die prächtigen Empirerepräsentationsräume des ersten Stockwerks, schon von Gästen belebt, tun sich auf.

Es war wohl eigentlich, was man einen großen Abend nennt. Seit längerem hatten französische Minister hier nicht gespeist. Die Herren Daladier (Unterricht), de Monzie (Arbeit), Philippe Berthelot (Staatssekretär des Äußeren) waren da. Man zögerte, zum Essen zu gehen, da Herr Painlevé, eben noch Konseilpräsident, jetzt Kriegsminister, sich dienstlich verspätete. Bekanntschaft mit dem österreichischen Gesandten Dr. Grünberger, einem interessierten, warmherzigen, liebenswürdigen Mann, und seiner Frau, Engländerin, schlank und blond, kultiviert, belesen, die mir viel Herzliches und Kluges über ihr Verhältnis zu meinen Arbeiten sagte. Mit Gémier vom Odéon (durch Chapiro). Mit Benjamin Crémieux vom Cercle Littéraire International, der französischen Sektion des Pen-Club. Wiedersehen mit Leo Frobenius, dem Afrikaforscher, mir von München bekannt. Wiedersehen mit Dagny Björnson-Langen, Mme. Sautreau, heute Gattin eines französischen Industriellen, der ich vor 30 Jahren, als junger Mensch, in der Redaktion des „Simplizissimus" begegnet war. Jugendliche Melusine damals, die mich, sehr unwissentlich, nicht wenig bezauberte, ist sie heute eine Frau von zugleich sanfter und stolzer Reife, mit ihrem schönen weißen norwegischen Gesicht, das die Björnsonschen Familienzüge unverkennbar zur Schau trägt. Ihr Salon ist ein Zentrum des Pariser Europäismus und politischer Fortgeschrittenheit.

Auch mit meinem berühmten Landsmann Dr. Alfred Kerr wechselte ich bei dieser Gelegenheit, beim Gange zu Tisch, einen kollegialen Gruß. Ein paar Zeitungen hatten es zum Kichern gefunden, daß wir hier zusammenträfen, denn wir könnten einander nicht riechen. Warum nicht gar. Kerr hat sich schriftstellerisch ausgiebig über mich lustig gemacht, ausgiebiger sogar, als ich wußte, denn jene unterrichteten Blätter führten Dinge an, die mir neu waren. Nun, zum Lachen geben wir alle mehr oder weniger Anlaß. Die Witze aber, die Kerr über mich oder meine Arbeit

Digitized by Google

gemacht hat, hätten viel schlechter sein müssen, als sie mutmaßlich ohne Ausnahme gewesen sind, um mich seinem kritisch-lyrischen Talent zu entfremden, das zu schätzen, ja zu bewundern ich durchaus geschaffen bin. Man kommt nicht von Nietzsche und der Musik her, ohne mir zu gefallen. Daß Herr Kerr mich blöde findet, geht nicht ganz mit rechten Dingen zu; es sollte im geistigen Leben unerwiderte Sympathie überhaupt nicht geben, und ihr Vorkommen verwirrt meine Weltanschauung. Jedenfalls habe ich nicht den Charakter Gottes im Himmel, der fürchterlich wird, wenn man ihn nicht wiederliebt. Es ergriff mich, wie sehr Kerr an Wedekind erinnerte, als er antwortete: „Guten Abend! Wie geht es Ihnen?" Zugleich war mein Sinn für Humor sehr stark berührt. Denn es liegt natürlich Humor darin, wenn jemand, der uns fünf- bis sechsmal zu töten versucht hat, sich nach unserem Befinden erkundigt.

Der Blumenschmuck des riesigen Tisches war reizend. Ich hatte Mlle. Weiß, die Direktrice der „Revue Européenne", zu meiner Rechten, und da auch Felix Bertaux, der den „Tod in Venedig" so schön übersetzt hat, in der Nähe saß, hatte ich gute Unterhaltung. Das Diner von einer Ausführlichkeit, in Platten und Weinen, die bei uns kaum noch vorkommt. Die Wohlerhaltenheit der westeuropäischen Sitten war festzustellen. Nachher, während man Kaffee trank und rauchte, kamen eine Menge Menschen, Franzosen, Reichsdeutsche und Österreicher, Literatur, Politik, Frauen. Ich stand mit zwei jungen französischen Herren an einem Türpfeiler in oberflächlichem Gespräch. Der eine nannte den Namen Fabre-Luce. „Fabre-Luce? Er ist da?" fragte ich um mich blickend. „Mais je suis Fabre-Luce", sagte der andere lächelnd. – Ein Theatercoup. Ich hatte, wie gewöhnlich, den Namen bei der Vorstellung nicht aufgefaßt und begrüßte den Verfasser von „La Victoire" überrascht und erfreut noch einmal. Er ist außerordentlich sympathisch. Eine zierliche Erscheinung mit mageren, schönen Händen, ein kluger, dunkler Kopf mit Augen, die sich gerade beim Lächeln gern melancholisch verschleiern. Erinnert er in der Art, sich zu geben, nicht etwas an Hofmannsthal? Er hat ein wenig den Diplomaten gemacht, in London, wenn ich nicht irre. Nun schreibt er – durchaus nicht nur Politisches; auch als Gesellschaftsromancier wird man ihn hoffentlich in Deutschland einmal kennenlernen; seine Freunde rühmen ihn eifrig in dieser Eigenschaft. Wovon sie aber namentlich zu erzählen wissen, ist seine Intelligenz, von der ich übrigens Proben hatte. „Er bringt uns, glänzend formuliert, unsere Gedanken entgegen, während

Digitized by Google

wir noch bemüht sind, sie zu fassen", sagte einer. Er soll ehrgeizig sein. Das dürfte genügen, ihn „weit gehen" zu lassen, wie man französisch sagt.

Mit Frobenius über seine häufigen Besuche in Doorn, bei Wilhelm II. Die Mischung aus Schnoddrigkeit, Abenteuerlichkeit und Genialität, die er darstellt, ist sehr merkwürdig. Ich kann gut verstehen, daß er und der Kaiser einander mögen. Seine Freundschaft für diesen hindert ihn, Ludwigs Buch zu goutieren oder nur zu lesen. Der Kaiser hängt sehr an ihm, sie unterhalten sich prachtvoll, und wenn der Geheimrat weg ist, fällt jener förmlich zusammen, langweilt sich, schreibt ihm Briefe, unterzeichnet „Ihr Schüler Wilhelm".

Der Botschafter kam, etwas erhitzt, von einem langen Gespräch mit Painlevé über weitere Erleichterungen, Truppenreduzierungen am Rheine. Seufzen. Die Militärs, die Militärs! Die Sicherheit Frankreichs! Und schließlich hängt man an der „Armée du Rhin" als Institution, das ist eine Sache, wohltuend zu sagen, glorios. Wir müssen Geduld üben und uns mittlerweile, zur Zerstreuung, die stolze Machtvollkommenheit unserer Zivilregierung vorstellen im Falle, daß Ludendorff gesiegt hätte. – Über Demokratie. Ich sagte, was jeder denkt, sie sei in gewissem Sinne ja heute eher ein Hindernis. „Wenn die Regierungen könnten, wie sie möchten, wenn sie feststünden, freier handeln dürften, nicht durch hundert demagogische Rücksichten gebunden wären und ihren Nationalisten um den Bart gehen müßten, so wären wir weiter. Was heute für Europa not täte, wäre die aufgeklärte Diktatur." Theoretisch leugnete er das nicht gerade.

Zu Fuß nach Hause. Verirrten uns halbabsichtlich ein wenig, um von der nächtlichen Stadt noch etwas zu sehen und Luft zu schöpfen.

(Wird fortgesetzt)

PROPHETEN DER SOZIALEN DEMOKRATIE

von

G. v. SCHULZE GAEVERNITZ

Es war in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß die Stimmen großer sozialer Propheten aus England zu uns hinüberdrangen. Diese Stimmen wurden in literarischen Kreisen beachtet und besprochen, aber sind letzthin wirkungslos für Wirtschaft und Politik

Digitized by Google

verhallt. In den folgenden Jahrzehnten baute England unter diesen Anregungen eine sozial gerichtete Demokratie auf, welche Klassengegensätze überbrückte und die innere Front für den Weltkrieg zusammenschweißte. Dagegen blieb das wilhelmische Deutschland ein Klassenstaat, Junkern und Schwerindustriellen zu eigen, denen alldeutsche Professoren und Oberlehrer den intellektuellen Chor stellten. Dieses Deutschland ermöglichte es unsern angelsächsischen Gegnern, das Weltgewissen auf ihre Seite zu bringen und den Weltkrieg zum Freiheitskrieg zu steigern, während die innere Front in Deutschland vor allem unter dem Drucke des preußischen Wahlrechtes zermürbte. Das Trümmerfeld, das der Weltkrieg uns hinterlassen hat, ist von Klassengegensätzen zerklüftet, schlimmer noch als zuvor. Wir leben nebeneinander, wir reden dieselbe Sprache, aber wir verstehen uns nicht. Insbesondere klafft ein Abgrund zwischen Universitäten und Arbeiterschaft. Uns vor allen gilt das Wort Disraelis von jenem Lande, das von zwei Nationen bewohnt ist, die sich so fremd sind, als wären sie in andern Zonen geboren. Und doch ist die Milderung dieser Klassengegensätze, ist eine gewisse geistige Vereinheitlichung im Hintergrunde der stets unvermeidlichen wirtschaftlichen und politischen Kämpfe die Voraussetzung unserer Wiedergeburt nach innen und außen. Um so zeitgemäßer sind heute wieder die Stimmen jener Propheten sozialer Gesinnung, denen das Vorkriegsdeutschland sich verschloß.

Der bekannteste unter ihnen ist Thomas Carlyle, über welchen wir eine ganze Literatur hervorbrachten, ohne ihm jedoch unsere Herzen zu öffnen und seinen Lehren zu folgen. Was bedurften wir eines puritanischen Bußpredigers, dessen Größe noch ein Goethe liebend anerkannt hatte, wir die Enkel, die „es so herrlich weit gebracht", welche die größten und die schnellsten Ozeandampfer besaßen und die ersten Luftschiffe bauten, welche unscheinbare Rohstoffe – die Kohle – berührten, um sie in münzbares Gold – z. B. durch Indigoausfuhr – zu verwandeln?

Ähnlich wie das wilhelmische Deutschland stand England um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Höhe der industriekapitalistischen Entwicklung. Das Füllhorn des Plutus schien über England auszuströmen. Die bürgerlichen Klassen standen im Zenit ihres Aufstiegs und glaubten an ihren unbegrenzten Fortschritt an Macht und Reichtum. Aber der Boden zitterte unter ihren Füßen. Dumpfer Donner schien ein nahes

Digitized by Google

Erdbeben auzukündigen. Diesen Stimmen der Tiefen hat Carlyle artikulierten Ausdruck gegeben. Er deutete den Aufschrei der Millionen als den Protest nicht nur gegen Hunger, Wohnungselend und Unsicherheit des materiellen Daseins, sondern mehr noch gegen Vereinsamung, Glaubensleere und erlittene Ungerechtigkeit. Die „Hände" der vielen, welche den Reichtum der wenigen schufen, behaupteten „Menschen" zu sein und beanspruchten ihren Anteil an den Gütern dieser Welt.

Carlyle erschüttert das gute Gewissen des Reichtums und der gebildeten Muße. Er deutet die soziale Frage als die Infragestellung der Gesellschaft überhaupt, welche, erst überhört, dann immer drohender an die Pforten des Staates anklopft und Philosophen wie Nationalökonomen ratlos findet. Sie ist der Punkt, wo sich entscheiden muß, ob die Gesellschaft in das Chaos zurückkehren oder sich neubilden wird. Die Nation gleicht dem Midas der Fabel, dem die Götter eine unendliche Fülle Goldes gewährt hatten und der bei seinen Reichtümern verhungerte. An den beiden Polen der Gesellschaft sammelt sich Reichtum und Hunger gleich den entgegengesetzten Elektrizitäten, und immer dringender wird die Gefahr, daß sie sich in einem furchtbaren, allvernichtenden Blitzstrahl vereinigen.

Carlyle wird damit der Begründer des Umschwunges in der Gesellschaftsauffassung seiner Zeitgenossen. Er lehrt sie, gegenüber der ungeheuren Entfaltung der Produktion und dem Anwachsen des nationalen Reichtums an diejenigen denken, welche darüber zu Boden getreten und vernichtet werden. Immer und immer wieder hat Carlyle seinen Landsleuten an das Herz gelegt, daß der Arbeitsvertrag die Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber nicht erschöpfe. Er wird hiermit der Vater jener großen Bewegung, welche seit der Mitte des Jahrhunderts die Besitzenden ergreift und ihnen die Pflichten in Erinnerung bringt, welche aus dem durch die Gesellschaft geschützten Besitz herfließen. Hören wir folgende Satire Carlyles auf die bestehenden Zustände: „Der Herr von Pferden muß, wenn die Sommerarbeit getan ist, seine Pferde den Winter hindurch ernähren." „Wenn schon durch einen metallenen Halsring, so ist doch der Sklave mit irgend jemand in der Gesellschaft dauernd verbunden. Jetzt ist der Sklave längst ‚emanzipiert', aber die Freiheit, wenn sie Freiheit zu verhungern wird, ist nicht eben göttlich."

Dasjenige, dessen wir bedürfen, was wir früher bis zu einem gewissen Grade besaßen und heute nicht mehr besitzen, ist die „Organisation der

Digitized by Google

Arbeit". Nachdem die Bande durchschnitten sind, die den einen mit dem anderen verknüpften, steht der Mensch isoliert in einem Einzelkampfe ums Dasein. Darum auf der einen Seite das Elend jener führerlosen Millionen. Auf der anderen Seite aber jagen die, welche zur Führerschaft berufen wären, dem Schein des Glückes, dem Gelde nach, nimmer des Glückes teilhaftig, wieviel Güter sie aufspeichern, und darum im Grunde so elend wie jene.

Dabei steht fest, daß jene Methoden, welche bisher den Menschen mit dem Menschen verbanden, veraltet und endgültig unbrauchbar geworden sind – „Halsbandmethoden", wie sie Carlyle nennt. Daher denn das Problem unserer Zeit „die ungeheuerste Frage, die jemals der Menschheit gestellt worden ist", in der Verbindung der „unvermeidlichen Demokratie" mit der gleich „unvermeidlichen Souveränität" besteht. Entweder Fortschritt hierin oder Fortschritt zur Auflösung!

Wenn Carlyle den besitzenden Klassen ihre Pflichten gegenüber den minderbegünstigten ins Gedächtnis rief, so waren das Worte eines Mannes, dessen Leben in einer Idee aufging. „Wir führen euch", ruft er den oberen Klassen zu, „an die Küste eines ungeheuren Festlandes und fragen euch, ob ihr es nicht mit euren eigenen Augen seht, ob ihr nicht durch fremdartige Anzeichen wahrnehmt, wie massig dunkel, unerforscht, unvermeidlich es daliegt. Ihr müßt es betreten. Zeit und Notwendigkeit haben euch hierhin gebracht, wo es keinen anderen Ausweg gibt. Ihr mögt es betreten; wenn der erste Schritt einmal getan ist, so wird der nächste schon klarer und alle künftigen Schritte möglich sein." Es ist unsere Aufgabe nicht, jene Stellen aufzuzählen, in denen Carlyle auffordert, „sich mit diesem entsetzlichen, lebenden Chaos von Unwissenheit und Hunger zu befreunden", in denen er sie daran erinnert, daß „das Leben dem Menschen geschenkt wurde, damit er es mutig und männlich wieder hinweg schenke". Carlyle predigt soziale Gesinnung. Aber diese erschöpft sich für ihn nicht in philanthropischen Werken. Was er verlangt, ist eine Veränderung des Beweggrundes: ein Überwiegen des sozialen gegenüber dem individualistischen, des Gemeinschaftswillens über den Gewinntrieb.

Carlyle kommt zu dem Begriff des Hauptmanns der Industrie, eines Ideals, welches heute um so größere Bedeutung besitzt, angesichts des ungeheuren Machtzuwachses einzelner Kapitalisten. „Ein Hauptmann der Industrie" ist derjenige Arbeitgeber, welcher auf gesellschaft-

Digitized by Google

lichem wie sozialem Gebiete die Interessen der Arbeiter zu den seinen macht, nicht aus Wohltätigkeit und um dadurch ein patriarchalisches Abhängigkeitsgefühl herbeizuführen. Vielmehr wird er der Führer der freien und fortgeschrittensten Arbeiter und damit, je mehr der Arbeiterstand die breite Basis des Volkes wird, der politische Führer überhaupt. Der sachliche Blick Carlyles zeigt sich darin, daß er unter den Mitteln, welche diese Veränderung herbeizuführen berufen sind, bereits die Kampfgenossenschaften der Arbeiter erkannte. Der Zwang schien ihm der beste Lehrmeister. Carlyle war der erste, welcher darauf hinwies, daß Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter letzthin den Arbeitgebern nicht schädlich sei, vielmehr den Wert jener „als bloßer Arbeiter" erhöhe. Carlyle hat nicht durch den Glanz einer Utopie die Massen bestochen. Dennoch verfehlte seine Ausdrucksweise ihren Eindruck nicht. „Schwierig ist die Aufgabe; aber die kurzfaserige Baumwolle war ebenfalls schwierig. Den Baumwollstrauch, solange unbenutzt und ungehorsam wie eine Distel am Wege — ihr habt ihn erobert. — Ihr habt Berge in Stücke geschlagen, das harte Eisen geschmeidig gemacht; die Waldriesen, die Sumpf-Jotuns tragen Garben goldenen Kornes. Ägir, der Meeresdämon selbst, streckt seinen Rücken zur glatten Heerstraße für euch. Auf Feuerrossen braust ihr einher. Ihr seid sehr stark! Schwierig? Ihr müßt es versuchen."

Neben Carlyle stehen zwei Männer, welche als Propheten sozialer Gesinnung einen weitreichenden Einfluß insbesondere in den intellektuellen Kreisen gewannen, Vorläufer jenes Bündnisses zwischen Handarbeit und Kopfarbeit, auf dem die Stärke der britischen Labourparty nicht zuletzt beruht. Zunächst ist eines Mannes zu gedenken, welcher als Lehrer wie Schriftsteller in den siebziger Jahren in Oxford großen Einfluß gewann und viel dazu beitrug, in den Universitätskreisen das Gefühl davon zu erwecken, daß mit dem Gesetz der Nachfrage und des Angebots die Verpflichtungen, welche den Gebildeten und Besitzenden gegenüber den untern Klassen obliegen, nicht erschöpft seien: John Ruskin. Es ist hier nicht der Ort, auf die Bedeutung dieses Mannes einzugehen, dessen Arbeiten ursprünglich das Gebiet der Kunstgeschichte betrafen. Er wandte sich erst in den siebziger Jahren der Nationalökonomie zu. Sein auf diesem Gebiete vor allen in Betracht kommendes Werk „Unto this last" wurde von seinen Anhängern als das „eines modernen Plato" in den Himmel gehoben, auch viel in Arbeiterkreisen gelesen, dagegen von seinen

Digitized by Google

Gegnern auf das schärfste angegriffen. Beide Ansichten scheinen zu weit zu gehen. Wir beschränken uns auf die Hervorhebung einiger Hauptpunkte der von Ruskin an der älteren Nationalökonomie geübten Kritik.

Nach Ruskin wurde bisher irrtümlicherweise die Hervorbringung und Verteilung von Gütern für den einzigen Gegenstand der Nationalökonomie gehalten: mit Unrecht; denn beide sind lediglich Mittel für einen weitern Zweck. „Der wichtigere Gegenstand der Nationalökonomie ist die richtige Art des Verbrauches, d. h. die Frage, wie ein jedes Ding richtig zu benutzen ist. Jede Hervorbringung, welche nicht Dinge erzeugt, die ‚zum Leben führen' (lead to life), ist unwirtschaftlich." Aus dieser Grundanschauung folgt unmittelbar Ruskins Definition des Reichtums (wealth). Nach Ruskin ist Reichtum der Besitz des Wertvollen, d. h. des zum Leben dienlichen Dinges durch den, der es entsprechend zu benützen in der Lage ist: „Possession of the valuable by the valeant". Ruskin ist weit entfernt, die Erzeugung an sich als etwas Gutes und Erstrebenswertes anzusehen. In Wahrheit kann die Erzeugung von Schein-, Schund- und Luxusgütern weit mehr Leben schädigen und mehr Energien vernichten, als das erworbene Gut zu erhalten und zu fördern geeignet ist. So könne sog. Reichtum unter Umständen ein Ergebnis unterdrückter Energien sein, „der vergoldete Index weitreichenden Ruins".

Nicht minder wendet sich Ruskin gegen das System der freien Konkurrenz, weil dasselbe entsprechend dem soeben angedeuteten Grundgedanken vielfach die Wirkung habe, „Leben zu zerstören", statt – was jedes wirtschaftliche Tun vernünftigerweise zum Ziel haben sollte – „Leben zu erhalten und zu entwickeln". „In der Geschichte", sagt Ruskin, „gibt es keine Erinnerung einer gleichen Verirrung des menschlichen Verstandes als den Glauben, daß der Grundsatz des Handels: ‚Kaufe im billigsten und verkaufe im teuersten Markte', die Grundlage der menschlichen Gesellschaft sein könne." Es gibt keinen Grund, welcher mich berechtigt, einem armen Mann, welcher verkaufen muß, weniger zu zahlen, oder von dem, der kaufen muß, mehr zu verlangen, deswegen, weil er arm ist. Die „Beraubung des Armen, weil er arm ist", das Gewerbe des Kapitalisten, meint Ruskin, sei jedenfalls einträglicher und ungefährlicher als die „Beraubung des Reichen, weil er reich ist", welche der Straßenräuber ausübe.

Ruskin wendet sich insbesondere gegen die Feststellung der Löhne der Arbeiter durch Nachfrage und Angebot. „Wir vergeben nicht die Stelle

Digitized by Google

des Premierministers in Auktion. Wenn wir krank sind, fragen wir nicht nach einem Arzte, welcher weniger als eine Guinee nimmt." Ruskin behauptet, daß dies mit jeder Art von Arbeit, um sie zur Höchstleistung zu heben, der Fall sein sollte. Er verlangt, daß der gute und schlechte Arbeiter gleich bezahlt werden solle, wie es der Herr des Weinberges in der Bibel getan habe, welcher „bis zu diesem letzten" („unto this last") allen seinen Arbeitern den gleichen Lohn gewährte, worauf der Titel des Werkes anspielt. Die Folge eines solchen Vorgehens wäre, daß die Menschen gute von schlechter Arbeit unterscheiden würden, und die guten Arbeiter Beschäftigung fänden, die schlechten aber unbeschäftigt bleiben würden. Dies aber sei dem heutigen System weit vorzuziehen, das dahin wirke, schlechte Arbeiten an Stelle der guten zu setzen und die Bedürfnisse der Menschen statt mit wirklichen Gütern mit gefälschten, nur auf das Auge, nicht den Gebrauch berechneten Scheingütern zu befriedigen. Ruskins Ansichten berühren sich hier mit den Forderungen der beiden hauptsächlichsten Richtungen des englischen Arbeiterstandes. Die Gewerkvereine verlangen, daß alle Arbeit eines Gewerbes nach einem feststehenden Lohnsatze bezahlt werde und gewährleisten dafür die Tüchtigkeit der Arbeit. Die Genossenschaften aber richten ihre Bemühungen auf den wahren Nutzwert statt auf den ausschließlich dem Zwischenhändler zugute kommenden Scheinwert.

Auch in bezug auf die Stellung des Kapitals in der Gesellschaft begegnet sich Ruskin mit der von Carlyle vertretenen Auffassung, daß der Kapitalist nicht für sich und mit ausschließlicher Rücksicht auf seinen persönlichen Vorteil, sondern vielmehr für die Gesellschaft zu arbeiten berufen sei. Er ist ein Organ des gesellschaftlichen Ganzen. „Es ist nicht in höherem Maße die Aufgabe des Kaufmanns, Gewinn zu machen, als es die des Lehrers ist, Gehalt zu bekommen, ebensowenig wie das ‚Honorar' der Lebenszweck eines wahren Arztes ist." Um eine Probe der Ausdrucksweise Ruskins zu geben, führen wir die Schlußworte von „Unto this last" an, desjenigen Werkes, durch welches er unzweifelhaft am weitesten gewirkt hat. „Ich wünsche die eine große Tatsache klar festzustellen, daß es keinen Reichtum ohne Leben gibt, Leben, einschließend alle Kräfte der Liebe, Freude und Bewunderung. Dasjenige Land ist das reichste, welches die größte Menge edler und glücklicher Menschen ernährt; der Mann ist der reichste, welcher, nachdem er die Funktionen seines eigenen Lebens erfüllt hat, auf das Leben anderer sowohl durch

Digitized by Google

seine Person wie seinen Besitz den weitesten hilfreichen Einfluß hat." Ruskin erhebt den Dienst – „Service" – statt des Gewinnes „profiit" – zum sozialen Leitmotiv.

Mit den Namen Carlyle und Ruskin haben wir den Hintergrund bezeichnet, auf welchem sich die Bewegung abspielt, welche mit dem Namen Arnold Toynbees verknüpft ist, eines jungen, mit einunddreißig Jahren verstorbenen Gelehrten, welcher kaum etwas veröffentlichte. Toynbee hat durch seine in seltenem Grade anziehende und beeinflussende Persönlichkeit gewirkt. Im Jahre 1873 bezog Toynbee die Universität Oxford, und in die zehn Jahre, welche er von 1873 bis 1883 daselbst verbrachte, drängt sich die Zeit seiner Wirksamkeit. Toynbee schien es das wichtigste Problem der Zeit, von dessen Lösung in letzter Linie alle anderen Probleme abhingen, „diejenige Form des Christentums zu finden, die in Übereinstimmung mit Fortschritt, Freiheit und Wissen sei". Für ihn war das Christentum die „Nachfolge Christi". Diese Gesinnung begleitete ihn durch das kurze Leben, in die Kreise seiner Schüler und Freunde, in die Arbeiterversammlungen Nordenglands und in die Höhlen des Londoner Pauperismus. „Hohe Löhne sind nicht ein Endzweck. Niemand verlangt hohe Löhne, damit die Arbeiter sinnlichen Genüssen nachgehen könnten. Wir verlangen höhere Löhne, damit eine Verbesserung der materiellen Lage und weniger Unsicherheit in betreff der Zukunft dem Arbeiter ermögliche, ein reineres und würdigeres Leben zu führen."

Der Arbeiter wurde durch den „freien" Arbeitsvertrag um deswillen vom Arbeitgeber befreit, damit beide sich zu einer höheren Gemeinschaft des Lebens und der Tätigkeit wieder vereinigen. Toynbee ist einer der ersten, der liberal und doch kein Manchestermann war. „Die alte Verbindung, welche auf der Abhängigkeit des Arbeiters beruhte, verschwindet – eine neue Verbindung erhebt sich, gegründet auf die Unabhängigkeit des Arbeiters. Diese neue Verbindung ist tiefer und weiter als die alte. Denn Arbeitgeber und Arbeiter hörten auf, Schutzherr und Höriger zu sein, um sich als gleiche Bürger eines freien Staates wieder zu vereinigen." Die Arbeiter, durch Verbündung wirtschaftlich gehoben, beginnen geistig in den Mitbesitz der nationalen Bildung und gesellschaftlich zur Anerkennung der Gleichberechtigung zu gelangen. „Die Demokratie", sagt Toynbee, „hat England gerettet." Sie gab ihm wirksamere Mittel der Selbsthilfe an die Hand, als die blinde und darum oft so zerstörerische Gewalttat der Revolution.

Digitized by Google

Die soziale Erziehung des Kapitalisten erscheint Toynbee als eine der wichtigsten Aufgaben der Zeit. Auch ihm schwebt das Carlylesche Ideal vor: jene „Hauptleute der Industrie", welche die Unabhängigkeit des Arbeiters rückhaltlos anerkennen, die denkenden und fortgeschrittenen Arbeiter und damit gesellschaftlich wie politisch die Führer zur Zukunft werden. Vorher müssen beide Klassen als gleichberechtigte Bürger des Staates gemeinsam an Politik und Selbstverwaltung sich beteiligen. Andere Verpflichtungen liegen den Kreisen der intellektuellen Klassen ob, den Vertretern der Religion, Kunst, Wissenschaft und der gebildeten Muße. Nachdem die alten Zusammenhänge zerschnitten worden sind, ist innerhalb der Nation eine tiefe Spaltung eingetreten, welche gegenseitiges Verständnis fast ausschließt. Hier nun haben insbesondere die Universitäten nach Toynbee einzusetzen. Sie haben Berührungen mit den arbeitenden Klassen zu suchen, das so starke Bedürfnis nach höherer Bildung der breitesten Volkskreise zu befriedigen und das Ideal „der Einheit der nationalen Bildung" zu verwirklichen. Sie haben dies zu tun, nicht nur um zu lehren, sondern ebenso um selber zu lernen. Toynbee fordert nicht sowohl ein „Herabsteigen" als ein „Überbrücken". Für Toynbee ist Bildung und Wissenschaft daseinsberechtigt nur durch die Pflicht, die sie zum allgemeinen Besten ihren Trägern auferlegen. Wo sie vornehm sich zurückzieht, muß sie verkümmern und ihren eigenen, vielleicht den Untergang des Volksganzen befördern.

Toynbee verstand es, für soziale Betätigung im weitesten Sinne Begeisterung zu erwecken durch das Beispiel seiner Persönlichkeit. So verbrachte er 1875 in Whitechapel, einem elenden Bezirke Ostlondons; seinem Beispiel sind zahlreiche Männer und Frauen gefolgt. Während seines Aufenthaltes in Whitechapel wurde Toynbee Teilnehmer an einem radikalen Arbeitervereine. Er erzählt, wie es die Mitglieder des Vereins erstaunte, als er, der studierte Mann, die Partei der Religion nahm, ja ihre zeitgemäße Gestaltung für die Hauptaufgabe der Gegenwart erklärte; Toynbee nahm bei solchen Gelegenheiten nicht die Miene der Überlegenheit an, sondern sprach, was sicher mehr wirkte, mit seinen Hörern als gleichberufenen Beurteilern des Gegenstandes. Wichtiger noch schien es Toynbee, mit dem fortgeschrittenen Arbeiter, der in Nordengland seinen Sitz hat, Berührung zu gewinnen. Diese Bestrebungen erschütterten seine von Jugend auf gefährdete Gesundheit. Nach seinem Tode hörte man manchen Arbeiter sagen: „Er verstand uns; er würde noch viel für uns

Digitized by Google

getan haben" – der beste Nachruf, den der Dreißigjährige mit in das Grab nehmen konnte.

Toynbee dürfte als der beste Vertreter derjenigen Bestrebungen zu betrachten sein, welche unter den gebildeten Kreisen, insbesondere den Universitäten, seitdem herrschend wurden. Sie verfolgen nicht den Zweck, den Arbeiter durch Wohltaten in Abhängigkeit zu halten oder ihn gar für eine politische Partei zu gewinnen. Selbständigkeit der arbeitenden Klassen ist, wo sie vorhanden, der Ausgangspunkt, wo sie nicht vorhanden ist, der Zielpunkt der Universitätsausdehnungsbewegung. Sie ist von dem goldenen Grundsatze getragen: „Help them to help themselves", Hilfe zu Selbsthilfe; helft ihnen, selbständig zu werden und der Hilfe nicht mehr zu bedürfen. Dem entspricht folgendes Ergebnis: Während der Arbeiter, sobald er wirtschaftlich und geistig auf eigenen Füßen steht, alles, was nach Wohltätigkeit aussieht, schroff von sich weist, sehen wir in England die geistig höchststehenden Arbeiter auf das eifrigste an den geschilderten Bestrebungen mitwirken.

Die Propheten sozialer Gesinnung gaben den Anstoß zur sozialen Tat: zum geistigen Brückenbau über Klassenklüfte, welche – rein wirtschaftlich betrachtet – unüberbrückbar erschienen. Unmittelbar nach Toynbees Tode gründeten seine Freunde, ihm zum Denkmal, Toynbee Hall – die erste Universitätsniederlassung in Ost-London, der eine ganze Anzahl ähnlicher Anstalten in den großen Industriemittelpunkten Englands gefolgt ist. In Toynbee Hall schlossen sich frühere Angehörige der Universitäten, welche der bürgerliche Beruf oder weitere Fortbildungszwecke nach London geführt haben, zu kollegmäßiger Lebensgemeinschaft zusammen. Sie siedelten sich in einem der übelsten Proletarierviertel Londons an, um ihre Mußestunden, insbesondere des Abends, ihren minderbegünstigten Mitbürgern zu Erziehungs- oder geselligen Zwecken zur Verfügung zu stellen. Toynbee Hall wurde ein sozialer Stützpunkt ersten Ranges, dessen Einfluß weit über seinen Bezirk hinaus ganz England, ja das Ausland befruchtete.

Einige Jahre nach Toynbee Hall wurde in Oxford Ruskin College gegründet, das erste Arbeiterkollege, welches ausgewählten Arbeitern – künftigen Gewerkschaftsbeamten oder politischen Arbeiterführern – in kollegmäßiger Lebensgemeinschaft (Internat) Universitätsbildung zu vermitteln sucht. Auch hier sind ähnliche Gründungen nachgefolgt. Der Geist von Ruskin College berührte mich eigenartig, als ich bald nach dem Kriegsende auf Einladung des Collegevorstandes daselbst über die Not-

Digitized by Google

lage Deutschlands zu sprechen Gelegenheit hatte. Ich wurde von nicht endenden Fragen der Studenten, meist Bergleuten, bestürmt, während die Universität Oxford – Professoren wie Studenten – sich fernhielt. Diese Bestrebungen, wie sie Toynbee Hall und Ruskin College verkörpert, schlossen sich zu einer weitverzweigten Universitätsausdehnungsbewegung zusammen, in welcher die Führung schrittweise von den Universitäten an die Arbeiterorganisationen überging.

Auf diesem Boden wurzelt die britische Labour Party. Mächtig durch das Bündnis der Kopfarbeiter mit den Handarbeitern spiegelt sie den Umschwung vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert, den wirtschaftlichen Übergang von der Konkurrenz zur Organisation, den geistigen vom Manchestertum zum Sozialismus wieder. Dieser Sozialismus – so radikal er in seinen Endzielen ist – ist ethisch religiös untermauert. Im Gegensatz zu der Lehre Sombarts, welche in dem höchst industrialisierten Lande Europas einen „proletarischen Sozialismus" im Sinne des materialistischen und klassenkämpferischen Marxismus erwarten ließe, gilt die Freiheit der geistlich-geschichtlichen Causa!

Im entgegengesetzten Sinne zeigte sich die Unabhängigkeit der Geistesgeschichte in Deutschland. Hier ist infolge des Krieges die Mehrzahl der Kopfarbeiter so sehr zu Proletariern geworden, daß – rein wirtschaftlich betrachtet – eine Vereinigung mit den Handarbeitern auf dem Boden des proletarischen Sozialismus Marxischer Prägung ohne weiteres möglich erschiene. Trotzdem ist der Klassengegensatz schärfer denn je, nicht nur im „Ressentiment" der Kopfarbeiter gegen die Herabdrückung ihrer Klassenlage, sondern in unterbewußter Einstellung deutscher Geisteserben gegen den Marxismus als einen Abkömmling bourgeoiser, also westeuropäischer Aufklärung. Wenn diese Kreise sich ermannen, das Erbstück des deutschen Idealismus zunächst selber bewußt ergreifen und es sodann in freier Tat in das Lager der Handarbeiter hinübertragen, so werden sie erstaunen, wieviel unterbewußter Idealismus im Lager der verrufenen Marxisten schlummert. Auf dem Boden eines ethisch-religiösen Sozialismus im Sinne Fichtes, dahinter der deutschen Täufer und Bauernkriege, letzthin der deutschen Mystik, wäre eine Vereinheitlichung der deutschen Geisteswelt heute wieder möglich.

Dann auch könnten die großen Industriekapitäne – soweit sie mehr als reine Geld- und Genußmenschen sind – sich zu dem bewußt bekennen, wohin sie unbewußt unter privatwirtschaftlichem Deckmantel die Wirt-

Digitized by Google

schaftsentwicklung leiten: zu einer planmäßigen und gemeinwirtschaftlichen Organisation der Arbeit, die jedem ehrlichen Mitarbeiter Lebenshaltung und Berufsehre verbürgt.

Bewußtmachen dessen, was ist – um es in freier Tat fortzuführen zu dem, was da sein soll!

BESUCH BEI GANDHI

(Sabarmati, 7. November 1925)

von

ARTHUR HOLITSCHER

Sanfter als eine Blume,
Härter als der Diamant.

Ich werde die folgenden Zeilen niederschreiben, wie die Erinnerung sie mir eingibt. Die spärlichen Stichworte, die ich niederschreiben konnte, während ich vor ihm saß, werden den Gang dieser Zeilen zu lenken suchen, aber ich werde keine Sorgfalt daran verwenden, wie ich diese Zeilen nacheinander aufs Papier bringe. Am liebsten schriebe ich sie gar nicht auf, sondern spräche alles vor mich hin, bei besonderen Gelegenheiten, im Kreise von Freunden, auserwählten Menschen, mit geschlossenen Augen, wie im Traum. Darum: wer Ohren hat, höre. –

Ein Bekannter in Bombay, der Kaufmann Trivedi, beförderte meinen Brief an die ihm bekannte, gegenwärtige Adresse des Mahatma, der seit Wochen das Gebiet Cutch an der Nordwestküste Indiens bereiste. Mahatma Gandhi fuhr dort, wie die Zeitungen berichteten, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, weil das Volk dieser armen und verlassenen Gegend schon lange nach ihm verlangt hatte.

Am 2. November, einem Montag, brachte mir Herr Trivedi das Telegramm ins Hotel; es war im Ort Bhuj aufgegeben und lautete:

„German friend can see me Sabarmati saturday 4 pm. Gandhi."

In den folgenden Tagen blieb ich meist im Hotel, ich las das Buch Romain Rollands über Gandhi wieder, dieses Buch der Liebe und Andacht, das ein wunderbarer Mensch geschrieben hat und das mir seit einem Jahr bekannt

Digitized by Google

war. Ich las es diesmal in der englischen Übersetzung von L. V. Ramaswami Aiyar, in einer von einem Verleger in Madras besorgten Ausgabe. Außerdem las ich eine Sammlung von Aufsätzen des Mahatma aus seiner Zeitschrift „Young India" wieder und zuletzt noch eine Reihe von Zeitungsausschnitten, die sich mit der Propagandareise des Mahatma durch den Cutch, d.h. mit der jüngsten Phase seiner Tätigkeit befaßten.

Rollands Buch schließt mit dem Märztag 1922, an dem der Mahatma seine mit sechs Jahren bemessene Strafe im Gefängnis von Sabarmati antrat. (Sabarmati ist ein kleiner Ort, fünf Meilen vor Ahmedabad gelegen; er ist nach dem breiten, meist ausgetrockneten Fluß benannt, an dessen Ufer auch die Aschram, d. h. der Wohnsitz und die Lehrgemeinde des Mahatma, sich befindet.)

Wie bekannt, wurde der Mahatma im Winter 1923 durch die Arbeiterregierung Englands, an deren Spitze Ramsay MacDonald stand, aus dem Gefängnis befreit. Er hat sich seither in seiner agitatorischen Tätigkeit mehr und mehr dem „konstruktiven" Teil seines Programms zugewandt, dessen Befolgung er seinen Anhängern als letzte Mahnung und Vermächtnis auftrug, ehe sich das Gefängnistor hinter ihm schloß. Dieser „konstruktive" Teil umfaßt:

1. die häusliche Spinnarbeit auf dem primitiven, aus Holz gezimmerten Spinnrad, der Scharka, um durch selbstgefertigte Kleidung, den Kaddar, die englische Textilindustrie aus dem Feld zu schlagen (und daneben dem im Winter untätigen indischen Bauer eine lukrative Beschäftigung zu verschaffen),

2. die Schonung und Verehrung der Kuh, wie sie der Hinduglaube vorschreibt,

3. die Bekämpfung und Beseitigung der „Untouchabilitiy", d. h. der Vorstellung, daß ein Mensch höherer Kaste durch die simple Berührung eines Paria bis zum Verlust seiner Kaste unrein werden muß (also im Grunde Kampf gegen das Sektenwesen, das der indische Mohammedaner und Buddhist nicht kennt).

Den „destruktiven", besser gesagt – politisch-revolutionären Teil seines Programms –

Satyagraha, wörtlich: Streben nach Wahrheit, im speziellen Falle aber: Ablehnung des Zusammenarbeitens mit den Engländern, der englischen Regierung, durch stillen, gewaltlosen, passiven Widerstand bzw. aktives Opfer seiner selbst, Verweigerung des Eintritts in Regierungs-

Digitized by Google

stellen, in von Engländern geleitete oder beaufsichtigte Schulen und Universitäten, Verweigerung der Steuern –
hat Gandhi persönlich aufgegeben; er hat die Behandlung dieser wichtigen Materie der indischen Freiheitspartei, der Swaraj-Partei überlassen, als deren Führer gegenwärtig, nach dem Tode C. R. Dass', der Pandit Mohillal Nehru gilt. Die Swarajpartei, von der noch die Rede sein wird, ist im ganzen bestrebt, die Lehren Gandhis unter der Devise: Swaraj durch Swadeschhi, d. h. Freiheit durch ökonomische Befreiuung, womit auch die Rückkehr zur primitiven Bedürfnislosigkeit gemeint ist, durchzusetzen. Allerdings unterscheidet sie sich von dem ursprünglichen Vorsatz der Non-Cooperation wesentlich dadurch, daß sie ja wohl Zusammenarbeit mit den Engländern sucht, aber nur, um die Institutionen von innen zu zersprengen. (Ähnlich lautete das Programm Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs in bezug auf den Standpunkt der Spartakusgruppe gegenüber dem Reichstag, auf dem Gründungstag der Kommunistischen Partei Deutschlands, Dezember 1918 – bei welcher Gelegenheit diese beiden Führer von den orthodoxen Revolutionären der Gruppe überstimmt wurden.) Eigentlich hatte Gandhi die Non-Cooperation in ihrer schroffsten Form schon vor seiner Verurteilung aus taktischen Gründen aufgegeben; C. R. Dass hatte dann das Parteisystem dazu geschaffen.

Seit 1923 also befaßt sich Gandhi nicht mehr mit direkter politischer Arbeit. Doch seine ungeheure Gestalt wird jedesmal deutlich sichtbar, sobald eine wichtige und entscheidende Aktion, sei es in aufsteigender Linie, sei es in der Richtung des Nachgebens, Zurückweichens, des zeitlichen Kompromisses notwendig wird. Da ist dieses Menschengewissen das lebendige Feuer des Glaubens, die läuternde Flamme, in der alles Zweifelhafte, Zweideutige, Falsche verbrennt.

Er selber ist, wie jener andere Große, Lenin, es war, jederzeit bereit, der Notwendigkeit zu gehorchen. Wenn er in seinem Programm, das ganz auf Ahimsa, d. h. Gewaltlosigkeit, beruht, die unmittelbare Gefahr radikaler, stummer Weigerung erkennt, ist er der erste, die Hand zu erheben, die die Weichensteller zur Umstellung der Richtung ermahnt. Lord Readings, des soeben abtretenden Vizekönigs, Vorgänger, Lord Chelmsford, war es, der dem Mahatma vorstellte: die Verweigerung der Steuern werde Indien in ein Schlachtfeld verwandeln. Aber vielleicht war, so versicherten mich Eingeweihte, die Erkenntnis wichtiger: daß die großen Textilindustriellen

Digitized by Google

Indiens, die Spinnereibesitzer und Baumwollzüchter ihrerseits die Steuern ja wohl bezahlen würden und es in ihrer Macht stünde, die von ihnen abhängigen, armen Befolger der Lehre des Mahatmas einfach auszuhungern.

Sogar den Studenten, die auf sein Geheiß aus den Universitäten ausgetreten waren, gab der Mahatma den Rat, ihre Studien an den gleichen Anstalten wieder aufzunehmen, bis die Zeit reif sei.

Wann wird die Zeit reif sein? Sobald in Indien die Hindu mit den Mohammedanern sich zu einer kompakten nationalen Einheit zusammentun; diese beiden grundverschiedenen, physisch und geistig elementar divergierenden Energien und Intelligenzen. (Die Zeit ist ferne, versicherten mich gelehrte Hindus. Die Zeit ist nah, versicherten mich Politiker.) Sicherlich hat der Mahatma unter den Hindus und den sanften Jains die übergroße Zahl seiner Anhänger. Das Problem des Kalifats geht die Mohammedaner näher an; sie studieren noch Fragen des westlichen Asiens. Dafür aber muß Gandhi europäisch gebildeten und gerichteten Indern gegenüber seine Taktik nicht mehr ändern. Sie stehen unter dem Banne.

Ich sage meinen Freunden in Bombay, später in Ahmedabad, Benares und Kalkutta: ich kann das Zurückweichen eines praktischen Politikers (wie Lenin in Fragen der neuen ökonomischen Politik z. B.) vor der Notwendigkeit gut verstehen, nicht so gut aber das Ausweichen eines religiösen Führers, Instrumentes einer höheren Macht, eines vom Glauben, überrationalen Gewalten Gelenkten, Beseelten, Besessenen! Darauf wird mir erwidert, daß er selber, wenn er von Sorge und Schmerz über die Gefahr, in die seine Lehre seine Anhänger bringen kann und bereits in vielen Fällen gebracht hat, bedrängt und zur Änderung seiner Direktiven entschlossen sei, von seinem selbst vorgezeichneten Weg kein Haar breit abweiche und die Kraft zu seinem eigenen Tun wie zum Lassen der anderen durch Askese, Gebet, übermenschliches Fasten zu erlangen suche.

Und tatsächlich schwebt dieser zarte, schwächliche Körper, diese überirdisch hell leuchtende Seele jede Sekunde lang ihres Verweilens in irdischen Bezirken in der Gefahr des Verlöschens, des Entrücktwerdens aus dem Bereich der Menschen, die er so tief liebt.

Ahmisa steht zwischen ihm und Lenin. Wenn dieser die Zögerer, die Kompromißler von Natur und Veranlagung, die „Menschewisten", mit eisernem Besen aus den Reihen seiner Mitkämpfer fegte, so hat Gandhi für solche keine Waffe, nicht einmal die der schweigenden Verachtung. Seine

Digitized by Google

einzige Waffe ist die, die er gegen sich selbst wendet. Und tatsächlich, die Spitze dieses Dolches zielt unablässig gegen das eigene Herz des am tiefsten Geliebten, von dreihundert Millionen Menschen abgöttisch Verehrten, den Gottähnlichsten unter den heute auf Erden Wandelnden, den Mahatma. –

Am Rande der Stadt Ahmedabad erhebt sich die Nationale Universität, in der nach den Lehren des Mahatma unterrichtet wird, in der der Mahatma selbst zuweilen zu den Studenten spricht. Und in der, in den Pausen des Unterrichts, die Scharka, das Spinnrad und der Webstuhl die friedliche Waffe des weißen Tuches, des Kaddar, bereitet.

Die Unterrichtssprache ist der Guscheratdialekt, das Vernakular dieser Gegend, die vom Dekkan im Süden, Sindh im Norden und der Radschputana im Osten begrenzt ist (die alle ihre eigene Sprache haben). Die Schüler der Universität, etwa 150, stammen zum überwiegenden Teil aus dem Guscherat. Die Flagge des Mahatma weht vom Dach: Weiß-Grün-Rot: weiß die Verschmelzung aller Religionen Indiens, grün die mohammedanische, rot die der Hindu bedeutend. Das Symbol des hölzernen Spinnrades geht über alle drei horizontalen Felder. –

Mit meinem jungen Freund, dem Arzt Dr. Manohar Kawi, einem Jain, bin ich öfters in die Universität hinausgefahren und habe mit den jungen, europäisch gebildeten Professoren der Anstalt über diese eine und einzige Angelegenheit: die Persönlichkeit des Mahatma und sein Wirken in Indien, gesprochen. Vieles habe ich hier gehört, erfaßt und verstanden. Vieles ist im Schweigen, im Beisammensein mit diesen reinen und schönen Menschen von indischer Seele in meine beunruhigte, zerrissene, europäische herübergeflossen.

Am 7. November, noch eine Stunde vor der mit dem Mahatma verabredeten Zeit, war ich Gast der Universität. Auf dem siebenseitigen Settar, dann auf dem einer bosnischen Guzla ähnlichen Instrument Bin wurden mir von jungen Künstlern die klagenden, melancholisch immer wiederkehrenden, zuweilen sich zu stürmischem Pochen aufraffenden Rhythmen der Hindumusik vorgespielt, die, zumeist auffallender Weise auf einem einzigen Ton verweilend, die Melodie nur wie eine Fioritur über diesen spinnen, wie Wellengeriesel über ihn davoneilen, sich kräuseln, und die mich, seltsam, mehr an russische, ukrainische und polnische Bauernweisen erinnerten als an östliche, arabische, ägyptische oder in Palästina vernommene.

Digitized by Google

Ich mußte vor den Schülern auch sprechen und ich sagte ihnen, was es für mich Europäer, für mich, der ich diesen 7. November, den Jahrestag der russischen Revolution, schon wiederholt in Rußland verlebt habe, bedeute, an der Schwelle dieser heiligen Stunde meines Lebens einen Augenblick verweilen zu dürfen. –

Punkt vier Uhr trat der Mahatma in den hohen kahlen Vorraum seines Hauses in Sabarmati ein, in dem ich mit Dr. Kawi auf einer Bank wartend saß, während zwei Schüler des Mahatma – sein Sekretär und ein junger Maler – auf Inderweise mit untergeschlagenen Beinen auf dem blauen Tuch hockten, das den Ziegelboden bedeckte. Eine weiße, dünne Matratze war vor einem ganz niedrigen Schreibpult ausgebreitet, auf dem Briefe, Telegramme, eine abgenutzte Schreibmappe aus Papier, eine Metallhülse und einige Bücher lagen. –

Der Mahatma kam aus der Stadt, in die er vor einer Stunde im Automobil gefahren war. – –

Gandhi ist ein mittelgroßer, schmächtiger Mann mit kleinem Kopf auf dünnem Halse. Der Körper ist jetzt infolge der anstrengenden Fahrt durch das Cutch-Gebiet besonders abgemagert. Gandhi trägt einen kurzen Lendenschurz aus weißer Leinwand, ist im übrigen vollkommen nackt. Der Oberkörper, tief braun, der Brustkorb mäßig gewölbt, mit dünnem, schwarzen Haarwuchs. Die Hände und Füße sind von etwas hellerer Färbung. Das Gesicht zeigt eine breite, abgeplattete Nase, die den kurzgeschnittenen Schnurrbart über den breiten, dünnen Lippen halb verdeckt. Die Kinnpartie ist klein im Vergleich zur oberen, voll entwickelten Hälfte des Gesichtes. Im Unterkiefer fehlen die mittleren Zähne. Die Stirn ist nicht auffallend, wie überhaupt an der ganzen Gestalt, an dem ganzen Gesicht, das nicht schön genannt werden kann, nichts Auffallendes zu bemerken ist. Die sehr großen, doch normal gebildeten Ohrmuscheln stehen weit vom Schädel ab. Die linke ist oben, nahe beim Rande, durchbohrt. Dort hat Gandhi als Kind den bei den Hindu üblichen Ohrring getragen. Das Haupthaar ist – bis auf die einzige lange Haarsträhne, die jedem gläubigen Hindu vom Hinterhaupt herabhängt, wegrasiert. Die Augen blicken sanft, schwarz in gelblichem Schimmer, fast in jugendlicher Frische, das ist das Charakteristische an der sonst so unauffälligen Erscheinung: ein jugendlich frisches Leuchten über dem Gesicht des Sechsundfünfzigjährigen. Seine Stimme ist angenehm, ohne sonoren Klang.

Digitized by Google

Er spricht halblaut, in sehr gutem, gewählten Englisch. Ein gütiges, oft naives Lächeln belebt das Gesicht, wobei die Zahnlücke zum Vorschein kommt. Wenn das Gespräch auf heitere Dinge kommt, ein herzliches, halblautes Lachen. Keine Zurückhaltung, ganz freies, ungezwungenes Wesen, ohne „Würde"; hie und da kleine, wie erläuternde, formende Bewegungen der Hände; Verlangsamen der Worte, sobald ich etwas aufschreibe; freundlich wartender Blick, vorgeneigter Kopf, wenn ich spreche.

Wir sprechen über eine Stunde lang. Mein Begleiter, die beiden Schüler des Mahatma auf dem Boden derweil ohne Regung, ohne Laut, wie erstarrt.

Die Briefe, Telegramme liegen unbeachtet da. – Nachher bedient sich Gandhi einer Hornbrille zum Lesen; beim Schreiben – mit der linken wie mit der rechten Hand – eines Füllfederhalters. Die ganze Zeit lang sitzt er mit untergeschlagenen Beinen hinter dem niedrigen Schreibpult auf der Matratze, sein Lendenschurz bedeckt den Unterleib vom Nabel bis an die Knie. Die Schüler tragen weiße Jacken, das weiße, um die Beine geschlungene Tuch, die weiße Kappe, die die Anhänger Gandhis in ganz Indien als solche kennzeichnet – es ist die Sträflingskappe, die der Mahatma im Gefängnis trug. –

Ich habe sofort nach seinem Eintreten, sofort nachdem wir uns die Hände gereicht haben, Kontakt mit ihm, obzwar eine ganze Weile vergeht, ehe ich zu sprechen imstande bin.

Dies ist, was ich zu sagen habe: Die Völker Europas haben aus dem Kriege keine Lehre gezogen. Den Völkern Europas ist der Glaube abhanden gekommen. Sie glauben an nichts. Gott hat sie verlassen. Die Völker des Ostens, deren Leben durch die Religion bestimmt ist, sind durch den Krieg aufgewacht. Die Freiheitsbewegung von Marokko bis China ist Beweis. Es gibt in Europa wohl eine Bewegung, die eine religiöse Bewegung genannt werden kann: es ist der Kommunismus. Doch sie wird verkannt, mißdeutet, und zwar, was am schmerzlichsten zu beobachten ist, von den Leuten, die sich als die reinen Demokraten ausgeben, die aber an einem leeren, formalen, seelenlosen Begriff der „Demokratie" festhalten, im Kommunismus nur die Methode, die zu seiner Herbeiführung dienen soll, die Diktatur des Proletariats, zu erkennen behaupten und die, wie bei uns in Deutschland, wohl die Tatsache nicht leugnen, daß es eine von Proletariern geschaffene Revolution war, die die feudale

Digitized by Google

Herrschaft des Kaisers umgestoßen hat, jetzt aber der Bewegung ein „Halt!" zurufen, weil sie sich den Genuß der Früchte dieser Revolution nicht gefährden wollen. Verzweiflung an dem Prinzip der Demokratie, an der Haltung des von der bürgerlichen Demokratie infizierten Sozialismus, an dem Pazifismus, der zu feig ist, zu Ende zu denken, das ist es, was den Europäer aus Europa treibt. Was soll man tun? Was soll geschehen?

Der Mahatma hat mir zugehört und sagt: „In Europa wartet jeder mit der Reform seiner eigenen Zustände, bis alle anderen bekehrt sind. Man will gern abrüsten, aber vorher sollen alle anderen abgerüstet haben. Keiner will es sein, der der Katze die Schelle umbindet. Ich glaube: ich selber muß mit Abrüstung beginnen, ehe ich es den anderen zumuten darf, daß sie ein gleiches tun. Dieser Tage erhielt ich aus Polen den Brief eines Professors, der mir schreibt: Meine Lehre (Gandhi sagt konsequent „my preachings", meine Predigten) könne in Indien vielleicht befolgt werden, für Europa aber, wo jetzt jeder gegen jeden sei, sei sie unmöglich. Ich aber bin der Ansicht: ihre Anwendbarkeit für Europa, für die ganze Welt sei über jeden Zweifel erhaben."

„Ihre Lehre", bemerke ich, „setzt wie die Lehre des primitiven Urchristentums günstige Bedingungen der Rasse, des Klimas, der Bedürfnisse voraus. Sie kann schwerlich in großem Maßstabe, von vielen Menschen befolgt werden, wenn diese Vorbedingungen fehlen. Der Hinduglaube, die Milde des Jain, seine Liebe zum Tier, die verminderten Bedürfnisse, durch die Gunst des tropischen Klimas bedingt: Nahrung, Kleidung, Behausung auf ein Minimum reduziert! – unser Norden dagegen fordert warme Kleidung, Fett für den frierenden Körper, ein Dach über dem Kopf – durch Vermehrung der Lebensnotwendigkeiten erhöhten Kampf ums Dasein . . ."

„Ich glaube an absolute Einheitlichkeit der menschlichen Natur („absolute identity of human nature"). Wenn in Europa Schwierigkeiten für die Befolgung der Gewaltlosigkeit bestehen, so sind sie gewiß nicht im Klima begründet: der Hindu ermangelt des Selbstvertrauens, daher das übermächtige Festhalten an seinem Glaubensbesitz („devotional asset"); dasselbe kann man vom Europäer nicht sagen: der Europäer hat Selbstbewußtsein und kann daher die Doktrin (der Gewaltlosigkeit) bewußt befolgen. Was Europa fehlt, ist die lebendige Verkörperung („living embodiment") der Doktrin – ein Mensch, der sie in jeder kleinsten Einzelheit seines Lebens lebt."

Digitized by Google

„Einen Menschen gab es," sage ich, „der eine für Europa anwendbare Doktrin auf diese Weise gelebt hat: Lenin. Heute, am 7. November, schwingt in Millionen junger, gläubiger Menschen der ganzen Welt die Begeisterung für seine Lehre und für sein Leben, das ebenfalls das Leben eines Armen, sich Offenbarenden, eines Befreiers war. Ich kenne Ihre Meinung, Mahatma, über den Bolschewismus ..."

„Können Sie mir sagen, was der Bolschewismus Gutes oder Großes geleistet hat?"

„Um nur eines zu nennen: im Südosten Rußlands gab es unter den Zaren die wildesten Religionsfehden zwischen den zersplitterten Völkerscharen – sie haben seit der Novemberrevolution aufgehört. – Die Kasten, die Klassen, die ‚Untouchables' – jede bürgerliche Gesellschaft hat ihre ‚Untouchables' – haben in Rußland aufgehört oder sind doch im Schwinden begriffen. Es ist das Werk Lenins ..."

Nun sagt der Mahatma etwas Seltsames: „Was ich predige, ist revolutionärer Evolutionismus. Die Lehre des Bolschewismus beruht auf Absolutismus. Aus Absolutismus aber führt kein Weg heraus. Das einzige Hindernis zur Erreichung meines Zieles liegt in mir selbst. Wenn es mir gelänge, das volle Maß von dem zu erreichen, was ich von mir fordere – ich würde nicht verzagen. Aber ich verzage ja auch nicht, obzwar ich das volle Maß nicht erreiche."

„Wie wollen Sie dem Kapitalismus beikommen, dem Grund des Übels, ohne ihn gewaltsam zu zerstören? An ihm geht die Welt zugrunde. Ich sehe keine Methode."

Nun gebraucht der Mahatma ein Gleichnis, das er, so glaube ich, öfter schon gebraucht haben muß, dem man in seinen Schriften begegnet (das vielleicht ein geheiligtes Symbol des Hinduglaubens ist), wenn von irgendeinem Bösen, einem Erbfeind der Menschennatur, dem Zerstörungswillen, der Mordsucht, dem Instinkt der Ausbeutung des Nächsten die Rede ist:

„Mein Glaube verbietet es mir, eine Schlange zu töten. Damit ist aber nicht gesagt, daß es mir verboten ist, zu erschrecken, wenn ich einer Schlange ansichtig werde. Ich werde mit ihr nicht spielen, sie nicht liebkosen („I shall not hug the make"), aber ich werde ihr das Vertrauen zu mir beibringen, daß ich ihr nichts zuleide tue, und sie wird mich verschonen. Dadurch, daß ich den Kapitalismus zerstöre, verändere ich nur seine zeitliche Form – sein Wesen aber kann ich zerstören, indem ich ihm keinen Widerstand entgegensetze." („By deotroying Capitalism, I can only

Digitized by Google

change his timely being. I can destroy his very substance by non resistence.")

Und nach einigem Nachdenken: „Das Böse nährt sich vom Guten. Aus sich selber hat es kein Leben." („Evil feeds upon good; by itself it has no life.") „It requires adultaration of good!" Wörtlich übersetzt: „Man muß das Gute verfälschen" (etwa wie man ein Nährmittel fälscht) – um seinen Nährwert dem Bösen zu entziehen. —

Ich erwähne die Rote Armee, die ein Instrument gegen den Militarismus, gegen den eroberungssüchtigen Imperialismus der kapitalistischen Völker ist. Der Mahatma erwidert: „Ich kann das nicht einsehn. Kanonen vergrößern nur die Zahl der Kanonen. Sicher ist es, daß heute die auf Zerstörung bedachten Energien der Menschheit größer sind denn je – wenn aber ein Mann seine ganze Seele gegen diese Aktivität stemmt, so wird er diese Zeit zähmen!" („Tame the time.")

Ich erlaube mir nun eine Bemerkung in bezug auf den Rückzug des Mahatma von der Politik der Non-Cooperation. die ich seiner Sorge um das gefährdete Leben seiner Anhänger zuschreibe. Die traurigen, blutigen Ereignisse des Jahres 1921, erst in Assam, dann in Bardoli bei Bombay, zuletzt in Chauri-Chaura (die man in Rollands Gandhi-Biographie nachlesen mag) hatten ihn ja, wie es historisch feststeht, zur Aufgabe der Parole „Civil Disobedience", Gehorsamverweigerung gegenüber den Behörden, bestimmt.

„There is no such thing as dying." – „Leiblicher Tod ist kein Argument. Alles ist nur eine Frage der Zeit. Ich nähre den lebendigen Glauben an den endlichen Sieg der Non-Cooperation, obzwar soviele Anhänger dieser Doktrin heute Cooperatoro geworden sind, aus einem oder dem anderen Grunde. Als ich aus dem Gefängnis kam, sah ich ein, daß die Organisation einiger Landesteile zur Durchführung der Non-Cooperation nicht Stich hielt; sie war erst zu schaffen (Gandhi meint hier moralische Organisation durch vorbildliche Menschen); wenn es aus nationalen Gründen eine Notwendigkeit war, die Non-Cooperation für eine Zeit aufzugeben, so hege ich die sichere Hoffnung, daß ich die Nation eines Tages mit der Idee der Non-Cooperation aufs neue infizieren (wörtlich!) werde*."

* In Wirklichkeit hat Gandhi, nach jenen Ereignissen 1921, durch den Rückruf der Parole „Civil-Disobedience" seinen direkten Einfluß auf die ihm blind ergebenen Massen derartig geschwächt, daß die Regierung den Mut fand, ihm den Prozeß zu machen.

Digitized by Google

„Dasselbe hoffen die Bolschewisten, wenn sie erklären, daß sie im geeigneten Augenblick der neuen ökonomischen Politik den Hals umdrehen und den Kapitalismus aus Rußland definitiv verjagen werden."

„Ein Geist, der von der Wahrheit erfüllt ist, darf das Unvermeidliche zugeben und muß sein Handeln auf das Endziel richten. Sie werden sehen," sagt der Mahatma, „wie düster auch die Aussichten heute sind, eines Tages wird Europa von selber zur Ahmisa (Ablehnung der Gewalt) gelangen; es wird dorthin gestoßen, geschwemmt werden, wie es zur Satyagraha, der Ausscheidung des Bösen aus dem öffentlichen Leben der Völker, gestoßen werden wird. Die Völker müssen dahin gelangen, oder sie werden vernichtet werden, untergehn."

(Hier ist in meinen Aufzeichnungen eine Lücke. Auch zum nachfolgenden fehlt der Übergang:

„Ein verhängnisvolles Verbrechen haben die Franzosen begangen, als sie im Kriege afrikanische Truppen verwendeten." – –

„Ich halte mich für einen mangelhaften Vertreter meiner eigenen Doktrin." –)

Es sind während unseres Gesprächs wiederholt Menschen in den Raum getreten, in dem wir sitzen. Der Mahatma aber unterbrach unser Gespräch nicht, so daß wir bald wieder allein gelassen wurden. Zuletzt war es eine Gruppe von Hindufrauen, die, wie erschrockene Schatten, sich lautlos an die Wand gedrückt hielten und dann mit einemmal fort waren. Ich hatte noch einige Fragen notiert und sagte dem Mahatma, da ich von seiner Ablehnung einer Einladung nach Amerika gehört hatte: welch unendliche Stärkung seine Idee unter den vielen Tausenden ernster und überzeugter Anhänger seiner Lehre in Europa durch sein persönliches Erscheinen erführe. Er erwiderte darauf:

„Ich könnte nach Europa nur kommen, wenn Indien meine Doktrin als Richtschnur seiner nationalen Politik angenommen hätte. Solange dies nicht der Fall ist, könnte eine Europareise nur meiner Eitelkeit schmeicheln." (!!) „Überdies wäre durch meine Anwesenheit für Europa nichts erreicht. Das einzig Notwendige für Europa wäre: stünden dort Menschen von höchstem Intellekt auf, um tiefste Demut zu üben, und Menschen, die die Kunst des Mordens am besten beherrschen, um die mildeste Lehre zu verkünden und auszuüben!"

Ich wage die Behauptung, daß hierzu nur geringe Aussicht bestehe, daß aber dafür die Gefahr um so größer sei, daß sich eine Schar weichlicher,

Digitized by Google

energieloser, dem sozialen Kampf untätig zuschauender Snobs mit dem Nimbus seiner Lehre schmücken würde, wie sie das mit der Lehre Buddhas getan habe ... da sehe ich den Mahatma zum erstenmal herzlich lachen, Er lacht fröhlich und lange, wie ein Kind, sagt dann ernst: „Ahmisa ohne Gefahr – Feigheit – das ist nicht der Sinn; – Opfer, das ist der Sinn."

Und nun habe ich eine letzte Frage; ich frage den Mahatma, ob er mit dem Gebot des Schutzes der Kuh seinen Lehren die notwendige Verknüpfung mit religiösen Vorstellungen des Hinduglaubens geben wolle, mit anderen Worten: ob er damit die Verbundenheit seines Denkens und Wirkens mit dem Orient, ihre Lokalisierung auf Indien sozusagen zu unterstreichen suche?

„Nein," antwortet der Mahatma, „dies ist nicht der Fall. Die Schonung der Kuh, die sich im Hinduglauben zur Vergöttlichung der Kuh steigert, gilt mir als Symbol*. Jesus macht bei der Heiligkeit des Menschenlebens halt; der Hindu umfaßt mit dieser Vorstellung das Leben aller Kreaturen. Der Respekt vor dem Leben des nützlichsten Haustiers ist der Beginn der Schonung alles erschaffenen Lebens, des Lebens überhaupt."

Da ich eine Weile schweige, sieht der Mahatma nach seinen Briefen und Telegrammen. Ich bitte ihn, er möge mir erlauben, daß ich noch eine Weile in diesem Raume sitzen bleibe. Er nickt mir mit freundlichem Lächeln zu. Der Sekretär steht auf, bringt ein Heft, Papier. Der Mahatma setzt seine Brille auf, legt die Mappe auf seine Knie, beginnt, langsam und mit zierlichen Schriftzeichen, einen Brief zu schreiben, indem er sich der linken Hand bedient.

Ich verständige mich leise mit Dr. Kawi, entnehme meiner Brieftasche einige Postkarten, Lichtdrucke mit Gandhis Bild, die ich in Achmedabad auftreiben konnte, und wie der Mahatma mit Schreiben fertig ist, legt Dr. Kawi all diese Blätter aufs Pult vor ihn, trägt ihm meine Bitte vor: er möchte auf zwei dieser Blätter seinen Namen schreiben – ein Blatt für mein Buch, das zweite für den Klub der „Liga für Menschenrechte" in Berlin.

„Was ist das!" ruft der Mahatma aus. „Das sind ja Karikaturen!" Besonders eine Photographie, nach einer Zeichnung, die ihn als in sich

* Siehe in einem folgenden Kapitel die Äußerung Rabindranath Tagores zu dieser Auffassung.

Digitized by Google

versunkenen Yogi zeigt, erregt seine Heiterkeit. Er nimmt aus seiner Schreibmappe eine kleine Radierung heraus (der behende Kopf mit der Zahnlücke), sucht unter meinen Postkarten eine aus und setzt dann unter diese beiden Blätter wie auch unter einen großen kolorierten Druck, den sein Schüler, der Maler, verfertigt hat, in Guscheratschrift seinen Namen: Mohamdas Gandhi, und das Datum, 7. XI. 1925. – Dann nehme ich Abschied.

Wieder halte ich die Hand dieses Menschen zwischen meinen Händen. Aus nächster Nähe begegnen sich unsere Blicke. Dann gehe ich. –

Der Raum neben dem Empfangszimmer ist die Küche. Die Frau des Mahatma kommt uns vom Herd, auf dem sie in einem Kupferkessel Tee gekocht hat, zur Tür entgegen, trocknet sich die Hände. In einer Pfanne brodelt eine weiße Flüssigkeit, Reisbrei. Ein kleines Kind steht beim Herd, sieht uns an.

Die Frau des Mahatma, Kasturibai, ist klein von Wuchs und so zart wie ein Kind, wie ein ganz junges Mädchen. Sie wurde ihm angetraut, als sie beide noch Kinder waren. Es ist, als wäre sie im Wachstum stehengeblieben. Sie ist in die rote Sari gekleidet, ein Tuch, das um ihren zierlichen Kinderkörper geschlungen ist. Sie faltet zum Gruß ihre kleinen noch nassen Hände vor dem lächelnden Mund – das ist die unsagbar rührende Gebärde, mit der die Hindus sich begrüßen.

Dasselbe junge Aufflackern der leuchtenden Seele in ihren Augen, wie in den seinen. Dieselbe unnennbare Süße in diesem alten Kindergesicht, wie in dem des Menschen, den ich eben verlassen habe. Wir wechseln einige Worte. Ich frage sie, wie es um die Gesundheit des Mahatma stehe, nach den Aufregungen seiner Reise durch den Cutch. Sie dankt mir. Wofür? Für Freundlichkeit, gute Gesinnung – –.

Wir sprechen noch eine Weile.

Hinter den wie zum Gebet gefalteten kleinen Kinderhänden lächelt das holde Gesicht der alten Frau zum Abschied. Die leuchtenden braunen Augen im dunklen, lieblichen Antlitz strahlen Güte, Liebe.

Dann verlasse ich die heilige Stätte. –

Jünger des Mahatma zeigen mir die Aschram, einen Komplex ebenerdiger Häuser. Die Wohnhäuser der Familie, der Schüler. Auf einer Veranda indische Musikinstrumente, ein Bin, eine Art Harfe, Saiten-

Digitized by Google

instrumente. Bei der Mauer sind Ställe, in denen Kühe stehen. Obstbäume, Baumwollstauden, ein Gemüsegarten mit einem alten Ziehbrunnen, Blumenpflanzungen reichen bis zur steilen Böschung des trockenen Flußbettes des Sabarmati. Wo der Garten sich zum Ufer neigt, drei abfallende, mit Ziegeln gepflasterte Terrassen. Hier hält der Mahatma mit seiner Familie, seinen Schülern, dem Hofgesinde die Morgenandacht.

In einem weiten, mit Stroh gedeckten offenen Schuppenzimmern Arbeiter an Spinnrädern, der Scharka. In einer anderen sehr umfangreichen Scheune stehen sehr viele kleine Scharkas, aus Holz gebaut, wie kleine Windmühlenräder oder Schiffsschrauben in Spielzeugformat anzusehen, auch große Webstühle mit angefangenen Tüchern; alles steht still, es ist Feierabend.

Wie wir an dem Gebäude vorübergehen, in dem die ausländischen Schüler des Mahatma wohnen, tritt ein junger Chinese aus einer der Türen, ein sehr schöner, vornehmer Mensch, der schon lange hier wohnt, wie ich höre. Sonst sind noch Engländer da; ein Amerikaner; die Tochter eines englischen Admirals, die ständig in der Nähe des Mahatma leben will, ist vor einigen Tagen eingetroffen; eine junge französische Frau kommt mit einem Inder vom Garten her auf uns zu. Wir geraten ins Gespräch: Europa; die Schwere, die Unerträglichkeit des Lebens auf dem zerwühlten, von Lüge, Irrwahn, Gier und Ohnmacht besessenen Kontinent. Wo habe ich solche Augen, auf denen eine Seele in die Weite treibt, solche suchend ratlosen, durstigen Augen gesehen? Zuletzt in Adyar ...

Draußen gegenüber dem Tor der Aschram, an der Landstraße, erhebt sich ein großer, unfertiger Bau. Hier wohnt die Mehrzahl der Schüler des Mahatma, die den Tag über in der Aschram arbeiten, etwa hundert.

Ein Trupp Hindus kommt uns entgegen, tritt in den Garten der Aschram ein, eine schweigende Schar. Es sind Männer, die von einem Begräbnis herkommen, zum Fluß hinuntersteigen wollen, um zu baden.

Mein Begleiter zeigt mir ein breites rotes Gebäude, einen Turm, plump und rot, der hinter Bäumen an einer Wendung der Landstraße sichtbar wird.

„Sabarmati Jail."

Es ist das Gefängnis, in das der Mahatma gebracht wurde, an jenem Märztag. An der Landstraße lagen, die Stirnen in den Staub gedrückt, betende Menschen.

Digitized by Google

Es steht da, dieses Gefängnis, wenige Schritte weit von Satyagraha Aschram, der Lieblingsstätte des Mahatma. –

Während wir, es dunkelt bereits, zur Universität zurückfahren, wo ich noch mit den Professoren beisammen sein will – die Straße ist uralt, verfallene Moscheen, eingestürzte Brunnen –, denke ich an das Schicksal des Menschen, den ich eben verlassen habe, dessen Blick mir noch in der Seele leuchtet.

Der Richter, der ihn zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt hat, Mr. Broomfield. Ein höflicher, etwas befangener Mensch, der sich mit traurigen Gesten, bedauernden Worten bei dem Angeklagten entschuldigte, darum, daß er ihn nun, leider, dem englischen Gesetz gehorchend, für die drei Delikte zu je zwei Jahren verurteilen müsse.

Mr. Broomfield. – Hätte er sein Amt hingeworfen, hätte er gesagt: „Ich will es nicht sein, Herr, ich nicht!" – sein Name wäre in die Unsterblichkeit eingegangen, wie der des Pontius Pilatus, der auch nur ein kleiner Beamter der damaligen größten imperialistischen Regierung war, aber sich im entscheidenden Augenblick die Hände wusch.

Mr. Broomfield. Nun, er trinkt gemächlich seinen Tee im Kreise seiner Familie, avanciert, seine Karriere ist gesichert, Gott hab' ihn selig.

Doch gab's in ganz Indien keinen Eingeborenen, keinen Hindu, keinen Muselman, aber auch keinen Weißen, der ausrief, wie einst in jenem kleinen Land am Mittelländischen Meer:

„Wir wollen den Barrabam! Gib uns den Barrabam!!"

Keiner auch fand sich unter den Landsknechten, den khakifarbigen Söldnern des Heeres, der, wie in jenem hochzivilisierten Land Europas, in jener hochzivilisierten Stadt, aus der ich komme, in der sich vom Hotel „Eden" zum Landwehrkanal der Kurfürstendamm hinzieht, jenseits des Kanals aber der Tiergarten, den Apostel der Menschheit auf eigene Faust mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen hätte. Keiner.

Der Mahatma lebt.

Der Gedanke hat seine zeitliche Inkarnation nicht verlassen müssen.

Und auch an mein Leben denke ich, während wir stumm in die sinkende Sonne zurückfahren. Es ist begnadet vor vielen, dieses Leben, obzwar es einsam, nicht sehr froh, bedrängt und gequält ist von Kummer, mancherlei Wissen, unendlichem Zweifel.

Digitized by Google

Eine kleine, flackernde Flamme brennt hier innen, schwach und nicht vielen sichtbar. Aber sie brennt, hier innen. Und auch ein Wille brennt hier, nicht groß, überrannt, verdrängt oft von Gewaltigerem. Aber es ist der Wille.

Was bin ich denn, was sind wir? Winzige Fragmente, Partikel von jener Größe, Reinheit, Kraft und Ewigkeit, die ich herrlich und blendend, die Jahrtausende überstrahlend, an der Schwelle der Menschheitszukunft stehen sah, mit diesen meinen Augen stehen sah: den Harten und den Milden, die irdischen Verkörperungen Gottes, an den zu glauben ich nie aufgehört habe:

Wladimir Iljitsch Lenin,

Mahatma Mohandas Karamtschand Gandhi.

DER GEHEILTE

Novelle von

SIEGFRIED TREBITSCH

Der Maler Robert Bitelmus ist gestorben. Er hat seinem Leben mit eigener Hand ein Ziel gesetzt. Die Welt weiß es. Er ließ wertvolle Aufzeichnungen zurück, das weiß sie noch nicht. Gestern hat mir sein Anwalt das Manuskript überreicht mit langen, vielsagenden Blicken und kurzen, nichtssagenden Worten. Das zusammengeschnürte Bündel trägt eine Schleife, darauf steht geschrieben: „Bekenntnisse". „Sie sollen dem gehören, der sie behalten will."

Als der einzige legitime Hinterbliebene wäre ich – dem Gesetze nach – berechtigt, diese Dokumente zu vernichten oder dort zu verschließen, wo sie mir am unauffindbarsten scheinen. Das mag ich nicht, darf ich nicht, weil sie die furchtbarste Anklage enthalten, die einen jungen Menschen treffen kann, einen, der mit sich noch nicht fertig ist und in der Wirrnis seiner Zeit und seiner Jugend den Weg erst ausgraben muß, den zu gehen er fest entschlossen ist. Meine Existenz wird in diesen Enthüllungen, die mich stark bewegten, obwohl ich den Toten, meinen Adoptivvater, richtig gesehen und durchschaut zu haben glaube, nur mit wenigen Sätzen erwähnt. Ganz beiläufig wie mit einer Zange fühle ich mich darin angefaßt und schnell wieder losgelassen, als habe der Schreiber gefürchtet, sich die

Digitized by Google

letzten Stunden durch ein längeres Verweilen bei mir zu beschmutzen. Und dennoch hat er mich verkannt und mir scheidend ein schweres Unrecht zugefügt. Gerade darum lege ich seine Geschichte hiermit der breiten Öffentlichkeit vor und bestehe darauf, daß dieses Unrecht um so mehr anerkannt wird, je weniger es gutgemacht werden kann. Seine Nachwelt soll mich richten, denn sie ist meine Mitwelt.

Ich bin ganz anders, als Robert Bitelmus, der problematische Maler, mich sah, und war nicht eine Minute lang fähig, das zu denken, geschweige denn zu tun, was er in der Wirrnis seiner kranken Seele mir zugetraut hat. Er hat mich so wenig gekannt wie sich selbst. Was hätte er, der Lebensunfähige, mit einem kraftbewußten Kerl meinesgleichen auch anfangen sollen? Ich bin mit Erfahrungen, mit einer illusionslosen Erkenntnis der Realität zur Welt gekommen. Der Mann aber, der mich zu seinem Sohn gemacht hat, ist sein Leben lang vielleicht ein Künstler, gewiß aber ein Schwärmer und ohnmächtiger Träumer gewesen, einer, dessen Dasein schon verwirkt war, als er es zu formen beginnen wollte.

Ja, seine Anklage besteht zu Recht. Ich habe frivol, um einen Blutsauger zu prellen, den Todestag meines Adoptivvaters als künftigen Zahlungstermin angegeben, und weil ich immer gewußt habe, daß die letzte Stunde des Exaltierten nur in seiner Einbildung nahe, in Wirklichkeit aber, wenn er nur selber wollte, unendlich ferne lag.

Es hat nie einen Weg von mir zu ihm gegeben. Er war gütig – Güte genügt nicht. Er war duldsam – Duldsamkeit genügt nicht. Er war liebesfähig – Liebesfähigkeit genügt nicht. Was uns getrennt hat, war der Aufstieg der neuen Generation, der ich angehöre und den er nicht bemerkt hat, war die ungeheure Kluft, die mein verruchtes Nachkriegsgeschlecht von der verweichlichten, spielerischen, selbstzerstörerischen Rasse trennt, der mein Vater zugehört hat und deren Vertreter genau so tot sind wie er, ob sie nun noch unter uns wandeln oder gleich ihm unter dem tröstenden Rasen liegen. Uns Jungen bangt vor keinem Schicksal, weil es in einer zerstörten Welt, die wir wieder aufbauen sollen, keine Schicksale geben kann, die wir uns nicht selber zimmern. Und so mag denn die alte schwächliche Tradition auf die Seite des Feierlichen treten, der in seiner letzten Stunde in meinem mutwilligen Jungenstreich das heimtückische Lauern eines Verkommenen gesehen hat; ich weiß doch, daß ich rein bin von Schuld, wie mein Herz frei ist von den Nachtgedanken, die ein dem Tage Verlorener mir zugeschrieben hat.

Digitized by Google

Ich trage seinen Namen, wie mein Antlitz – darf ich ihm glauben – die Züge seiner verstorbenen Schwester trägt, ein Umstand, über den ich mir kalten Blutes wahrscheinlich die richtigen Gedanken mache. Ich werde ihn nie vergessen, den Wohltäter meiner jungen Jahre, und wenn ich im Übermut, im Trotz, den sein ganzes Wesen in mir hervorgerufen hat, mich gegen ihn bis an die Grenze von Selbstvorwürfen vergangen haben sollte, so will ich schnell damit sühnen, daß ich eben dieses Zeugnis gegen mich aufsteigen lasse ins Licht, dessen Pfeile ich nicht fürchte. Erschüttert, jedoch ungebrochen, biete ich ihnen meine Brust.

Jetzt aber genug von mir. Die Stimme von drüben hat das Wort.

Geliebte!

Ich rufe Dich an. Du bist nicht mehr, und dennoch zwingt mich eine letzte Kraft, noch einmal zu Dir zu flüchten, wie einst, da meine Seele kein Geheimnis vor Dir hatte und jeder Gedanke, jedes Gefühl, jeder Entschluß Dir zuerst dargebracht wurde wie ein huldigender Tribut. Es wäre wohl alles anders geworden, wenn Du noch auf Erden geweilt hättest.

Es ist mir einerlei, in welche Hand diese Zeilen fallen werden; in eine ungläubige oder vielleicht durch ein Wunder in eine verstehende. Was tut's, da Du diese Worte nicht mehr empfangen kannst, Du, die Du jede Regung, jede Phase meiner sonderbaren Geschichte verstanden hättest, ohne zu irren und ohne zu staunen.

Ein Mensch, wer immer es sein mag, soll wissen, wie alles gekommen ist. Du aber mußt das Medium sein, durch das mein Wort zu ihm geht, an diesem Wahn wird es sich entzünden. So gleichgültig mir die Vorstellung auch ist, daß die Fremden, die guten Bekannten, die Altersgenossen und alle die teilnahmslosen Mitläufer bei einer Annahme, die falsch ist, verweilen werden und mich, den Entrückten, am liebsten verhören würden, der unbekannte Finder dieser Mißverständnisse soll dennoch wissen, wie es war, und die Nutzanwendung ziehen können, vielleicht für sich, vielleicht für einen andern, dem noch zu helfen ist, vielleicht auch dereinst für ein schuldloses Geschöpf, das sein Kind nennen zu dürfen er das Glück hat.

Höre gut, Du Namenloser, was ich der Geliebten zurufe an der Schwelle des dunklen Tores, das ich einstoßen werde, sobald ich geendet habe, und horche auf: Kein unheilbares, sondern ein heilbares oder geheiltes Leiden

Digitized by Google

ist zu meiner Todesursache geworden! Und wenn ich Dir dieses Geheimnis anvertraue, lege ich nicht einmal Wert darauf, daß Du es hütest. Verfahre damit ganz nach Gefallen. Streue es in alle Winde, bewahre es tief in Deinem Innern, erzähle es irgendeinem Halbverlorenen oder längst Zerstörten, ganz, wie Du willst.

Mein Erlebnis ist nicht von allgemeiner Gültigkeit, sondern einmalig, absonderlich; und wie immer Du Dich dazu stellst, ob Du es nun verschweigst oder austrommelst, es wird dennoch bleiben, was jeder Aufschrei bleiben muß: Ein verflogener Ruf.

Ehe ich damit beginne, Dir alle Erklärungen zu geben, die Du von dem Zufall zu fordern berechtigt bist, der Dich zu meinem Mitwisser erwählt hat, will ich Dich daran erinnern, daß Du vielleicht als ahnungsloser Zeitungsleser schon einmal meinen Protest empfangen hast, mit dem ich mich öffentlich dagegen verwahrte, einen Selbstmord begangen zu haben, obgleich ich mich nachweisbar angeschossen hatte. Es ist mir damals gewiß nicht gelungen, Dich zu überzeugen. Du dürftest wohl wie die meisten gelächelt haben über den verschämten und ertappten Stümper. Heute, wo Du mich zum zweiten Male nach derselben Geste beurteilen wirst, nach der scheinbaren Wiederholung einer Tat, die aber von der ersten grundverschieden, ja ihr Gegenteil ist, muß es mir gelingen, mich verständlich zu machen. Auf einen späteren Zeitpunkt vertrösten kann ich keinen mehr. Auch verfüge ich zur Stunde über eine stärkere Überzeugungsgabe, wie sie den Siegern im Leben manchmal innewohnt; denn ich bin gewissermaßen ein gefallener Sieger. Ich habe damals übrigens vermieden, eine Handlungsweise zu beleuchten, die am besten dadurch geklärt werden konnte, daß man sie endgültig in Vergessenheit geraten ließ.

In dieser Stunde einer letzten, verspäteten Aussprache muß ich ihren Finder entweder so sehr erobern, daß er für mein Wort einstehe und es weitergebe, damit es fruchtbar werde und andere Menschen vor einer ähnlichen Wirrnis bewahre, oder von ihm abgelehnt werden samt meiner Tat, in welchem Falle das blutige Märchen meines Lebens mit mir begraben würde, während er verachtungsvoll schwiege.

Welch armselige letzte Sorge. O nein, sie treibt mich nicht. Zu dieser freiwilligen Beichte verleitet mich außerdem ein nicht einmal sehr stark ausgebildetes Pflichtgefühl, der schüchterne Versuch, andere vor dem eigenen Schicksal zu bewahren, obgleich schon, während ich diese Worte füge, ein Zweifel in mir sehr lebendig wird, daß ein anderer noch einmal

Digitized by Google

meinen Weg gehen und meine Erfahrung in derselben Reihenfolge machen könnte, die sie erst zu der Kette geschmiedet haben, die ich abwerfe, weil ich zu schwach bin, sie zu tragen. Darnach bliebe also nur als treibende Kraft dieses Geständnisses der Widerspruch des Geistes, der wütende Wunsch, daß einer hinaustreten und ausrufen möge:

„Nein, es ist nicht wahr. Nicht um einem unheilbaren Leiden zu entfliehen hat er sich das Leben genommen, sondern gerade nach der erfolgreichen Genesung von einem körperlichen Krankheitszustand."

Wenn ich auch unmittelbar vor dem Ende nicht geschwätzig werden will, so muß ich dennoch ziemlich weit ausholen, denn sich einem Menschen anvertrauen heißt um sein Verständnis werben. Und da darf man wohl nichts unversucht lassen, was zur Erleichterung eines Begreifens führen und zum Schluß das vielleicht trügerische Bewußtsein bringen könnte: Nun gibt es doch einen, dem alles klar geworden ist, der dich und deine Tat versteht und sie vertreten kann gegen eine Welt.

Bei einer scheinbar ziemlich robusten Gesundheit bin ich immer leidend gewesen. Nervenleidend. Dieses überaus qualvolle Ungemach hat im Mittelpunkt meines Lebens gestanden und mein Denken und Fühlen beherrscht, mein Tun und Lassen gelenkt.

Es hat sonderbar genug angefangen. Ich glaube, es war in meinem siebenten Lebensjahr, als ich eines Tages meinen Lehrer erwartete – ich habe erst das Gymnasium, nicht aber die Volksschule besucht – und in einem unbegründeten Erregungszustand in meinem Sessel hin und her rückte. Als der Erwartete kurz darauf pünktlich eintrat und raschen Schrittes auf mich zuging, machte ich eine furchtbare, mich bis in die Wurzeln meines Wesens erschütternde Entdeckung: Ich sah nur ein Stück von ihm, nicht den ganzen Mann, etwa die Hälfte, und meine ihn anstarrenden Blicke begrüßten einen Einäugigen, dessen Nase verschrumpft, dessen Mund halbiert und dessen Kinn entwichen war. Ich begann zu weinen, aber selbst zwischen meinen Tränen hindurch beobachtete ich dasselbe verwirrende Phänomen. Der Lehrer hatte sich freundlich zu mir niedergelassen und versuchte mich zu beruhigen; und während er auf mich einsprach, kehrte auch mein unterbrochenes Sehvermögen zurück. Ich sah ihn wieder, wie er wirklich war, und erkannte schnell getröstet die eben noch von Schleiern getrübte, von zuckenden Lichtpunkten umschwirrte Gestalt. Etwas in mir wollte zur Tagesordnung übergehen, aber freundlich befragt, stammelte ich doch ge-

Digitized by Google

ängstigt hervor, was mir geschehen. Schon während des Sprechens wurde meine Zunge schwer, und eine neue Müdigkeit senkte mir den Kopf auf die Brust. Bei dem Versuch, ihn zu heben, durchstach mich ein schriller, bohrender und ganz neuer Schmerz. Er schien meinen ganzen Körper abzutasten und sich dann meines Ohres und Nackens zu bemächtigen, um sich, in meinem rechten Auge verkrampft, auf meinen Scheitel niederzulassen. Der Angriff war furchtbar und stülpte den wehrlos erschrockenen Knaben förmlich um. Ich las ein sprachloses Entsetzen aus den Zügen meines Mentors, das meine eigene Angst verstärkte, bis ein plötzlich einsetzendes heftiges Erbrechen mich jeder forschenden Betrachtung entriß.

Ich war krank. Mit einem Ruck gleichsam genau so krank, wie ich kurz vorher gesund gewesen war.

Mein Lehrer alarmierte das Haus, meine Mutter kam hereingestürzt, riß mein Bett auf, und alsbald war ich entkleidet und in die Kissen gelegt worden. Meine Zähne schlugen klappernd aufeinander, und die warme Decke, die mich umhüllte, tat mir wohl und übel zugleich. Es dauerte nicht lange, da stand der Arzt an meinem Lager, und sein gütiges Auge beobachtete mich nur wenige Minuten, dann sagte er staunend zu meiner Umgebung gewendet: „Ich fürchte, das ist der Ausbruch eines konstitutionellen Leidens, eine Art schwerer Migräne."

Sonderbar, wie das Kind eine neue, nie gehörte Feststellung aufnimmt. So ein Wort sinkt nieder wie ein Stein, der in einen Brunnen fällt, schwer und lautlos, und wir hüten es wie ein Geheimnis. Aber sein Klang überkam mich auch wie eine tröstende Offenbarung, die ich in mich gierig einsog. Das erlösende Gefühl einer neuen Sicherheit, eines Zustandes, mit dem man sich vertraut machen, an den man sich gewöhnen konnte, beschwichtigte den Aufgewühlten. Während ich mich an den sorgenvollen Mienen meiner Umgebung labte, kam mir schon ein tiefes Schlafbedürfnis zu Hilfe, und ich nahm nur noch wahr, wie die umstehenden Helfer den Raum auf Fußspitzen verließen. Dann sank ich in einen schweren Schlummer, der bis in die Morgenstunden währte.

Das Erwachen war schön, und woran ich mich erinnerte, das schien übertrieben, aufgebauscht und unwirklich, vielleicht nur der letzte Brocken eines Traumes, ausgeworfen in meinen Tag.

Dieses Kindheitserlebnis habe ich deshalb so ausführlich geschildert, weil es keine bloße Erinnerung ist, die auch trügen könnte, sondern weil, von den verschiedenen Nuancen abgesehen, sich dieser Anfall und sein

Digitized by Google

Verlauf durch mein ganzes Leben hindurch mindestens monatlich einmal wiederholt hat. Der Zustand verlor seine Schrecken, die Gewohnheit milderte das Unerträgliche. Meine Natur richtete sich irgendwie auf den Empfang des Feindes ein und überwand ihn schnell; nur wurde, was bei dem Kinde schon die Krankheit war, im Laufe der Jahre zum Symptom des eigentlichen Leidens, das mich nie verließ. Was die böse Umwälzung in meinem Körper aber zurückgelassen hatte, das war ein Schmerz, der Schmerz, der große, endgültige, in mir gezeugte und aus mir geborene Dauerschmerz in beiden Schultern. Er umklammerte Nacken und Rücken und blieb mein treuer Begleiter bei Tag und bei Nacht und wich nur dem Schlaf, den er mir mildtätig nicht störte, wohl um zeitlebens bei mir verweilen zu können, wohlbedacht auf die Erneuerung meiner Kräfte, die nicht abnehmen durften, sollte ich ihn ertragen und dennoch leben.

Wie viel und wie wenig ich geleistet habe, was ich geworden bin und in wie vielen Kämpfen ich erfolgreich gestanden und wieviel Schönes ich genossen habe, ungehindert war ich nie, nie unbeschwert. Es ging vorwärts, trotzig, mit gekrampften Händen. Frohgemut lief ich das große Rennen des Lebens, scheinbar mit lachendem Gesicht, aber mit zusammengebissenen Zähnen. An manchem Ziel bin ich unter den ersten und trotz heftiger Klagen über meine nervenzerstörenden Zustände niemals wirklich mutlos, nie hoffnungslos und vor allem niemals ein Pessimist gewesen. Immer wieder habe ich den Kampf gegen meine Qual aufgenommen und unzählige Versuche gemacht, das Übel zu besiegen, den Feind, der sich in meinen Nerven eingenistet hatte, niederzuringen und endlich auszurotten. Es gibt kaum einen Arzt von europäischer Bedeutung, den ich nicht aufgesucht, kaum eine Kur, der ich mich nicht unter genauer Einhaltung aller ihrer Erfordernisse unterworfen, kaum ein neues Mittel, das ich nicht sofort am eigenen Leib versucht hätte. Ich versprach mir viel von den großen Fortschritten der neuen Medizin. Immer wieder hoffte ich auf den nächsten Tag. Die Erlösung kam nicht. Wie ein geducktes Raubtier lag mein Übel manchmal ganz zahm zwischen meinen Schultern und ließ mich tief aufatmen aus meiner Not, aber es gab mich niemals frei. Und gerade in entscheidenden Augenblicken meines Lebens, wenn ich es, mich aufbäumend, wütend abschütteln oder leugnen wollte, schlug es mir seinen Stachel tief in das leidende Gefühl und verwandelte Lust in Qual, Kraft in Schwäche, Freude in Dumpfheit, Erfolge in Zweifel.

Digitized by Google

Ich möchte nicht mehr als notwendig erzählen, nichts Belangloses aus meinem äußeren Leben und auch nichts, was ein durchschnittlicher Menschenkenner sich selbst erklären oder zusammenreimen könnte. Ich erinnere mich an eine Bemerkung, die einmal ein Freund oder richtiger ein Weggenosse in meiner Gegenwart zu andern über mich gemacht hat: „Der gute Robert mit seinem chronischen Leiden wird uns noch alle überleben." An diesem Ausspruch ist sehr viel Wahres. Ich glaube selbst, daß ich sehr alt werden würde, wenn ich mich nur entschließen könnte, nach dem unerwarteten Verlauf meiner Bestimmung das Leben solange zu ertragen, wie es in meinem Höllenkessel von Körper verweilen möchte. Denn mein Leiden, das mich schon immer verhindert hatte, mich so zu verschwenden, wie ich es gerne gewollt hätte, mich einer Leidenschaft oder einem Sport rückhaltlos hinzugeben, hat natürlich meinen Kräfteverbrauch reguliert und gemäßigt, einen Teil wohl selbst aufgezehrt, aber den großen Rest gehütet wie ein sparsamer Verwalter, der sorgfältig einteilt, haushält und bewahrt. Ja noch mehr. Auf eine seltsame Art war ich gut geborgen in der Hut meiner Dauerkrankheit. Sie stellte sich gleichsam schützend vor mich hin und verwehrte allen andern körperlichen Übeln und Gefahren den Eintritt. Schlich sich ja einmal ein Unwohlsein, irgendein angeflogenes Fieber bei mir ein, so wurde es sehr rasch wieder vertrieben, oft mit einer Plötzlichkeit, als würde es von einer starken Hand vor die Tür gesetzt und zornig weggejagt. Wieviele Todeskrankheiten mochten wohl im Laufe der Jahre an der Schwelle meines Lebens gekauert haben, ohne den geforderten Einlaß zu finden.

An vielen Krankenbetten hab ich gesessen, und rücksichtslos, ohne an mich zu denken, die bösen Schwingungen eingeatmet, die von Gezeichneten, mit ansteckenden Leiden Behafteten ausgehen. Ja, ich bin auf Reisen wiederholt von Ärzten gewarnt worden, in Fiebergegenden zu verweilen, die ich mutwillig – wie auf einen Vorzug pochend – aufsuchte und auch ungefährdet verließ. Während einer Typhusepidemie in Algier brachte ich einem Verseuchten, den ärztlichen Warnungen zum Trotz, wichtige Nachrichten aus der Heimat und wartete solange in seinem Zimmer, bis der Sterbende mir schweratmend seine letzten Grüße und Wünsche mitgegeben hatte.

Ein nachträgliches Gerechtigkeitsgefühl zwingt mich, diese seltsamen Umstände aufzuzeichnen. Ich bin auch überzeugt und habe es von manchem Arzte gehört, daß eine schwere organische Erkrankung, eine

Digitized by Google

vorübergehende Infektion mich nach erfolgter Genesung wahrscheinlich von meinem hartnäckigen Übel für immer befreit hätte. Dagegen schien sich offenbar das Leiden selbst mit aller Macht zur Wehr zu setzen. Seine Alleinherrschaft durfte nicht angetastet werden, und so hatte ich selbst in gefährlichster Lage Mut und Mutwillen niemals zu büßen.

Die leiseste Überanstrengung aber wurde durch ein verstärktes Zupacken des Schmerzes sofort gerächt, wie zur Strafe für seine Vernachlässigung; der Versuch einer Ausschweifung im Keime erstickt und durch das niederzerrende Gewicht in den Schultern unmöglich gemacht. Wollte ich, im Ertragen des Gewohnten gut trainiert, Mahnungen überhören, was mir nur in seltenen Augenblicken erreichter Hochspannung meines Wesens gelang, so kam der geschilderte Gruß meiner Kindheit, der gewappnete, unerbittliche Anfall im ungeeignetsten Moment gerade zurecht, um den, der über ihn hinauswachsen wollte, perfide niederzuschlagen.

Trotzdem möchte ich, durch Vergleiche, vielleicht sogar durch die Erkenntnis der Schicksale anderer klug geworden, nicht behaupten, daß mein Leben glücklos verlaufen wäre oder diesen unerwarteten Abschluß gefunden haben würde, wenn ich mich endlich gefügt und in mein Ungemach ergeben hätte. Aber ich habe den Kampf niemals aufgegeben, und wie ich schon einmal erwähnte, niemals die Hoffnung verloren. Und gerade das wurde mir zum Verhängnis.

Als nämlich alle zuversichtlich begonnenen Kuren, alle jahrelang versuchten Mittel und schmerzberuhigenden Unternehmungen erfolglos blieben, begann sich in mir eine unerhörte und neue Erbitterung einzunisten. Ich fing an, mein Leiden zu verwünschen, ja ich ertappte mich bei läppischen Zwiegesprächen mit meinem Schmerz, der mir nachgerade ein böser, unverantwortlicher Geselle, etwas wie ein beseeltes Wesen wurde, das in meinem gequälten Leib ein heulendes Vernichtungswerk übte. Eingeklammert, festverankert saß der imaginäre Unhold in meinen Schultern; ich nannte ihn Krankheit, verfluchte ihn und wurde oft den törichten, aber aus meiner Verzweiflung geborenen und legitimen Gedanken nicht los, daß ein tückischer Erbfeind, ein schmerzgewordener Fluch an den Stäben des Kerkers rüttelte, den unser Leib darstellt, ehe er einstürzt, wenn unsere Seele das Weite sucht und ihm entrinnt. Ein Kerker, gewiß, aber einer, in dem wir uns für die Dauer unserer Lebensfrist leidlich wohl fühlen und behaglich eingerichtet haben und dessen Gitter uns niemals

Digitized by Google

schmerzen, dessen Enge uns nie bewußt wird, solange wir gesund und frei von Qualen sind, wie sie mir beschieden waren.

Wenn ich mich unter den Fängen des Bösen auf meinem Schmerzenslager wälzte oder mit dem Aufwand meiner ganzen geistigen und seelischen Überlegenheit zu ertragen suchte, was eingeboren unabänderlich war, wuchs mit der sich aufbrauchenden Kraft ein bitterer Haß in mir an, der brennende Wunsch, mit einem Schlage bis auf die Wurzel auszurotten, was mich langsam, aber unaufhaltsam zermürbte. So lag ich viele Monate im Kampf mit einer stärkeren Gewalt, die mich immer wieder niederdrückte unter ihre furchtbaren Klammern. Stets von neuem war ich der Besiegte und konnte doch nur in der Auflehnung Hoffnung und Leben fristen. Jede Niederlage erhöhte meinen Grimm, verstärkte den inneren Schrei nach Genugtuung, nach Rache, genau so wie man sie einem Kerkermeister oder Tyrannen gegenüber, in dessen Gewalt man ist, herbeisehnen mag.

Meine Gemütsverfassung gestattete mir aber schließlich nicht mehr die Fortsetzung des langen, aufreibenden Widerstandes, der doch immer mit einem Zusammenbruch endigte. Ich stand plötzlich vor einem Wendepunkt, mußte mich entweder in mein Schicksal ergeben, hinsinken und verkommen oder zu einem Gewaltmittel greifen, um mich wirklich oder scheinbar zu befreien und von einer Geistesverfassung zu erlösen, die mich schon lange über den Rand der Vernunft hinaus ins Bodenlose zu stürzen drohte. Der Befreiungskampf, den ich führte, wurde langsam zu einer fixen Idee, die nicht einmal in dem Morphiumrausch völlig erlosch, dem ich mich manchmal – sogar auf Anraten eines mich ein wenig durchschauenden Arztes – überließ. Durch alle Müdigkeit hindurch, über alle Erschöpfungen hinweg blieb hochaufgerichtet der tiefe, der leidenschaftliche Drang, meinem Übel beizukommen, es für immer unschädlich zu machen und aufzusprengen. Alle äußeren Umstände förderten meine Stimmung. Mein Dasein ging seinen gewohnten schleppenden Gang: kein neues Erlebnis, keine freudige Überraschung riß mich jählings aus der Bahn, kein unverhofftes Glück, ja nicht einmal die beflügelnde Erinnerung an ein solches drängte meine Wünsche ab auf einen andern Weg, meine seltsamen Wünsche, die stark und unnachgiebig nur mehr auf einen Punkt gerichtet waren.

Eines Morgens, als nach leidlich gut verbrachter Nacht das bittere Übel ungestüm mit schonungsloser Härte zugriff, so heftig, daß meine Schultern unter dem eisernen Druck mutlos herabfielen, erfaßte mich eine

Digitized by Google

namenlose Wut, und blitzartig durchraste mich gleichzeitig der Gedanke: Ich muß dem Unwesen doch endlich ans Leben gehen, es ausreißen, ausbrennen, ausstämmen, bis in seine Wurzelfasern vernichten, einschlagen, zertreten. Mein Zorn war so groß, daß ich am ganzen Leibe bebte, während mein Schmerz, hochgetrieben von meiner ohnmächtigen Wut, sich immer erbarmungsloser in meinen Rücken einkrallte. Er fürchtete mich nicht, wie ein starker Feind die wehrlos unter seinen Fäusten sich windende Gestalt nicht fürchtet, sondern, den Daumen tief ins Auge drückend, sie noch verhöhnt.

Es war zu viel, zu arg. Mein Tagewerk war unter Qualen schlecht und recht vollbracht, und ich lehnte hoffnungslos bis zum Wahnsinn aufgestachelt und dennoch todmüde vor meinem Schreibtisch und wühlte in der Lade, in der ich meinen Revolver wußte. Ganz laut rief ich aus: „Ich denke ja nicht daran!" Und in der Tat: während meine Hände die Waffe umklammerten, wies ich den Gedanken an einen Selbstmord, der mir noch niemals in den Sinn gekommen war, so heftig wie nur je zurück. Nein, nicht mich wollte ich aus der Welt schaffen, nur meinen Schmerz. Nicht mich ins Herz treffen, sondern meine Qual. Wie töte ich mein Leiden, ohne mich selbst zu verletzen? Es mußte doch möglich sein.

Die zahllosen Mittel, die vielen Behelfe, die manchmal recht gewaltsamen Eingriffe in meine Natur hatten alle versagt. Der Wurm saß zu tief in den Geweben, unerreichbar für eine heilende Hand. Vielleicht gelang es, ihn zu unterbinden, zu ersticken und zu begraben. Vorsichtig tastete die bewaffnete Faust den Rücken entlang die Schmerzflächen ab und befühlte neugierig die sich sträubende Haut. Die bedächtige Untersuchung mit dem kalten Rohr tat mir wohl, und eine unerhörte Sicherheit überkam mich und lenkte meine Finger. Ganz genau glaubte ich den tiefen Sitz des Leidens hindurchzuspüren, zu fühlen, wie es plötzlich zum erstenmal erbebte, eine Gefahr ahnte und sich an mich klammerte aus Angst, endlich doch gezwungen zu werden, den Körper, den es zerfraß, zu verlassen.

Ein beispielloser Mut, ja etwas wie Jubel durchbrauste mich. Jeder Blutstropfen schien mir zuzuschreien: „Du hast's gefunden, du bist dein Retter!" Und schon lag ruhig und fest im zurückgebogenen Arm der Lauf der Pistole an der Eingangsstelle des Schmerzes, fest an den Punkt gedrückt, von dem er ausging und sich weiterbohrte, tief über den Rücken hin bis zur selben Stelle auf der entgegengesetzten Seite. Wenn ich hier

Digitized by Google

losdrückte, mußte die Kugel die Bahn des Schmerzes entlanglaufen und ihn zermalmen.

Ich weiß nicht, woher ich die Kraft und die innere Entschlußfreudigkeit aufbrachte, um loszudrücken – aber ich tat es knirschend zweimal. Jäh durchzuckte mich eine tiefe Ahnung des Gelingens, dann aber schwanden mir die Sinne; ich lag in meinem Blute ...

Als ich das Bewußtsein wiedererlangte, war ich in den weißen Kissen meines Bettes, das in einem schönen, am Ende der Stadt gelegenen Sanatorium stand. Ich blickte in die fragenden Augen einer über mich gebeugten Krankenschwester, und alsbald stand auch der Chefarzt an meinem Lager und fühlte mir den Puls. Ich konnte mich nicht leicht zurechtfinden, erfaßte die Lage, in die ich mich gebracht hatte, nur undeutlich, denn in mir, wenn auch ganz ferne, zitterte die Freude nach, einen lästigen Feind in meinem Körper zu Tode getroffen zu haben.

Davon war mir aber zunächst kein Zeichen. Was hier niedergeschmettert stöhnte, wund auf den Tod, das war ich selbst, und die kleinste Bewegung, die ich neugierig versuchte, verursachte mir qualvolle Schmerzen. Meine Umgebung warnte mich auch sofort, der Arzt beschwor mich, ruhig zu bleiben, und fügte noch hinzu, es sei seine Pflicht, mir zu sagen, daß ich einen Lungenschuß hätte, eine von den vielen Abarten jener Schüsse, die er aus dem Kriege her sehr genau kenne und die bei richtiger Behandlung und vorsichtiger Pflege auf immer verheilen konnten, ohne den Getroffenen später besondere Beschwerden zu verursachen. Die Kugel war, so schilderte er es mir, von der rechten Schulter über den Rücken gelaufen, habe ihn auch die linke Schulter streifend wieder verlassen, nicht aber ohne tiefer einzudringen und infolge eines Abprallens vom Schulterblatt die linke Lunge zu verletzen.

Ich litt Schmerzen und Durst. Dieser wurde nach besten Kräften gestillt, jene mußte ich ertragen. Aber während mich die Blicke meiner Beobachter mit unzähligen Fragen bestürmten, unter denen ich auch die zu hören vermeinte, warum ich denn nicht wie alle, die ihrem Leben ein Ende machen wollten, die Waffe an die Schläfe oder durch den Mund geführt hätte, durchströmte mich eine unsagbare Freude, eine Genugtuung erlesenster Art.

Ich lebte – und mein Leiden war jedenfalls jetzt schon zur Ohnmacht verurteilt, denn nur meine Wunden brannten. Ich empfand es ganz deut-

Digitized by Google

lich; nichts war da von der alten Qual, und die neue war als vorübergehend verbürgt. Aber noch war ich nicht gerettet, noch war meine Heilung nicht zu einer Tatsache geworden, noch rang ich mit gefährlichen Drohungen und von bittern Fieberunruhen beeinflußten Vorstellungen.

Lange, schwere Wochen hindurch erwartete ich die Klarheit. Ich hatte natürlich nicht gewagt, Besuchern oder Ärzten anzuvertrauen, daß ich meiner Krankheit ans Leben gewollt, und zwar aus einem, jedem Daseinsüberdruß völlig entgegengesetzten Gefühl. Ich war viel zu schwach, und es schien mir auch aussichtslos, solches erklären zu wollen und für bare Münze auszugeben. Aber mein inneres Auge kreiste unablässig um meine Tat und die neue beseligende Hoffnung, die mir aus ihr geworden war.

„Sie können von Glück sagen", hatte sich der Primarius geäußert, als er eines Tages meine Untersuchung beendete, „es hätte viel schlimmer ausfallen können, so, wie Sie es geplant hatten."

Müde lächelnd meinte ich: „Aber auch viel, viel besser." Der erfahrene Mann glaubte mich zu verstehen und antwortete in die Irre: „Das Leben ist für die wenigsten lebenswert; wenn wir deshalb alle so handeln wollten!" Er zuckte die Achseln.

Was sollte ich ihm erwidern? Genau das Gegenteil war meine Ansicht, und ich beklagte das Mißgeschick, das mein Leben in Gefahr gebracht hatte, wo ich es doch so inbrünstig beschützen und einen lauernden, immer sprungbereiten Todfeind treffen wollte. Ich schwieg und horchte in mich hinein, wo tausend Stimmen einen Augenblick priesen, in welchem ich die Kraft gefunden hatte, meinen Dämon zum Entscheidungskampf zu zwingen.

Mit Riesenschritten ging meine Genesung vorwärts. Ich verbrachte schon halbe Tage außer Bett. Die Wunde schmerzte noch immer, übertäubte noch jedes andere Gefühl der Erlösung, das ich unsagbar ersehnte, wie einen schwer erkämpften Lohn, den ich endlich einheimsen und auskosten wollte.

Und es kam der Tag, der mich wieder in meinen vier Wänden fand, genau an derselben Stelle, wo ich „es" verübt hatte. Die Wunde war zur Narbe geworden, von der noch immer ein heißes Brennen ausging, das glückverzögernd mir eine Weile die erlösende Wahrheit vorenthielt. Wußte ich doch nicht zu sagen, ob der neue, fremde, abklingende Schmerz stark genug war, um den eingenisteten alten zu verdrängen, oder ob nur die Natur in ihrer weisen Einteilungskunst ihn nicht zu Worte kommen lassen

Digitized by Google

wollte, solange der neu hinzugetretene nicht aufgehört hatte, meinen Körper zu beherrschen.

Eines Abends, nach wenigen vor meinen geliebten alten Stichen verträumten Tagen böser Schwankungen des Befindens, sank ich bleischwer vor Müdigkeit so wunschlos ins Bett, daß der allabendliche Hoffnungsgedanke, wie ich wohl erwachen würde, nicht mehr bis zu mir gelangen konnte. Der Morgen beschied mir aber das unerhörte Erwachen zu großem Glück. Ich dehnte und reckte meine Glieder und fühlte mich vollkommen frei von allen Schmerzen, vollkommen neugeboren aus den Erschütterungen und gefahrvollen Übeln der letzten Wochen. Ich fürchtete mich, an den Umschwung zu glauben, drehte meinen Kopf im befreiten Nacken und lag im jähen Wechsel der Gefühle auf der Lauer nach dem alten Leid. Doch siehe da, rein und klar wie mein Bewußtsein war auch die Empfindung völliger Wehelosigkeit und hielt jeder Prüfung stand. Nichts schien zurückgeblieben, keine Spur, die mich an das Martyrium erinnerte, das ich jahrelang durchlitten hatte. Meine Sonne schien wirklich aufgegangen. Ich durfte neue Jahre beginnen im Zenit meines Lebens. Was sollte nun werden? Was für Früchte würde mir mein neues Dasein bieten?

Wer seine Arme gebrauchen kann, will auf Widerstände stoßen, um ihre Muskelstärke zu erproben. Ich stürzte zunächst auf meine Arbeit los wie ein Raubvogel auf seine Beute. Schnell ging sie mir von der Hand. Ich flog scheinbar den Berg hinan und erreichte Gipfel von nie erwarteter Höhe für mein unkontrolliertes Gefühl.

Mir war zumute in jenen ersten Tagen und Wochen nach meiner Genesung wie in einem luftleeren Raum. Nirgends stieß ich auf Widerstände. War meine Kraft grenzenlos? Durfte ich ungehindert vorwärtsstürmen, ohne zu ermüden, ohne durch eine körperliche Drohung zurückgebremst zu werden? Eine leise Unsicherheit lief neben mir her. Wie sollte ich wissen, wann ich genug hatte? Wo war ein Maßstab für meine Stunden? Was war viel, was war wenig? Eingeteilt und gemessen war mein Leben in den bösen Tagen hingesickert. Wie uferlos stürzte es jetzt über mich hin. Was vermochte ich nicht mehr? In welcher Nachtstunde erlahmte ich? Wo war die Müdigkeit, die ich mit dem kleinsten Anregungsmittel beseitigen konnte?

Das neue Dasein war ein Flug. Trug er mich aufwärts in selige Höhen oder in die Weite, die Fläche, hinaus bis an die Ränder der Leere? Ich wußte es nicht, denn die Wochen und Monate versausten in einem hellen

Digitized by Google

Rausch der Entrücktheit, den ich auskostete bis in seine blendenden Tiefen. Nur manchmal, wenn ich hinsank in die immer bereitwillig geöffneten Arme des Schlafes, in dem kurzen Augenblick, ehe er mir die Augen zudrückte, beschlich mich ein erschreckendes Gefühl: so kann es nicht weitergehen, das ist kein Dauerzustand. Was wird nachher kommen?

Immerhin, auch in dieser Stunde will ich es noch einmal festhaltend durchkosten, dieses schnelle, wundervolle Jahr, das mir heute wie ein ungeheuer großer, unsterblich schöner reueloser Augenblick erscheint, dessen Spanne in einzelne Phasen einzuteilen und stückweise zu genießen mir nicht vergönnt war. Mein Lebenstempo war zu beflügelt, meine Zeit zu uferlos, zu ausgefüllt mit meinem Glück des Bewußtseins einer endgültigen Veränderung. Und immer wieder rief es dazwischen: Kann dieser Zustand Gewohnheit werden, kann man sich in ihn finden, wie ich mich schließlich doch in die Zustände gefunden hatte, die so unwahrscheinlich fern hinter mir lagen, daß ich mich kaum mehr in sie zurückzuversetzen vermochte, daß mein Wissen um die vertrauten Leiden nur mehr wie eine allgemeine Erkenntnis zu mir drang? Konnte sich aus den fürstlichen Stunden der Gnade, aus denen meine Monde gewoben waren, der neue Alltag ergeben? Würde ich daraus zur beschwichtigten, gefestigten Ruhe dessen gelangen können, der hier dauernd verweilen möchte, um sein Tagewerk zu vollbringen?

Wie ein Kind, das versprochen hat, artig zu sein, und mit den besten Vorsätzen zu Bette geht, weil es ohne Arg und Falsch sich geborgen fühlt in der traulichen Hut eines gesicherten Heims, so war ich wieder zuversichtlich und gläubig geworden und der guten Absichten voll. Und immer wieder lohnte mir das köstliche Erwachen, die wunderbare Schmerzlosigkeit meiner sich dem Lichte entgegenreckenden gesunden Glieder. An manchen Tagen glitt ich in einer solchen Wunschlosigkeit über den glatten Spiegel meines Daseins hin, daß ich mir selbst vollkommen genügte. Ich brauchte keinen Menschen, keine Bestätigung durch Vergleiche. Mir schien dieser neue Zustand bereits die Erfüllung, an der gemessen jede Leistung – und befriedigte sie den höchsten Ehrgeiz und das höchste Wissen um Kunst – verblassen und klein werden mußte. Wenn das Leben so schön sein konnte, warum noch anders tun und wollen, als langsam seine Stunden einsaugen, die Zeit schlürfen, die sich darbietet, und den Augenblick genießen. Genießen in einem höheren Sinne: mit dem rückwärts gewendeten Blick, in die Gefilde der Qualen, aus denen man kam, den Unter-

Digitized by Google

schied kennend und den Kontrast und durch diese seltene Wissenschaft erst befähigt und ermächtigt, die köstlichen Minuten der Schrankenlosigkeit zu schätzen, schweben dürfen wie ein Vogel mit unverletzbaren, ausgespannten, der Sonne zustrebenden Schwingen. Aber nur Götterlieblingen mag es gewährt sein, so hinzugleiten durch ihren Lebenstag, fern von Arbeit, fern von Not, in sich selbst beschlossen, ausgewogen in ständigem Gleichgewicht. Uns anderen droht die Welt, drohen Verwicklungen im Bereich der eigenen Machtsphäre, die oft ein Dämon in uns überschreitet.

In dieser Zeit, da mir nichts genügen konnte und ich mich berechtigt glaubte, an meine geistige Spannkraft und meine körperliche Leistungsfähigkeit die höchsten Anforderungen zu stellen, griff ich ungestüm nach den vernachlässigten Freuden der Jugend. Mein Leiden hatte das Betätigungsbedürfnis meines gut entwickelten Körpers gelähmt. Auf dem Rücken der Pferde hatte auch ich in frühester Jugend tatsächlich etwas wie Glück empfunden und mußte es allzufrüh lassen. Wanderungen in der freien Gottesnatur und das Erklimmen schroffer Felsgipfel waren immer meine Lust gewesen; aber ich gelangte nicht dazu, sie zu büßen, nur die Vorstellung von kristallblauer Luft in besiegten Gletscherhöhen nährte meine ohnmächtigen Wünsche. Was hinderte mich jetzt, wo ich bald nur noch von dem einen Gedanken besessen war, nachzuholen und alles an mich zu reißen, was mir zu versagen ich so lange gezwungen worden war?

Wie oft hatte ich auf die Leinwand zu bannen versucht, was ich nicht erleben durfte. Jetzt schwur ich mir zu, meine Farben nur mehr in den Dienst des wirklich Geschauten zu stellen.

Und so benützte ich denn nach langen, inneren Vorbereitungen und wohlerwogenen Entschlüssen eine wundervolle Juniwoche, um dem unterdrückten Hochtouristen in mir alle Gelegenheit zu geben. In Tirol wählte ich mir einen Standplatz, von dem aus ich die berühmtesten Gipfel der Dolomiten erreichen wollte.

In den ersten Tagen, die der Besteigung mittlerer Höhen galten, hielt das Gelingen Schritt mit dem Wollen. Ich kehrte zufrieden heim und, von einer unbekümmerten sorglosen Müdigkeit bewacht, fiel ich in den jähen Schlaf, dessen Anfangsgeschwindigkeit so stark war, daß ich mir keine Rechenschaft über den Grad des Genusses geben konnte, dessen Endziel er ist.

Digitized by Google

Am dritten Tage meiner Klettertouren hatte ich ein sonderbares Erlebnis. Einige hundert Meter von der Spitze des Berges entfernt, den ich mir zum Ziele ausersehen hatte, begegnete ich, der einsam Wandernde, einer Gesellschaft, die nicht wie üblich mit oder ohne Gruß vorsichtig an mir vorüberging. Ich fühlte forschende Blicke auf mir ruhen. Hier sah mir einer nach, dort blieb einer stehen, als wartete er auf meine Ansprache, und ein Nachzügler, der von langsamerem Schritt gewesen sein mochte als die übrigen, hielt inne, als er meiner gewahr wurde, und pflanzte sich dann vor mir auf, als wollte er mir den Weg versperren. Ich sah ihn fragend an. Da grüßte er höflich und sagte: „Sie sollten aber nicht ohne Führer gehen. Sie machen einen unsicheren Eindruck und sind totenblaß."

Ich fühlte, wie ich bei diesen Worten mich noch mehr entfärbte und ein eisiger Schreck mir in die Knochen fuhr. Der Fremde schien über die Wirkung seiner Ansprache bestürzt und setzte beschwichtigend hinzu: „Das ist ja weiter nichts Schlimmes. Aber wissen Sie was, dort kommt mein Führer. Geben Sie ihm Ihren Rucksack und schließen Sie sich mir an bis zur Schutzhütte, das wird Sie beruhigen."

Ich verwahrte mich zuerst gegen diese Zumutung und erklärte nicht umkehren zu wollen, ehe ich den Gipfel erreicht hätte. Da schüttelte der Warner den Kopf und sah mir nochmals teilnahmsvoll in die Augen. „Forcieren Sie lieber nichts, sonst könnten Sie am Wege liegen bleiben. Es geht über Ihre Kräfte, man sieht es Ihnen an." Ohne die Wirkung dieser kurzen Sätze, die mich wie Keulenschläge trafen, abzuwarten, schritt er weit aus, während sein Bergführer eben dicht an mich herangekommen war.

Ich weiß selbst nicht mehr, wieso ich dem eben verklungenen Rat mechanisch Folge leistete und dem riesenhaften Gebirgsmenschen, der mich vorangehen hieß, meinen Rucksack einhändigte.

Was war geschehen? Ich fühlte mich vollkommen schmerzfrei und wohl, mein Blick war klar, mein Schritt fest, mein Fuß sicher. Wie konnte ein Fremder den Eindruck gewinnen, daß ich in Gefahr war abzustürzen? Was war aus mir geworden, daß keinerlei Hemmung mich warnte, wenn es wirklich so um mich stand? War ich so verschieden von den andern, die da gingen und ein gleiches taten und genau wußten, wie weit sie konnten und was sie sich zutrauen durften? Hatte nicht jeder von uns einen unsichtbaren Regulator eingebaut, der ihm Speise und Trank zumißt wie alle andern Freuden und auch das Maß seiner Leistungen bestimmt?

Digitized by Google

Unterschied diese innere Wägefähigkeit, wie Denken, Fühlen nicht den Menschen vom Tier, das dafür den herrlichen Instinkt erhielt? Wodurch hätte ich mich um das göttliche Vorrecht gebracht, wenn es wirklich so um mich stand, daß ich verantwortungslos darauf losstürmte in einem trügerischen Glauben an meine Kraft, die nicht vorhanden war und mich niemals an das gesteckte Ziel bringen konnte? War ich von denen, die über den Durst trinken und über den Hunger essen? Über solchen bewegten, beunruhigenden Selbstgesprächen fand ich lange keine Ruhe, als ich wohlbehalten neben dem wortkarg gewordenen Fremden in der Schutzhütte ankam. Ich ließ mich auf einer Bank vor dem Hause nieder und genoß den Abendfrieden der herrlichen Gebirgslandschaft, die sich vor mir ausbreitete. Tief unter mir glitzerte das Dorf in den Strahlen des scheidenden Tages, die den schroffen Bergriesen mir gegenüber in violetten Farben erglühen ließen. Die Höhenluft labte mich, und ich genoß bald das Glück einer traumlosen Nacht. Sie gab mir die Kräfte wieder, die ich kurz vorher noch zu besitzen glaubte, aber in jähen Eilmärschen so sicher verloren hatte, daß ein wohlwollender Fremder mir ihren Mangel vom Gesicht ablas.

O glückliche Zeit der Verjüngung durch den Schlaf in reiner Alpenluft. Als hätte die noch vorhandene Jugend die Probe auf das Exempel bestanden, so war mir nach dem Erwachen. Ganz so wie immer seit dem großen Wendepunkt, seit dem göttlichen Augenblick des Eintrittes in den Kreis vollkommener Genesung fühlte ich mich, als ich mich auf den Weg machte, um mit frischer Kraft nochmals zu versuchen, was am späten Nachmittag zuvor vielleicht nur durch den vorlauten Anruf mißlungen war.

Die Tour galt als sehr beschwerlich. Ich wartete geradezu auf die Bestätigung dieses Rufes. Aber der Marsch über leicht ins Rollen geratende Steinhalden, über blendende Schneefelder, die Bezwingung der Gletscherspalten war mir so leicht, daß ich mit den Schweißtropfen, die meine Stirn verließen, die Röte der Freude verspürte, die statt der Blässe jetzt meine Wangen färbte. Nach vier Stunden war der ersehnte Gipfel erreicht, und aller Warnungen spottend genoß ich das Triumphgefühl meines durchgesetzten Vorhabens.

Dieser Ausflug und der kleine Zwischenfall wurden zu einem Symbol. Auf allen Gebieten erging es mir ähnlich. Was immer ich unternahm, geschah mit einem das Ziel weit überschätzenden Anlauf, der, statt mich darüber hinauszutragen, meine Spannkraft oft jäh zerriß. Aber der Rück-

Digitized by Google

schlag paßte lediglich das Tempo dem Wege an, den ich vor mir hatte, und führte mich immer mühelos ans Ziel. Meine Lebenshoffnungen wuchsen, und aufrechter denn je bekannte ich mich zu meiner Tat, die mich aber vollkommen zu vereinsamen begann. Sie stellte mich an das jenseitige Ufer. Dort drüben waren alle andern: die Verwandten und Fremden, die Nachredner, die Verweser der vielen Stimmen, die den Ruf und die Geltung des Menschen bezeugen, und waren nicht davon abzubringen, daß einer nach mißlungenem Selbstmordversuch reuig und demütig zurückgekehrt war zu den seligen Gewohnheiten eines vorschnell und unbedacht weggeworfenen Daseins. Es war mir nicht gegeben, die Wahrheit über mich zu verkünden, und in mir dämmerte die Erkenntnis: nie würde ich die Worte finden, um mich und meine Tat so aufzuschließen, daß auch der Alltagsmensch seinen Irrtum – eines besseren belehrt – einsehen und aufgeben könnte.

„Ich habe bloß meinen Schmerz zerstört." Das klang so einfach, so selbstverständlich. Was war da weiter schwer zu begreifen? Und dennoch würde es niemals einen geben, der sich von mir freundlich bei der Hand nehmen ließ, um meinen Empfindungen zu folgen und mir zuzustimmen. Nicht daß mir daran gelegen war, richtig beurteilt zu werden. Das Bewußtsein der Einmaligkeit einer Tat trägt sich allzu schwer und errichtet eine hohe Mauer zwischen uns und den andern Menschen.

So stand ich denn allein in einer Lebenszeit, da Glück und Zuversicht mich gesellig wollten und meine Menschenscheu von mir genommen war. Ich fühlte mich zurückgestoßen und gemieden, beinahe verlacht. Wer aber verhindert wird, sich aufzuschließen, der schließt sich ein und schafft sich einen unsichtbaren Widerpart, mit dem er Zwiesprach hält, den er belauscht und dem er die eigenen Geheimnisse überläßt.

In meinem Leben waren Veränderungen vorgegangen, die mich abermals stutzig machten. Während ich früher zur Zeit meines qualvollen Leidens manche Tat für unausführbar, manche Leistung für unerschwinglich hielt und mir fast gar nichts zutraute, was mich in Wettbewerb mit den andern, den Gesunden, Frohen, stellen konnte, obwohl ich dann doch immer zu meinem eigenen Staunen schlecht und recht mit konnte, ja manchen überflügelte, der ganz anders auszuholen verstand, während ich damals also mich immer unterschätzte, so wurde ich jetzt durch völlig entgegengesetzte Empfindungen oft getäuscht und geschädigt. Ich hielt etwas des größten Kraftaufwandes wert, und wenn ich dann, pochend auf die

Digitized by Google

eigene, neue Unermüdlichkeit, anlangte, erschrak ich über den kurzen Weg, den ich zurückgelegt, über die geringe Höhe des Hindernisses, das ich mit ungebändigtem, übertriebenem Ausholen genommen hatte. Die große Zuversicht, der neue Glaube an unbedingtes Gelingen begannen leise einzuschrumpfen. Ich fing an zu bemerken, daß es doch auch unter den schmerzlosen Alltagsmenschen ungewöhnliche Schicksale gab. Was war denn geschehen? Eingereiht war ich worden unter die Unzähligen, die ich für auserwählt gehalten hatte, während sie bloß ungehemmt von Geburtsfehlern waren. Endlich war ich aus dem Rausch erwacht, in den mich der Umschwung meiner körperlichen und geistigen Existenz versetzt hatte. Ich begann neu zu ahnen und zu entdecken, was wir doch alle wissen, daß es neben Leiden auch Leid gibt, und daß die, die verschont sind, oft nur aufgespart werden für ihre um so unerbittlicheren Schicksalsstunden.

Der Druck, der all die Jahre auf mir gelastet hatte und von dem ich mich gewaltsam mit unendlich glücklicher Hand befreien durfte, hatte einst den Rhythmus meiner Tage bestimmt, und der war nun verlorengegangen, ein neuer aber noch nicht gefunden worden. Und so begann ich nun zu schwanken und zu wanken, statt wie die andern in ungebrochener Linie gewachsen, nach einem unsichtbaren Taktstock gesichert auszuschreiten und in festgezogenen Bahnen zu bleiben. Immer noch trieb es mich an, mich an Menschen und an Dinge zu verschwenden, nicht zu ruhen, bis Körper und Seele alles hergegeben hatten. Ein unheimlicher Drang, möglichst schnell an die Grenze der neuen Kraft zu gelangen, bestimmte meine Handlungen. Was sich mir bot, griff ich auf. Kein Abenteuer war mir zu gewagt, kein Erlebnis zu gefährlich, keine Begegnung zu dunkel. Möglichst rasch allen Dingen auf den Grund kommen, auf den tiefsten Gottesgrund, war meine sonderbare Sehnsucht. In Wochen erlebte ich mehr als früher in Jahren. Wenige Monate müssen mich in furchtbarer Weise gealtert haben, denn ich begegnete vielen Blicken, die sich verwundert von mir abwandten und eine ganz seltsame Ähnlichkeit mit den Augen des Touristen hatten, der mich hinderte, meinen Weg fortzusetzen. Ich weiß nicht, wie es andern Menschen ergeht, die behaupten, daß sie sich geändert haben, oder von denen erzählt wird, sie seien ganz anders geworden, als sie einmal waren. Mir brachte immer die Nacht und ein Traum, oft einer, den ich beim Erwachen schon vergessen hatte, die Kerbe bei, aus der langsam eine Umformung entwächst.

Digitized by Google

Mir wird bis zum letzten Atemzug der Morgen gewärtig bleiben, der sich plötzlich so ganz anders, so grundverschieden von seinen Vorgängern anließ, der mir hundert vorwurfsvolle Fragen stellte, die mich zu ersticken drohten, Fragen, die die Schwelle unseres Bewußtseins niemals erreichen dürfen, sollen Wohlbefinden und Friede in uns herrschen.

Mit einem Schlag erlosch der Glanz. Eine böse Hand führte mich ganz dicht an die Beweggründe meiner Tat heran, jener Befreiungstat, die ich schon tief gesegnet in mir begraben und zu vergessen angefangen hatte. Unerwartet loderte sie wieder auf, brannte sich neuerdings ein und stieß mich förmlich ins Elend. Mein gemordeter Schmerz erhob mit einem Male seine Stimme in mir, pochte an verriegelte Pforten, die aber sofort aufsprangen und ein Heer von Selbstvorwürfen gegen mich losließen. Ich hatte ja stets in den längst überwundenen Tagen der Pein das jämmerlich törichte, aber darum doch nicht wegzuleugnende Gefühl einer unerklärlichen und nicht vorstellbaren Körperlichkeit meines Übels. Zwischen meinen Schultern vergraben saß das elende zwerghafte Wesen, sog mir die Kraft aus und zerrte an meinen Nerven, daß ich oft aufschrie in tobender Qual. Und mir war auch in der flammenden Sekunde, die zwischen dem Krachen des Schusses und meinem erlöschenden Bewußtsein sich einbrannte, zumute gewesen, als habe ich nun das verzwergte Tier zur Strecke gebracht oder den nie geschauten, in mich eingeborenen Wurm zertreten, der an meinem Leben fraß. Und nun ergriff diese Vorstellung langsam wieder Besitz von mir. Ich hatte etwas getötet, etwas, das in mir zu leben augenscheinlich bestimmt war. Und nun lief es oft an hellen Tagen neben mir her, als suche es sein Gehäuse, aus dem es vertrieben worden war, und des Nachts in meinen Träumen hatte es eine Stimme. Farblos, gesichtslos, unsichtbar, hauchte es mir dennoch eindringlich Vorwürfe in den Schlummer. Ich hörte ganz deutlich: „Warum hast du das getan? Ich gehöre zu dir. Du hast mich gemordet! Ich habe es gut mit dir gemeint, ich war dein Schutz. Jetzt bist du ausgeliefert. Du stehst offen. Alles kann zu dir hinein. Das bißchen Schmerz war dein Panzer. Du hättest ihn kaum gefühlt, wenn du dich nur tief in ihn hineingedrückt hättest. Du warst ein Mensch durch mich. Was bist du jetzt? Ein armer licht- und tonempfindlicher Schatten, untauglich für die Welt. Wie schön gedämpft und abgestumpft habe ich die Erlebnisse dir gereicht, die zu ertragen du zu schwach bist, weil deine einmalige Art dir Wissen um Wahrheit gab. Armer Mörder mit der glücklichen Hand." So und noch ganz

Digitized by Google

anders, nicht nacherzählbar, in wortfremdem Gemurmel, raunte es manchmal durch meine Nächte.

Oft erwachte ich in Schweiß gebadet, und wenn ich auch bitter lachend die Schmerzlosigkeit meiner sich prüfenden Glieder genoß, mein Tag ward dennoch beschattet von einer ungerechtfertigten Reue, von einem Beklagen, einem Gutmachenwollen, ja manche seiner köstlichsten Stunden wurde zernagt von den Gewissensbissen, die sich zu einer so unerträglichen Heftigkeit steigern konnten, daß nur die Flucht zu den Menschen mich zu erlösen vermochte. Die Stimmen der Leute, die mir nichts gaben und mich einsam und unaufgeschlossen ließen, sie erst vermochten dem leisen Wimmern, dem winselnden Obdachsuchen neben mir, diesem Höllenspuk ein Ende zu bereiten. Die trostlose Menschenstimme übertönte schließlich jeden Aufschrei und brachte einen Tumult zum Schweigen, der einen scheinbar Geretteten in einen Gezeichneten verwandelte und in seinen Grundfesten erschütterte.

Ich will es rückhaltlos gestehen, daß diese sonderbaren und immer wieder einsetzenden Selbstvorwürfe mich langsam aushöhlten und um die Frucht meiner Tat zu betrügen anfingen, obgleich das selige erste Jahr danach doch mein blieb und die unverlierbar gelebten guten Augenblicke schwerer wogen als die nagenden Versuche, mich von der lichten Bahn abzudrängen, in die mein Dasein gemündet zu sein schien.

Der neue Zweifel, ob ich auch recht getan, begann mich zu quälen, was nicht dasselbe ist wie der Zweifel an der Berechtigung einer Handlungsweise. Man kann berechtigt sein und Unrecht tun. Berechtigtes Unrecht – die Welt ist voll davon. Und so wurde ich denn, wie ein Verbrecher, der immer wieder an seinen Tatort zurückgezogen wird, stets von neuem dazu gedrängt, über die große Lebenswende nachzugrübeln, die ich mir mit eigener Hand bereitet hatte. Es wurde eine Manie. Ob ich an der Staffelei stand, mich im Freien erging, das Glück sportlicher Betätigung auflachend genoß, Konzerte oder Theater besuchte – sobald meine vier Wände mich umschlossen, gehörte ich in irgendeiner Form meinem getöteten Schmerz, genau so, wie ich in der schlimmsten Zeit seiner Macht dem lebendigen gehört hatte.

Nun ging ich ernstlich mit mir zu Rate. Unterkriegen lassen durfte ich mich nicht. So sehr konnten doch auch in meinem Lebensschicksal die inneren Gesetze nicht aufgehoben sein, daß ich nach einer so wunderbar phantastischen Errettung, die mit soviel Blut und Weh erkauft

Digitized by Google

worden war, auf eine andere Weise an genau demselben Übel zugrunde gehen sollte.

Von Tag zu Tag hoffte ich von neuem und mehr noch von Nacht zu Nacht, daß die Besessenheit, die mein Dasein drosselte, wieder von mir weichen würde. Auf irgendeine Art muß ich in dieser Zeit auch gebetet haben. Jedenfalls wehrte ich mich wie ein Verzweifelter, oft unter Tränen in die Freiheit drängend.

Wenn ich ein positives Ergebnis zu verzeichnen hatte, so war es die Wirkung eines gewaltigen, neu gebildeten Selbsterhaltungstriebes, der sich auch in der Folge stärker erwies als die unerwartete furchtbare Bedrohung.

Die Krise – das war es – schien überstanden zu werden. Es gelang mir immer leichter, mich aufzurütteln, nur das Unfaßbare blieb Ereignis: eine niemals zur Ruhe kommende, nie völlig beschwichtigte Sehnsucht nach der überwundenen Zeit meiner Krankheit.

Was wir uns erklären können, verliert seinen verderblichen Schauer und damit auch die Macht, die uns beherrscht. Und diese Sehnsucht nach Aufklärung schien mir, je länger sie mich bedrückte, desto begreiflicher. In den großen Raum meines Leidens fiel meine schönste Lebenszeit. Die Tage der ersten Erfolge, die Erhöhung einer großen Lebensempfindung durch eine angebetete Frau waren mir zwar getrübt worden, aber ich konnte unmöglich daran zurückdenken, ohne mich meiner Liebe und meines Aufstieges zu erinnern. War doch, wie das wohl immer geht bei einem großen in der Jugend ertragenen Unglück, alles Schöne und Lebendige unauslöschlich verknüpft mit seinen unerbittlichen Konsequenzen, für die nur in den köstlichsten Stunden des Hochfluges der Seele eine bittere, zu teuer erkaufte Harmonie ein wenig entschädigte. Und wie ich mich damals schlecht und recht mit meinen Schmerzen auseinandergesetzt hatte, wäre mir dies doch jetzt noch leichter mit den Erinnerungen an sie gelungen, wenn Hand in Hand damit nicht ganz andere Veränderungen einhergeschritten wären, Veränderungen, die sich als das Endresultat meiner erlöschenden, rückblickenden Wünsche ergaben.

Heute, in meiner letzten Stunde, weiß ich endlich, daß jenes beängstigende Auf- und Abwogen in mir, das mich an den Rand des Wahnsinns zu bringen schien, nur wie alle andern geschilderten Mahnungen die Symptome eines Neugebildes der Seele waren, dessen grauenvolle Wucherungen wohl der furchtbarste Fluch sind, der einen Menschen treffen kann, denn mit ihm behaftet ist es unmöglich, am Leben zu bleiben.

Digitized by Google

Als ich den Prozeß zuerst erkannte, schon daran, daß meine grüblerischen Selbstquälereien und das große Orchester klagender Stimmen erloschen, war ich mit einem jähen Ruck eigentlich an das Ende meiner Laufbahn gestellt. Und wenn ich nun trotzdem eine Zeitlang so vermessen war, dagegen anzukämpfen, so geschah dies nur, weil ich mich der trügerischen Hoffnung hingab, ich könnte eines Tages wieder erwachen, befreit von diesem entsetzlichen Zuwachs.

Worin bestand er? Das ist die Frage, die ich noch zu beantworten habe. Es ist keineswegs leicht; die Zerstörungsmacht, die er ausübte, ist weit unmöglicher zu schildern als jene im Vergleich damit verschwindend kleine Bedrängnis, die mit meiner einstigen Krankheit zusammenhing.

Während ich nun dasitze, um einen Namenlosen, mir völlig Unbekannten mit den traurigen letzten Erkenntnissen zu erfüllen, die ich vom Baume meines Lebens zu pflücken hatte, graut mir ein wenig vor der halsbrecherischen Schwierigkeit eines solchen Unterfangens, und ich muß mich fest anklammern an meine auf die vergötterte Tote gerichteten Gedanken, um nicht eilig abzubrechen.

Wer Dinge erlebt, die den Mitmenschen geläufig sind, und mögen es noch so fürchterliche Dinge sein, der hat es leicht. Er braucht sein Inneres nur aufzutun, und die Eingelassenen finden sich zurecht, eigene Erfahrung und noch mehr die Erfahrung anderer kommen zu Hilfe. Aber wen ein böses Verhängnis auserkoren hat, mit hellstem Erkennen an der Grenze der Umnachtung entlang zu leben, der teilt sicher mit andern das Grauen des Einblicks, aber er vertieft es, wenn er daran geht, sich mitzuteilen. Deshalb laß Dir sagen: Wenn der Versuch, mir in mein Labyrinth zu folgen, mißlingt, gib Dich zufrieden, schüttle den Kopf und genieße Dein Unvermögen wie eine Gewähr Deiner unverrückbaren Einstellung zur Welt. Die Folgeerscheinung der inneren Verwüstung – mein sechster Sinn – hätte zu einer Erhöhung und Bereicherung meines Lebens führen können, wie es in blitzschnellen, ebenso rasch wieder verlöschenden Augenblicken sogar manchmal den Anschein hatte; er hätte meine Fähigkeiten, mein Verständnis für die Erde und ihre Bewohner erhöhen und mich dadurch über alle innere Zerklüftung hinaus in einen Lebensfrieden geleiten können, der glücklich versöhnte Tage zu einem Strom von Jahren hätte anschwellen lassen mögen. Dann wäre ich jetzt noch nicht am Ziel, dann hätte ich das gehabt, was man Entwicklung nennt. Ich aber verdorrte, die Wurzeln

Digitized by Google

meines Lebens starben ab, während mein Gehirn von einer unfruchtbaren Leuchtkraft war, die mich blendete und zugleich verbrannte.

Und wie sag ich's nun, wie sprech ich es an, wie drück ich es aus? Ich hatte mit einem Male die grauenhafte Gabe, meine Mitmenschen und die Beweggründe ihres Handelns so zu sehen, wie sie wirklich beschaffen sind. Das war es. Ihre Stirnen wurden für mich zu Glas, durch und durch sah ich sie, ihre leisesten Regungen, ihre feinsten Verschwiegenheiten lagen für mich bloß, sobald ich auch nur meine Augen in die ihren senkte. Alles, was die Sprache zu verschweigen vermag, jedes Wort, das dazu angetan ist, den Inhalt der Seele zu verbergen, mir kündete es das wahre Empfinden, das wirkliche Denken und die wirkliche Begründung menschlicher Handlungsweise. Unvorbereitet, wie ich war, sah ich, um es noch einfacher auszudrücken, alle Menschen meiner Umgebung ungeschminkt, wie sie sich niemals geben. O ich weiß, es wäre überheblich, von Enttäuschungen zu sprechen, die keinem erspart bleiben, aber den süßen Irrtum unberechtigten Vertrauens und falscher Illusionen zur Bedingung haben. Nur wer gläubig ist, kann enttäuscht werden, und wohl dem, der von Enttäuschung zu Enttäuschung die Kette seiner Tage sich entlangtasten darf; in den Zwischenräumen lebt er voll Hoffnung, in Sicherheit gewiegt. Mir war nichts mehr von alledem beschieden, kein lebendes Wesen kam fürderhin so weit, mich zu enttäuschen, ich war da, wie aufgestellt, es rechtzeitig zu durchschauen.

Wenige Wochen nach jenem Tage, an dem mir zuerst unter einer scheinbar äußeren gewaltigen Lichteinwirkung dieses Wissen um andere geboren wurde, stand ich jenseits aller Lebensmöglichkeit. Ein öder Zufall, der nicht unerwähnt bleiben kann, obwohl ich nur schweren Herzens einen Menschen belaste, den ich einmal geliebt habe, ist für die Beschleunigung verantwortlich, mit der das schwankende Gebäude meiner Existenz zusammenbrach.

In meiner einsamsten Zeit hatte ich einen Knaben adoptiert, ein zauberhaftes, verwaistes Kind, das die engelhaften Züge meiner frühverstorbenen Schwester trug. Heute ist aus diesem zärtlich verwöhnten Geschöpf, dem ich die sorgloseste Jugend bereiten durfte, ein recht ausgewachsener Taugenichts geworden, und es war mir nicht vergönnt, das Glück, mich darüber zu täuschen, bis ans Ende zu genießen. Meine Hellsichtigkeit ist schuld daran. Ich habe den jungen Menschen gesehen, wie er ist, und mußte meine Unbetrügbarkeit, diese neue fluchwürdige Gabe, an ihm fürchterlich bestätigt finden.

Digitized by Google

Wie oft habe ich mich mit unserem Anwalt, einem rechtlich denkenden, innerlich gleichgültigen Manne, über das Schicksal und den Werdegang des viel im Ausland lebenden jungen Musikers beraten.

Was aber sprang mich heute an aus den vertrauten Zügen des völlig Unvorbereiteten, der gekommen war, um seinen Schützling aus schlimmer Lage zu befreien? Aus welchem Hinterhalt stürzte das Wissen auf mich los? Mein Dämon wollte, daß ich dem alten Bekannten aus der undurchdringlichen Miene einfach ablas, daß er mir etwas verschweige, ja noch mehr, daß er aus Rücksicht für meinen Adoptivsohn auf das Verschweigen einer Tatsache einen ganzen Feldzugsplan gebaut hatte. Ich machte dem Ahnungslosen, von meiner Eingebung Überspielten eine furchtbare Szene, die ihn aus dem Takt brachte, so daß der erstaunte Phlegmatiker mich plötzlich bebend vor Erregung fragte, woher ich denn so vieles wisse, was ich nie und nimmer erfahren hätte sollen? Ich antwortete mit einer durchbohrenden Frage: „Woher stammen die Geldverlegenheiten meines Sohnes?" Da riß dem Entsetzten die Geduld. Er starrte mich an, wie von einer Panik erfaßt. Er wollte fliehen, ich sah ihn zittern und hielt ihn zurück. Meine Hand erstickte schnell einen Hilferuf, den seine verzerrten Lippen formten. „Antworten Sie lieber", befahl ich kalt. Er knickte zusammen. Hastig öffnete er seine Aktentasche, und ein Papierbündel flog auf den Tisch, das ich rasch an mich nahm und durchforschte. Es waren Wechsel, ausgestellt an jenem Tage des so falsch gedeuteten Schusses, und trugen den Vermerk: „Zahlbar am Todestage des Malers Robert Bitelmus." Mein Sohn – der Sohn meiner Wahl – hatte also mit dem Tode des Vaters gerechnet und dabei voll falscher geheuchelter Angst an meinem Bette gesessen.

Mir war, als sei ich nur aufgespart worden, um das zu erleben, und als wäre nun endlich meine Bestimmung erfüllt. Der Überrumpelte griff sich an den Kopf und rief: „Wie konnte ich nur!" Ich wußte, wie durchschaut er sich fühlen mußte von der saugenden Sehkraft, die ich selbst in meinen Blicken fühlte und in deren Netz er sich verstrickt hatte.

„Es sei so", stieß ich hervor. „Sie werden morgen den ganzen Betrag empfangen und die Geldgeber befriedigen können."

Danach gab es keinen Dialog mehr. Karge Wortbrocken kollerten dürftig von bleichen Lippen. Ich hatte das unbezwingbare Verlangen, allein zu sein, und drängte den Fassungslosen zur Tür. Willig floh er. Dann sank ich zusammen.

Digitized by Google

Eine Weile mag ich regungslos dagelegen haben, vollkommen frei von körperlichen Wehgefühlen, aber dennoch zerstört und todeswund. Eine tiefe verzweifelte Sehnsucht nach der überstandenen Zeit meiner Leiden ergreift mich und preßt mir die letzten Tränen aus den fieberheißen Augen.

Mit derselben beängstigenden Klarheit, mit der ich nun verflucht bin, die Menschen und ihr innerstes Denken und Fühlen zu erkennen, erkenne ich zuletzt erst, daß eine unendlich wohlmeinende, gütige Schicksalshand mich von frühester Jugend an zu einem Zustand begnadigt hatte, der mein angeborenes inneres Sehvermögen milderte. O heilige Krankheit, gemordete Hüterin kostbarster Illusionen, du hattest mich dauernd in einem Dämmerzustand, in ein taumeliges Schweben zwischen Helle und Trübung versetzt. Mit mörderisch hochmütiger Geste hatte ich einen Schleier zerrissen, der schmerz- und trostspendend zugleich über meinen Stunden lag.

Atemlos horchend lausche ich in mich hinein, als ob meine verspätete, tiefe Erkenntnis die geopferten Empfindungen noch einmal wiederbringen könnte. Aber verwirkt und vertan ist der heimliche Talisman. Die erste Bewegung, das Schütteln des Kopfes beweisen mir, wie frei von Schmerz und wie rettungslos verloren ich bin. Meine Sehnsucht wächst, und meine Dankgefühle für das Unwiederbringliche schwellen an. Das große Siechtum, die nervenzerstörende Krankheit war die kleinere Qual gewesen. Sie hatte mich wohl behütet und am Leben erhalten. Zu einem Sehnsüchtigen hatte sie mich gemacht, der von Tag zu Tag die Änderung seines Zustandes erwartete und von Hoffnung zu Enttäuschung, aber auch immer wieder von Enttäuschung zu Hoffnung schritt.

Für alle Zeit hoffnungslos gesund lieg ich darnieder, und wie ein eisiger Schauer dringt die neue Klarheit in mich ein, daß keiner weiterleben kann, der mein Schicksal ertragen und meine Erfahrungen gemacht hat.

Nun gibt es nichts mehr, was zwischen mir und dem Aufstieg, der Glücksmöglichkeit, dem schmerzfreien Erkennen des Daseins steht, und nichts mehr wegzuräumen, als mich selbst.

Begreifst du, unbekannter Leser, daß ich dem Abend verfallen bin, der sich herabsenkt, daß ich mich unfähig fühle, die Lasten eines neuen Tages zu tragen, dem Vorwand dankbar, endlich meinen allnächtlichen Stimmen zu entfliehen? Sein eigenes Schicksal erkennen und leben, wer vermag das? Sonderbar und einmalig mochte wohl meines sein. Was könnte es über seine Erfüllung hinaus noch geben an Versöhnung und Harmonie?

Digitized by Google

Ich bette mich zu köstlichem Schlummer. Der kalte Lauf erinnert mich an die stärkste Stunde meiner Mannesjahre, er mag schnell den letzten Augenblick gewähren. Selige Gefährtin aus den Tagen des Leidglücks, ich rufe dich an: nun segne mich, geliebter Schatten, bevor ich dein Reich betrete . . .

SIGMUND FREUD

ZU SEINEM 70. GEBURTSTAGE AM 6. MAI 1926

von

FRITZ WITTELS

Freud wäre ein großer Beweger geworden, auch wenn er nicht Medizin studiert hätte. Die schöpferische Gewaltsamkeit seines Wesens, seine Ahnungskraft wären auf jedem Gebiete menschlichen Wirkens zur Geltung gekommen. Gleichwohl lag schon in der Fakultät, die der junge Freud halb widerwillig wählte, ein Stück seiner Sendung. Das neunzehnte Jahrhundert war ein eminent naturwissenschaftliches. Schon Schopenhauer beklagte sich über die metaphysische Bedürfnislosigkeit seiner Zeit. Anatomie, Physiologie von Gesunden und Kranken feierten Triumphe. Virchow und Rokitansky, Helmholtz, Liebig, Kekule, Lister, Pasteur, Koch gaben dem Naturforscher Instrumente und Methoden in die Hand, die einen Tatsachenrausch erzeugten, ein Übergewicht des Greifbaren über das Begriffliche, welches zwei Generationen seinen Stempel aufdrückte. Darwin wurde in diese Gesellschaft nur einbezogen, weil seine Theorie irrtümlich für bewiesene Tatsache genommen wurde, und dieser Irrtum unterlief, weil die Entgötterung des Lebendigen durchaus in den Rausch der Nüchternheit paßte, dem man sich hingab. Lamettries „L'homme machine" schien eine Auferstehung zu feiern. Duboys-Reymonds höchst würdevolles Ignorabimus wurde verhöhnt, Kräfte der Seele wurden geleugnet, und diese selbst sank zu einem bloßen Sammelbegriff herab, dem jede Entität abgesprochen wurde.

Den volkstümlichen Höhepunkt – man könnte mit demselben Recht sagen: den Tiefpunkt – dieser Richtung bedeuteten Ernst Haeckels „Welträtsel" (1899). Dieser sonnenäugige Naturforscher war vollkommen

Digitized by Google

blind dafür, daß er nur Verwirrung anrichtete, wenn er zwei Welten, die sich offenbar nicht vermischen lassen, wie Leib und Seele, in eine homogene Masse zu gießen unternahm. Sein Idealismus auf materialistischer Grundlage ist ganz willkürlich und wurde von geschulten Denkern ebenso abgelehnt, wie andere Naturforscher Darwins natürliche Zuchtwahl schon damals anzweifelten und später vollkommen überwanden. Darwins Hauptgedanke, der ja schon vor ihm ausgesprochen worden war: die Entwicklung des Lebendigen, der Aufstieg der Arten aus einzelligen und niederen zu immer höheren, blieb bestehen; aber die Automatisierung der lebendigen Natur ist den Naturforschern des neunzehnten Jahrhunderts ebensowenig gelungen wie den französischen Aufklärern des achtzehnten. Der Einbruch der Naturforscher in die Metaphysik war mißglückt, und sie zogen sich zu ihren Mikroskopen, in ihre chemischen und physikalischen Laboratorien zurück.

Konnte man den Geist – im einzelnen und im Weltall – nicht aus der Materie erklären, so vermochten die neuen Idealisten ihrerseits ebensowenig ihren Lieblingsgedanken zu beweisen, daß es der Geist sei, der sich den Körper baue. Das Leib-Seele-Problem verzehrt alljährlich Ströme von Tinte, und unverdrossene Wirrköpfe veranstalten immer wieder Expeditionen, um den Punkt zu erklimmen, an dem die Materie mit dem Geistigen zusammenstößt, weil sie wähnen, sie könnten ihn erobern, wie man den Mount Everest erobert. Neben diesen zu ewiger Erfolglosigkeit verurteilten Versuchen laufen glücklichere, welche die Wechselwirkungen studieren, die zwischen seelischen und körperlichen Erscheinungen beobachtet werden können. Wir wissen nichts über das letzte Wesen von Materie und Geist. Wir werden niemals wissen, ob der Geist eine Funktion der Materie oder umgekehrt die Materie eine Funktion des Geistes ist. Es ist aber möglich, im Geistigen Bezirke und Wirkungsfelder gegeneinander abzugrenzen, und der wissenschaftliche Fortschritt hängt durchaus an dem, daß wir die Selbständigkeit des Geistigen gegenüber dem Körperlichen anerkennen, das heißt, daß wir den Anatomen und den Physiologen vorläufig ausschließen, wenn von der Struktur der Seele die Rede ist. Zwischen den Ansprüchen der Philosophen und denen der Gehirnanatomen und beide zurückweisend entwickelt sich die neuere Psychologie, deren größter lebender Vertreter der Nervenarzt Sigmund Freud ist.

Digitized by Google

Freud wird heute von seinen Anhängern – er selbst lehnt solche Ansprüche ab – als Begründer einer neuen Weltanschauung gefeiert, und sie glauben, daß seine Forschungen eine gesellschaftliche Umwälzung vorbereiten. Um so eigenartiger ist es, daß dieser Forscher von Nervenkrankheiten ausging, die bis auf den heutigen Tag von der Schulmedizin am niedrigsten eingeschätzt werden. Hysterie und Simulation sind für den praktischen Arzt noch immer fast gleichbedeutende Begriffe. Eingebildete Kranke nennt man sie und läßt sie für den Spott nicht sorgen. Nicht nur mit ihrem Leiden, sondern auch mit dem Vorwurf der Unehrlichkeit sind sie belastet. 1886 kam Freud nach Paris und lernte bei Charcot und später bei Bernheim in Nancy, daß rein geistige Mächte (etwa ein Befehl in Hypnose) körperliche Erscheinungen wie Lähmungen des Armes, vorübergehende Blindheit, sogar Blasenbildungen der Haut und allerlei Schwellungen hervorrufen können. Der kausale Zusammenhang zwischen geistigen und körperlichen Veränderungen ließ sich nachweisen. Da die aus der Hypnose erweckten Kranken von den Befehlen nichts erinnerten, so daß man nur aus der Wirkung des Befehles schließen konnte, daß er noch irgendwo drinnen stecken müsse, war bewiesen, daß ein Stück des Seelenlebens dem Bewußtsein entzogen ist. Durch diese Entdeckung wurden die Nervösen ehrlich, und sie sollten Charcot dafür ein Denkmal setzen. Es war keine Schande mehr, nervös zu sein, und es war auch ehrgeizigen Ärzten erlaubt, sich mit diesen vordem verachteten Krankheitserscheinungen zu beschäftigen. Für die Existenz eines Unbewußten in der Seele hatten die Franzosen schon damals noch andere Beweise zusammengetragen, und während Wundt in Deutschland fortfuhr, das Bewußtsein für das wesentliche Attribut des Seelischen zu halten und „unbewußtes Seelenleben" ihm einen Widerspruch in sich selbst bedeutete, bauten die medizinischen Psychologen in Frankreich – ihr Altmeister ist heute Pierre Janet – schon vor Freud und gleichzeitig mit ihm ihren Begriff des Unbewußten aus, indem sie an den Erscheinungen der Zerstreutheit, des Zerfalls der Persönlichkeit, des Somnambulismus, okkulter Phänomene usw. zeigen konnten, daß man ohne die Einführung einer unbewußten Instanz in der Psychologie nicht auskommen könne.

In dem Worte Instanz liegt aber schon der Übergang von den vorsichtig beschreibenden Forschungen der Franzosen zu dem, was Freud daraus gemacht hat. Im Worte Instanz liegt der Begriff des Wirkens. Man wendet sich an sie, sie trifft Entscheidungen und besitzt ein bestimmtes Ausmaß

Digitized by Google

von Macht, um ihre Entscheidungen durchzusetzen. Kräfte wirken aus dem Unbewußten ins Bewußte und aus dem Bewußten ins Unbewußte. Unangenehme Vorstellungen, ungenehme Triebe werden verdrängt. Eine Instanz der Zensur zwischen Bewußt und Unbewußt leistet Widerstand gegen das Hinausgedrängte, das wieder auftauchen will. Das verdrängte Material scheint eine geheime Anziehungskraft zu besitzen, um ihm Ähnliches an sich zu reißen, daß es unbewußt werde gleich ihm. Das Unbewußte besitzt Möglichkeiten, sich gegen den Willen der Zensur auf Umwegen ins Bewußtsein zu schleichen, tritt entstellt auf, oft in das Gegenteil seiner ursprünglichen Bedeutung verkehrt, und das Bewußtsein, bisher der Tummelplatz alles Göttlichen im Menschen, der Stolz der Schöpfung, sieht sich mit einem Male entthront, nicht mehr bedeutend als den trüben Spiegel, durch den uns die brausende Fabrik des Unbewußten in Erscheinung tritt.

Alles Triebhafte stammt aus unbewußten Tiefen, und alles Seelische ist triebhaft. Freud hat in die Psychologie das Kräftespiel wieder eingeführt, nachdem die Lebensarbeit der Psychologen vor ihm darin bestanden hatte, diese volkstümliche Anschauung aus der wissenschaftlichen Psychologie hinauszuweisen. Vorstellungen können nach Freud nur in Erscheinung treten, wenn sie triebhaft besetzt sind. Das Bewußtsein hat zwar die Angst zur Verfügung, um Vorstellungen zu signalisieren, die ihm gefährlich erscheinen, es ist aber hilflos eingeklemmt zwischen zwei übermächtigen Gewalten des Unbewußten: dem Trieb-Ich und dem Ideal-Ich, die mit ihm schalten.

Um dieser Entdeckung willen: Bewußtsein nur der Schaum auf dem Ozean, nur der abhängige Planet, der um die Urgewalt der Sonne kreist, wird Freud manchmal Kopernikus der Psychologie genannt. Die zünftigen Psychologen haben ihn immer mit einer Art Entsetzen abgelehnt. Sie zitieren ihn fast auf jeder Seite ihrer Bücher, aber sie sagen, daß seine Lehre erkenntnistheoretisch einen Rückschritt bis ins Mythische bedeute. Freud hat alle Laboratorien der experimentellen Psychologie demoliert, in denen man mühselige Kleinversuche betrieb, alle Seminare, in denen man sich um die Klarstellung der schwierigen Grundbegriffe bemühte wie Trieb, Gefühl, Empfindung und Vorstellung. Er tat, als wären alle diese Begriffe klar, ein Trieb sei das, was treibt, Gefühl sei, was man fühlt, mit einem Worte, er begnügte sich mit dem, was die Weisheit des Volkes in die sprachlichen Ausdrücke gelegt hatte, und operierte mit

Digitized by Google

diesen Begriffen, die im Grunde kein menschlicher Verstand versteht, als ob sie sich von selbst verstünden. So brachte er Figur und Farbe in das langweilige Grau. Als er sein Werk begann, herrschte die naturalistische Philosophie (Nietzsche, Ernst Mach), deren kühnste Tat die Leugnung des Ichs war. Das Ich sei, sagte Nietzsche, nur eine Verführung von seiten der Grammatik. In der wissenschaftlichen Psychologie kam das Ich, nämlich die Persönlichkeit des Menschen, überhaupt kaum mehr vor. Man überließ das Studium der Persönlichkeit den Dichtern, da man auf Grund der wissenschaftlichen Erkenntnis keine Möglichkeit besaß, die Persönlichkeit einwandfrei zu erfassen und zu bearbeiten. Unter diesen Dichtern waren Stendhal und Dostojewski, von denen man gesagt hat, sie seien die Lehrer Nietzsches gewesen. Dieser selbst, obgleich naturalistischer Philosoph, war doch genügend Seher außerdem, um inkonsequent zu sein und mit prachtvollen Genieblitzen in das Unbewußte des Menschen hineinzuleuchten, das später von Freud systematisch erforscht wurde.

Henri Bergson in Frankreich und die Phänomenologen in Deutschland sind ihrerseits zu einer wissenschaftlichen Erfassung der Persönlichkeit gelangt. Es gibt aber kaum einen größeren Gegensatz, als den zwischen Bergsons optimistischer Lehre und dem tief mißtrauischen Freud. Bergson schwimmt fröhlich im Strome des Ichs. Er erkennt es intuitiv und rät, dieser intuitiven Evidenz ohne Bedenken zu vertrauen. Freud mikroskopiert die Äußerungen des Ichs und rät zu äußerster Vorsicht. Es ist alles anders, als es scheint. Die überzärtliche Gattin haßt ihren Gatten. Der scheinbar edle Wohltäter ist ein Sadist. Der wahre Trieb wird unterdrückt, und indem er unentwegt an die Schwelle des Bewußtseins klopft, wird er durch Ausübung des Gegenteiles in Schach gehalten. Die peinliche Sauberkeit und Pünktlichkeit des Mustermenschen geht auf beinahe übermächtige Schmutztriebe zurück. Das Sinnhafte muß erst in seine sinnlosen Bestandteile zerlegt werden, um seinen wahren Sinn zu offenbaren. Das scheinbar Sinnlose, wie der Traum, verbirgt den tiefsten Sinn. Mißtraut der oberflächlichen Ansicht! Es ist alles ganz anders, es ist alles ganz anders, um die bekannten Eingangsworte der Weisheit Salomonis zu variieren. Freud war lange Zeit Vertreter der Ansicht, daß der Mensch in seinem unbewußten Triebleben viel schlechter sei, als er von sich glaubt. Spät erst hat er die Formel dahin abgeändert, daß man auch viel besser sei, als man von sich glaubt (Trieb-Ich und Ideal-Ich). Mancher Satanist ist ein heimlicher Christus. Auch muß die Ansicht, alles sei anders, als es

Digitized by Google

sich oberflächlich zeigt, dahin ergänzt werden: es ist immer gleichzeitig so und anders. Man liebt und haßt zugleich, man will und man will nicht, man fürchtet, was man erhofft. Alle Erscheinungen des Seelenlebens sind bipolar oder, wie Freud mit einem Ausdruck Bleulers selbst es nennt: sind ambivalent.

Freud hat als Arzt begonnen und ist es bis heute geblieben. Die Psychoanalyse ist ein mächtiges Werkzeug zur Heilung des „nervösen" Kranken. Wie man mit Röntgenstrahlen zugleich durchleuchtet und auch heilt, so kann man in der Seelenkammer Ordnung machen, wenn man im finsteren Gerümpel Licht andreht. Man fällt dann nicht mehr über Möbel, die umherliegen. Man sieht Türen und Fenster, sieht auch die Wände, die man nicht durchbrechen kann. Könnte man alle Winkel erleuchten, alle Zusammenhänge überblicken, die weit über unsere Einzelorganisation hinaus in die ererbte Vergangenheit reichen, die unser Schicksal vielleicht an kosmische Kräfte knüpfen, wir wären Göttern ebenbürtig. Freud hat eine Pforte ins Unbewußte geöffnet und Wege beschrieben, die zur Unterwelt führen. Seine Sendung war ein Einbruch der rationalen Wissenschaft in das, was bis dahin für irrational und für unseelisch galt. Er hat mit ebenso kühnen als genialen Vermutungen noch ein Stück weiter flackerig erhellt, was völlig dunkel schien. Auch hat er eine Schule gegründet, die mit seinen Bohrmaschinen weiter gräbt. Trotzdem sieht es manchmal so aus, als wäre man bei Diamantfels angelangt, der auch mit Freuds Instrumenten unangreifbar bleibt. Er selbst, der anschaulichen Bilder voll, hat vor vielen Jahren einmal zu uns gesagt: „Wenn einer von Wien nach Paris reisen will, und ich öffne ihm die Tür ins Nebenzimmer, das nach Westen liegt: wird er dem Ziele seiner Reise dann erheblich näherkommen? Ungefähr so weit sind wir in das Unbewußte vorgedrungen."

Diese Einschränkung vorausgeschickt, sei auf die prachtvollen und blühend-lebendigen Bilder hingelenkt, die der Psychoanalytiker in seinem Studio erblickt. Vor Freud waren sie das Vorrecht des Dichters, und ganz ohne künstlerische Kraft geht es auch heute in dieser Wissenschaft nicht vorwärts. Es ist nicht geraten, dem Laien, der sich nicht selbst mit Psychoanalyse beschäftigt hat, Freuds Entdeckungen im einzelnen vorzutragen. Sie wirken zum Teil anstößig und über das hinaus so unwahrscheinlich, daß man nur Kopfschütteln beim gesunden Menschenverstand und Empörung bei der guten Sitte hervorruft. Langsam brechen sich

Digitized by Google

Freuds Hauptwahrheiten Eingang in das Wissen der Zeit. Vieles wird nur in entstellter Form angenommen, die ihm von geschickten Profiteuren zuteil wurde. Freuds mutigste Entdeckung ist die Sonderstellung, welche die Sexualität im Seelenleben des Menschen einnimmt. Es gibt keinen nervösen Menschen, dessen psychisches Sexualleben in Ordnung wäre, und gerade sexuelle Vorstellungen und Triebe sind es, die besonders häufig der Verdrängung anheimfallen. Das Transzendente der Sexualität ist auch weiter nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß der Geschlechtstrieb die Erhaltung der unsterblichen Art überwacht. Die Kultur fordert gerade von ihm schwere Opfer. Alfred Adler, ein Schüler Freuds, hat diese für alle Mucker höchst ärgerliche Entdeckung überwunden, indem er den sexuellen Trakt für ein den anderen Systemen Gleichwertiges erklärte. Es sei ein Irrtum Freuds, die Sexualität für wichtiger zu halten als den Darmtrakt, den Harnapparat oder das Gefäßsystem. Im Psychischen unterscheidet Adler den gesellschaftlichen, den beruflichen und den sexuellen Kreis als gleich wichtig. So hat er eine moralische Psychologie geschaffen, die von jedem Ministerium für Kultus und Unterricht der „reiferen Jugend" empfohlen werden kann.

Indessen hat Freud eine Tatsache entdeckt, die noch viel anstößiger ist. Das Geschlechtsleben des Menschen beginnt nicht erst im Jünglingsalter, sondern schon viel früher. Der Ansatz ist zweizeitig, indem sehr deutliche Zeichen eines Sexuallebens schon vor dem fünften Lebensjahre auftreten, die später wieder verschwinden, um nach mehrjähriger Latenz in der Pubertätszeit neuerdings und verändert zum Vorschein zu kommen. Die Sexualität der Vorzeit erliegt den energischen Verboten der Erziehung, und diese Verbote nisten sich unter ungünstigen Verhältnissen so tief in das unbewußte Seelenleben des Menschen, daß auch die zeitgerechte Sexualität und mit ihr Leistungsfähigkeit und Nervengesundheit dauernd in Not geraten. Die Psychoanalyse kann da Wandel zum Besseren schaffen, indem sie Verbote aus dem Unbewußten aufdeckt, die, längst sinnlos geworden, nur deshalb wirksam bleiben, weil die zersetzende Arbeit von Zeit, Logik, veränderter Stellung der Welt in den blinden Abgrund des Unbewußten nicht erreichen.

Auch diese Eigenschaft des Unbewußten ist nämlich der Psychoanalyse aufgefallen: logische Gesetze haben dort keine Geltung. Alles Erlebte wird zeitlos aufbewahrt, die Toten sind dort lebendig, Ursache und Wirkung sind aufgehoben, die eigene Vergangenheit wird zur Gegenwart und die

Digitized by Google

Konzeption des psychoanalytischen Unbewußten gleicht dem, was in Faust II „Die Mütter" genannt wird. Das möge niemandem mystisch klingen. Es will als Tatsache der Beobachtung aufgefaßt werden. Das Unbewußte hat seine eigene Sprache, die durch Freuds Traumdeutung der Wissenschaft verständlich geworden ist. Sie gleicht der Bilderschrift Ägyptens, die Begriffe in Bildern darstellt. Es scheint, daß der Traum eine archaische Ausdrucksweise benützt, die von den Menschen schon vor Äonen zugunsten der überlegenen Begriffssprache verlassen worden ist. Den Satz: „Ich bin durstig", drückt der Traum durch eine Figur aus, die eine große Menge Wasser trinkt. Wenn wir uns der übertragenen Bedeutung als Redensart erinnern: lebensdurstig etwa, oder rachedurstig, dann sehen wir, daß auch die gerichtete Sprache von figürlicher Symbolik keineswegs frei ist. Freuds Traumsymbolik ist viel umstritten. Daß sie für die Psychologie eine Großtat bedeutet, ist gewiß.

Freuds Neurosenlehre und seine Libidotheorie lassen sich nicht in Kürze darstellen. Auch hat kein Schüler Freuds nur annähernd die Darstellungskraft des Meisters erreicht. Er ist der beste Schriftsteller in seiner Gruppe. Wozu schwächer noch einmal sagen, was formvollendet von ihm selbst gesagt ist? Seine gesammelten Werke liegen in einer prachtvollen vielbändigen Ausgabe vor. Wo man sie aufschlägt, ist sie interessant. Wiederholt hat Freud seine Lehre auch populär auseinandergesetzt. Vor drei Jahren hat der Schreiber dieses versucht, ein Gesamtbild der Persönlichkeit Freuds zu entwerfen.

Man hat verschiedentlich hervorgehoben, daß neben dem Arzte, neben dem Psychologen der Seher mit seinem Blick in die Tiefen des Menschen das eigentliche Wesen Freuds ausmache. Auf diesem Boden berührt er sich manchmal mit Nietzsche. Die Deutbarkeit des Traumes hat Nietzsche vorausgeahnt. Beide haben ein Gesetz von der ewigen Wiederkehr des Gleichen formuliert. Freud fordert für jedes Leben einen Rhythmus. Das früh Erlebte, im Unbewußten Aufbewahrte zieht aus der Fülle des Geschehens immer wieder das an, was ihm verwandt ist. Manche Menschen erleben immer wieder Undank, andere werden selber immer wieder zum Verräter. Manchen gelingen höchst gefährliche Wagnisse: sie haben Glück. Andere gehen immer wieder zugrunde. Wer Nietzsches Gesetz aus seinem Zarathustra kennt (III. Vom Gesicht und Rätsel, 2), der sieht wohl, daß die Ähnlichkeit mit Freuds Gesetze nur äußerlich ist. Denn Freud ist kein Philosoph und will auch keiner sein. Inwiefern Meta-

Digitized by Google

physik und Mystik gegen seinen Willen in seine Leistung eingedrungen sind, wird die Zukunft entscheiden.

Auch das Wort Sublimierung, das von Nietzsche geprägt wurde, ist durch Freud populär geworden. Es findet sich in der „Genealogie der Moral", jenem Werke, von dem man unbedingt behaupten würde, daß es von Freud beeinflußt sei, wenn es nicht vor Freud entstanden wäre. Denn die Erklärung der Moral aus dem Ressentiment ist durchaus psychoanalytisch. Aber Freud versteht unter Sublimierung weit mehr als Nietzsche. Von der Urkraft des Eros ausgehend, erkennt Freud ein Abweichen von dem Fatum der Fortpflanzung nach oben und nach unten. Nach unten führt es von der heterosexuellen Objektliebe weg in Krankheit und Perversion, nach oben über Kultur und Phantasie bis in den Himmel. Fast alle Übereinstimmungen zwischen Freud und Nietzsche, von denen manchmal hämisch gesprochen wird, als wären sie Anleihen, sind innerlich durchaus verschieden. Wie denn überhaupt von allen Einwendungen gegen Freud der Vorwurf mangelnder Originalität der dümmste ist.

Freud hat im Zenit seines Lebens außer dem Studium des Nervösen seine Bestätigungen auch von der Anthropologie, dem Mythus, dem Märchen, den religiösen Riten, der bildenden Kunst und der Dichtung bezogen. Zum Dank für diese Hilfe hat er auf zahlreiche Forschungsrichtungen befruchtend gewirkt. Am stärksten ist sein Einfluß in der Dichtung unserer Zeit zu merken. Seitdem er die Bedeutung des Vaters und der Familie überhaupt gezeigt, auf den im Dunkel schleichenden Inzest, auf das Unheimliche überhaupt hingewiesen hat, das in der Erkenntnis liegt, wir seien den Trieben des Unbewußten rettungslos ausgeliefert, kann man nicht mehr so dichten, wie früher. Die Tiefenpsychologie Freuds wird Tiefendichtung schaffen. Man würde sich zu sagen getrauen, daß Marcel Proust ohne Freuds Arbeit undenkbar wäre, wenn man nicht in der Erscheinung des Dichters Maeterlinck, die doch wohl völlig unabhängig von Freud ist, fühlen müßte, daß unerklärbare Zusammenhänge bestehen, die in weit voneinander entfernten Köpfen ähnliche Gedanken zur Reife bringen, wenn die Zeit gekommen ist. Das Unheimliche und Schicksalhafte bei Maeterlinck ist eine Ahnung dessen, was durch Freud klar geworden ist. Soll man den Dadaismus, den Expressionismus nennen? Der Zusammenhang mit der Lehre Freuds ist klar: diese beiden bedeuteten den negativen Ausschlag, Versuche einer Zertrümmerung der alten Kunst. Es scheint, daß die Dichter von heute den erschütternden Schlägen der

Digitized by Google

Psychologie Freuds noch zu nahe stehen, um frei schaffen zu können. Ihre Werke – wenn ein berühmter Vergleich gestattet ist – riechen nach dem Öl, bei dessen Lichte sie Freuds Werke gelesen haben. Sie müssen Freud überwinden, um ihn zu besitzen, und das ist dieser Generation gewiß nicht leicht. Ausschalten können sie ihn nicht.

Außer der deutschen Nation, die mit Freud bis heute nicht viel anfangen kann, haben sich die Franzosen am längsten gegen ihn gewehrt. Er war schon lange über die ganze angelsächsische Welt gekommen, in Sidney und Kalkutta wurde Psychoanalyse gelehrt wie in Kalifornien und Kapstadt, als man in lateinischen Ländern noch immer wähnte, die Entdeckungen des Wiener Gelehrten hätten für französische Gehirne keine Geltung. Wie man vor zwanzig Jahren sagte, Freuds Mechanismen bestünden nur in den lasterhaften Bezirken Wiens, so sprachen die Franzosen umgekehrt von germanischer Nebelhaftigkeit und protestantischer Askese, die für sie nicht gelte. Das ist in der allerletzten Zeit auch in Paris ganz anders geworden. Mit feierlichem Schritte, der ihm eigen, hat Freud seinen Einzug in die französische Geistigkeit gehalten.

Er ist siebzig Jahre alt. Aber er steht nicht am Ende, sondern am Anfang seiner Wirksamkeit. Kein Zweig der menschlichen Beziehungen zueinander kann so bleiben, wie er jetzt ist, wenn Freud recht behält. Das Strafrecht muß geändert werden. Die Erziehung unserer Kinder fordert Reform vom Grund auf. Die Ehe wird von ihm lernen müssen. Selbst der Sozialismus und seine Zukunftshoffnung auf bessere Menschen wird einer Revision unterzogen werden. Freud selbst ist Praktiker nur als Arzt, sonst Theoretiker und kein Reformer. Er ist von tiefem Pessimismus erfüllt, was die Zukunft und den Aufstieg der Menschheit anbelangt. Er sieht das unerschöpfliche Reservoir der egoistischen Triebe und hat nirgends etwas gesehen von dem gepriesenen Gemeinschaftsgefühl, das uns retten soll. Es existiert nur bei einigen wenigen und auch bei diesen nicht originär, sondern infolge günstiger Verhältnisse durch Sublimierung entstanden. Das Ideal-Ich kann sich an Gewalt und Ursprünglichkeit dem Trieb-Ich nicht vergleichen. Und selbst vom Ideal-Ich bis zum Gemeinschaftsgefühl ist noch ein weiter Weg. Man kann das Gemeinschaftsgefühl züchten wie einen edeln Keim, aber die Stürme des Narzißmus werden es immer wieder wegfegen. Die Menschen werden nicht besser und können nicht besser werden. Ihre Natur ist bestialisch. Alle Hoffnung liegt darin, daß die gesellschaftlichen Einrichtungen der Menschen besser werden. Sie

Digitized by Google

schützen sich durch ihre Einrichtungen gegen sich selber. Die Psychoanalyse ist so eine Einrichtung. Wie aber die unbestreitbare Tatsache zustande kommt, daß Einrichtungen der Menschen: Gesetze, Fürsorge, Religion und Schule gut sind, obgleich das originäre Gemeinschaftsgefühl fehlt, das ist eine metaphysische Frage, die zu beantworten der Naturforscher Freud nicht unternimmt.

VERONESISCHES TAGEBUCH

von

WILHELM HAUSENSTEIN

Widmung an M. H.

Ich zähle nicht mehr, wie oft ich vor San Zeno gestanden und durch dies Tor der Tore gegangen bin; aber die Originalität der Erscheinung wird nicht nur nie schwächer, sondern von Mal zu Mal stärker – ich meine: den Beginn des Beginns, das Erstmalige. Ich spüre die Ursache, und sie spannt sich wie ein Gesetz durch den Zwischenraum: je hoffnungsloser das Späte meines Zeitalters sich fortsetzt, je mehr ich selbst in diesem Zustand alt werde, der mit der organisierenden Geschäftigkeit des Leeren zu einem faden Ende sich hinabspielt und nur noch die gähnende Unendlichkeit der Langenweile kennt, desto mehr entrückt das sogenannte Historische, das angeblich Alte, ja Antike in die Primitivität des Anfänglichen, das aber mehr besitzt als Zukunft, nämlich schon die ungeheuerliche Energie eigener Gegenwart und schon die abschließende Macht des Endgültigen. Alle Perspektive möglicher Entwicklung von hier aus, über dies hinweg wird Aberwitz. Hier ist ein Anfang – und die Kraft seines Daseins greift allem Unfug der Entwicklung vor. Dort hätte die Welt stehn bleiben müssen. Sie hätte sollen stehn bleiben, wie San Zeno stehn bleibt. Ich glaube, daß dies die Kunst und die Natur der veronesischen Kirche ist: daß sie stehn bleibt. Sie ist die wunderbare Einheit von Entstehung, uranfänglicher Entstehung, und dauerndem, ja ausschließlichem Bestand. Ich selbst – ich stehe nur wie eine schwankende, wie eine lächerlich nervöse Nachahmung solchen Standes. Wer ist alt? Ich schaue an die Fassade hin. Der Marmor der Skulpturen um die Tür

Digitized by Google

hat die rosige Farbe angerauchten Meerschaums und das abgesetzte Gelb alten Bernsteins. Man würde die Patina der Geschichte konstatieren können; man könnte finden, San Zeno stehe müde; dürfte ich morgen früh, zwischen träg tropfendem Novemberregen und rötlich, gelblich sinkenden Blättern bloß ein schwarzer Schatten, noch einmal auf diesem weiten und melancholisch bestimmten Platz als ein „Lebendiger" geistern, so würde ich mich nicht wundern, wenn San Zeno wie durch den Zauber eines Traums vom Erdboden verschwunden wäre. Eines Traums ... der die Hinfälligkeit des Wirklichen geheimnisvoll spiegelt, als wäre er die bewirkende Kraft. Eines Traums, der aber auch vermag, das Unbegreifliche, ja das Tatsächliche, das Wirkliche aufzurichten. Wie aus dem Traum und also gewisser als nur aus bewußten Händen der Menschen ist die verschwundene Kirche wieder auferstanden, und siehe: sie verweilt. Ja so sehr verweilt sie, wie man in der Zeit gar nicht verweilen kann. So kann ein Ding allein im Traum verweilen, dessen Sekunden Ewigkeiten sind, denn so kann ein Ding nur im Traum gegründet sein, ob es auch als das einfachste Werk der wachsten Überlegung dasteht. Und es wäre schon wunderbar genug, wenn wir aussprechen müßten: vor tausend Jahren haben Menschen mit nüchternem Bedacht ihrem Heiligen ein festes Haus gebaut – ein rechtwinkliges Haus, das nichts will als groß und sicher sein; dies Haus steht aber heute da, als könne es nur durch den Traum entstanden sein, auf einmal, a priori fertig; als werde es auch nur durch den Traum vergehen können. Wieder und wieder versuche ich, dies steinerne Dasein mit der Zeit zu messen; ich versuche, diesen Bestand mit dem Namen einer Epoche auszudrücken. „Romanisch"? Dies ist nichts. Wo ein Anbeginn aller Zukunft so vorgreift, da schrumpft die Zeit, oder sie wird ein Gleichnis der Ewigkeit – und dies ist wohl eins, dasselbe. Ich will diese Gegenwart messen: ein Jahrtausend ist zu wenig; der Bruchteil einer Sekunde ist zu viel. Nur der Traum ist das Maß und in ihm die Ahnung des Jenseitigen. Ich begreife: das Integrale hat kein Zeitmaß; nur Varianten sind nach Jahren zu messen. Diese Kirche steht nicht in der Folge der Stile, mit denen die Geschichtschreiber ein großes Wesen machen. Hier ist nicht das romanische Phänomen, dem das gotische, das humanistische, das barocke folgen wird. Hier ist die Integration der Baukunst. Hier ist das Transzendentale selbst, als Stein. Hier ist das reine Thema im unbeweglichen Stande der Absolution. Was habe ich zu wesentlicher Wahrheit beigesteuert, wenn ich mir eingestehe, hier habe

Digitized by Google

Dekadenz der späten Antike mit der Roheit der Barbaren einen Vergleich geschlossen? Was sage ich, wenn ich gestehe, daß es dazu eines „Moments" bedurfte, der im Ablauf der Entwicklung seinen Zeitort kennt? Was habe ich gesagt, wenn ich erkenne: hier ist Italien? Alles ist richtig – und nichts betrifft das Wesen. Die Zeiten! Das Beste, was sie vermögen, ist dies: daß sie sich Lügen strafen, indem sie Dinge, die gewissermaßen in ihnen – den Zeiten – entstanden sind, aus allen epochalen Grenzen entlassen, so daß die schönen Dinge, die wahren, guten, außerhalb der Zeiten stehn bleiben: Denkmale einer metaphysischen Aktualität und jegliches aus tausend Steinen gefügte gleichsam ein einziger Stein.

Wir standen vor den Bronzen der Tür. Wir suchten Feld um Feld nach den Geschehnissen ab, die dargestellt sind. Wie war es selbstverständlich, daß es darauf ankam! Wie war es unmöglich, jenes Hinsehen auf das Formale der Erscheinungen zu betreiben – jenes Hinsehen, das eine sublime Strapaze der Nerven, ein schneidender Genuß, eine angreifende Begeisterung ist! Jenes Hinsehen, das mit dem Wie verkehrt, als wäre es das Was! Szene um Szene, Figur um Figur wurde gelesen wie ein Text, angesehen wie der gröbliche Inhalt eines Ereignisses auf der Straße. Ein Mann lief in die Kirche; die Bronzen waren nicht weniger gegenständlich als er; sie glichen den Kindern, die am Kirchplatz spielten. Dennoch wurden Auge und Empfindung abgezogen. Was war es denn, das gesehen wurde? Das Abendmahl? Die Arche? Das Paradies? Die Passion? Eva vor einem Pflug, den Adam richtet? O nein. Denn hinter solchem Gegenständlichen oder vor ihm war noch eine dringendere und sachlichere Schaubarkeit: die Energie. Priapus wäre im Vergleich mit ihr eine mythologische Allegorie. Die Starre und Geschmeidigkeit des Zeugens ist hier über alle Maßen objektiv und gegenwärtig: nicht plötzlich, unberechenbar, anzüglich, sondern breit und offenkundig, naiv und frisch wie die tatsächliche Natur und wie Natur unwiderlegbar, wie sie gefährlich, pausenlos wie sie. Hier hat Kunst die Unabwendbarkeit eines geilen Triebs, der aber die Überlegenheit der Konzentration besitzt. Der Anblick macht zittern und er macht stark; wie das Naturgesetz macht er beklommen und frei. Aber er tut noch mehr: denn wenn er die Männer reizt, an alle Frauen zu denken, wenn er die Vision unzähliger Barbarinnen herauftreibt, die unser nachgeborener Tag nie gekannt hat, so spannt er den schießenden Instinkt auch in den Rahmen einer unverrückbaren Ord-

Digitized by Google

nung, drängt ihn wie den ins Relief Gebannten in eine bestimmte Verfassung, errichtet den Menschen in ihr zu seinen ursprünglichsten Kräften und macht, daß jeder nur eine einzige Frau lieben kann ... Es gab bei den Negern von Benin bronzene Werke, die vollkommener sind, wenn die nähere Ausbildung eines Werkes das Maß gibt. Allein nie und nirgends, bei keinem Barbaren und bei keinem Klassiker sah ich diesen alles ausdrückenden Realismus in der Darstellung der ursprünglichsten Energien des Lebens. Es fehlt den ehernen Puppen der Türe von San Zeno an der analytischen Organisation der Gestalt, obwohl sie erschreckend nah und intim sind. Der Druck der Energie, den ihnen der Bildner gab oder ansah, die Wirklichkeit der drastischen Gebärden, deren jede ein zeugender Drang in den strotzenden Schoß der Mütterlichkeit eines protoplastischen Daseins ward, ist unerhört vorher und nachher. Lauter Genicke, die nur härter würden, je heftiger die Wut der Beile in sie führe. Ein Heiliger geht ohne Kopf spazieren. Das macht: er ist stärker als das Schwert; die Heiligkeit ist wunderbar, weil sie, wiewohl allein, eine gleichsam physische Übermacht über die Natur besitzt.

Wir treten ein, und das Herrlichste, das wir einander gestehen können, ist dies: daß unsre Kirche Wände hat. Was wären niedergehende Fenster statt dieser bogigen Luken! Sie sind um so schöner, je weniger sie den hohen und breiten Stand der Wand versehren. Häuser von heute: Löcher, Schachteln, Fach und Fach; Wände sind nicht dichte Verbindungen, sondern undichte Scheidewände. Doch diese Mauer hier: Stein um Stein, Fuge um Fuge ist sie gleich einem Text, den man liest; seine dunkle Schweigsamkeit enthält das Unaussprechliche; sie hütet das Glück des Zusammenhangs, den nichts durchlöchert – Glück für unsere späte Empfindsamkeit, denn an sich selbst ist diese Mauer nichts als das Unentbehrliche. Über den violettroten Mauern liegen erdfarbene Balken des offenen Dachstuhls und also ist die Basilika vollendet. Dies ist wenig. Dies ist viel. Dies ist alles ... Der Sagrestano führt uns zur Krypta hinab, die das geliebteste Exil unserer Sehnsucht ist. Er weist uns die Verschiedenheit der Kapitäle dar, und uns will scheinen, es sei das Schönste, daß die unleugbare und beinahe komplizierte Verschiedenheit nichts besagt – nichts gegen die Gleichheit der Säulen, gegen die monodische Einheit der Situation. Er zeigt uns die längste Flucht der Säulen auf der Diagonale; er zeigt sie mit dem Eifer eines spielenden Knaben. Es ist

Digitized by Google

merkwürdig und beklemmt ein wenig, wie er sich gebärdet. Mit der Allegrezza des Veronesers springt er in den Ausfall, wie sonst der Fechter mit dem Florett: ecco barone. Er hält die Hände vor, als wollte er Kugeln fangen oder Schalen wägen. Die gefletschten Zähne des freundlich grinsenden Mundes wollen bedeuten: dies habe ich gebaut – ich. Wir empfinden an ihrer Blankheit, am phosphoreszierenden Weiß der südlichen Augen, daß es rings dunkel ist fast wie in einem Keller. Wäre dieser da nicht der freundliche Kustode, so wäre er Satan, der das Haus des Herrn untergräbt, indem er es vorzeigt ... O die mächtigen Mauern und die gelassene Vorsicht des draußen abseits stehenden Campanile, die das vorbauende Zeichen seiner Stärke ist! San Zeno wird stehn; es ist Gefahr für San Zeno, aber was bedeutet sie! Sie ist gefangen; sie ist in der Krypta verbannt. Was will sie? Wir lassen sie rumoren, intrigieren, das empörte Genick steifen; wir dürfen ihr erlauben, flugs den Hals zu drehen und uns freundlich anzugrinsen: ecco.

Nicht in den Blicken allein wurde die Kirche empfunden; die Sohle spürte den steinernen Boden inniger als das Auge den Rückweg in das graue und weinige Licht, und der Wandel von den Staffeln der Krypta bis zum Tor des Kreuzgangs war wunderbar gleich einer Umkehrung des Lebens: schritt ich nicht wie auf der Bronzetür der enthauptete Mann – den Aufenthalt des Lebens nur mit Fersen, Sohlen, Knien merkend und verstehend, als wäre alles Wissen, Fühlen, Ahnen tief unten, der Kopf aber ein abgeschnittenes Glied und vom Kustoden unterm Arm mir nur vorangetragen wie dort der Kopf auf einer erzenen Tafel? Er gab ihn mir, wie wenn nichts wäre, schlicht zurück, als wir im Kreuzgang standen, als der Rasen im Regen lag und die Luft des kühlen Himmels uns anwehte. Wir gingen umher; nun waren die Bogen über kleinen Säulen gerundet, nun gespitzt; hier war das Bad der Kleriker mit grünem Gras verwachsen, und der wolkige Himmel selbst troff hinein; in der Höhe der Mauer hingen Sarkophage mit großen Namen; wie Etageren, umlüftet, beinahe heiter, keiner Gruft erreichbar, Beispiele eines Todes nicht unter, sondern über den Lebenden; Truhen, in denen nicht Verwesung, sondern die Beharrlichkeit des Lebens verwahrt zu sein schien. Wir liefen durch die vier Korridore des Kreuzgangs noch einmal und nochmals. Da wir wieder am Lavacrum angekommen sind, begibt sich, was doch nicht erst geschehen konnte, sondern ist, als wäre es je und je gewesen und würde

Digitized by Google

immer sein: im Fenster eines vergilbten Häuschens, das in den Bezirk der Kirche eingeschlossen ist, steht ein Mann und zerschneidet einen Granatapfel. Die kreisrunde Fläche leuchtet naß und rot wie von Blut. Der Mann trägt einen schwarzen Anzug und einen locker ins straffe Genick geschobenen schwarzen Filzhut. Er ist ein faulenzender Arbeiter, und sein Rock hat die unglaubwürdige Feinheit der billigen Konfektion. Über ihm gehn rechts und links die schlaffen und bläulichen Flügel einer ordinären Netzgardine nieder; in einem ausgehängten Blumengitter verschlafen Geranien ohne Blüten ein proletarisches Dasein. Ob er uns nicht sehen will oder nicht sieht: es gilt gleich. Er ist: das Objektive; er ist: der Gegenstand – der lebende und bewirkende Gegenstand – das Ding an sich; causa causans. Er steht schier unbewegt: in Generationen vor ihm selbst schon entwöhnt jedes unnützen Überflusses an Bewegung. Die Pupille steht ihm unbewegt und schwarz und weich im Augenweiß, das bläulich emailliert ist; Afrika blickt durch Italien ... Wir unten geben einander die Hand; die Unterscheidungen hören auf; das Wirkliche ist ein Bild – und es ist offenbar, daß dem Bilde die bewirkenden Kräfte innewohnen. Wer ist der Mann mit dem Granatapfel? Wäre er nichts als die zeitgenössische Trivialität seines Zustands? Du siehst mich an, und deine Augen sind nicht minder afrikanisch; du weißt es, er ist schön und er ist da; du bist von seiner Seite; du weißt, daß er das Leben von San Zeno ist – das einzige zwar nicht, denn auch der Kustode dort, der mit liebenswürdiger Ungeduld wartet, ist dieses Leben, das tausend Falten hat; der Mann mit dem Granatapfel ist eine der tausend Seelen, mit denen San Zeno sich behauptet, und das Blut des zerschnittenen Granatapfels ist Blut von einem der tausend Opfer, die dem Heiligen heidnisch geschlachtet sind. Ihr seid alt, ihr mit den schwarzen und braunen Pupillen im bläulichen Augenweiß; ihr mit den schwarzen Haaren, die einen Schimmer von Indigo und Mahagoni haben; ihr mit der etwas olivenen Haut und den lang auslaufenden, ruhigen Bewegungen, die einen tönernen Wasserkrug oder eine Weinbütte mit den großen Trauben des Südens zu bewegen scheinen. Ich nun bin jung; vor euch bin ich ein Mensch ohne Erfahrung, obwohl ich durch die aufgeregten Experimente des zwanzigsten Jahrhunderts gezogen bin. In Wahrheit bin ich alt, zu Ende gespielt; doch du, die älter ist, doch der im Fenster, der älter ist als ich und als San Zeno – ihr beiden überholt mein hoffnungsloses und verlorenes Alter, das töricht noch immer Entscheidungen verlangt, mit dem Wunder

Digitized by Google

eurer Einfachheit, Jugend, Unveränderlichkeit; mit dem Genie, das Bild und Leben nicht unterscheidet, Alpha nicht von Omega, Ursache nicht von Wirkung. Ihr wißt das Geheimnis: das Leben ist nur ein Bild; zwar heißt ein Bild zerstören ein Leben zerstören; aber ein Bild malen, ein Bild sein heißt das Leben gewährleisten; in der Mechanik des Puppenspiels, das unser Dasein ist, läßt noch die Ursache sich tragen und steinern einfassen, damit das Allerletzte wieder vor dem Allerersten sei ... Von jenem könnte man denken, er sei durch sechshundert Jahre in einem Bild des Giotto bewahrt gewesen; vielleicht sogar, weil das Email seiner Augen so weiß zwischen dem Olivenen und dem Schwarzen steht, in einem Mosaik aus Venedig; nun wäre er herausgetreten, an diesem nassen und grauen und kühlen Morgen erst, und hätte in einem banalen Laden unserer Tage den banalen Rock gekauft, den unsere Tage tragen; doch was das Seltsamste und das Selbstverständlichste ist – der Unterschied wäre ihm nicht aufgefallen. Da er vordem im Bilde war, da er noch jetzt die Verfassung eines Bildes zu behaupten scheint: ist es ein Wunder, daß er, so wie er ist, das steinerne und eherne Leben von San Zeno zu bewähren vermag? Ein Bild hält das andere. Doch nicht genug. Ein Bild hält das andere, da beide die ungeminderte Energie des Wirklichen haben. Ihr ganzes Mysterium ist endlich nur dies: daß sie den Antrieb haben, zusammenzukommen, damit das Leben tun könne, was es muß: damit es im Zustand der Beziehung sei. Es lebt allein: das Gegenseitige. Und jetzt – wie unbegreiflich: du solltest neben ihm stehen, wie er im Fenster steht, wie das Fenster in der Mauer, das Häuschen aber in dem gemauerten Umfang von San Zeno. So solltest du neben ihm sein. Aber du bist hier unten an meiner Seite; mir nahe zu sein ist notwendig, denn ich bin allein, ausgeworfen, protestantisch, „eretico"; ihr aber seid immer zueinander geordnet – ihr anderen, Katholische und Juden; ich sehe den altgoldenen Faden von deinen schwarzen Wimpern sich zum lividen Lid des Manns dort droben spinnen und zu den Kernen des blutenden Granatapfels.

Dies ist gewiß: solange ein Mann noch ferner Zeiten der Zukunft in jenem Fenster zu stehn vermag, wie der mit dem Granatapfel drinnen stand und sicherlich auch jetzt noch steht, da wir ihn verlassen haben, ihn, der nicht wußte, daß wir ihn gewahrten (denn es gehört zur Stärke seiner Wirkung, daß er es nicht merkte, wie es zur Stärke des Bildes gehört, daß es bewußtlos ist) – solange solches noch geschehen kann, wird San Zeno

Digitized by Google

stehn bleiben. An dem Morgen aber, da es wieder regnen würde, das grüne Gras des Kreuzgangs wieder naß läge, die Mauern von San Zeno noch immer stünden, wie sie von jeher standen, alternierende Schichten von rotem Ziegel und weißem Marmor parallel dem Boden; an dem Morgen, da wir, um neue tausend Jahre älter, wieder an der Schwelle des Bads der Kleriker hielten und hinaufsähen, aber es begäbe sich das Furchtbare, daß dort oben der Mann mit dem Granatapfel oder der Nachfahr des Urenkels seines Urenkels nicht mehr stünde, wie dieser nun als Gast des Traums und aller Ewigkeit, als Bild und als Wirklichkeit, als Kreatur und dennoch Urheber gestanden hat – in diesem Augenblick würde San Zeno aufhören zu sein. Es ist von keiner Zerstörung die Rede, von keinem ersichtlichen und hörbaren Einsturz. Es würde etwas viel Ärgeres geschehen: San Zeno würde aufhören, zu sein, wie ein Traum aufhört zu sein; wie du im Traume mit einemmal nicht bist, da du doch eben warst... Werden wir beiden erleben müssen, daß der Mann mit dem Granatapfel gestorben sein würde? daß er in die Versenkung gestürzt wäre – und doch gar nur als Puppe? Es ist klar: dies wäre auch unser Ende. Denn nicht wahr: besinnen wir uns gut, so besitzen wir auf dieser weiten Erde nichts als die Spiegel der Augen, in die das Bild von San Zeno fällt, die Sohlen, die den Fliesenboden von San Zeno spüren, die Hände, die sich tastend um die Säulen der Krypta legen wie um geliebte Schultern toter Freunde – und freilich das unbeschreibliche Glück, Augen, Sohlen, Hände auszutauschen von mir zu dir, von dir zu mir ... Und jetzt, für diesmal sind wir wieder hier gewesen. Jenseits der Schwelle des Portals vermögen wir es nicht, uns zu versagen, noch einmal die erzenen Tafeln anzusehen. Wir schauen – und schon wissen wir, daß wir das Gleiche denken: ecco. Der Sagrestano war aus einem Relief gesprungen. Wir waren innen, sahen es nicht. War er nicht auch vor uns gestanden wie aus der violetten Mauer gekommen? Mit einem Male war er freundlich da – freundlich und zäh, vielleicht ein Eigentümer vieles versteckten Lebens. So hatte er uns die Apostel auf der Tribüne gewiesen, die große porphyrne Vase der Alten aus einem Stück, das Grab des heiligen Zeno. Wie schien seine Lebendigkeit merkwürdig; wie schien sie dicht, undurchlässig, mysteriös ... Wir suchen ihn auf den ehernen Tafeln und finden ihn nicht. Aber wir ahnen, daß der Bezirk dieser Kirche noch mehr Kräfte im Bann hält, als wir gewußt hatten. Dies Tor ist heidnisch; die Säulen des Vorgehäuses ruhen auf den Rücken chimärischer Löwen; Kräfte,

Digitized by Google

die zum Evangelium gebändigt und gehoben wurden, sind vom Blut der Jagd und der zerschnittenen Opfer feucht und farbig; der Weg hinauf beginnt in den unermeßlichen Tiefen des Teufels, die das Gute nur aus dem Bösen, das Sanfte nur aus dem Wilden, den Geist nur aus dem brünstig schwellenden Fleisch gedeihen lassen.

Von der Arena weiß ich, daß sie existiert. Ich entsinne mich des heißen Nachmittags, an dem wir sie zum erstenmal erblickten; die Sekunde war ungeheuer; die Sensation war so mächtig, daß ich blöd wurde und bloß durch eine Träne einen Ausweg fand. Der stärkste Choc ist die Ruhe der Tatsache; keine Überspannung der Phantasie erreicht ihn; aber die eigentliche Tatsache trägt freilich die Maske des Imaginären. Ich stand blockiert. Nun ist es anders. Die Arena ist da – zwar wie mit geronnenem Blut gefärbt; aber ich bin in ihrer Existenz versichert. Die gefährlichen Merkwürdigkeiten der Stadt, die geheimnisvollen Zeichen ihrer Bedeutung sind nun anderwärts. Wir gehn nicht ohne Beben durch die Porta Borsari aus der Zeit des Gallienus; aber die Mysterien des Belanglosen beginnen, stärker aufzuregen; und dies eben ist der Moment, da man auch anfängt, der eigentlichen Gründe innezuwerden ... Was ist Verona? Wir wandern im Regen; an einem Palazzo läuft ein wagerechter Streifen mit Ornamenten, die lauter Hunde sind; sie würden mich verwundern, auch wenn ich den Namen Cangrande della Scala nicht gehört hätte; vielleicht freilich wundern sie mich jetzt noch mehr ... Selbst spürend sind sie Spur und machen wittern, laufen, jagen, suchen. Hoch zwischen den gekerbten Zinnen des Castel Vecchio an der Etsch manipuliert ein Maurer mit einem aufgespannten Regenschirm; ich meine, in meinem Leben nichts ebenso Chimärisches gesehen zu haben, und mich bedünkt, diese bare Absurdität, die so vernünftig ist, enthalte die jenseitigen Erklärungen über das Wasserschloß des Bevilacqua und seine ganze Stadt ... Wir wandern, und es beginnt zu dämmern. Palazzo Maffei und vor ihm der venezianische Marzocco besagen nichts; sie sind selbstverständlich; sie gehören zur Versicherung; Verona selbst ist jenseits des Außerordentlichen, Bemerkenswerten; es ist im Nichts, zwischen den klassischen Kuriositäten, außerhalb der Akzente. Die Piazza ist mit Marktkörben und Menschen bis zum Rand gefüllt wie ein Gefäß. Soldaten stehn unentschlossen vor improvisierten Galerien mit sentimentalen, unanständigen und blanken Postkarten; es riecht nach heißem

Digitized by Google

Schmalz, gerösteten Maronen und Käse; ein Mann in abgetragenen Kleidern hockt am Boden, als ob er nie gestanden hätte, und brät mit Andacht einen Brocken Fleisch in der glühenden Asche, die auf den Fliesen gehäufelt ist; er hat unter einem weitausgespannten Marktschirm einen trockenen Fleck gefunden, und noch ist jede menschliche Duldsamkeit, zum wenigsten in dieser Schicht des primitivsten Behagens, so nahe am Boden, so eng zwischen den schwarzen Rädern des Parmesaners selbstverständlich. Der Uhrturm ist schlank wie ein Pfeil, der in den Himmel schießt. Wer redet von Architektur? Das Gedränge der Häuser um die Piazza, dicht, doch ohne Kleinlichkeit, ist jedes rauschende Theater wert. Die fünften, die sechsten Stockwerke, vor denen die Wäsche hängt, die aus der Piazza einen Hof macht, den Hof von Hinterhäusern – sie gar sind Commedia: nicht weniger als die Notdurft und der Überfluß des Lebens. Die Wände dort oben sind grau und grün; der Regen hat sie marmoriert; die Sonne hat sie mürb gereift; sie würden stinken wie die Dinge, die aus der Überreife in den Anfang zurückkehren. Die weiche, dunkle Stimme neben mir, die Stimme, die ich liebe, die Stimme aus Sammet nimmt keinen Augenblick so ernst wie diesen. Sie spricht zu Füßen jener grauen, grünen, verweslichen und beständigen Wände, die seit Jahrhunderten über den Markt ragen und jeder neuen Mauer spotten würden: „C'est comme du Gorgonzola". Wir lachen; wir erschrecken; wir ahnen, daß wir an diesem Tag nichts Denkwürdigeres gesehen und gedacht haben. Die zierliche und biegsame Spaniolin neben mir ist von der präzisen Sachlichkeit ihrer Metaphysik ergriffen. Sie schaut mich aus opaken Augen an, die klein sind und unendlich scheinen, und jedem Hochmut würden sie radikal zu wissen geben: keine Gelegenheit sei zu gering, zu beurkunden, daß alle Dinge gleich sind; vielmehr daß dort die Dinge gut stehn, wo dem so ist ... Uns dünkt, daß wir für diesmal in Verona fertig sind. Das Übrige wird mechanisch sein. Daß Sant' Anastasia und der Dom, San Fermo Maggiore und die Palazzi des Sanmicheli stehn, daß die Etsch in einer köstlichen Schlinge labyrinthisch durch die Stadt fließt wie der Canal' grande durch Venedig, dies ist an sich genug; das Ungemeine muß diesmal nicht vollends gesehen werden. Wir überlassen uns den Füßen; sie werden das Ornament des Weges finden. Vertrauen wir uns den Sohlen an ... Hier ist die Piazza dei Signori, das ärgerliche Monument des Dante, im Hof dort die große Freitreppe, die das Organ, die Zierde, der unentbehrliche, der tätige Luxus eines Hauses ist. Wir wissen, wir

Digitized by Google

wissen ... Wir neigen uns inwendig und blicken in den Gedanken auf, die parallel gehen – doch nur in den Gedanken; denn wir schauen kaum... Und jetzt ist Santa Maria Antica da und schon das steinerne, das eiserne Gehege der Gräber; und jetzt – jetzt schauen wir; jetzt noch einmal erwachen wir aus den Gedanken zum Gesicht; jetzt noch einmal tauchen wir aus uns zu den Oberflächen, an denen das Heftigste und Empfindlichste zu geschehen pflegt – eigenen und fremden, unseren Oberflächen wie denen der Dinge. Dort droben sitzt zu Pferd Mastino, dort Cansignorio; unverschämte Junker noch im Tod und in der niedersinkenden Nacht. Sie werden der Nacht die Lanzen in die Flanken stechen. Um Mitternacht werden sie anfangen, im Karussel zu kreisen, und wehe dem, der dann vorüberkäme: sie würden ihn im Ringelspiel spießen, wie es der Sport der Junker ist, wenn sie es nicht etwa vorzögen, untereinander Turnier zu halten, daß Funken spritzen – stramm in den Steigbügeln, mit frechen Backen, gut ghibellinisch, blond vielleicht und rosig und mit blauen Augen aus der Völkerwanderung. Sanctum Imperium Romanum! Wir selbst gehören noch dazu, und sie vollends sind beileibe nicht tot. Der erste da – er platzt fast vor Leben; prall treibt die Vollmacht an die steinernen Grenzen. Nun ist es nicht mehr hell, schon beinahe Traumeszeit, aber ich meine, noch immer die feiste Keckheit seiner Backen und sein munteres Grinsen zu erkennen, das mit dem roten Blut auf du steht. Von der Energie der Erztafeln bis zu dem Herrn da droben hat der Vorrat des Lebens nicht abgenommen. Ich hätte Lust, ihn herunterzuschießen: nicht wie eine tönerne Taube, sondern wie einen Junker, der mich verhindert, ihm Konkurrenz zu machen. Ich werde steif und weiß wie eine Kerze in meinem Kasten liegen, tief in der Erde, oder ich werde im Umsatz des Krematoriums zerpulvert werden. Der aber reitet über seinen eigenen Sarg, und die Hufe seines gerüsteten Pferdes scharren weckend, trommeln auf dem Sargdeckel eines Toten, der gar nicht drinnen liegt, weil er als Lebender im Sattel sitzt. Eviva ... So in der Luft begraben ist der Tod ein Superlativ des Daseins; die heroische Frivolität der Scaliger auf den Scheiteln der Pyramidenstümpfe beweist, daß sie noch immer die Tyrannen von Verona sind; das zwanzigste Jahrhundert ist fader Mummenschanz am Fuß der steinernen Wirklichkeit, deren Pulse unsere Pulse zerhämmern. Denkmal, Versteinerung ist ein Ausdruck für das Unaufhörliche des Lebens und seiner Schärfe. Addio, ihr erlauchten Herren: ihr werdet mich überleben, wiewohl ihr mehr als fünf Jahrhun-

Digitized by Google

derte älter seid ... Wir laufen noch eine Weile um die Gitter mit den kleinen Leitern, die das Wappen der della Scala sind; ich hänge meine Verstimmung in die Maschen und Sprossen des Gitters, das eine unendliche Philologie ist. Doch nun – fort, weg, hinaus; es ist unleidlich, bei lebendigem Leibe tot zu sein. Die weißen Finger der dunklen Frau verweilen in den Gittern, die nur mehr tastbar sind, und zeichnen sie nach; es ist den Fingern und den Gittern ein angenehmes Geduldspiel; vielleicht auch, daß sie denkt, es wäre nicht ohne Reiz, vor Mastino im Sattel zu sitzen ... Wie ich mich fortdrehe, ein wenig allein, ein wenig aufgegeben und ein wenig geneigt, zu trotzen – aufrichtig: widerlegt und verstockt, da geschieht dies Ende: eine verspätete Taube, die ihr Bett sucht, schlägt mit dem Rand des Flügels meinen runden Hut, kreist aufwärts, scheint die Haube des Mastino zu streifen und läßt sich, Befahrerin einer entzückend-unendlichen Spirale der Wiederkehr, mit einiger Verlegenheit auf der linken Schulter einer Steinfigur nieder, die, zwischen den Scaligern in einer halbhohen Reihe ähnlicher Figuren errichtet, eine der christlichen Tugenden darstellt, ob sie auch nie und nirgends geübt werden. Dort sitzt sie nun mit zierlichen Füßen auf dem kühlen Stein, reckt den Hals, verharrt in der reinen Zeichnung ihres genauen Umrisses, weilt Wange an Wange mit der Statue der Demut, fast ihr Attribut, fast selbst ein Stein; sie bleibt in der Haltung einer gelinden Beschämung sowohl als einer vollendeten Legitimität, die dem unbeirrt naiven Wesen der Kreatur in allen örtlichen Beziehungen der Zivilisation eigen ist. Ich bin müde; ich bin versöhnt; der Flug der Taube gleicht den Abstand der Jahrhunderte aus, beschwichtigt den Haß des Fleischs gegen den Stein, ebnet die Ironie des Steins gegen die Nachlebenden, Nachsterbenden; leise, unscheinbar macht er das eine dem andern gleich. Ich lege den Arm in den der Gefährtin wie unter einen Flügel, und auf dem Weg dieser Leitung, durch die elektrische Wärme des Pelzgefieders kommt zu mir, was sie denkt: wie die Taube auf der steinernen Schulter saß, so stand jener Mann im Fenster; so lag der zerschnittene Granatapfel in seiner Hand – Hälfte und Hälfte; so ist das Leben der Gast der Materie, so ein Geschlecht des andern Gast; so ruht der Geist am Bilde aus – so ist er selbst ein Bild; so weilt der Geist, wenn er vom Flug im eignen Reich ermüdet ist, auf der linken Schulter des menschlichen Daseins, und es gilt seinem lebendigen Frieden gänzlich gleich, ob diese Schulter aus Fleisch ist oder aus Stein.

Digitized by Google

WIRTSCHAFTLICHER ZUSAMMENSCHLUSS EUROPAS

von

ROBERT KUCZYNSKI

Die Lobredner der Vorkriegszeit schildern die damalige Wirtschaft etwa so: Jedes Land stellte vorzugsweise die Waren her, die es besonders billig produzieren konnte, und verkaufte einen etwaigen Überschuß an das Ausland, während es vom Ausland vorzugsweise die Waren bezog, die dort billiger hergestellt wurden. Soweit es sich um Dinge handelte, die nicht verfrachtet werden können, wie etwa Wohnhäuser, richtete sich die Herstellung nach dem Bedarf. In wirtschaftlichen Kämpfen zwischen den einzelnen Ländern siegte das fleißigere oder technisch fortgeschrittenere Volk, woraus letzten Endes die ganze Welt Vorteil zog.

In Wirklichkeit war der Verlauf weniger harmonisch. Wo der ausländische Wettbewerb fehlte, wie etwa bei dem Bau von Wohnhäusern, richtete sich die Produktion nicht so sehr nach dem Bedarf als vielmehr nach der Profitrate. Wer zwölf Jahre zurückdenken kann, wird sich beispielsweise erinnern, daß wir damals einen starken Überfluß an Häusern mit großen Wohnungen hatten, da solche Häuser stets zahlungswillige, häufig auch überzahlungswillige Käufer fanden, während ein furchtbarer Mangel an kleinen Wohnungen herrschte, ohne daß Staat oder Gemeinden in die Bresche sprangen, um den durch das gänzliche Versagen der Privatwirtschaft heraufbeschworenen Notstand zu beseitigen. Aber auch der internationale Warenaustausch war weit weniger rationell, als man heute allgemein glaubt. Ein Schleuderexport zu niedrigeren als den Inlandpreisen war durchaus keine Seltenheit. Wo immer eine Industrie durch hohe Zölle gegen den ausländischen Wettbewerb geschützt war und Kartelle die Inlandpreise hochhalten konnten, wurden die Waren von Unternehmern, die diese Zölle eben erst zum Schutze der nationalen Wirtschaft gefordert hatten, im Ausland billiger abgegeben als daheim. Ja man verkaufte nicht selten im fremden Lande unter Selbstkostenpreis, um dadurch die betreffende ausländische Industrie vernichten und sich nachher durch entsprechend erhöhte Preise schadlos halten zu können. So verkaufte der deutsche Stahlverband vor dem Kriege die Tonne Eisen- und Stahlträger in Deutschland zu 130 Mk., nach der Schweiz, England, Holland usw. zu 105 Mk., nach Italien zu 75 Mk. Die „Frankfurter Zeitung" bezifferte

Digitized by Google

damals die Verluste des Stahlverbandes an dem italienischen Geschäft auf jährlich 800000 Lire. Bei der Versorgung des inneren Marktes schieden also nicht nur soziale Erwägungen vollkommen aus; auch die volkswirtschaftlichen Interessen des eigenen Landes wurden häufig gröblich verletzt. Auf den ausländischen Märkten aber wurde vielfach – und selbstverständlich nicht nur von Deutschland – eine Preispolitik betrieben, die unvermeidlich erbitterte Feindschaften schuf. Dabei wurde der Kampf um so schärfer und rücksichtsloser, je mehr Länder in die Weltwirtschaft verflochten wurden. Je enger die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern wurden, desto stärker wurden die Reibungen. Der Gedanke der internationalen Arbeitsteilung, die ein Jahrhundert lang das Ziel der klügsten Volkswirte gewesen war, wurde als weltfremd belächelt. Internationale Kartelle, die angeblich dem Wirtschaftsfrieden dienen sollten, verfolgten einzig und allein den Zweck, die Preise auf Kosten der Verbraucher hochzuhalten. Wirtschaftliche Autarchie, weitestgehende Selbstversorgung des eigenen Landes bei gleichzeitiger Eroberung fremder Märkte war das Ideal der Staatslenker geworden. Der Standpunkt des Geschäftsreisenden, der Vorteil des einen müsse naturnotwendig der Nachteil des andern sein, beherrschte die gesamte Handelspolitik.

Wenn diese – häufig mit unanständigen Mitteln – ausgetragenen Wirtschaftskämpfe nicht öfter zu Kriegen führten, so lag dies vor allem daran, daß die wirtschaftlich stärkeren Völker ihren Gegnern meist auch militärisch überlegen waren. Inwieweit wirtschaftliche Gründe für den Ausbruch des Weltkrieges ausschlaggebend waren, mag dahingestellt bleiben, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß wirtschaftliche Aspirationen zu seiner Verlängerung beitrugen und wirtschaftlicher Vernichtungswille die Friedensbedingungen mitbestimmte. Jedenfalls waren die wirtschaftlichen Spannungen schon vor dem Kriege so groß, daß eine Rückkehr zu der weltwirtschaftlichen Ordnung der Vorkriegszeit, die manchem gedächtnisschwachen Romantiker als ein Ideal vorschwebt, noch keineswegs die wirtschaftliche Abrüstung, die für die Gesundung Europas unerläßlich ist, bedeuten würde. Und dies um so weniger, als die politische Neuordnung in Europa die wirtschaftlichen Reibungsflächen außerordentlich vermehrt und die industrielle Entwicklung in der Neuen Welt die europäischen Industrien von vielen überseeischen Märkten für immer verdrängt hat.

Die politische Neuordnung in Europa hat in zweifacher Weise die wirtschaftlichen Reibungsflächen vermehrt. Zunächst ist die Zahl der Staaten

Digitized by Google

und damit die Länge der Grenzen gewaltig gestiegen. Wo früher drei Kaiserreiche waren: Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland, sind heute elf Republiken: Deutschland, Danzig, Polen, die Tschechoslowakei, Österreich, Ungarn, die Sowjet-Union, Litauen, Lettland, Estland, Finnland. Und dabei sind noch Teile der drei Kaiserreiche an Belgien, Frankreich, Dänemark, Italien, Jugoslawien, Rumänien abgetreten worden. Überdies sind die Grenzen stellenweise ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen Bedürfnisse unsinnig verlängert und vervielfacht worden; ich erinnere an den polnischen Korridor. Schon diese Zersplitterung erschwert den Verkehr in hohem Maße. Auf einer Fahrt zwischen zwei Städten, die früher durch keine Grenze getrennt waren, wie Straßburg und Königsberg oder Prag und Temesvar, muß man heute drei Grenzen passieren. Das wäre eine schwere Mehrbelastung der Wirtschaft, selbst wenn im übrigen die Verkehrsfreiheit die gleiche wäre wie vor dem Kriege. Aber jede einzelne Grenze ist ja heute eine wahre Sperre. Man braucht einen Paß, ein Visum. Man wird nicht hereingelassen, wenn man zu wenig Geld hat; man wird nicht herausgelassen, wenn man zu viel Geld bei sich trägt. Die Zollvorschriften werden willkürlich ausgelegt; Einfuhrverbote sind gang und gäbe. Gerade diese Plackereien sind es denn auch, gegen die sich alle Freunde einer wirtschaftlichen Verständigung in erster Linie wenden. Nur muß man sich darüber klar sein, daß es sich hierbei lediglich um besonders sinnfällige Symptome einer Krankheit handelt, an der die Welt seit Jahrzehnten chronisch leidet.

Wenn England heute keinen stellungsuchenden Deutschen hereinläßt, so geht es noch nicht einmal so weit wie die Vereinigten Staaten vor dem Kriege, die schon seit 1882 allen Chinesen, nicht nur den stellungsuchenden, die Einreise verwehrten. Die Paßschikanen, durch die viele Staaten heute den Reiseverkehr so unerträglich erschweren, fanden ihr Vorbild in dem zaristischen Rußland, das übrigens für diese Maßnahme auch schon die gleichen politischen Gründe anführte. Selbst die Einfuhrverbote, die allgemein als eine Errungenschaft der Nachkriegszeit gelten, sind im Grunde nichts Neues. Denn wenn z. B. die deutsche Regierung jetzt die Einfuhr polnischer Kohle verbietet, so ist das nichts anderes, als wenn sie früher die Einfuhr von Gefrierfleisch verbot. Ihre Begründung, die Fernhaltung des Gefrierfleisches erfolge aus gesundheitlichen Rücksichten, war ein durchsichtiger Vorwand, den niemand ernst nahm, und die davon Betroffenen erblickten darin nichts anderes als ein Einfuhrverbot aus wirtschaftlichem Egoismus.

Digitized by Google

All dies führt zu dem Schlusse: Wäre im Jahre 1914 die politische Zersplitterung Mittel- und Osteuropas statt durch einen Weltkrieg durch eine schiedlich-friedliche Vereinbarung erfolgt, so würde bei der wirtschaftspolitischen Gesinnung, wie sie damals herrschte, zum mindesten die Wirtschaft dieses Teiles von Europa, wahrscheinlich aber auch die mancher Nachbarländer derart zerrüttet worden sein, daß ein großer wirtschaftlicher Zusammenschluß bald unabweisbar geworden wäre. Selbstverständlich hat sich aber die Lage durch den Weltkrieg in jeder Beziehung noch bedeutend zugespitzt.

1. Der durch den politischen Nationalismus gestärkte wirtschaftliche Nationalismus, die Sucht, sich vom Ausland unabhängig zu machen, mit allen Mitteln, auch wenn die natürlichen Vorbedingungen fehlen, eine eigene Industrie hochzuzüchten, verführen namentlich die neugebildeten Staaten, gerade weil sie sich als Sieger fühlen, zu einer Handels- und Fremdenpolitik, die häufig sogar gegen ihr eigenes wirtschaftliches Interesse verstößt. Eine solche engherzige Politik verursacht unverhältnismäßig hohe Produktionskosten, vermindert damit die Kaufkraft der eigenen Bevölkerung, erschwert also nicht nur unmittelbar die Einfuhr der Waren, die ferngehalten werden sollen, sondern mittelbar auch die aller übrigen Waren.

2. Der Weltkrieg hat die Wirtschaft in Europa geschwächt, in anderen Erdteilen gestärkt. Die Industrie der Vereinigten Staaten hat eine Vormachtstellung errungen, die etwa der entspricht, die England vor einem Jahrhundert innehatte. Die Industrialisierung Südamerikas hat diesen Kontinent in großem Umfange von der europäischen Industrie unabhängig gemacht; das gleiche gilt für Kanada, Indien, China, Japan usw. Die europäische Industrie sieht dadurch nicht nur ihren Absatz in alle diese Länder erschwert; sie begegnet ihnen auch als Wettbewerber auf den Märkten der übrigen Welt.

3. Die Kaufkraft ist durch den Weltkrieg in vielen Ländern bedeutend verringert worden; sie sind nicht mehr in dem gleichen Maße für fremde Einfuhr aufnahmefähig wie vor dem Kriege.

Ich möchte die Auswirkungen dieser drei Faktoren wenigstens an zwei Beispielen veranschaulichen. Die Baumwollwarenausfuhr aus Großbritannien nach Indien ist von 1913 bis 1923 um 57 Proz. gesunken. Die Verringerung beruht zu drei Fünfteln auf dem Rückgang des Verbrauchs, zu einem Viertel auf der Steigerung der eigenen Produktion und zu einem

Digitized by Google

Siebentel auf der Zunahme der Einfuhr aus anderen Ländern. Die Ausfuhr von Roheisen aus Großbritannien ist von 1913 bis 1923 gesunken: nach Frankreich um 37 Proz., nach Italien um 62 Proz., nach Japan um 13 Proz. Bei Frankreich war der Hauptgrund die Steigerung der eigenen Produktion (durch den Zutritt Elsaß-Lothringens), bei Italien der Rückgang des Verbrauchs (infolge der gesunkenen Kaufkraft), bei Japan die Zunahme der Einfuhr aus anderen Ländern (China, Indien).

Daraus ergibt sich: Selbst wenn die ehemaligen größeren Wirtschaftseinheiten in Europa wiederhergestellt würden, selbst wenn die interalliierten Schulden und die Reparationsschulden gestrichen würden, selbst wenn die Kaufkraft im eigenen Lande, die die erste Voraussetzung einer billigen Massenproduktion ist, wieder den alten Stand erreichte, würde die Wettbewerbsfähigkeit Europas gegenüber Amerika usw. weit geringer sein als vor dem Kriege, würden die Absatzmöglichkeiten der europäischen Industrie ganz wesentlich beeinträchtigt bleiben.

In Deutschland ist dieser Tatbestand so gut wie unbekannt. Hier glaubt man immer noch, daß, wenn wir nur Elsaß-Lothringen und Polnisch-Oberschlesien sowie unsere früheren Kolonien zurückerhielten, günstige Handelsverträge mit Frankreich und Rußland abschlössen und von den Reparationslasten befreit würden, Deutschland binnen kurzem die Stellung in der Weltwirtschaft wieder einnehmen würde, die es in der guten alten Zeit innehatte. In England, wo der geistige Nebel weniger dicht ist, hat man die Sachlage viel klarer erkannt. England, dessen Stellung in der Weltwirtschaft von allen großen Staaten Europas am wenigsten gelitten hat, bildet sich nicht ein, daß die Welt die englischen Waren brauche. Eine Kommission, die im Juli 1924 eingesetzt wurde, um die Exportaussichten der englischen Industrie zu untersuchen, hat in einem soeben veröffentlichten außerordentlich gründlichen Bericht den Nachweis geführt, daß in der Versorgung der Welt absolut keine Lücke entstehen würde, wenn das Vereinigte Königreich plötzlich verschwände. Sheffield-Stahl, englische Tuche, Kohle usw. könne man in derselben Güte und eventuell billiger auch anderswo kaufen.

Wenn englische Sachkenner so über die englische Industrie urteilen, deren weltwirtschaftliche Beziehungen nicht entfernt in dem gleichen Maße durch den Krieg zerrissen worden sind wie die der deutschen Industrie, wenn das die Aussichten für den Export Englands sind, dessen Waren nicht nur in den britischen Dominien, sondern auch auf anderen wichtigen

Digitized by Google

Absatzmärkten niedrigeren Zöllen unterworfen sind als die Waren der übrigen Staaten, dann ist es heller Wahnsinn, wenn wir auch nur die leiseste Hoffnung hegen, Deutschland, auf sich gestellt, werde je wieder eine nennenswerte Rolle in der Weltwirtschaft spielen. Und was von Deutschland gilt, gilt mehr oder weniger von den meisten Staaten des europäischen Festlandes. Sie alle sind zu dauernder wirtschaftlicher Ohnmacht verurteilt, wenn sie nicht völlig neue Bahnen beschreiten.

Wo liegt nun die Rettung? Jedermann, der sich mit diesen Fragen gründlich beschäftigt hat, antwortet: im wirtschaftlichen Zusammenschluß. Aber was heißt wirtschaftlicher Zusammenschluß? Einige verstehen darunter die Gründung von Kartellen zwischen einzelnen Industrien benachbarter Länder zwecks Verbilligung der Produktion und Verständigung über den Absatz. Aber die Erfahrungen, die die Verbraucher und die Industriellen der übrigen Länder früher mit solchen Kartellen gemacht haben, sind nicht ermutigend, und es ist heute wahrscheinlicher denn je, daß die so kartellierten Industriellen als ihre einzige Aufgabe die Erhöhung ihrer Profite vor sich sehen werden. Andere verstehen unter dem wirtschaftlichen Zusammenschluß Zollunionen zwischen allzu kleinen Wirtschaftsgebieten, wie die soeben zwischen Lettland und Estland vereinbarte. Aber so wünschenswert solche Zusammenschlüsse sind, so können sie bestenfalls als ein höchst bescheidener Anfang gelten. Denn selbst wenn sich alle Randstaaten mit Rußland zusammenschlössen, wenn sich sämtliche österreichisch-ungarischen Nachfolgestaaten zu einer Zollunion verbänden, wenn auch die Balkanstaaten diesem Beispiel folgten, würde die Zahl der selbständigen Wirtschaftseinheiten in Europa noch immer viel zu groß sein. Um das einzusehen, braucht man ja nur zu prüfen, worauf denn eigentlich die Überlegenheit der Vereinigten Staaten von Amerika beruht. Es ist die Tatsache, daß diese 48 vereinigten Staaten, die fast eine ebenso große Fläche bedecken wie die heutigen 33 und die ehemals 26 selbständigen Staaten Europas, ein einheitliches Wirtschaftsgebiet bilden. Man wendet oft ein, das sei gar nicht der Hauptgrund für die wirtschaftliche Überlegenheit Amerikas. Diese beruhe vielmehr vorwiegend auf den größeren natürlichen Reichtümern und der dünneren Besiedelung. Aber man addiere einmal die natürlichen Reichtümer Spaniens, Italiens, Frankreichs, Großbritanniens, Schwedens, Deutschlands, Rußlands usw. usw., man berechne einmal, wieviel mehr Getreide, Wolle, Kohle, Kali in Europa gewonnen wird, wieviel mehr Vieh hier gehalten wird, und man wird der

Digitized by Google

Mehrerzeugung der Vereinigten Staaten an Baumwolle, Kupfer, Gold nicht mehr eine übermäßige Bedeutung beilegen, selbst wenn man die Produktion in den Kolonien der europäischen Staaten überhaupt nicht in Rechnung stellt. Und seit wann ist denn eine geringe Bevölkerungsdichte ein Vorteil? Sind etwa die dichtest besiedelten Länder Europas, Belgien, Holland, Großbritannien, Deutschland, gegenüber dünn besiedelten Ländern wie Rußland oder Spanien wirtschaftlich zurückgeblieben?

Aber, so sagt man häufig: ein wirtschaftlicher Zusammenschluß wird die politische Unabhängigkeit der einzelnen Staaten vernichten. Ich glaube nun gar nicht einmal, daß das ein Unglück wäre. Ich bin sogar überzeugt, daß die Vorteile die Nachteile überwiegen würden, und zwar nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf kulturellem Gebiete, wenngleich das Beispiel Schwabens und Bayerns zeigt, daß bei einem politischen Zusammenschluß das kulturell höherstehende Volk nicht notwendigerweise auf den Nachbar abfärbt. Indes, ein wirtschaftlicher Zusammenschluß mindert ja gar nicht die politische Unabhängigkeit der betreffenden Länder. Die im deutschen Zollverein zusammengeschlossenen Staaten blieben politisch so selbständig, daß sie sogar gegeneinander Krieg führten, ohne es übrigens für nötig zu finden, den Zollverein während des Krieges zu suspendieren. Und hat etwa der vor 60 Jahren zwischen Frankreich, Italien, Belgien und der Schweiz geschlossene, bald auch auf Griechenland ausgedehnte, bis zum Weltkrieg gültige Lateinische Münzvertrag, der die beteiligten Staaten verpflichtete, ihre Gold- und Silbermünzen in gleichem Schrot und Korn auszuprägen, diese Münzen gegenseitig an den öffentlichen Kassen ohne Rücksicht auf den Ursprung anzunehmen, Silberscheidegeld selbst aber nur in ganz beschränktem Umfange auszugeben, die politische Unabhängigkeit dieser Staaten beeinträchtigt? Vor allem darf man auch eines nicht außer acht lassen: was der einzelne Staat möglicherweise durch einen wirtschaftlichen Zusammenschluß mit den übrigen Staaten Europas an Souveränität nach außen verlieren würde, das würde er voraussichtlich an erhöhter Souveränität über die Wirtschaft des eigenen Landes gewinnen. Die Souveränität der Privatwirtschaft über den Staat, die der Volkswirtschaft so schweren Schaden zufügt, die die Hauptschuld an dem Zusammenbruch der deutschen Mark und an dem Verfall des französischen Franken trägt, würde mit einem wirtschaftlichen Zusammenschluß der Staaten wahrscheinlich verschwinden.

Digitized by Google

Man soll gewiß die Schwierigkeiten, die einem wirtschaftlichen Zusammenschluß Europas entgegenstehen, nicht unterschätzen, aber man sollte auch nicht übersehen, daß sie mehr psychologischer als wirtschaftlicher Art sind, daß sie mehr in vorgefaßten Meinungen als in Tatsachen wurzeln. Daher liegt auch gar kein Anlaß vor, die Propaganda für diesen Zusammenschluß zu vertagen. Wer die Geschichte politischer wie wirtschaftlicher Zusammenschlüsse studiert, wird in der Tat immer wieder eins feststellen müssen: fast jeder solche Zusammenschluß erscheint noch kurz vor seiner Vollziehung utopisch und kurz danach selbstverständlich. Er vollzieht sich häufig auch gar nicht auf Grund einer allmählichen Annäherung; im Gegenteil, die Feindschaft der Parteien erreicht häufig unmittelbar vor dem Zusammenschluß ihren Höhepunkt. Das gilt nicht nur für die Verschmelzung eben noch heftig miteinander konkurrierender Unternehmungen. Besonders lehrreich ist da das Beispiel Groß-Berlins. Die jetzige Gemeinde Berlin wurde im Frühjahr 1920 geschaffen. Sie erscheint heute als selbstverständlich und erschien uns so ein Jahr nachdem sie ins Leben getreten war. Wer aber im Frühjahr 1914 vorausgesagt hätte, daß sechs Jahre später 90 Gemeinden sich freiwillig mit Berlin vereinigen würden, daß diese Stadt, die mit einer Fläche von 63 qkm an 17. Stelle unter den Großstädten stand, von einem Tage zum andern auf 874 qkm anwachsen und damit nahezu alle Städte der Welt überflügeln würde, wäre für nicht weniger weltfremd gehalten worden, als wer heute den wirtschaftlichen Zusammenschluß Europas innerhalb von zehn Jahren für möglich hält. Als mir im September 1914 ein bekannter rechtsstehender Kommunalpolitiker die baldige Eroberung des Suezkanals durch unsere Heere voraussagte, erwiderte ich ihm: Ja, die Deutschen bringen alles fertig, aber Reinickendorf in Berlin einzugemeinden, das geht über ihre Kraft. Er antwortete: Eine solche Eingemeindung wäre sicher höchst erwünscht, aber sie ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Und so dachte man auch noch vier Jahre später. Dann kam der militärische und politische Zusammenbruch. Die Gemeinden erkannten, daß es für sie nur die Wahl gab: Selbständigkeit und Bankrott oder Zusammenschluß und Rettung. Das Unmögliche wurde möglich. Der Zusammenschluß erfolgte in einem Ausmaße, das alles übertraf, was die kühnsten Vorkämpfer des Gedankens Groß-Berlin je erträumt hatten.

Die Lage der meisten Staaten Europas ist heute im wesentlichen die gleiche, wie die der meisten Gemeinden Groß-Berlins vor sieben Jahren.

Digitized by Google

Sie haben nur die Wahl: Wirtschaftliche Selbständigkeit und wirtschaftliche Ohnmacht oder wirtschaftlicher Zusammenschluß und wirtschaftliche Rettung. In Deutschland hat das erst eine einflußlose Minderheit erkannt. Im Ausland aber dringt diese Überzeugung in immer weitere Kreise. Der Völkerbund hat denn auch bereits im September beschlossen, zwecks Klärung der Frage eine Weltwirtschaftskonferenz einzuberufen. Deutschland tritt demnächst in den Völkerbund, es wird an den Beratungen über die wirtschaftliche Abrüstung teilnehmen. Möge es auf dieser Friedenskonferenz nicht die gleiche Rolle spielen wie seinerzeit auf den Friedenskonferenzen im Haag!

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

I

Was nun? Ist das Werk von Locarno tot, weil der Genfer Bund seine Geburtsfehler offenbart hat, just in dem Augenblick, wo er aufhören sollte, als bloßer Wurmfortsatz der famosen Botschafterkonferenz weiter Unheil zu stiften und legitime gemeineuropäische Funktionen zu übernehmen? Da der Kern jener Vereinbarungen der durch Tatsachen von vitalstem Gewicht herbeigezwungene Versuch war, eine deutsch-französische Verständigung herbeizuführen, das heißt: den latenten Kriegszustand von früher in einen Friedenszustand von morgen überzuleiten, so ist als Alternativpolitik zu dieser Entwicklung nur das blanke Vakuum denkbar. Elende Spiegelfechterei ist es, wenn offene oder verkappte Nationalisten auf der einen Seite, von Moskau inspirierte Kommunisten auf der anderen das Fiasko der Genfer Märztagung als Auftakt zu einer ‚natürlichen' Gruppierung der Mächte (im Sinne der verflossenen Gleichgewichtstheorie), als Verheißung größerer außenpolitischer Aktionsfreiheit bejubeln. Aus verschiedenen Motiven laufen diese Tendenzen immer darauf hinaus, den durch die Pariser Verträge geschaffenen Zustand ‚irgendwie', das heißt: mit drastischen Mitteln zu ändern. Man

Digitized by Google

denke an die bekannten legendären Spezialbündnisse, die Katastrophenliebhaber zu diesem Zwecke bereithalten.

Ich habe darüber in früheren Ausführungen das Nötige gesagt und möchte mich darum heute lieber jenen unbehaglichen Verhältnissen zuwenden, die durch die Verkoppelung der Locarno-Verträge mit dem Völkerbund entstanden sind.

Es ist kurzsichtig, glauben zu machen, daß die bisherige Konstruktion des Völkerbundes ohne das Mißlingen der Genfer Märztagung noch lange Bestand gehabt hätte. Das Statut Wilsonschen Gepräges war mit den Pariser Verträgen verknüpft worden, nachdem es sich gezeigt hatte, daß alle Aussicht geschwunden war, den europäischen Wirrwarr nach den Grundsätzen der ‚Kreuzzugsideale' der Vierzehn Punkte und des nationalen Selbstbestimmungsrechtes aus der Welt zu schaffen und eine neue stabilere Ordnung ohne den Schutz der Gewalt zu begründen. Eine außereuropäische Weltmacht also, deren Eingreifen das Kriegsende erzwungen hatte, übernahm als Taufpate der allumfassenden Genfer Organisation eine Gewähr für den europäischen Frieden unter Ausschaltung der Gewalt – das war ja der letzte Sinn des Wilsonismus, dem auf dem ganzen Planeten die Völker mit wahrer Inbrunst zu huldigen schienen. Diese außereuropäische Macht belud sich mit der Mission, uns europäisch denken, wollen und handeln zu lehren, mit Hilfe einer Einrichtung, in der einer Menge anderer außereuropäischer Mächte, deren Beteiligung an unserem Schicksal gleich Null oder beleidigend nutznießerisch war, statutengemäß ein starker Einfluß auf unser Leben und unsere Lebensordnung zugebilligt war, ohne daß uns tatsächlich ein reziprokes Recht zustand oder zusteht. Denn dem wehren (von unserer Ohnmacht abgesehen) allerhand Monroedoktrinen, z. B. für Nord- und Südamerika, für das britische Weltreich, für das Riesenreich des Pazifik. Ein paradoxerer Zustand läßt sich kaum vorstellen. Der Gedanke, daß etwa Polen oder Holland oder die Tschechoslowakei berufen sein könnten, ‚planetarische' Wirksamkeiten zu üben oder Entscheidungen zu beeinflussen, die über den engen Bezirk ihres Heimatskontinentes hinausweisen, reizt zum Lachen. Das heißt: die Genfer Einrichtung war von vornherein so konstruiert, daß sie einen universellen Einfluß nicht üben konnte und nicht geübt hat. Dieser Zustand wäre nicht einmal wesentlich anders, wenn heute die Vereinigten Staaten und Rußland dem Genfer Bunde angehörten, ja in diesem Falle wäre wahrscheinlich das engere Europa erst

Digitized by Google

recht in außereuropäische Regie geraten. Aber nun ist ja mit dem Eintritt der Vereinigten Staaten und Rußlands in den Völkerbund auf absehbare Zeit nicht zu rechnen. Präsident Coolidge (der moralisch im Wilsonismus wurzelt) betont immer stärker seine Ablehnung für Amerika, mit der Begründung, daß die Genfer Organisation eine europäische Einrichtung sei. Wenn daher der bisherigen Form ihrer Tätigkeit im allgemeinen Interesse ein Ende gemacht werden soll, so bleibt nur ein Weg der Heilung: seine Europäisierung, ohne seinen universellen Rahmen zu sprengen oder zu ändern, durch die Aufnahme Deutschlands im geeigneten Moment. Und dieser Moment war nach der Annäherung des kontinentaleuropäischen Zentrallandes an die großen Westmächte durch das Londoner Abkommen (Dawes) gekommen.

Nun, dieser Bund – wie gesagt: geschaffen, um Europa vor seiner eigenen Tendenz zum Chaos und zur zwischenstaatlichen Anarchie zu retten – erweist sein Unvermögen wieder in dem Augenblick, wo, durch die Aufnahme Deutschlands, eine kontinentale Rettungsaktion allergrößten Stiles vorgenommen und dadurch des Völkerbundes eigene Existenzberechtigung erwiesen werden sollte. Hier liegt die tiefste Ursache der Krise, die er eben durchmacht. In der Kritik, die der Verlauf der Märztagung in der Publizistik gefunden hat (die Parlamentsdebatten waren überall farb- und wesenlos, zudem mit Hintergedanken, Unklarheiten und Unwahrhaftigkeiten überladen), kamen natürlich auch sehr gewichtige Argumente zum Vorschein. Niemand zweifelt, daß ihre Vorbereitung mangelhaft war; ohne gründliche Voraussicht der zu erwartenden Schwierigkeiten und Kulissenschiebereien, wahrscheinlich auch ohne schärfere innere Unterscheidung zwischen alter und neuer Diplomatie. Es ist trotzdem kein Zufall, daß ein Außenseiter wie Brasilien, gleichgültig aus welchen Motiven und mit welcher Rückendeckung, die Europäisierung des Bundes hintertreiben konnte, die mit der Aufnahme Deutschlands offenbar unvermeidlich wird. Und es ist ebensowenig Zufall, daß der tatsächliche Geschichtsverlauf zunächst unter Umgehung von Genf den Weg über Locarno genommen hat. Denn dort haben immerhin sieben wesentliche Europäerstaaten durch Verträge, die um den Schiedsgerichtsgedanken kristallisiert sind, den bisher ernstesten Versuch gemacht, ihren eigenen Kontinent zu pazifieren. Man hat den Geist von Locarno belächelt, man hat das Werk von Locarno bespöttelt, man hat es als überflüssig bezeichnet und behauptet, Deutschland hätte es

Digitized by Google

‚billiger' und bequemer haben können, als gleichberechtigte Macht in den Kreis der anderen Großmächte zu treten, wenn es gleich nach London auf MacDonalds beredte Einladung nach Genf gegangen wäre. Ich glaube es nicht recht. Jedenfalls wäre Frankreichs Bedürfnis nach besonderen Sicherungen durch Spezialbündnisse dadurch nicht befriedigt worden. Denn daß dieses Bedürfnis weiter existierte, bezeugt ja gerade die Stärke des Mißtrauens, das es in die vom Völkerbund gegebenen Sicherungsgarantien stets gesetzt hat. Daher die Sehnsucht nach den angelsächsischen Bündnissen. Daher das Genfer Protokoll: ein französischer Herzenswunsch. Daher aber auch die Wahrscheinlichkeit, daß das Werk von Locarno, weil es von unten her unseren kontinentalen Frieden aufzubauen sucht, sich als solider erweise, als die durch den Völkerbund gespendete Friedensgarantie. Das erkannte der Scharfblick der Außenseiter – der Amerikaner. Es war daher eben eine weitere Paradoxie, daß man die Solidarität von Locarno durch Verkopplung mit dem Genfer Bund noch zu verstärken trachtete, obwohl man aus Mißtrauen in die Solidarität von Genf–Locarno gesucht hat. O über die Weisheit der Menschen!

Doch noch eine weitere Fehlerquelle des Genfer Statuts machte sich längst geltend: ich meine das bis heute ungeklärte Verhältnis zwischen den großen und kleinen Staaten im Völkerbund. Als das Statut in Paris beraten wurde, stand das Gewimmel der Kleinstaatenvertreter ‚mit ungeduldig scharrenden Füßen' vor der Tür des Beratungszimmers: sie wollten endlich in die Manege gelassen werden. Und als endlich für alle zusammen je fünf und später neun Delegierte zugebilligt worden waren, blieben sie in einer hoffnungslosen Minderheit. Die Geschichte dieser Vorgänge ist gleichzeitig die Geschichte der Sabotierungsversuche von Wilsons Plan, an deren Spitze damals neben Clemenceau auch ... Lloyd George stand. Wie kam es, daß Wilson, gewiß der ehrlichste Beschützer der Kleinen und Schwachen in Paris, den Großen den Haupteinfluß im Bunde sichern wollte? Weil ihn die Vorstellung des Dienstes an der Menschheit beherrschte. Den aber können natürlich nur diejenigen wirksam üben, die über ungeheure Machtmittel verfügen. So sollten statutengemäß die U. S. A. der Tragepfeiler des Völkerbundes werden. Wir haben erlebt, wie gründlich die politische Praxis dieser religiösen Idee des Amerikaners das Genick brach und wie verhängnisvoll die Tätigkeit des Bundes vom Meridian der Überparteilichkeit abwich. Ist

Digitized by Google

dieser Zustand auf die Dauer erträglich? Im übrigen erscheint uns die Korrektur im Verhältnis der Großen und Kleinen wesentlich leichter als der Umbau des Völkerbundes nach dem Grundsatz autonomer Kammern für die politischen Kontinente. ‚Irgendwie' muß und wird er versucht werden.

II

Wieder suchen sich, wie in den Zeiten der Heiligen Alliance und der Karlsbader Beschlüsse, Mysterienbetrieb und Staatsbetrieb zu verbünden, und wieder versucht die bürgerliche Gesellschaft, wie nach der französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen, durch Mißbrauch des religiösen und metaphysischen Triebes eine unbequeme Phase der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung einzuengen und abzubiegen. Schönpflästerchen zur Heilung einer Staats- und Kulturkrise, deren aufrüttelnde Gewalt den meisten Europäern nur darum nicht voll zum Bewußtsein gekommen ist, weil ihre Sinne von der wirtschaftlichen und politischen Tagesansicht ihrer Umwelt festgehalten werden! Neben dem Staatensystem ist auch ein Wertsystem über uns zusammengebrochen, der europäische Nihilismus ist, beinahe so schreckhaft wie Nietzsche ihn geschildert, Tatsache geworden, und da wagen es theologisch gefärbte Kathederphilosophen und die von ihnen befruchteten literarischen Trabanten mit beleidigender Zuversicht, als ob die Sonne jener Karlsbader Restaurationstage über uns leuchtete, von der ‚aufsteigenden Welle des Idealismus' zu sprechen . . . Will man die ‚Seele' der politischen Reaktion packen, so wende man diesen so greifbaren Zusammenhängen, d. h. der verwegensten und verlogensten Romantik, die sich ihrer metaphysischen Stümperei nicht schämt, seine Aufmerksamkeit zu.

Eine Statistik des Kirchenbesuchs während des Osterfestes gibt dazu besonderen Anlaß. Von der derben Sinnenlust, mit der der nordische Mensch Frühlingserwachen feiert, vom Jubel, mit dem er seine Befreiung aus winterlicher Halbnacht begrüßt, schweigt sie; sie weist vielmehr als Symptom erwachender und sich vertiefender Gläubigkeit auf jenes auffallend große Gewimmel an den kirchlichen Andachtsstätten hin und verbucht diesen Vorgang als reinen Ausdruck religiöser Neugeburt. Reiner Ausdruck? Bei meinen Wanderungen durch die europäischen Vaterländer gehört Kirchenbesuch zu meinen Lieblingsbeschäftigungen, nie

Digitized by Google

verabsäume ich, den Predigten eifrig zu lauschen, aber fast immer war hinter dem christologischen Formelwesen ein nationalpolitischer Unterton vernehmbar. Selbst hier also und selbst heute noch ist an den geweihtesten Kultstätten der europäischen Menschheit der überlieferte religiöse Universalismus vor dem Eishauch einer aggressiven und pharisäerhaft geblähten Vaterländerei nicht sicher – und da wundern wir uns, daß das Zusammenflicken eines einigermaßen haltbaren politischen Europäismus so unsäglich langsam vor sich geht und tragikomische Zwischenspiele, wie eben noch bei der Märztagung des Völkerbundes in Genf, immer wieder die Gesundung hemmen. Symptomatisch also ist es, daß die Auslegung des Mysteriums die Gläubigen weit weniger zu fesseln schien als der hintergedankliche Nationalismus der Predigt.

Es fällt mir nicht ein, die Echtheit des religiösen Erneuerungstriebes allgemein zu bezweifeln. In vielen Einzelfällen ist er sogar überwältigend stark; er würde, von Weisen behütet und gelenkt, inneren Frieden spenden und der wirren Seele einen metaphysischen Mittelpunkt geben können. Das Entsetzen über das Versagen des ungeheuren Kulturapparates, der keinen Schutz vor der Katastrophe bot, ja der sie mit seinen raffinierten Teufeleien erst herbeizwang, hat der Kirche, als dem landesüblichen Behälter für das von Logik und Wissenschaft nicht erreichbare religöse Leben, viele Menschen zugetrieben; und nicht nur solche, die in philosophischer Primitivität dahinvegetieren. Das wäre schön, wenn in der Kirche nicht so viele Dunkelmänner tätig wären und diese nicht, wie stets in Übergangs- und Umbauzeiten, von den Snobs der Gesellschaft, von politischen Traditionalisten und Geschäftemachern, von Pseudophilosophen und Literaten zur Ausnutzung einer Konjunktur unterstützt würden. Es gehört zum Bilde der Zeit, daß die Kirche Christi in weiten Bezirken auch unseres Landes als Instrument der politischen Reaktion dient.

So wird nach altem Muster der Ursinn der Evangelien gefälscht. Vergessen wir nicht, daß die ideale Gemeinschaft, in der Jesus heimisch war, radikal unpolitisch gewesen ist – ebenso wie die Religion, die er bekannte und offenbarte, radikal antikirchlich war. Soll es heute noch echtem Glauben verwehrt sein, jenem zwingenden Lessingschen Gedanken zu huldigen, daß die Kirche auf dem Gegensatz zu den Evangelien aufgebaut wurde? Es scheint paradoxerweise wenig bemerkt zu sein, daß ... der Antichrist Nietzsche, darin ein echter deutscher Pastorensprößling edelster Art, in seiner Psychologie des Erlösertypus den

Digitized by Google

Lessingschen Gedanken wieder aufnimmt. Dadurch setzt er seinem hemmungslosen und vielfach ungerechten Haß gegen die Kirche selbst eine Schranke, dadurch bringt er insbesondere sein Bild des Paulus selbst ins Wanken, den er zum Apostel aller Tschandalagesinnungen, zum Evangelisten aller Ressentimentsgefühle macht. Nie ist, in keinem Menschenhirn unserer späten und überbewußten Zeit, ein so hinreißendes, ein so ins Göttliche verklärtes Idealbild Jesu aus dunklen Tiefen ans Licht getragen worden. Wahrer Gläubigkeit drängt es sich beinahe als Kampfgenosse gegen die muckerisch und politisch verseuchte Konjunkturgläubigkeit unserer Tage auf. Vielleicht hat auch Nietzsche den Typus mißverstanden, wie ihn, nach seiner Behauptung, neunzehn Jahrhunderte mißverstanden hätten. Aber sein Mißverständnis könnte uns Heutigen mehr als die sonstigen Erneuerungshanswurstiaden in alten und neuen hebräischen Kleidern (mit Carlyle zu sprechen) glückliche ‚Inspirationen des Mutes und des Selbstvertrauens' geben.

Ja, dieser Menschensohn hatte wirklich nichts von jenem Fanatiker des Angriffs, den christliche Theologen und Priester später aus ihm machten. Es ist ein geniales Stück Psychologie, daß Nietzsche das reichliche Maß Galle und Ungeduld, mit dem die Überlieferung den Meister belastet hat, aus dem erregten Zustand der christlichen Propaganda ableitet. Er lebte zeit- und raumlos. Für ihn gab es keine Gegensätze. Sein Reich ist das Himmelreich der Kinder, deren Unschuld durch kein gebrochenes Bewußtsein niedergedrückt wird. Sein Glaube ist kein erkämpfter Glaube; er ist von Anfang an da, ohne sich zu beweisen, ohne sich zu formulieren, ohne sich in Begriffe zu zerspalten. Wenn er sich äußert, so geschieht es in Zeichen und in Gleichnissen, die durchweht sind vom Atem seiner gottdurchtränkten, alle Gegensätze und Widersprüche in sich aufhebender, alle Polarität von Sein und Schein auslöschender Natur. Wie sonderbar: als Nietzsche diese Psychologie des Erlösers umriß, in jenen letzten Augenblicken seiner Wachheit, wo die ekstatische Vision bereits von den Schatten der Nacht verdunkelt wurde, da hatte religiöse Besessenheit von ihm Besitz ergriffen. So erklärt sich's, daß mitten im Antichrist aus den Unter- und Hintergründen der Evangelien das schönste aller Christusbildnisse plötzlich aufleuchtet, – weltenfern steht es der in den rivalisierenden oder verzankten Kirchen lebenden Gestalt und protestiert daher lautlos, durch sein bloßes Vorhandensein, gegen den in seinem Namen getriebenen ‚frommen' Mißbrauch . . .

Digitized by Google

Der hatte in den letzten zwölf Jahren den Gipfel erklommen, dank der besonderen Art Glaubenssehnsucht jener imperialistischen Bourgeoisien, die den großen Symboliker zum Heldentrommler ihrer gegeneinander aufmarschierenden Heere entstellten und erniedrigten. Was hatte diese ganze Welt, in die man aus ‚idealistischen' Motiven – wie die gut gesinnte Scharlatane der Philosophie und Wissenschaft wieder glauben machen wollen – das Christentum der Kirche wieder einzugliedern trachtet, mit jenem in Seligkeiten schwimmenden Verklärungsgefühl zu tun, das in Jesu selbst alle Distanz zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen schaffendem Gott und erschaffener Kreatur aufhob und zwischen Leben und Tod die Brücken zerstörte, weil zwischen ihnen kein Gegensatz und kein Trennungsgraben bestand. Ich zweifle, ob von diesem Himmelreich unsere ganzen oder halben Staatskirchen, vor allem: ihr priesterlicher Generalstab viel wissen wollen. Und täten sie es, so würden ihre völkischen Kundschaften ihnen entlaufen. Was sollen die mit einer Heilslehre, die gegen den geschichtlichen Ablauf des Völkerlebens völlig gleichgültig ist, weil sie im Ewigen und Kosmischen wurzelt!

Mit einem Worte: die ungeheure Fälschung, die man begeht, liegt darin, daß man Jesus Christus in den einzelnen Vaterländern in Lokaljahves zurückrevidieren und den Glauben wecken will, sie seien getreue Abbilder dessen, von dem die Evangelien in nicht leicht auszugleichenden Varianten berichten. Von solchen Lokaljahves wimmelt es eben allerorten. In den nationalen Bundesladen werden sie mit Pomp ausgestellt, und an den kirchlichen Feiertagen werden sie dem gläubigen Volk zur Anbetung dargereicht. Sie haben weder mit Religion noch mit Christentum etwas zu tun.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Die Briefe der Queen

Litterary Times (London) beschäftigt sich in einem längeren Aufsatz mit der zweiten Reihe der Briefe der Königin Viktoria, die soeben George Earle Buckle bei Murray herausgegeben hat.

„Ein dunkler Abgrund, der Abgrund ihrer furchtbaren persönlichen Einsamkeit, liegt zwischen der Periode von Königin Viktorias Leben, die in den früheren Bänden ihrer Korrespondenz aufgedeckt wurde, und der Periode, die mit Buckles neuer Auswahl aus ihren Briefen und Tagebüchern eröffnet wird. Die sechzehn Jahre, die jetzt bloßgelegt sind, waren sowohl für die eigene Entwicklung der Königin wichtig wie für die Geschichte der britischen Monarchie. Denn zum ersten Male stand die Frau, die aus ihrem Schulzimmer zum Throne geschritten war, die zunächst die gelehrige Schülerin von Lord Melbourne gewesen ist und dann die unterwürfige eines vergötterten Gemahls, völlig allein da. Die Stellung der Krone würde nunmehr davon abhängig sein, was sie macht; denn, wie sie unmittelbar nach ihres Gatten Tod in einem der letzten Briefe der früheren Reihe schrieb: ‚Es ist mir bestimmt, daß keine einzige Person, mag sie noch so gut, noch so hingebungsvoll unter meinen Dienern sein, mich leiten oder mir diktieren soll', und hier fügt sie an: ‚kein Kind kann mir helfen — kein einziges!' In der Tat erscheint sie zu Beginn ihrer jungen Witwenschaft völlig allein. Zwar hatte sie noch für einige Jahre ihren Onkel, den König der Belgier, zur Unterstützung und als Ratgeber; aber Stockmar ging seinem Ende entgegen. Palmerton und Russell, die damaligen führenden Staatsmänner, zeigten die härteste Seite ihrer harten Naturen, wenn sie mit ihr teilen sollten; von Gladstone, der erfreut gewesen wäre, ihre Lasten mit ihr zu teilen, war sie von Jahr zu Jahr mehr getrennt worden durch den Unterschied von Glauben und Sympathie; die schmeichlerische persönliche Huldigung von Disraeli — nicht die würdigste Episode in seiner oder ihrer Laufbahn — hatte noch keine Zeit gehabt zu reifen. Es ist kein Wunder, daß sie, als sie ihre Situation zu Beginn dieser Periode überblickt, schreibt, ‚daß jetzt äußerste Trostlosigkeit, Dunkelheit und Einsamkeit sei, und sie sich täglich mehr und mehr erschöpft und elend fühle' . .

Zwei Fragen beschäftigen hauptsächlich den Vordergrund der auswärtigen Politik während der von diesen Bänden umschlossenen Jahre. Es sind die verschiedenen Phasen in der Entwicklung des Deutschen Reiches und die Probleme der englisch-russischen Beziehungen im nahen Osten. Die Stellung der Königin Viktoria gegenüber Rußland wurde zuletzt auseinandergesetzt von Buckle in seinem ‚Leben des Lord Beaconsfield', und wenig ist hier für unsere Kenntnis hinzugekommen. Weder in dieser Frage noch in dem Problem des europäischen Gleichgewichts, das durch den Aufstieg Preußens an der Spitze des geeinigten Deutschlands aufgetaucht war, ist es möglich, der Königin Weitblick oder in der Tat irgendeine große zusammenhängende Ansicht der europäischen Beziehungen zuzutrauen. Zu dem, was nach ihrer Vermutung ihr Gemahl gedacht haben würde, fügte sie derartige Empfindungen, wie das nationale und königliche Prestige sie eingaben, und Ideen, wie sie in der Luft um sie herum waren. Ihre Briefe zeigen in keiner Hinsicht ein Zeichen, daß ihr tägliches eifriges Prüfen von Depeschen und Staatspapieren durch die Lektüre oder durch unterstützendes Nachdenken über die Probleme von Macht und Politik ausgeglichen wurde. Das ist keine

Digitized by Google

Überraschung nach dem trivialen und häuslichen Charakter ihrer früheren Erziehung. Wenn sie auf den Gang der Dinge einwirkte, so geschah es, weil sie stark war, wo ihre Minister oft schwach waren, im guten Sinne, im Instinkt für handelnde Personen, in der Kenntnis kontinentalen Fühlens, vor allem in der Achtung und dem Vertrauen, den ihr klarer, guter Glaube eingab. Zweimal in diesen Jahren war ihr persönliches Eingreifen von entscheidender und glücklicher Wirkung. Das erstemal war es, als sie im Jahre 1867 an den König von Preußen schrieb und ihn bat, Frankreich in der Luxemburgaffäre weit genug entgegenzukommen, um einen Krieg zu vermeiden. Das zweitemal geschah es, als sie dem Kaiser von Rußland schrieb, um ihn zu drängen, seinen Einfluß auszuüben, um die Anschläge für einen Präventivkrieg gegen das wiederauflebende Frankreich zu vernichten, die in Berliner Militärkreisen gehegt wurden . . .

Charakterstärke — immer wieder werden wir darauf zurückgebracht; sie gibt der außerordentlichen Verschiedenheit der dynastischen, politischen und religiösen Angelegenheiten, die die Seiten dieses starken Bandes füllen, die Einheit. Hinter der Königin, mit ihren Ideen, Traditionen und bestimmten Denkgewohnheiten, sehen wir die Frau, die in schwieriger Lage die Grenzen ihrer Erziehung und Stellung überschreitet. Die Zurückhaltung, die der Herausgeber gegenüber dem Privatleben beobachtet hat, vermindert nicht unsere Vertrautheit mit ihr, da ihre Persönlichkeit in jeder Zeile ihrer Handschrift gefühlt wird. Viktoria kann nie in einem milden oder sanften Sinne ‚gut' gewesen sein. Sie hatte eine bemerkenswert leidenschaftliche und heftige Natur, mit den Zeichen des romantischen Temperaments in der Liebe zur Einsamkeit und zur ‚einfachen, wilden Freiheit' der schottischen Landschaft, in ihrem brütenden Bewußtsein der Gemeinschaft mit dem Tod und ihrem fast abergläubischen Glauben an die stützende Macht eines besonderen hochländischen Dieners."

Alkoholverbot und Politik

Die New Yorker *Nation* zeigt in einem Artikel, wie sehr die Prohibitionsgesetzgebung politische Bedeutung gewinnt und in Zukunft noch mehr gewinnen wird.

„In den drei führenden Staaten der Union, Illinois, Pennsylvania und New York steht die Prohibition im Vordergrund und wird ein wichtiger Punkt bei den Senatswahlen des nächsten Winters sein. Äußerst sensationell ist die Ankündigung des demokratischen Führers von Illinois, George E. Brennan, daß er auf ‚nassem' Boden für die Nominierung und Wahl als Senator kämpfen wird. Er ist einer jener Führer gewesen, die zufrieden waren, im Hintergrund zu bleiben und geneigt waren, ihre Persönlichkeit und ihre Vergangenheit dem Beifall oder dem Mißfallen ihrer Wählerschaft zu unterwerfen. Daß er in diesem Jahre sich in einem schwierigen republikanischen Staat zur Wahl stellt, ist ein klares Zeichen dafür, daß er glaubt, daß die neue Politik in Illinois ein Gewinn wäre. So sind die Republikaner entzweigerissen; Senator McKinley kämpft für die Wiederwahl angesichts der bitteren Opposition seiner Senatskollegen . . . Die große fremde Wählerschaft, die nie die Prohibition billigte, wird sicherlich zu Brennan übergehen.

In Pennsylvania ist die Lage genau dieselbe. Der Abgeordnete Vare, der republikanische Führer von Ost-Pennsylvania, hat auf ähnliche Weise sich als ein Nasser in den Kampf gestürzt. Es wird einen dreifachen Kampf in der republikanischen Führung geben: Vare als Nasser; Senator Pepper, der die Wiederwahl sucht auf Grund seiner all-

Digitized by Google

gemeinen Frömmigkeit . . ., und Gouverneur Gifford Pinchot, der das Banner der Trockenen trägt. Hinter dem Letzteren steht der Einfluß der „Anti-Saloon League" und aller anderen Temperenzlergewalten und aller jener, die glauben, daß, wenn die Wahl vorbei ist, der Gouverneur in den Senat gewählt sein wird. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Abgeordnete Vare einen kräftigen Run machen wird. Unglücklicherweise können die Linien nicht klar gezogen werden. Es ist nicht möglich zu sagen, daß, wenn Vare gewählt wird, sein Sieg allein seiner Verteidigung der nassen Sache zu verdanken ist. Sollte er morgen für die Abschaffung des Traubensaftes und des Ginger Ale eintreten, so würde seine wohlgeölte Maschine nichtsdestoweniger eine riesige Stimmenmenge für ihn erzielen.

In New York sind die Trockenen nicht mehr imstande, Senator Wadsworth zu verteidigen, der, aus anderen Gründen, es sehr verdient, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Ob die Temperenzler aus ihren eigenen Kreisen einen Kandidaten aufstellen wollen, bleibt abzuwarten. Seitdem es unmöglich ist, sich vorzustellen, daß irgendein trockener Demokrat für die Senatswahl im Staate von „Al" Smith aufgestellt wird, wird es vielleicht sowohl einen Pro-Prohibitions-Kandidaten wie einen Progressiven und einen Sozialisten geben. Die Demokraten werden diesen Kampf mit ihren Gegnern nicht durchführen können; denn Senator Wadsworth, zu seinen Gunsten sei es gesagt, ist dieser Frage nicht nachgeschlichen. Gerade als er sich weigerte, hervorzutreten, als die Frage des Frauenstimmrechts sich erhob, hat er eine unzweideutige Stellung für die Prohibition eingenommen . . ."

In beiden Häusern des Kongresses wird die Frage des Alkoholverbots fast täglich diskutiert, ohne daß die Entscheidung für die Zukunft geklärt ist. Die *Nation* schlägt vor, einen Volksentscheid herbeizuführen.

„Wir drängen seit langem auf ein Referendum, aber wir haben gewünscht, daß es ein die ganze Nation umfassendes Votum über die Frage sei, ob die Prohibition sein soll oder nicht. Früher oder später, glauben wir, muß die Stimme des Volkes gehört werden. Das Verdienst des Abgeordneten Celler liegt in dem Nachweis, daß eine Maschinerie, den Willen des Volkes zu erfahren, leicht geschaffen werden kann. Es ist gewiß beschämend, daß, während die Schweizer Republik die Maschinerie hat, durch die eine Frage wie diese dem Volke vorgelegt werden kann, die amerikanische Demokratie ohne solche ist. Wir haben wiederholt gezeigt, daß, wenn das Wahlresultat das Volk in dieser Frage geradezu gespalten zeigt, wir nicht einen Punkt schlechter daran sind als jetzt; daß, wenn das Resultat ein klares nach dieser oder jener Seite hin ist, wir uns entweder um die Aufhebung des Gesetzes bemühen oder unsere Regierungsstellen auffordern, es zu verschärfen, wie sie es ja ehrlich und aufrichtig nie versuchten, es zu tun, außer wenigen Ausnahmen."

Roman und Politik

Albert Thibaudet spricht in der *Nouvelle Revue Française* bei Gelegenheit der beiden politischen Romane „Bella" von Giraudoux und „Mars" von Sindral prinzipiell über das Thema Roman und Politik.

„Die veränderlichen Personen, die die Menge, die Masse darstellen, können und müssen erfundene Personen sein. Als Vertreter von besonderen, die normalerweise nur ein Privatleben leben, gehören sie zum Roman, der Privatleben erzählt. Aber die öffentlichen Persönlichkeiten gehören der Geschichte an, der Roman könnte sie ihr entreißen, und da er bei ihr zu Besuch ist, soll er sich nicht als Herr des Hauses betrachten. Nehmen

Digitized by Google

wir einen ‚Krieg und Frieden' von 1914 an. Er müßte sich genau so darstellen wie der von 1812. Wir würden keineswegs von seinen Soldaten verlangen, daß sie reale Personen sind. Ob man Soldaten, Beamte einführt, die existiert haben wie Sie oder ich, oder erfundene Soldaten, wie die von Benjamin oder von Barbusse, das ist nicht wichtig für den Leser, der hier nur repräsentative oder lebende Personen verlangt. Wenn es sich um Generale handelt, wird die Fiktion schwieriger und mit mehr Ungeduld getragen. Aber wenn an Stelle eines Joffre oder Foch, auf Grund von Porträts, Zeugnissen oder Dokumenten ein Marschall Gaspard, Latuile oder Duhamel die höchste Kommandogewalt auf sich nimmt und die Seiten des Buches belebt, können wir dem Autor einen schönen Schiffbruch voraussagen, und das Gebirge seiner Phantasie wird ein Mäuschen gebären. Der politische Roman kann der Geschichte ebensowenig Konkurrenz machen durch die Schöpfung von Führern, wie der Roman des Privatlebens der Natur keine Konkurrenz machen kann, wenn er geniale Menschen schafft. Den Roman des genialen Menschen gibt es nicht: ich habe diese Frage schon behandelt.

Aber wenn es, wie ich glaube, wirkliche literarische Gattungen gibt, so entspricht jede einer ursprünglichen Art, die literarischen Probleme auszudrücken, beim Autor wie beim Kritiker, und man könnte ohne Dummheit von einem auf das andere schließen.

Die Gesetze des Romans sind nicht anwendbar auf das Theater. Die Tragödie, das Drama haben Bedürfnis nach Geschichte, der der Roman sich nur unsicher und mit Mißverständnissen fügt. So liefert die Politik der Komödie sogar die Art von Nährstoff, die sie dem Roman versagt. Es gibt kaum einen politischen Roman, es gibt eine politische Komödie.

Der größte alte Komödiendichter, Aristophanes, ist ein politischer Komödiendichter. Es ist wahr, daß seine Komödie sich in einem Punkt nach der Art von Tolstoi und Barrès benimmt, daß sie wirkliche politische Protagonisten bringt und mit ihren Namen Kleon oder Sokrates nennt. Um der Komödie das Recht, auf die Politik zu sehen, zu geben, muß man einen riesigen Sprung machen und von den Athenern des fünften Jahrhunderts v. Chr. zum Europa des neunzehnten Jahrhunderts kommen. Genauer noch muß man sich in das Frankreich der dritten Republik begeben, die die monarchischen Tabus aufdeckt, eine Menge (die der Parlamentarier) hochbringt, wie es auch eine Menge in der Tiefe gibt, und dem Theater erlaubt, sein Glück zu machen, indem es dem Publikum auf der Bühne Minister und Parlamentarier bietet, die es in der Stadt sieht. Der ‚Rabagas' von Sardou ist unter diesem Gesichtspunkt fast ein Ereignis. Das politische Stück, die Zimmer des Ministers figurieren in der Mehrzahl der Stücke der dramatischen Autoren seit 1831, Brieux, Bernstein, Fabre, de Flers und Caillavet. Und im Gegensatz zum politischen Roman will das komische Theater nur fiktive Gestalten. Gute Schauspieler geben ihnen einen genügenden Körper. Man vereinige einige Dutzend von guten Worten und genügend dramatische Bewegung — und das Stück ist lebensfähig."

Cézanne und seine Freunde

Von Cézanne sind nur wenige Briefe erhalten. Zwar trug er Sorge, daß Zolas Briefe an ihn erhalten blieben; Zola selbst aber vernichtete die von Cézanne. Deshalb übermittelt uns der *Mercure de France* besondere Werte durch Marcel Provences Veröffentlichung über den Briefwechsel Cezannes mit Numa Coste, den Cézanne in der Kunstschule von Aix kennengelernt hatte. Der Briefwechsel zwischen beiden begann im Januar 1863 und endete genau zwanzig Jahre später.

Digitized by Google

Als Probe dieser Brief des jungen Cézanne aus Aix:

„Mein lieber Numa,

Ich kann Dir nicht den genauen Zeitpunkt meiner Rückkehr sagen. Aber ich werde sie sehr wahrscheinlich in den ersten Tagen des Dezembers, ungefähr um den 15., ausführen. Ich werde nicht versäumen, Deine Eltern vor meiner Abreise zu besuchen, und ich werde Dir alles mitbringen, was Du willst.

Da übrigens eine Wäschekiste vorausgeschickt wird, kann ich viele Sachen mitnehmen.

Ich habe vor einiger Zeit Deinen Vater gesehen, und wir haben zusammen Villevieille aufgesucht. Wenn ich davon spreche, denke ich daran, ihn zu besuchen und vor allem es nicht in der Stunde meiner Abreise zu vergessen. Aber ich werde auf einem Papier alles notieren, was ich machen muß, und die Personen, die ich besuchen muß, und ich werde nach Maßgabe verschwinden, so daß ich nichts vergessen werde. Du hast mir viel Freude dadurch gemacht, daß Du mir schriebst; denn das reißt einen aus der Schlafmützigkeit, in die man schließlich fällt. Die schöne Expedition, die man nach Sainte-Victoire machen wollte, ist für diesen Sommer ins Wasser gefallen wegen der allzu großen Hitze und im Oktober wegen des Regens; Du siehst von hier, wie weich man wird, wenn man beginnt, sich dem Willen kleiner Kameraden zu ergeben, aber was willst Du, es ist einmal so; es scheint, daß man nicht immer in Schwingung ist, auf lateinisch würde man sagen: semper virens, nicht immer kräftig oder besser wollend.

Neuigkeiten von hier kann ich Dir nicht geben, denn ... ich weiß nichts Neues. Aber doch: Pater Gibert hat Lambert nicht erlaubt, einige Sterne des Museums Bourguignon zu photographieren, und schneidet ihm so die Arbeit ab ..

Das ist alles Blödsinn. Papa Livé modelliert seit achtundfünfzig Monaten ein Basrelief von einem Meter, er ist immer bei dem Auge des Heiligen X.

Eines Tages scheint es, daß der Herr d'Agay, dieser junge Geck, den Du kennst, in das Museum Bourguignon tritt. Und Mama Combes sagt ihm da: ‚Geben Sie Ihren Stock ab, Papa Gibert will das nicht.'

‚Ich kümmere mich darum nicht', sagte der andere. Er behält seinen Stock. Pater Gibert kommt, will eine Szene machen. ‚Ich werde dich ...', schreit er Agay an. Authentisch.

Paul Alexis, übrigens ein besserer Junge und man kann sagen nicht stolz, lebt von Poesien und anderem. Ich habe ihn während der schönen Zeit einige Male gesehen, ich traf ihn noch ganz zuletzt und habe ihm von Dir erzählt.

Er brennt darauf, nach Paris zu reisen, ohne elterliche Einwilligung, er will einiges Geld leihen, das auf den Vater eingetragen wird, und unter andere Himmel fliehen, wohin übrigens ihn der große Valab ... zieht, der kaum noch Lebenszeichen gibt. Alexis also dankt Dir, daß Du an ihn denkst, er tat Dir gegenüber das gleiche. Ich habe ihn ein wenig aus seiner Faulheit gerissen, er hat mir gesagt, daß Du von seinen Verlegenheiten wüßtest (ein Dichter soll immer mit einer Ilias oder vielmehr einer persönlichen Odyssee schwanger sein), Du würdest ihn entschuldigen. Du wirst ihm wohl kaum einen Preis für Fleiß oder ähnliches verleihen, aber ich stimme dafür, daß Du ihm verzeihst; denn er hat mir einige Versstücke vorgelesen, die ein nicht mittelmäßiges Talent zeigen. Er hat schon reichlich den Griff des Handwerks.

Ich drücke Dir die Hand ein wenig von weitem und erwarte, sie von nahe zu drücken. Dein alter Paul Cézanne.

Das Wort ‚Beamter' scheint mir schnurrig, aber wie soll ich Dich in Ausübung Deiner neuen Funktionen nennen?

Digitized by Google

Ich kann diesen Brief erst morgen nachmittag zur Post bringen.

Ich arbeite immer an einer Landschaft von den Ufern des Arc, das ist immer für den nächsten Salon, wird es der von 1869 sein?"

„Reine Kunst"

In der *Revue de France* spricht Camille Mauclair von dem Götzendienst vor der „reinen Kunst" in der Gegenwart.

„Der gereifte Romantismus war im Wagnerianismus vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren und seinem literarischen Nachfolger, dem Symbolismus, bestrebt, die Fusion der Künste zu versuchen oder was man ihren größten gemeinsamen Nenner im Bewußtsein nennen könnte. Bei großen Ungleichheiten in der Verwirklichung schien dieser sehr edle, aus dem Wunsch nach Einheit geborene Ehrgeiz eine neue Ästhetik und Kritik möglich zu machen, die sich weniger in jeder der Künste als an ihren Grenzen auswirkt, um so die Gegenseitigkeiten einer analogischen Methode zu definieren. Es gab eine Durchdringung und nicht Vermischung der Künste: es schien normaler, daß ein heutiges Bewußtsein ihre Wechselseitigkeiten bemerkt und ihre Tendenz, aufzuhören, parallel zu sein, um sich zu vereinigen, wie in den Zeiten der Renaissance: zu einer Art von erregender Synthese, die fast einer Religion ähnelte. Der Modernismus verwirft diese Art des Sehens heftig. Er proklamiert nach einigen Jahren mehr und mehr das Prinzip der Trennung der künstlerischen Mächte. Mit anderen Worten: die neue Tendenz verdammt den freien Austausch zwischen Malerei, Dichtung und Musik: was dem Menschen, der dilettiert, erlaubt ist, ist dem, der malt, dichtet oder komponiert verboten. Man kommt zurück auf die Analyse der Wirkungsmöglichkeiten der Farbe an sich, des Rhythmus an sich, des Klanges an sich.

Es gibt eng beieinander Hoffnung und Verzweiflung in einem so heftigen Aufleben, das nichts Geringeres anstrebt, als die Künste zu ‚desintellektualisieren' und sich auf ihre Grundelemente wieder einzustellen und die Identität ihrer Mittel und Ziele durch einen kühnen Plan zu proklamieren. Der reine Zustand, das ist die Erklärung des fara da se der Kunstmittel, befreit von Gegenständen und Regeln.

Was ist eine solche Auffassung wert?... Wir sind gegenwärtig ohne Paradoxie, in einer ‚Ästhetik der Gegenästhetik', in einem Willen zur Tabula rasa, hervorgegangen aus Enttäuschung, Unruhe, Verwirrung, in Verfolg eines sehr heftigen Angriffs gegen einen Körper von lange berühmten und als veraltet verdammten Doktrinen.

Man darf keineswegs sagen, daß es nicht Charakter, Adel, Zauber in der Einstellung gibt, die von den Eiferern des reinen Zustands vorgezogen wird. Aber man bemerkt besonders im Grunde etwas höchst Verzweifeltes. Werke, die unter diesem Zeichen geboren sind, sind nicht zu übermitteln, und niemals, auch wenn er es heuchelt, hat ein wahrhaft großer Künstler existiert, der sich damit tröstete, unverstanden zu sein."

Europa oder Abendland

Im letzten Heft der Monatsschrift *Abendland* fesselt mich ein Aufsatz von Albert Lotz, der eine zunächst überraschende Antinomie entwickelt: Europa — Abendland. Wir sind gewohnt, beide als dasselbe anzusehen, unter einer gewissen geohistorischen Konvention. Aber schon die Klangfärbung der Worte deutet die heimliche Antinomie an, die in der Diskussion der Gegenwart eine neue Lichtquelle werden könnte, wobei die katholische Einstellung des Verfassers nicht entscheidend ist. Ich glaube deshalb nicht, wie Lotz, daß der Begriff Abendland vom Christentum völlig un-

Digitized by Google

ablöslich ist. Aber ich glaube an einen westlich-abendländischen Universalismus, für den das Christentum eine unter mehreren Kraftquellen darstellt. Andererseits drückt der Begriff Europa von Tag zu Tag mehr eine ausgesprochen technisch-wirtschaftliche Realität aus. Deshalb scheint mir dieser Ausblick wichtig zu sein:

„Das Abendland ist bodenwüchsig und universal zugleich, es steht unter dem natürlichen Gesetz des schrittweisen Aufbaues von unten nach oben, von innen nach außen, vom Kleinen zum Großen — organisch! Europa schematisiert, Abendland gliedert; Europa technisiert, Abendland kultiviert; Europa inter-, Abendland übernationalisiert; Europa befriedet die Staaten, Abendland die Völker — das ist der Unterschied!

Und gibt es nun eine Brücke? Sind die Gegensätze unversöhnlich?

Gestehen wir's ruhig: hier prallen Grundsätzlichkeiten aufeinander. Aber muß es notwendig ein Entweder-Oder sein, das auch in den Wegen für immer trennt? Voraus sei daran erinnert, daß die katholische Friedensbewegung in kluger Weitsicht gemeinsame Arbeit mit sozialistischen und liberalen Pazifisten macht. Gemeinsame Arbeit, nicht derselbe Geist zwingt diese Antipoden zusammen, und so wird ebenso die Straße zum Abendland hin eine ganze Strecke mit der nach Europa führen . . . müssen Unserm Zeitalter ist nun einmal — man bedauert es unter der Perspektive christlicher Wertordnung — die ökonomisch-politische Anschauungsart aller Aufgaben der mehr gemäße Lebensstil, und wenn diese stärksten Mächte versagen, wird viel ideale Kraft umsonst verbraucht. Vielleicht ist die Antwort für die Verwirklichung des Abendlandes entscheidend, die uns die Realitäten auf die Frage geben: Sind Politik und Wirtschaft Triebfedern der ‚Vereinigten Staaten von Europa' oder sind sie Hindernisse?

Europa braucht eine Einigung! Und was sich so gestalten muß, das wird sich gestalten. Wie ist es doch vor bald 100 Jahren in Deutschland gewesen? Ehe die nationale Einigkeit erreicht war, kam die handelspolitische, vor dem Reich stand der Zollverein. Sollte, was damals die nationalökonomische Entwicklung erzwang, heute nicht entsprechend die Weltwirtschaft erforderlich machen? Gibt es noch Industriezweige, die gänzlich unabhängig von ausländischem Kapital arbeiten? Welche Handels- und Verkehrsinteressen enden an den Grenzpfählen? Und auch die Bevölkerungsverhältnisse, sie in erster Linie, verlangen immer heftiger nach einem Ausgleich zwischen dem Überschuß an Menschen bei den einen und dem an Land und Rohstoffen bei den andern." Rudolf Kayser

Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. G. von Schulze Gaevernitz, Professor in Freiburg i. B., Verfasser zahlreicher volkswirtschaftlicher und soziologischer Schriften.

Siegfried Trebitsch, Wien, Übersetzer der Werke Bernard Shaws, Verfasser von Novellen, Romanen, Dramen, von denen wir „Die Frau ohne Dienstag", „Frau Gittas Sühne" und „Die Last des Blutes" nennen.

Dr. Fritz Wittels, Wien, Essayist und Arzt, Verfasser einer Monographie über Sigmund Freud.

Dr. Robert Kuczynski, Berlin, Verfasser zahlreicher statistischer und volkswirschaftlicher Arbeiten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

JUL 20 1926

SECHSTES HEFT JUNI 1926

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVII. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Emil Lederer, Rußland in der Weltpolitik

Thomas Mann, Pariser Rechenschaft, II

Hans Carossa, Gedicht und Leben (Erzählung)

Arthur Holitscher, Reise durch Bengalen

Reinhard Goering, Der westliche Buddha

Emil Ludwig, Carl Maria von Weber (zum 100. Todestag)

Samuel Saenger, Politische Chronik

Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W 57, Bülowstr. 90 erbeten. – Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. – Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1926 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes RM 2.–; Quartalspreis RM 6.–. Auslandsabonnenten können den Gegenwert in fremder Währung durch Postanweisung einsenden. – Zahlungen in Reichsmark bitten wir an das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692, Auslandszahlungen an S. Fischer, Verlag, Berlin W 57, Bülowstraße 90 zu richten.

VORANKÜNDIGUNG

Das Juli-Heft der „Neuen Rundschau"

bringt voraussichtlich folgende Beiträge:

JOSÉ ORTEGA Y GASSET, Kosmopolitismus
ALFRED KERR, Der siebzigjährige Shaw
FRANK HARRIS, Bernard Shaw
BERNARD SHAW, Selbstbildnis
HANS REISIGER, Steh' auf und wandle (Novelle)
THOMAS MANN, Pariser Rechenschaft, III
ARTHUR HOLITSCHER, Reise durch China
OTTO FLAKE, Ehrenrettung der Zeit
S. SAENGER, Politische Chronik
RUDOLF KAYSER, Europäische Rundschau

Diesem Heft liegen die Prospekte der folgenden Firmen bei:

Meyer & Jessen, München

Verlag „Die Schmiede", Berlin

Georg Thieme, Verlag, Leipzig

Beachten Sie die Anzeigen vor und nach dem Text!

Digitized by Google

RUSSLAND IN DER WELTPOLITIK

von

EMIL LEDERER

Was ist heute Rußland? Wie bestimmt sich seine ökonomisch-soziale Prägung?

Es ist kein expansiver Agrarstaat, weil es seine Feudalherren vertrieben hat, weil es ein Bauernstaat geworden ist, für den Annexion von neuen Landgebieten nur dann einen Sinn haben würde, wenn dadurch Verfügung über neue Kulturfläche für Bauern gewonnen wäre. Es ist ganz gewiß weder Handelsstaat noch Industriestaat. Unsere bisherigen historisch realisierten gesellschaftlichen Kategorien versagen kläglich gegenüber dem Phänomen Rußland. Es lagert gleichsam noch hinter einer Nebelwand im Osten, die uns bisher hinderte, die Vorgänge seines Innern im Begriffe gefaßt zur Anschauung zu bringen, uns klar darüber zu werden, was eigentlich dort seiner sozialen Struktur nach und somit auch als außenpolitisch wirksames Kraftzentrum in unserer jüngsten Gegenwart entstanden ist.

Wenn man in Moskau einfährt und über den Roten Platz am Kreml vorbeikommt, der schon vor der Revolution der Rote Platz hieß und heute genau so daliegt wie vor Jahrzehnten, wenn man diese tatarische Mauer sieht, überragt von unzähligen goldnen Kuppeln, und im Hintergrunde des Platzes die Wassili-Kathedrale in ihrer völlig uneuropäischen Vielgestalt und Buntheit, dann fühlt man plötzlich, am Anfang des langen Weges zu stehen, der von hier aus über unendliche Steppen, Gebirgsketten und breite Ströme hinweg bis tief nach China hineinführt. Und wenn man des Abends über den Platz hingeht, vielleicht in einer milden Frühlingsnacht unter prangendem Sternenhimmel, dann sieht man über der Mauerzinne in magischem Licht, brennend aus farblosem Dunkel, die rote Fahne wehen, bestickt mit den goldnen Emblemen von Hammer und Sichel, die Sowjetfahne. Eines der suggestivsten Zeichen vielleicht unter

Digitized by Google

den vielen eindrucksvollen Symbolen, welche einem der Weg durch Moskau darbietet. Es macht uns bewußt, daß hier ein großes Reich in seinem historischen und geistigen Zentrum nicht eine eigene nationale Flagge aufgezogen hat, nicht seine nationalen Farben, sondern, daß es diese Fahne mit vielen Völkern teilt und mit allen Völkern teilen will. In dieser Fahne bekennt sich die regierende Klasse zur Klassenherrschaft, lehnt sie bewußt die Sublimierung ihrer Herrschaft zur Idee der Volksgemeinschaft ab; erklärt sich im Kampfe mit Teilen der eigenen Nation und kündet sich solidarisch mit Teilen fremder Volkskörper.

Aus dieser Haltung ergeben sich die großen Richtlinien der sowjetistischen Außenpolitik. Was sie anstrebt, sind nicht territoriale Eroberungen, sondern die innere Umwandlung der übrigen Staaten. Wenn die ganze Welt aus Sowjetrepubliken bestünde, wäre das Ziel der russischen Politik erreicht. Man muß sich nur die russische Politik in dieser utopischen Vollendung denken, um sofort den Unterschied zu aller bisherigen Staatspolitik zu sehen. Rom wollte die Welt römisch, Frankreich wollte sie französisch und England will sie (vielleicht muß man heute schon sagen, wollte sie) britisch machen. Diesem Ziel liegt immer der Gedanke entweder einer direkten ökonomisch-politischen Ausbeutung, oder zum mindesten einer kulturellen Umprägung zugrunde. Wurde es doch von den imperialistischen Staaten als Ziel ihrer Politik, ja geradezu als ihre welthistorische Sendung ausgesprochen, ihre spezifisch nationale Form dem Erdkreis zu schenken. Dabei dachte man wohl bescheidener zunächst nur an politische Herrschaft in Europa, weil man sich ja über die kulturelle Durchdringung Afrikas und Asiens kaum den Kopf zerbrach, diese Gebiete vielmehr lediglich als Interessensphären behandelte. Ganz anders das Rußland von heute, welches, den Schicksalsmoment erfassend, sich aus der historischen Konvention riß und auch seine Europapolitik entschlossen in den großen eurasischen Zusammenhang einbezog. Damit sehen wir eine neue Weltpolitik größten Formates begründet.

Welchen Gesamtzustand fand Rußland in Asien vor? Zunächst seine eigene politische Position. Das russische Reich hatte systematisch, als der Norden Asiens für Europa noch so gut wie gleichgültig war, Sibirien und einige angrenzende Gebiete in seinen Machtbereich gezogen. Der Zarismus legte eine zentralisierte Verwaltung durch diese weiten Gebiete, hatte überall seine Gendarmeriestationen und schuf späterhin durch die transsibirische Bahn eine verhältnismäßig enge Verbindung dieser ent-

Digitized by Google

legenen Zonen mit dem europäischen Zentrum. Eine Bahn bedeutet in diesen Gebieten in der Tat Beherrschung, bedeutet die Möglichkeit, an allen Stellen mit überwältigenden Machtmitteln fast unverzüglich auftreten zu können. Diese Position hatte Sowjetrußland geerbt, und es war daher von Anfang an nach der Vernichtung der tschechoslowakischen und der übrigen weißen Truppen im fernen Osten ein machtvoller Staat. Dies trotz aller Zerstörungen an rollendem Material, Kasernen, Verwaltungsgebäuden während des Bürgerkriegs und trotz der Auflösung mancher Verbindungen nach dem Westen hin. Es ist interessant, wie sich die russische Herrschaft, nahezu einem Naturprozeß vergleichbar, wiederhergestellt hat, trotzdem sie Jahre hindurch bedroht war und trotzdem sogar erhebliche amerikanische und japanische Truppenkontingente im Osten Sibiriens rasche Fortschritte machten. Es bildeten sich zunächst autonome Sowjetrepubliken, z. B. die Sowjetrepublik des „Fernen Ostens", die in immer engere Verbindung mit dem Moskauer Zentrum traten. Für die Folgezeit war es wichtig, daß sich das neue Rußland in der Sowjetverfassung präsentierte, welche in einfacheren Verhältnissen ohne erhebliche Klassengegensätze als urwüchsige Demokratie erscheinen konnte.

Asien, wenn man darunter in erster Linie Indien, China und Japan versteht, war durch den Krieg in einen tiefgreifenden Umwälzungsprozeß eingetreten. Es ist interessant zu sehen, daß selbst in Japan und ebenso in Indien der europäische Krieg einen großen Einschnitt bedeutet. Er bedeutet einen Wendepunkt vor allem aus zwei Gründen: zum ersten, weil sich das Europa der alliierten Mächte mit der zweischneidigen Taktik seiner Selbstbestimmungspropaganda demaskierte, und weil es asiatische Waffenhilfe gegen eine weiße Rasse in Anspruch nahm. Ebensosehr aber, weil die Industrialisierung des Ostens mit Macht voranschritt, weil sich große nationale Kapitalismen wenigstens im Ansatz bildeten, weil in den kapitalistischen Unternehmungen das soziale Problem aufkeimte; endlich, weil der Goldstrom das Preissystem revolutionierte und namentlich die wirtschaftliche Existenz des zersplitterten Kleinbetriebs in Indien, China und Japan bedrohte. Soziale und politische Auflösung und stellenweise Neuordnung allüberall, mit individuellen Verschiedenheiten in jedem der drei Reiche. Soziale und ökonomische Unruhe, Hinüberschlagen der Weltwirtschaftskrise in diese Gebiete kombinierte sich mit nationaler Reaktion, romantischen Träumen von einer Rückkehr asiatischer Herrschaft, dem Wiederaufleben einer geschlossenen asiatischen Welt.

Digitized by Google

Ohne ins einzelne zu gehen, sei eine kurze Skizzierung der komplizierten Lage versucht, welche Rußland im Jahre 1922/23 etwa vorfand, als es in Asien festen Fuß zu fassen begann.

In Indien war im Jahre 1919/20 die neue Verfassung in Kraft getreten, welche in ihrem unausgeglichenen System der Diarchie zwar noch stark die Rechte des Vizekönigs und der provinziellen Gouverneure betonte. Aber sie schuf doch schon Vertretungskörper, deren Mehrheit aus Wahlen hervorgegangen war und deren Kompetenz ausreichte, um sie bei einem wirklichen Streben nach Autonomie in unlösbare Konflikte mit der Regierungspolitik hineinzutreiben.

Selbstverständlich hat Sowjetrußland dieser Situation nicht bloß müßig zugesehen, hat Inder wohl nach Moskau gezogen und für seine Ideen gewonnen. Aber auch ohne solche Nachhilfe müßte das heutige System Indiens als labil, auf die Dauer in dieser Form unhaltbar, betrachtet werden. Macht man Indien zu einem Dominium, gibt man ihm wenigstens das volle Budgetrecht, und eine nationale Armee, wer kann dann hindern, daß England die Herrschaft entgleitet und daß sich das Kernstück englischer Macht in der Welt aus dem „Bund englischer Nationen" herauslöst?

China ist nie eine europäische Kolonie gewesen. Aber vor wenigen Jahren noch pflegte man auf den Atlanten die Interessensphären der europäischen Mächte einzuzeichnen, gleichsam als Vorspiel einer Teilung des großen Reiches. Davon ist es nun still geworden. Für China ist nun Rußland diejenige europäische Macht, welche im Grunde antieuropäisch ist und wirkt. Grund genug, um diesen weißen Männern zu vertrauen, die fast ebensogut schießen können als Amerikaner und Engländer, und welche das junge China groß und frei sehen wollen, seiner alten Kultur alle notwendige Ehrerbietung zeigen, keine Sommerpaläste plündern, auf die Exterritorialitätsrechte freiwillig verzichten und in ihrem Gehaben verraten, welch tiefer Unterschied sie vom beweglichen, smarten Amerikaner trennt. Was ein Sowjet ist und warum Rußland sich eine Sowjetrepublik nennt, wie der Unterschied zwischen einem Sowjetkongreß und einem demokratischen Parlament ist, das wissen natürlich die auf englischen Schulen ausgebildeten jungen Chinesen sehr wohl. Aber für Jung-China ist es zunächst am wichtigsten, daß Rußland ihm zunächst irgendeine Form von nationaler Existenz geben will, mindestens ihm darin helfen will, alle fremden Einflüsse von seinem Boden zu vertreiben.

Digitized by Google

Am kompliziertesten ist die Lage in Japan. Feinde ringsum, könnte man beinahe sagen; Japan im Pazifik isoliert. Da erscheint die Beziehung zu Rußland in einem andern Lichte, und so mancher verwegene Imperialist mag mit dem Gedanken spielen, wenn er auch nicht gerade heute aktuell sein mag, unter Benutzung Rußlands England und die Vereinigten Staaten zu demütigen. Wie immer man die Erledigung dieser Verwicklungen denkt: Japan ist nicht die freie, stolze, starke Macht des Ostens, welche sich selbst ihre Verbündeten wählen kann, und auf seinem zwangsbestimmten schweren Wege wird es offenbar gar nicht wagen können, die Freundschaft Rußlands leichthin zu verscherzen. – So hat sich das japanische Volk, außenpolitisch von lebendigstem Instinkt, unter der sorgfältig dosierten Beeinflussung seiner Offiziösen, im Frühjahr 1925 gleichsam spontan für die Freundschaft mit Sowjetrußland begeistert. –

Über alle die Einzelheiten der Situation in den großen asiatischen Reichen hinweg, und abgesehen davon, daß der europäische Krieg, seine Ideologie und die Wirtschaftskrise für Rußland den Boden geebnet haben, wirkt die Industrialisierung in ganz Asien für Rußland. Moskau hat das Vertrauen Asiens, weil es auch das Haupt vieler asiatischer Völker bis tief nach China hinein ist, und weil es den gigantischen und zunächst noch nicht gescheiterten Versuch unternommen hat, den Kapitalismus zu überwinden, ohne durch ihn völlig hindurchzugehen.

Rußland ist aber nicht nur ein Sturmbock gegen den Kapitalismus, es gilt nicht nur als Befreier des Bauern, sondern es hat sozusagen ostentativ und mit besonderem Nachdruck als einzige große weiße Macht jedem Rassenvorurteil den Krieg angesagt. Ob Rußland unter allen Umständen bei dieser Haltung bleiben könnte, ob es ohne weiteres seine dünn bevölkerten Gebiete als Siedlungsland z. B. den Chinesen schrankenlos öffnen würde, mag hier dahingestellt bleiben. Bisher jedenfalls kennt es keinen Unterschied der Rasse noch der Nation. Es hat das Nationalitätenproblem für seine vielen Völkerschaften vorbildlich gelöst. Nirgends hört man von einem nationalen Terror, die Russifizierungsbestrebungen haben völlig aufgehört, und die Sowjetverfassung bietet der Entwicklung nationaler Kulturen den denkbar breitesten und freiesten Spielraum. Höchstens die Schweiz könnte ihr an die Seite gestellt werden. Da nun die Zukunft Asiens von dem nationalen Problem überschattet ist, da insbesondere Indien, vielleicht auch in gewissem Grade China, bei dem kulturellen Erwachen der Volksmassen sich dem nationalen Problem gegenüber sehen

Digitized by Google

werden, ist die russische Lösung der national indifferenten Sowjetverfassung sympathisch und entspricht auch im ganzen der asiatischen Auffassung von Nationalität.

So kann man ohne viel Übertreibung sagen, daß Moskau heute von der jungen Generation als die Hauptstadt Asiens empfunden wird. Auf seinen Straßen begegnet man Vertretern aller asiatischen Völker. Die jungen Intellektuellen werden in allen asiatischen Sprachen geschult, eine chinesische Universität soll eben in den letzten Monaten in Moskau begründet worden sein. Rußland ist polyglott und kann immer polyglotter werden. Es hat nicht den Ehrgeiz, fremden Völkern sein „Gesicht" aufzuprägen. Es fürchtet nicht, in einer babylonischen Sprachverwirrung unterzugehen, da es die Ideologie mit entsprechender Wandlungsfähigkeit für alle diese Völker bereit hält. Wenn es ein Panasien vorbereiten sollte, wenn sich einmal die großen asiatischen Reiche unter der Führung Rußlands zusammenscharen sollten, mehr oder weniger lose, sicherlich nicht in einem Einheitsstaat oder Bundesstaat zusammengefügt, so wäre dies eine große Vereinigung unzähliger Nationen, ohne Staatssprache, vielleicht ohne eine durchgehende Verkehrssprache, jedenfalls ohne zentrale Bureaukratie. Die Vorstellung, daß wenige große Nationen das Gesicht der Welt prägen werden, daß die kleinen Nationen nichts zu bedeuten haben, ist namentlich für Asien absurd. Gerade der Krieg mit seiner Mordmaschine hat die Menschen in ihre Heimatdörfer zurückgescheucht, er hat in Asien eine gesunde Skepsis gegenüber den Großmächten geweckt, und die Stimmung für ein friedliches, möglichst loses Nebeneinander der Nationen ohne überragende Bedeutung einer großen Macht geschaffen. Die asiatischen Nationen sind ihrem Wesen nach sämtlich pazifistisch. Am wenigsten freilich Japan, dessen alter Kriegerstand mitunter bereit sein mag, auch einen aussichtslosen Kampf einem „faulen Frieden" vorzuziehen. Aber Japan ist heute in seiner Politik nicht mehr frei, in seinem eigenen Körper häufen sich die Gegensätze, und so bereitet sich, wenn nicht alle Zeichen trügen, in Asien eine Epoche des losen Zusammenschlusses vor, eine Epoche langsamerer ökonomischer Entfaltung, weil das europäisch-amerikanische Kapital etwas erschrickt über die plötzlichen Unabhängigkeitswünsche, eine Epoche, in der Europa vielleicht mit Erstaunen wahrnehmen wird, daß sich Asien auch ohne weiße Männer zu regieren imstande ist, indem es sich einfach so wenig als möglich regiert. Aber es ist heute wohl müßig, in die undurchdringliche Zukunft irgendwelches Licht werfen zu wollen.

Digitized by Google

Genug daran, daß Rußland in allen den einander durchkreuzenden, von so vielen Motiven getragenen Unabhängigkeitsbestrebungen immer mehr zu einem psychologischen Zentrum wird, an welchem sich die Völker orientieren, an das sie sich halten wollen. Die größere Hälfte der Menschheit, welche heute in Asien lebt (auch Vorderasien, die Türkei, Persien, sind hierher zu rechnen, ebenso wie der Norden Afrikas), steht dem russischen Volk und seinem Staat durchaus sympathisch gegenüber und empfindet nichts von den Schaudern, welche die Seele des nordamerikanischen Bürgers bei der Nennung Moskaus durchzittern.

Wenn aber Rußland die Sympathien Asiens hat, so auch Asien die Rußlands. Auf seinen Beistand kann es zählen. Sollte England versuchen, seine Machtpositionen mit dem Schwert zu halten oder gar zu erweitern, so werden die asiatischen Völker auf den russischen Beistand rechnen können, mindestens in der Form von Propaganda, einem Kriegsmittel, dessen Furchtbarkeit von Jahr zu Jahr zunimmt. Unversehens ist auch Rußland selbst stärker nach Asien hinübergeglitten. Die Europäisierung unter Peter dem Großen war ursprünglich gewiß nur ein Firnis. Es scheint, daß sie auch späterhin, von den intellektuellen Schichten abgesehen, aus Rußland doch kein europäisches Land gemacht hat. In der dumpfen, ungeheuren Masse der zahlreichen Völkerschaften, an den Ackerboden gefesselt, ohne Verbindung mit der nervösen Lebendigkeit des reichgegliederten westlichen Europa, war der Krieg kein nationales Erlebnis, sondern eine sinnlose Hölle. Wenn die panslawistische Ideologie strebsamer Nationalisten, frivoler Militärs und einer expansionslüsternen Dynastie Rußland in eine Reihe mit den modernen Staaten bringen wollte, so hat sie in der Seele der russischen Völker selbst wahrscheinlich nie einen Widerhall gefunden. Es müßte denn sein, daß man dieser Ideologie die Interpretation gab, der Bauer soll dort, jenseits der Grenze, Land erhalten. So traf die russische Revolution auf Neuland, und sie findet heute keinen innern Widerstand gegen eine Verschmelzung mit dem breiten asiatischen Kontinent. In andern, dem 20. Jahrhundert angemessenen Formen hat sich Asien wieder einmal Europa genähert. So wie Rom durch den Geist der Provinzen innerlich umgeformt wurde, wird Moskau heute innerlich Asien assimiliert – was auch bei europäischer Technik möglich ist. Von der Grenze wenige Stunden hinter Riga herrscht bis Charbin und heute noch bis in die Mongolei, mit Ausläufern bis nach Südchina, ein einheitlicher politischer Wille. Das Streben Englands und Frankreichs, mit Rußland zusammen Europa und

Digitized by Google

dadurch die Welt, wenigstens das alte kontinentale Massiv, zu beherrschen, ist gescheitert. Kombinationen, welche seit den napoleonischen Kriegen unmöglich schienen, wachen wieder auf. Die Gemeinschaft Rußlands mit Europa ist zerrissen und paradoxerweise ist auf dem ganzen Gebiete von Moskau bis zum Pazifischen Ozean hin heute vielleicht Japan die einzige Macht, welche trotz ihres Gegensatzes zu Europa eine Art von europäischem Vorposten darstellt.

Was hat sich inzwischen in Europa ereignet? Wenn wir die Ereignisse der letzten drei Jahre mit einem Blick streifen, wahrhaftig genug. 1922 war Europa ein Bündel von Rivalitäten, es war von einem Krieg zwischen England und Frankreich nicht weit entfernt. Die deutsche Frage war vollkommen ungeklärt, Österreich kaum durch den Völkerbund in die Bahnen des Wiederaufbaus geleitet. Die Kleine Entente, waffenstarrend zuwartend, die Balkanprobleme, insbesondere zwischen Italien und Südslawien, ungelöst. Nach der Konferenz von Genua (1922) erschien alles hoffnungsloser denn je zuvor. In dieser Lage war nur die Kleine Entente für Rußland gefährlich, insbesondere Polen. Diese europäischen Rivalitäten gewährten Rußland eine politische Atempause. Während derselben fehlte es nicht an allerhand Feindseligkeiten, nicht an Versuchen, die bolschewistische Herrschaft zu stürzen. Schon die Verweigerung der Anerkennung mußte von Rußland als aggressiver Akt empfunden werden. Wann hat je, seitdem es Europa als politischen Begriff gibt, eine Großmacht ersten Ranges jahrelang auf ihre Anerkennung im Konzert der Mächte warten müssen? (Trotzdem, nebenbei gesagt, die russische Regierung keineswegs die ganze Zeit hindurch die Zahlung der Vorkriegsschulden verweigerte!) Nur inoffiziell, beinahe heimlich, kamen Kaufleute und Industrielle gelegentlich nach Moskau und fanden sich gegen hohe Gewinnchancen zur Kooperation bereit. Aber politisch stand Rußland ganz allein, isoliert, boykottiert. Man gewöhnte sich in Europa allmählich daran, von Rußland abzusehen.

Rußland selbst gewöhnte sich auch an diesen Zustand. Aber schon damals sah es auf den Kongressen der Kommunistischen Internationale Vertreter aller europäischen Nationen im Kreml. Es schätzte seine Aussichten je nach dem Wachstum oder dem Niedergang der kommunistischen Parteien ab. Darin etwas naiv, den Elan seiner eigenen Revolutionäre in Europa hineindeutend, die „Notwendigkeit" der Entwicklung etwas überschätzend, registrierte man Streiks, Hungersnöte, Wählerziffern, ökono-

Digitized by Google

mische Krisen als Meilensteine zur sozialen Revolution, die man sich überdies in dem komplizierten ökonomisch-politischen Milieu Europas exakt nach russischem Muster verlaufend dachte. Deutschland vor allem wurde als das politische Glacis Rußlands betrachtet. Die russische Botschaft in Berlin war die erste, die nach dem Kriege ihre Tore den bolschewistischen Politikern öffnete, die Nation des marxistischen Sozialismus mußte die nächste Etappe der Weltrevolution und damit die Brücke zu einem bolschewistischen Europa bilden.

Trotzdem Europa bis Locarno genug mit sich zu tun hatte, fand es immer noch Zeit, seine Kräfte gegen Rußland zu organisieren. Der Anteil, den die russische Emigration dabei hatte, kann wohl schwerlich überschätzt werden. Auch die Labourregierung in England brachte nur die Abschwächung der aggressiven Haltung zu einer zuwartenden, passiven, bestenfalls neutralen, keineswegs die Wendung zu einer bereitwilligen, helfenden. Immer wieder bahnten sich Kombinationen gegen Rußland an. Man denke nur daran, daß selbst nach der Anerkennung Rußlands durch England und Frankreich Japan mit Rumänien ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündnis gegen Rußland abschloß! Ein Bündnis, nach welchem Bessarabien fern im Osten Sibiriens und in der Mandschurei, die japanischen Interessen in der Mandschurei, Sibirien an der rumänischen Grenze verteidigt werden sollten. Wahrhaft eine planetarische Politik! Noch kurz vor den französischen Kammerwahlen, welche alle diese politischen Traumgeburten über den Haufen warfen, sollte der ostentative, mit viel Pomp in Szene gesetzte Besuch des Gouverneurs von Französisch-China, Merlin, in Tokio eine Entente zwischen Frankreich und Japan mit der Spitze gegen England sowie insbesondere gegen Rußland vorbereiten.

Diese für Rußland wenig gefährlichen Kombinationen zeigen nur, daß Rußland in allen diesen Jahren seine Einfügung in den europäischen Machtkomplex nicht finden konnte. Es hat auch gar keinen Versuch gemacht, diese europäische Kette von Gegnerschaften zu zerbrechen. Es hat in Europa selbst lediglich innenpolitisch gearbeitet, überall die Entstehung und das Wachstum der kommunistischen Parteien fördernd. Das schien zuerst ganz doktrinär.

Heute zeigt sich, daß die Bildung erheblicher kommunistischer Parteien zwar innerpolitisch für das soziale und ökonomische Gefüge Europas keine wesentliche Veränderung brachte, hingegen die Stellung Rußlands stärkte. Denn weder England noch Frankreich, praktisch die einzigen mög-

Digitized by Google

lichen bedeutenden Gegner Rußlands, sind heute imstande, einen bewaffneten Konflikt mit Rußland zu riskieren. Ihre Armeen und Flotten könnten zwar mobilisiert werden, sie würden marschieren, aber sie würden der gegnerischen Propaganda gegenüber wahrscheinlich nur wenig Widerstandskraft aufweisen. Aber nicht nur europäische, auch Kolonialtruppen sind heute bereits durch die Moskauer Propaganda, und zwar in sehr wirksamer Weise, erreichbar. Die kommunistische Politik hat nur zu gut erkannt, daß eine internationale Arbeiterorganisation zu schwach ist, um einen Krieg zu verhindern und die Mobilisierung mit Erfolg zu sabotieren; sie operiert daher auf der Basis der im Fall eines Krieges unfehlbar eintretenden Reizempfindlichkeit, und sie hat im kommunistischen Staatskörper Rußlands einen furchtbar suggestiven Hintergrund. Würden nicht kämpfende Proletarier massenhaft überlaufen, wenn ihnen beim Gegner nicht Kriegsgefangenschaft mit schwerer Zwangsarbeit, sondern Sicherheit und Ruhe versprochen würde? In der Tat, keine europäische Macht ist heute mehr in der Lage, aggressiv gegen Moskau vorzugehen. Rußland bekam den Rücken gegen Asien frei.

Darüber hinaus hat die europäische Entwicklung den Sowjets sozusagen direkt in die Hand gespielt: der gefährlichste Gegner Rußlands war Poincaré. Sein Militarismus, der auch die polnische und tschechoslowakische Armee stützte, ist an der eigenen expansiven Politik, namentlich gegen Deutschland, zusammengebrochen. Es ist heut schon vergessen, daß noch Poincaré in einer kritischen Valutalage, als der französische Franken bereits als aufgegeben galt, durch amerikanische Hilfe die Situation rettete. Freilich um den Preis, auf seine aggressive militaristische Politik zu verzichten. Zum ersten Male ist damals in dieser drastischen Form die Suprematie des fremden Bankkapitals über eine Weltmacht deutlich sichtbar geworden. Diese Revision der französischen Politik (vor den letzten Wahlen) brachte für Rußland eine entscheidende Erleichterung, und in der Konsequenz dieser wahrhaft epochemachenden Wendung der europäischen Lage ist die relative Steigerung des russischen Gewichts beschlossen. Es liegt immerhin eine gewisse Ironie darin, daß es schließlich die Vereinigten Staaten waren, welche zuerst Frankreich bändigten, späterhin durch ihr moralisches Gewicht den Dawesplan durchsetzten und heute Locarno unterstützen. Denn in der Logik all dieser Ereignisse liegt die Minderung der europäischen Rüstungen, der Abbau der europäischen Souveränitäten und als Konsequenz: geringere Wahrscheinlichkeit einer Offensive gegen Rußland.

Digitized by Google

Wenn heute zwar die russische Politik den Vertrag von Locarno offiziell bekämpft, so dürfte sich bald zeigen, daß sie sich sehr gut mit ihm abzufinden weiß. Und sie ist klug genug, um nicht zu verraten, wie sehr die Beruhigung Europas auch in russischem Interesse liegt. Denn ein europäischer Konflikt käme heute jedenfalls Rußland noch zu früh. Und Rußland weiß wohl genau, daß eine europäische Allianz gegen Moskau Phantasie ist, daß hingegen fanatisierte Nationalisten und nationale Armeen immerhin in kritischen Situationen eine Bedrohung bilden könnten. Aber warum soll es nicht nach außen diese ganze Entwicklung als rußlandfeindlich brandmarken, um sich späterhin dieser Kombination gegenüber eine möglichst günstige Position zu schaffen?

So hat sich die Stellung Rußlands in den letzten Jahren ganz organisch immer bedeutsamer ausgestaltet, und es ist der Weg Rußlands seit 1918 im großen ganzen außenpolitisch sehr erfolgreich gewesen. Rußland ist wieder eine große Weltmacht geworden und hat sich gegen eine Welt von Feinden behauptet. Dabei spielten glückliche Konstellationen eine erhebliche Rolle. Insbesondere, daß sein Hauptfeind, Deutschland, von andern Feinden des bolschewistischen Rußlands geschlagen wurde. Der Friede von Brest-Litowsk wurde von Deutschland selbst zerrissen. Europa, in sich zerklüftet, hatte die Gewalt der neuen Weltmacht unterschätzt, ihr tragendes Prinzip überhaupt verkannt. Nun erhebt sich die Frage: Wie mag sich die Zukunft gestalten? Was sind die realen Stützen, die Machtmittel Rußlands, wenn ein Konflikt unvermeidlich sein sollte? Und was sind seine Aussichten für die Zukunft?

Die rote Armee repräsentiert den Arbeiterstaat. Sie ist eine Klassenarmee, nicht anders als die feudalen Ritterheere. Der Unterschied liegt nur darin, daß die herrschende Klasse zahlenmäßig sehr groß ist (umfaßt sie doch alle Werktätigen, also auch die Bauern). Aber das alte Prinzip, das Recht zur Bewaffnung nur für den Vollbürger – und nicht jeder Bürger ist Vollbürger – dringt hier wieder durch. Rußland kennt keine allgemeine Wehrpflicht, weil die Gesellschaft noch nicht klassenlos ist. Der Bourgeois wird nur zum Dienst hinter der Front herangezogen. Anders als der kapitalistische Staat, der allen seinen Bürgern die Waffen in die Hand gibt, ist die Sowjetarmee wenigstens ihrer sozialen Idee nach homogen.

Nun zur russischen Wirtschaft. Sie ist heute noch im Fluß. Die Zeit allerdings ist längst vorbei, in welcher man sagen konnte, die russische Volkswirtschaft friste ihr Leben von den Verkäufen der gestohle-

Digitized by Google

nen Juwelen, oder sie zehre nur vom Kapital. Schließlich kann ein großes Volk nicht acht Jahre lang bloß vom Kapital zehren und gleichzeitig seine Produktion erhöhen. Es kann auch nicht fortgesetzt erhebliche Einfuhren erhalten, ohne sie größtenteils mit Produkten zu bezahlen. Die Anfänge der russischen bolschewistischen Produktion waren allerdings sehr wenig versprechend. Mangel an Disziplin, eine psychische Arbeitskrise, hartnäckige Illusionen über die Möglichkeiten, welche eine Neuverteilung des gesellschaftlichen Reichtums in sich bergen, hinderten die systematische Arbeit. Allmählich aber setzte sich der politische Instinkt auch in die wirtschaftliche Arbeit um. Es ist der kommunistischen Partei offenbar gelungen, nicht nur ihre eigenen Anhänger zu einer unbeschränkten opferbereiten Arbeitswilligkeit zu bringen, sondern auch darüber hinaus das Proletariat zu höheren Leistungen anzuspornen. Dabei ist wesentlich, daß vermutlich der direkte Zwang eine immer geringere Rolle spielte, und daß es gelang, die Arbeiterschaft mit dem Willen zu höheren Leistungen zu erfüllen. Bei den einmal gegebenen technischen Bedingungen einer jeden Produktion kann ja kein soziales System die Notwendigkeit der Arbeit, und bei steigenden Kulturansprüchen relativ steigender Arbeit, aus der Welt schaffen. Man übersieht, daß das Streben nach weniger und leichterer Arbeit häufig nur die instinktive Flucht aus erniedrigenden und moralisch abgelehnten Arbeitsbedingungen ist, während in organischen und innerlich anerkannten sozialen Zuständen die Arbeit zugleich natürliche Erfüllung eines gesunden Tätigkeitsdranges sein kann. Von einer bessern sozialen Organisation kann man daher nicht die Abschaffung der Arbeitslast überhaupt, sondern nur die Einfügung seelisch-geistiger Kompensationen erwarten, welche die in der modernen Technik notwendig gewordene mechanische Arbeit ihres deprimierenden Charakters teilweise entkleiden. Das scheint nun in Rußland bis zu einem gewissen Grade gelungen zu sein, und darin liegt sicherlich die Erklärung dafür, daß in so schwierigen Umständen die Produktionsleistung gewachsen ist. (Sie soll sich jetzt im Durchschnitt auf 70 Prozent der Friedensproduktion belaufen.)

Die Bedeutung dieser Tatsache muß sich aber auch außenpolitisch stark auswirken. Da die europäischen Regierungen so häufig den Bolschewismus mit dem Hinweis auf sein produktionstechnisches Versagen als tot erklärten, durfte man sich nicht wundern, wenn die Belebung der Produktivkräfte unbesehen als Argument für das bolschewistische System gebraucht wurde. Gerade wenn man, wie ich es tue, die bolschewistische Staatsstruktur für

Digitized by Google

Westeuropa ablehnt, so wird man in den Produktionsfortschritten Rußlands noch kein durchschlagendes Argument für den Bolschewismus anerkennen, zumal wenn man weiterhin auch der Meinung ist, daß es unter westeuropäischen Verhältnissen ein Hirngespinst ist, durch einen politischen Handstreich die Wirtschaft an einem Tage zu „nehmen". Diejenigen aber, welche in ziemlich ungeistiger Art den unstreitig monumentalen Charakter und die Bedeutsamkeit des neuen Versuchs mit dem Hinweis auf Mißernten, Wirkungen der Blockade und das Massenelend des Bürgerkriegs erledigt zu haben glaubten, müssen es sich gefallen lassen, wenn ihnen nun von bolschewistischer Seite die Produktionsziffern triumphierend als Argument entgegengehalten werden. Die wachsende Zahl der europäischen Kommissionen, welche Rußland besuchen und welche in ihren Anschauungen alle noch unter dem Bann der Emigrantenpropaganda stehen, sehen mit Erstaunen eine andere Wirklichkeit und sind nur zu sehr zu unbegründetem Optimismus geneigt. Je mehr Rußland sich aus eigenen Kräften seine Wirtschaft aufbaut, um so stärker wird diese Auffassung werden, auch wenn, wie zur Zeit, die russische Wirtschaft durch schwere Krisen hindurchgeht. Endlich sei noch ein drittes, in der Zukunft immer wichtigeres Moment angedeutet. Rußland ist heute mit seinem Hinterlande Sibirien und mit den ihm politisch nahestehenden Gebieten eines der größten Rohstoffreservoire, über welches die industrielle Welt verfügt. Sowohl die Agrarproduktion als insbesondere die Gewinnung mineralischer Rohstoffe ist größter Steigerung fähig. Politisch ist nun wichtig, daß Rußland, Persien und Indien, also diejenigen Gebiete, welche von Moskau aus heute schon geistig beeinflußt werden können, etwa über die Hälfte der Rohölvorräte der Welt verfügen. Bei der Unentbehrlichkeit des Öls für Kriegsschiffe, Luftzeuge und Automobile, und bei der raschen Erschöpfung der amerikanischen Reserven kann diese Tatsache in wenigen Jahren zu einem völligen Umschwung der Machtverhältnisse führen. Vielleicht wird es gelingen, die Kohle als Ölgrundlage zu verarbeiten, aber das wird nicht hindern, den großen Ölgebieten, deren Ausbeutung noch kaum begonnen hat, eine gewisse natürliche Überlegenheit zu geben. Die Zeit, in welcher man mit Kohle und Eisen allein die Welt beherrschte, ist nun vorbei. Die Welt muß sich darauf einrichten, in diesen entlegenen Gebieten ein neues Machtzentrum erstehen zu sehen.

So reckt sich also Rußland als eine neue Weltmacht auf, der Anlage und seinen Möglichkeiten nach noch stärker als der Zarismus. Der einzige

Digitized by Google

Gegner, der überhaupt Rußland gegenüber in Frage kommt, sind die Vereinigten Staaten und dessen Verbündete, zu denen heute Rußland gegenüber vielleicht England zu zählen ist. Es gehört aber eine geradezu perverse welt- und geopolitische Phantasie dazu, um bereits die Entwicklung der nächsten Jahre innerhalb dieses Gegensatzes sich abspielen zu lassen. Viel eher möchte man nach der Gestaltung der ganzen Stimmungslage in der Welt hoffen, daß sich ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte, ohne vernichtende Katastrophen, ausbildet.

Was soll nun Europa tun? Die aggressive Epoche in seinem Verhältnis zu Rußland (Blockade, militärische Interventionen) hat sich überlebt. Es muß sich also auf den bolschewistischen Erdteil, der an seinen Grenzen liegt, einrichten; es fragt sich nur, wie das am besten geschieht. Der paneuropäische Gedanke, der in den letzten Monaten so überraschende und zugleich erfreuliche Fortschritte gemacht hat, wird meist als europäische Kombination unter Ausschluß Rußlands vertreten. Aber es scheint mir doch klar, daß eine solche Begrenzung in sich aufs höchste widerspruchsvoll ist. Denn wenn man die einzelnen Etappen des Weges, welche zu einer tatsächlichen Lebensgemeinschaft der europäischen Völker führen sollen, überdenkt, so ist eine Sondergestaltung, die sich von Rußland bewußt abhebt, in sich widerspruchsvoll, unklug und beinahe unmöglich. Denkt man z. B. an die Abrüstung als notwendiges Mittel zur Entlastung der europäischen Produktivkräfte und zur Schaffung einer vertrauensvollen Atmosphäre, so scheint es doch an sich widersinnig, diese Entwaffnung ohne Einbeziehung Rußlands durchzuführen. Ja, der Versuch einer solchen müßte sofort scheitern, wenn Rußland, außerhalb der Kombination stehend, seine Armee und sonstigen Kriegsmittel ungehemmt weiter entwickeln könnte. Denken wir aber an Europa als großes Wirtschaftsgebiet, so liegt ja das Hauptproblem in der Abstimmung der europäischen Industriekörper aufeinander, welche nur durch Ebnung des Exportweges nach entwicklungsfähigen Märkten ohne vernichtende Krise gelingen kann. Heute ist Rußland das einzige große Gebiet, das noch nicht eine bedeutende Kriegsindustrie aufgebaut hat und in seiner Urproduktion und Landwirtschaft sowie den noch unerschlossenen Flächen seines asiatischen Gebietes eine selbstverständliche Basis für Investitionen größten Stils darbietet. Schon jetzt stoßen sich die europäischen Industriekörper an den Zollschranken der neuen Wirtschaftsgebilde, die alle nach Abwehr der Einfuhr und nach Steigerung der Ausfuhr streben. Es bedürfte eines unendlich langen, ver-

Digitized by Google

lustreichen Prozesses, um in dieser neuen Lage eine einigermaßen erträgliche Arbeitsteilung herstellen zu können. Man kann wohl sagen, wäre Rußland heute ein kapitalistischer Staat, so würde eine europäische Kombination ohne Rußland absurd erscheinen. Dermaßen absurd, daß niemand auf diesen Gedanken gekommen wäre. Jedenfalls ist es schon heute klar, daß eine europäische Kombination, welche sich auf die übervölkerten, von schweren Schulden belasteten, vielfach unzweckmäßig organisierten mittel- und westeuropäischen Wirtschaftskörper beschränkt, weder eine politische Entspannung, noch eine ökonomisch befriedigende Lösung, sondern nur eine Depression bringen wird. Die einzige Lösung besteht also darin, auch mit Rußland offen einen modus vivendi zu finden. Gleichsam eine politisch indifferente Existenz nebeneinander, ohne Gehässigkeit, ohne Mißtrauen, im Bewußtsein der Tatsache, daß die europäischen Völker zu verschieden sind, als daß sie in Marschrichtung und Tempo sämtlich zusammenstimmen könnten. Das russische Volk ist ja erst jetzt bewußt in die Weltgeschichte eingetreten. Es hat einen andern Weg eingeschlagen, als die europäischen Völker, eine Form gefunden, welche weder die des europäisch-kapitalistischen Militärstaates, noch die des demokratischen bürgerlichen Staates ist. Es ist auch nicht ein sozialistischer Staat, sondern eine soziale Zwischenform mit ganz eigentümlicher Struktur, erwachsen aus sozialistischen Ideen, aus der Not des langen Krieges, aus der Verbindung mit asiatischen Völkern. Letzten Endes aus starken politischen Instinkten, welche alle diese verschiedenartigen Elemente in einer historisch noch nicht erlebten Form zusammenfügten. Dieser gegenüber müssen wir unsere eigene Art, staatlich, wirtschaftlich und politisch zu existieren, unsere eigenen Ideen über die Neugestaltung unserer Lebensverhältnisse aufrechterhalten, und diese müssen sich neben dem russischen Phänomen bewähren. Aber es wäre politisch geradezu widersinnig, das übervölkerte Mittel- und Westeuropa, mit seiner vorläufig noch so widerspruchsvollen Arbeitsorganisation neben die beiden großen Rohstoffgebiete der Welt, die Vereinigten Staaten und Rußland, gleichsam schutzlos hinzustellen. Da wir heute die Zukunft des britischen Imperiums nicht kennen, doch jedenfalls wissen können, daß seine Dominien mit Europa selbst nie werden etwas zu tun haben wollen, und da sich der amerikanische Kontinent wenigstens ökonomisch immer deutlicher unter die Führung der Vereinigten Staaten stellt, so ist Europa als ökonomisches Gebilde, als Markteinheit, nur mit Rußland möglich.

Digitized by Google

Daß dieser Prozeß auch die Formen der Wirtschaft in Europa ändern wird, ist mehr als wahrscheinlich, ja geradezu notwendig. Wollen wir statt dessen uns auf Hirngespinste eines afrikanischen Rohstoffgebietes einlassen, das von Europäern schwerlich je genügend besiedelt werden könnte und überdies bereits seine eigenen Wege zu gehen beginnt? Afrika wird viel eher vom Kap einerseits, von Ägypten und Marokko andrerseits organisiert werden, als von einem europäischen Staatengemisch. Europa ohne Rußland ist eine Konstruktion; Europa mit Rußland ist nach der heutigen Struktur der Wirtschaftskörper ein lebensfähiger Organismus.

Aufgabe einer fruchtbaren europäischen Politik ist: die Brücke zu Rußland und seinem riesigen Hinterland zu schlagen. Und zwar ökonomisch, politisch, geistig. Die Aufgabe Deutschlands ist es hierbei: zu führen. Denn Deutschland wird auch in Rußland nicht als Feind betrachtet und es ist (neben Rußland) die einzige europäische Macht, der heute Asiens Sympathien gehören.

Ob Europa imstande sein wird, diese Brücke zu schlagen, ob Deutschland aktiv und elastisch genug sein wird, zu führen: das ist heute die Schicksalsfrage Europas. Und daß es die Schicksalsfrage für Europa ist, beleuchtet vielleicht mehr als irgend etwas – die Stellung Rußlands in der Weltpolitik.

PARISER RECHENSCHAFT

von

THOMAS MANN

II

Donnerstag, den 21. – Natürlich ziemlich spät auf. Der Korrespondent des „New York Herald". Es steht schlimm. Die Exklusivität der Veranstaltung von gestern nachmittag hat viel böses Blut gemacht. Schon ergangene Einladungen an die internationale Presse sind in dem Augenblick für nichtig erklärt worden, als man Gebrauch davon machen wollte; die Empfindlichkeit ist groß. „M. Thomas Mann a parlé à huis clos." „Newspapermen excluded from Mann speech." „Brüskierung der deutschen Rechtspresse!" Die Pariser Ausgabe des „Herald" gibt, mit Überschriften,

Digitized by Google

eine sehr komische und aufregende Schilderung von Szenen, die sich vor dem Carnegie-Hause abgespielt, von Zusammenrottungen der Presseleute, Protesten, Auseinandersetzungen mit der Kontrolle und selbst mit der Polizei. Professor Lichtenberger hat das Seine getan, um abzuwiegeln, die getroffenen Maßnahmen erklärt, ein Communiqué ausgegeben. Unglücklicherweise aber hatte man auch noch versprochen, daß ich um 7 Uhr für die Herren zu sprechen sein würde – während ich mich, notgedrungen, kurz nach 7 aus dem Staube gemacht und auch von der Zusicherung gar nichts gewußt hatte. Um einiges wieder gutzumachen, gab ich dem „Herald"-Mann ein Interview, katarrhalisch und mit unnatürlicher Geläufigkeit: über unser Verhältnis zu Rußland, über Poe, Whitman und O'Neill, damit er doch etwas zu kabeln habe.

Übrigens waren natürlich nicht alle Journalisten ausgeschlossen gewesen, weder rechte noch linke, und was ich von Presseäußerungen sah, war mehr als manierlich: so die Artikel des „Matin" und des „Journal des Débats". Sonderbarerweise stimmten mehrere, wie z. B. der „Eclair", in der Nachricht überein, das „Berliner Tageblatt" habe vorhergesagt, ich würde bei dieser Gelegenheit eine gründliche Revision des Vertrages von Versailles veranstalten und stellten erleichtert fest, daß man mir mit solcher Unterstellung Unrecht getan und daß ich mich auf anderer Ebene gehalten. Es sei entschieden schade, daß ich nicht in voller Öffentlichkeit gesprochen hätte. –

Nach einigem Schlendern und Schauen frühstückten wir chez Prunier, Rue Dufot. Chez Prunier muß man gefrühstückt haben, es ist das Lokal à la mode, wiewohl sehr speziell. Eigentlich ist es ein Lokal für Nix und Neck, für Andersens kleine Seejungfrau; es gibt nichts als Meeresfrüchte. Privatautomobile vor der Tür, der kleine Raum gedrängt voll von Kaufenden und Speisenden. Auf den Auslagetischen ein submarines Schlaraffenland von Langusten, Austern, Kaviar und Seefischen. Auf den Speisetischchen Schalen mit prachtvollen Krabben à discretion. Ein Barbüfett, an welchem im Halbkreise Leute auf hohen Hockern sitzen und sich stärken, natürlich ebenfalls mit Fischigem. Wir fanden ein Tischchen zwischen Amerikanern, Japanern und Franzosen. Die Krabben, nebst fertig gebuttertem Pumpernickel und Weißbrot, sind eine gute Unterhaltung, bis man seine Bouillabaisse erhält, ein mächtig schmackhaftes und so ausgiebiges Gericht, daß man danach nur noch Käse braucht, um doch auch etwas Nicht-Ozeanisches in den Magen zu bekommen.

Digitized by Google

Um 4 Uhr, wie gestern, meldete das ängstliche Telephon M. Henri Lichtenberger. Das Programm dieses Nachmittags war dicht. Unser erster Besuch galt der „Union pour la vérité", die heute unter ihrem Gründer und Oberhaupt, Paul Desjardin, eine Sitzung hielt und uns erwartete. Ein schlichter Raum im Erdgeschoß eines Hauses der Rue Visconti. An den Wänden ein Bücherschrank und, einander gegenüber, die Porträts von Descartes und Beethoven. Ein langer Tisch, bedeckt mit Druckschriften und Papieren, an dem Desjardin präsidiert. Bänke und Stühle besetzt mit Zuhörern. Man hat den Eindruck eines Konventikels, der Versammlung einer Gemeinde von sanften Verschwörern zum Guten.

Bei unserem Eintritt vernehmen wir das ruhige Sprechen eines einzelnen. Es ist Graf Coudenhove-Kalergi, der im Angesichte des Vorsitzenden am Tische steht und seine Ideen entwickelt. Man unterscheidet das Wort „Europa". Während er endet, lassen wir uns, in der Nähe Desjardins, an freigelassenen Plätzen an der Schmalseite des Tisches nieder. Der Vorsitzende dankt für den Vortrag, wendet sich dann zu mir und redet mich mit Hilfe eines vorbereiteten Manuskriptes an, indem er seine Worte mit delikaten Handbewegungen begleitet. Ein grauer, geistvoller Apostelkopf, dessen Mischung aus Idealismus und Schalkheit sehr anziehend ist. Er spricht zugleich leicht und ernst, findet glückliche, humoristisch-ernste Wendungen zur Charakteristik meiner Arbeit, über die Einheit von Person und Produktion und kommt auf Deutschland und Frankreich, auf die in meinem Vortrage berührte „Schuldfrage". Er äußert sich darüber mit all der Skepsis, all dem Willen zum Denken, zur Freiheit, zur Gerechtigkeit, all der Verachtung vulgärer Vereinfachungen, die ich in diesen Tagen, in dem Kreise, worin ich mich zu bewegen die Ehre hatte, auf Schritt und Tritt gefunden habe, und die die typische Form des französischen Idealismus, das heißt der französischen intellektuellen Selbstachtung ist. Diese Skepsis und dieser reine Wille sind um so verdienstlicher, als sie all die Widerstände zu überwinden haben, die das sinnliche Erlebnis der Invasion und ihrer Schrecken einem freien, gleichsam unbeteiligten Urteil entgegenstellt. Sie erhalten dadurch in der Tat etwas geistig Asketisches, und dieser Einschlag von asketischer Selbst- und Sinnenüberwindung zu Ehren der Freiheit und Wahrheit, dem übrigens das Element der Heiterkeit und der Ironie nicht fehlt, mag wohl dazu beitragen, den Sitzungen der Union pour la vérité ihren frühchristlich-geistlichen, still-weltwidersetzlichen Charakter zu geben. Wie über das Problem

Digitized by Google

in höherer intellektueller Sphäre überhaupt und rein historisch gedacht wird, zeigt ein Aufsatz von Léon Bopp: „Esquisse d'une conception psychologique de l'histoire", im letzten Heft der „Nouvelle Revue Française". „Für einige", heißt es da, „ist die französische Revolution ‚die Ursache' der Invasionen, denen Frankreich unterworfen war. Für andere ist im Gegenteil Deutschland für diese Invasionen verantwortlich zu machen. Das ist ungefähr, als ob ich mich um die folgende Frage zanken wollte: Wenn ich zwei ungleiche Gewichte in die Schalen einer Wage lege – ist es das leichtere, das die Schale, in der es liegt, veranlaßt, emporzusteigen, oder ist es im Gegenteil das schwerere, das die seinige sinken läßt?"

Um der Schuldfrage irgendwie ernsthaft gerecht zu werden, meinte Desjardin, genüge es natürlich nicht, sich an die Tage oder auch Jahre vor Kriegsausbruch zu halten. Man müsse weiter zurückgehen, immer weiter, bis hinter Napoleon I. – und wo solle man haltmachen? – Das ist das Zerdenken der Dinge, das zur Freiheit führt, zur Melancholie der Freiheit, welche die Atmosphäre der Versöhnung ist.

Auch ich sollte nun sprechen. Desjardin lud mich ein dazu, mit dem Hinzufügen, ich möge es doch ja in meiner Sprache tun. Los also, wenn es gilt, so gilt es. Vorbereitet auf gar nichts, brauchte ich nicht zu besorgen, einen Faden zu verlieren, den ich nicht hatte. Mit gefalteten Händen an meinem Platze, tat ich sieben oder acht Minuten lang wohl eigentlich das, was der Deutsche „quatschen" nennt, aber es wurde freundlich aufgenommen. Mitten im schamvergessensten Improvisieren fiel ein geliebtes Wort mir ein, das Goethe unter seine Maximen und Reflexionen aufgenommen hat, das Wort des Johannes Jucundus: „Vis suprema formae." Dies variierte ich etwas, aber auf so verquatschte Weise, daß ich fürchterlich beschämt war, als, da ich entschieden die Stimme gesenkt und mich zurückgelehnt hatte, zum Zeichen, daß ich nun bestimmt nicht weiter zu quatschen gedächte, ein sanfter junger Mensch sich erhob und vortrug: Man habe wohl verstanden, aber vielleicht doch nicht so genau, so Wort für Wort, als der Wert und die Wichtigkeit dessen, was ich gesagt, es erforderten, und so beantrage er die Übersetzung. Was sollte ich machen? Man applaudierte ihm. Und so mußte ich meine Schamentwöhntheiten auch noch auf französisch wieder hören von einem, der sie mitstenographiert hatte, dem jungen Boucher, Lieblingsschüler Lichtenbergers, hervorragend begabt, zu Besserem geschaffen. Man nickte billi-

Digitized by Google

gend zu unseren Worten. Eine kleine Unterhaltung entspann sich. Ich bekam Schriften eingehändigt, Hefte der „Correspondance de l'Union pour la vérité", darunter mehreres, was sich auf die deutsch-französischen Beziehungen bezog, Stimmen d'Outre-Rhin, eine Broschüre, die mit Äußerungen von Ernst Robert Curtius und Keyserling einen klug kommentierten Auszug aus meinem Aufsatz „Von deutscher Republik" vereinigte.

Charles du Bos hatte der Sitzung angewohnt. Mit ihm und Lichtenberger gingen wir fort, der nächsten Nummer entgegen, einer Begrüßung durch die „Union Intellectuelle Française". Vorher aber war Zeit, eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen, und während Du Bos voranging, um in der Union nach dem Rechten zu sehen, ließen wir uns mit Lichtenberger auf ein Viertelstündchen vor einem kleinen Café nieder. Vor einem Café, sage ich, au cœur de l'hiver, in Dunkelheit, Nässe und Kälte. Das wird durch die beifallswürdige Einrichtung der auf dem Trottoir zwischen den Tischchen aufgestellten Metallkörbe mit glühenden Kohlen ermöglicht, deren Wärmeausstrahlung man mit spanischen Wänden zusammenhält. Man sitzt ausgezeichnet, genießt seinen Tee und seine Brioches in frischer Luft und sieht der Straße zu. Auch den Rest des nicht weitläufigen Weges zum Hause der Carnegie-Stiftung, wo die Versammlung stattfinden sollte, legten wir zu Fuße zurück.

Es ist ein Privatpalais aus dem 18. Jahrhundert, vor zwei Jahren von der Stiftung angekauft. Schauplatz war ein Saal des Erdgeschosses, größer als der, in dem ich gestern gesprochen. Nach einigem Warten in einem Vorraum beschritt ich mit Bertaux, Boucher, Du Bos und Lichtenberger das Podium, wo wir uns, hinter dem Tisch, in einer Reihe niederließen, deren Mitte ich hielt. Die Veranstaltung war dicht besucht; vielleicht waren manche gekommen, die zu der gestrigen keinen Zutritt gefunden.

Nach kurzer Einleitung Lichtenbergers erhob Félix Bertaux sich als erster Redner. Er plauderte frei, geübt und fließend. Seine heitere Häßlichkeit wird noch anziehender beim Sprechen durch sein Lächeln, dies französische Lächeln einer geisterhellten Bonhommie, das wir nie nachahmen werden, und die anmutige Natur der Geste, die ebenfalls vielleicht mehr eine nationale als eine persönliche Qualität ist. Geben wir zu, daß wir dergleichen weder haben noch machen können, wie diese erste Anrede gleich: „Mesdames, Messieurs ... (Wendung) Et vous, Monsieur, dont nous fêtons ici la bienvenue ..." Es ist sehr gut, daß es das gibt, auch wenn wir es nicht besitzen.

Digitized by Google

Bertaux erzählt aufs freundlichste von einem Besuch bei mir zu Hause, in München. Er spricht von dem alten Hause in Lübeck, wo nun die Buchhandlung ist. Er tut, halt, halt, einen Sprung und kommt auf ein weiteres Haus, in Frankfurt, am Hirschgraben. Halt, zügelloser Causeur! Aber da ich seiner Behendigkeit nicht gebieten kann, versinke ich, während er seine Assoziationen weiterspinnt, in eigene Frankfurter Träume, Erinnerungen an das Haus, an die Stimmung seiner Räume und Treppen, die kindheitlich-märchenhafte Vertrautheit seiner Atmosphäre, die Erschütterung durch soziales Wiedererkennen, die ich, ohne meinen Empfindungen Halt zu gebieten, erprobte, als auch ich mich eines Tages dort umsah ... Vertrautheit, Liebe, Verwandtschaft? Haben nicht Menschenkinder Götter und Halbgötter ihre Verwandten und Ahnen geheißen? Hat nicht Stifter gesagt, er sei kein Goethe, aber er sei einer von seiner Verwandtschaft? Bin ich noch gegen Stifter ein Nichts, oder bin ich so viel gegen ihn, daß auch ich in vertieften Stunden Familiensinn pflegen darf? Ist dies nicht eine vertiefte, eine erhöhte Stunde, hier, mitten in der Hauptstadt des „Erbfeindes", angesichts eines fremdländischen Publikums, zwischen Männern, welche, in ihrer Sprache, dieser französischen Sprache, deren analytische Tradition und Kultur unter den europäischen Sprachen ohne Beispiel ist, im Geiste der Freundschaft meine Existenz erörtern? –

Bertaux spricht von gesellschaftlichen Wurzeln, von städtisch-bürgerlicher Überlieferung, von deutschem Republikanismus. Der Franzose sei geneigt, zu denken, die deutsche Bourgeoisie sei von gestern, parvenue, ohne kulturelle und politische Überlieferung. In Wirklichkeit sei sie so alt wie die französische; ihre Tradition reiche in die Hansa, in Dürers Nürnberg zurück, und das Kaiserreich habe dem Franzosen den Blick auf die Tatsache verdeckt, daß es in Deutschland von jeher eine Menge Autonomie, Demokratie, Freiheit gegeben habe, auch auf die, daß der deutschen Bürgerlichkeit bei allem Kulturkonservativismus ein revolutionärer Zug eigen sei, der sich ganz einfach aus seiner Tüchtigkeit, seinem schöpferischen Sinn, seiner Verbundenheit mit dem Leben und der Zukunft ergebe und von jeher bewirkt habe, daß Deutschland der erstaunten Welt alle hundert, ja alle fünfzig Jahre ein völlig neues Gesicht zeige, ihm in der Charakterbeharrung eine physiognomische Versalität verleihe, vor der die anderen Völker ungläubig ständen. Man müsse aber Deutschland sein neues Gesicht jeweils glauben, meint er; es sei sein wahres, ob auch ein wieder neues. Und da habe er nun große Lust, auf eine andere Form

Digitized by Google

der Revolution zu sprechen zu kommen, auf eine, die die bürgerliche Überlieferung auf einen höheren Plan erhebe: Das sei der künstlerische Geist, „dont chaque poussée est une révolution." Jeder Künstler müsse aus seiner Tradition, welche immer es sei, heraustreten und ihr ein neues Wollen, ein anderes Leben einflößen. Das sei etwas, was der Ironie dieses Gastes hier zuweilen als eine Gefahr erschienen sei, als eine Bedrohung für die Festigkeit des Überlieferungsbaues ... Aber hier weiter gehen, hieße, anderen ins Gehege kommen, die sich vorgesetzt hätten, davon zu sprechen. „Nous avons hâte d'entendre ce qu'ils en diront."

Die Zuhörer spenden Beifall. Auf steht Herr Maurice Boucher, zu meiner Linken, Philolog, Essayist und Dichter. Er ist groß und blond, und ich denke, was das ist, der nationale Stempel. Wie fängt man es an, so groß und blond zu sein und dabei das Gepräge des Franzosentums in keinem Zuge zu verleugnen? – Er liest. Seine Rede ist literarisch ausgearbeitet, gedanklich schwieriger und delikater, als die Improvisation seines Vorgängers. Es scheint, daß der junge homme de lettres sich bei dieser Gelegenheit ein wenig die kritischen Sporen verdient. Man ist sehr aufmerksam. Man entdeckt ein neues Talent. Sein Ausdruck weist jene Vereinigung von Präzision und Tiefe auf, durch die der geborene Essayist sich kundgibt und der man durch Übersetzung immer zu nahe tritt. „Einen Schriftsteller", sagt er, „begrüßen wir in Ihnen. Und mit diesem Wort verbindet sich uns der Begriff einer Dienstlichkeit und einer Größe, welche die Grenzen aufheben im Kultus derselben Vornehmheit und im Tragen derselben Sklaverei. Zwischen allen Menschen, die sich mühen, ihren Gedanken eine Form zu geben, besteht eine internationale und berufliche Solidarität, wie sie alle Arbeiter, die ähnlichen Arbeiten unterworfen sind, eint und verbindet." – Wie gut, mein fremder Freund! Mitten im Kriege habe ich aus tiefstem Gefühl diesen Gedanken hinausgerufen: in den „Betrachtungen", von denen Sie schon auch noch sprechen werden. – Vorerst spricht Boucher von der deutschen Sprache, „einer der reichsten, vornehmsten und biegsamsten, die es gibt", und von meinem Verhältnis zu ihr. Mit Präzision und Tiefe sagt er Dinge, die für mich auf deutsch recht schwer in guter Haltung anzuhören wären und die durch den Schleier der fremden Sprache erträglich werden, wie dem guten Hans Castorp ein gewisses radikales Gespräch im Zauberberg. Der Redner kommt schon vorauf. Er sagt, ich irrte mit der Erklärung, meine Romane seien ins Französische nicht übersetzbar, weil sie monströs wirken würden.

Digitized by Google

Er müsse mich gegen mich selbst in Schutz nehmen oder eigentlich die französische Form gegen gewisse Vorurteile. Er glaube nicht, daß irgendeins meiner Bücher, wenn es gelänge, Impuls und Ton festzuhalten, dem französischen Leser formlos erscheinen würde. Hier walte wohl ein Mißverständnis. Unter demjenigen formalen Gesichtspunkt, den man dem lateinisch-französischen Urteil zuschreibe, seien die Odyssee, die Äneïs, Don Quichotte, Pantagrouel und Candide ohne Form. „Was wir Form nennen, heute mehr als früher, das ist keine so enge Tyrannei, keine so begrenzte Landschaft. Es hat mehr Ähnlichkeit mit der Art eines Reisenden, seine Zeit besonnen zu verwenden, seine Muße richtig auszunutzen, und wenn sie endgültige Entscheidung bedeutet, diese Form, so steht sie doch zur Beweglichkeit in keinem feindlicheren Verhältnis als die Erinnerung zum Leben." – Ich mache Sie aufmerksam, lieber Freund, daß die Neigung der modernen Ästhetik, die Gesetze aus den Werken abzuleiten, statt die Werke an den Gesetzen zu messen, anarchisch und gefährlich ist, und daß, wenn Sie unter dem Vorgeben, die französische Form zu definieren, mit der größten Genauigkeit und Tiefe die meine bestimmen, es natürlich keinen Streit zwischen uns geben kann.

Wer das Vorige gesagt hat, wird mehr Gutes sagen, und er tut es, indem er von den Vorzügen der Hypochondrie, der Grübelei, des antithetischen Zweifels spricht. „Hat Schiller nicht die Schönheit zweigeteilt, einzig und allein, um seinen Anteil davon zurückfordern zu können?" Und nun wolle es scheinen, als besitze in glücklicheren Fällen Einer nicht nur die Hälfte der „Schönheit", nicht nur die „Natur" oder den „Geist" – sondern auch noch ein Vierteil des anderen dazu. Geheimnisvoll, wie Geistiges zuweilen nicht anders als exakt und notwendig an seinem Platze steht, mit dem Sinn und der Kraft des Naiven und Plastischen! Umgekehrt mag man einen Schriftsteller naiv nennen, der die Menschen, seine Menschen sieht und nimmt, wie sie sind, ohne sie durch Interpretation zu entstellen. Wenn sie aber so gewählt werden, daß aus ihren Begegnungen gewisse und gewünschte ideelle Konflikte erwachsen, so ist das zugleich etwas anderes: ein Ineinander, das man geschickt nennen kann, oder auch glücklich – nur zeigt es eben, daß weder zuviel Unmittelbarkeit noch zuviel Gedanklichkeit das Wahre ist und daß Form nur dies ist: Lebenstreue, beherrscht von dem Willen, zu wählen und zu ordnen.

Wackerer junger Mann. Ich habe es gut heute. Nie ist mir ähnlich nach dem Munde geredet worden. Alles Detail ist langweilig, ohne ideelle

Digitized by Google

Transparenz. Kunst ist Leben im Licht des Gedankens. Sind wir einig? Ich höre Sie sagen, daß diese Settembrini, Naphta, Peeperkorn, Chauchat nicht Puppen und Doktrinen sind, sondern Arten zu sein, nicht nur individuelle, sondern die ganzer Völker. Ich höre Sie hinzufügen, daß man in Frankreich die „Betrachtungen eines Unpolitischen" besser versteht, seit man den „Zauberberg" kennt, und ich bin glücklich, weil ich dem Gefühl unterliege, das vielleicht eine Täuschung ist, daß, wo die Künstler sich verstehen, auch die Völker einander verstehen müssen.

Ach, Deutschland und Frankreich. Während ich die „Betrachtungen" schrieb, hielt dieser junge Franzose, so erzählt er, unter den Truppen seines Landes das ab, was man damals drüben „des conférences morales" nannte. Der eine verteidigte die „Kultur", der andere die „Zivilisation". Und nun? Wenn ich „Kultur" nicht als ein System von Phrasen gedeutet wissen wolle; wenn ich dafür hielte, sie sei eine Besitzergreifung des Wirklichen durch Klarsicht und Einfühlung; wenn ich die Humanität dort suchte, wo die Ideen bis ins einzelne durchsichtig sind; wenn ich leugnete, daß der Geist eine logische Form sei und daß er je durch große Redensarten in Fesseln geschlagen werden könne; wenn mein Sinn zugleich auf das Ewige und auf die Vernunft gerichtet sei; wenn ich im Menschen nicht nur ein soziales oder nur ein mystisches Wesen sähe, nicht den Handwerker dialektischer und lebensfremder Konstruktionen, sondern eine Persönlichkeit, ein ganzes Bündel abgestufter Gefühle also, ein Gemisch von Abhängigkeit und Selbstbestimmung, und wenn ich endlich glaubte, daß sein Rang einzig und allein durch die Höhe seiner Seele bestimmt werde: so bitte er mich denn, nicht allzu sehr zu erstaunen, wenn er mir sage, daß dies ganz genau das sei, was er und die Seinen unter dem Namen der Zivilisation verstünden.

„Wir haben das Unglück gehabt," sagt er, „unser Gewissen erforschen zu müssen in einem Augenblick, wo Geschichte mit den Kräften der Zerstörung gemacht wurde. Die Mißverständnisse entstehen aus dem Geiste der Verneinung. Jedes geistige System hat seinen Schwerpunkt, und die Schwerpunkte decken sich nicht nur nicht von Volk zu Volk, sondern ich bin sogar sicher, daß sie sich nicht einmal in den Individuen eines und desselben Volkes decken ... Für jede Sache gibt es einen streitbaren Ausdruck und einen der Sympathie. Ich glaube, daß derjenige der Sympathie stets das größere Wahrheitsgewicht hat, aber es gibt Stunden, wo wir nicht frei sind, ihn zu wählen. Mir ist, als seien wir nicht freier

Digitized by Google

vor uns selber, als sei es unser tiefstes Gewissen, das Gesetz unseres Idealismus, das uns anhält, das, was uns teuer ist, auf verneinende Art zu umschreiben, um es desto stärker zu bejahen."

Die kritischen Sporen, junger Mann, die Sporen der Moralisten, hier sind sie! Ich habe den Eindruck, daß niemand in diesem Saal sie Ihnen verweigern wird, und wenn es nach mir geht –

„Ist es nicht auffallend, daß ein Franzose die symbolischen Figuren Bouvards und Pécuchets geschaffen hat? Wir wollen nicht von Nietzsche reden, aber es war Goethe selbst, der dem Famulus des Faust die Züge geliehen hat, die man in Frankreich gern mit der Vorstellung des deutschen Gelehrten verbindet. Das bedeutet erstens, daß keins der beiden Völker blind ist für seine Fehler. Aber zweitens bedeutet es, daß man das Charakterbild der Völker, zum mindesten in seiner vulgären Gestalt, einer Revision unterwerfen muß. Immer wird es Mißhelligkeiten geben, solange wir der Konvention mehr Glauben schenken, als der Wirklichkeit. Mitten im Kriege haben Sie, mein Herr, das Wort gesprochen: ‚Ich liebe überhaupt nicht das Beschuldigen.' (Er sagt es auf deutsch, mit feiner und doch schwerer Zunge; es ist rührend zu hören.) Im Schutz dieses Wortes möchte ich schließen. Gibt es zwischen gewissen Völkern unvereinbare Gegensätze? Vielleicht. Aber ganz sicher sind es gerade die wesentlichen Tugenden Frankreichs und Deutschlands, die sich vereinigen lassen. Wenn die Musik das vollkommenste Symbol tiefster Neigungen der Seele ist – in welchem fremden Lande hat die deutsche Musik mehr Widerhall gefunden als bei uns? Träumen wir nicht von ewiger Harmonie, seien wir nicht Ideologen! Die Harmonie ist nur ein elementares Stadium der Musik; sie selbst ist etwas anderes und Größeres. Versuchen wir ein musikalisches Reich des Lebens, des abendländischen Lebens zum mindesten, zu errichten! Verbinden wir den Sinn für das Individuelle mit dem für die Notwendigkeit höherer Ordnungen! Vielleicht gelangen wir dazu, die Kräfte des Lebens und die Gaben der Klarheit, die unser sind, im selben Zeichen zu vereinen, eine Nachbarschaft zu suchen, die bereichert, eine Gegensätzlichkeit, die bestätigt und erhöht, – den Einklang von Freiheit und Abhängigkeit. Ist es nicht dies, was wir beide wahrhaft menschliche Kultur nennen? Ihre Anwesenheit hilft uns, ihre Verwirklichung zu erhoffen."

Anhaltender Beifall. Es ist Charles du Bos, der nun das Wort hat, am rechten Flügel unserer Front, mit seinem schwarzen, bauschigen Fran-

Digitized by Google

zosenschnurrbart, seinem schweren, rasierten Kinn und seinen gefühlvollen dunklen Augen, die oft, etwa beim Händedruck, mit einer gewissen Inbrunst von unten blicken. Seine Rede hat etwas Gehobenes, Musikalisch-Pathetisches, etwas fast Priesterliches. Ich glaube, daß dieser Mann fromm ist, zum geistigen Katholisieren neigt. Soeben las ich von ihm in der „N. R. Française" eine Studie über Rivière, die „Sur l'humilité féconde" betitelt war und durch ihre Christlichkeit einen gewissen Anstoß erregt hat. Er ist aber ein großer Verehrer Nietzsches. Überhaupt hat er dem deutschen Wesen ein tiefes Studium gewidmet, hat unter uns gelebt. Er erzählt vom vorkriegerischen Berlin, von seinem Berlin, das das Berlin Simmels und Diltheys, Wölfflins, Reinhold Lepsius' und Liebermanns war; von einer Vorlesung, die ich damals, vor 22 Jahren, dort hielt und der er, der junge Ausländer, beigewohnt habe. Er spricht vom „Tonio Kröger", vom „Tod in Venedig"; und indem er – gehobenen und schwingenden Wortes – auf die Erforschung der Anomalie eingeht, die in der Tatsache des Künstlertums beschlossen liege, bewährt er den hier herrschenden Willen, zu verbinden, Beziehungen herzustellen, Verwandtschaften aufzuweisen. Er ist an Flaubert erinnert, an Henry James, an Valéry. Er spricht das schöne Wort von dem „Stolze, nie zufrieden zu sein", der mich mit letzterem verbinde; von der Liebe zum Meer, die mich ebenfalls dem Autor des „Cimetière Marin" verwandt erscheinen lasse. Es hieß, daß Paul Valéry, de l'Académie Française, sich unter den Zuhörern befunden habe. Nun, laut hat er nicht protestiert . . .

Nichts fehlte, als daß auf Barrès die Rede kam, und schon fiel der Name. Wie gesagt, ich hatte es gut heute. An wen erinnerte ich nicht alles. Einigen Franzosen ist aufgefallen, daß ich Barrès gern zitiere. Man sollte das bei uns schon darum recht häufig tun, um zu zeigen, daß der deutsche Nationalismus, der, wie neulich geistreich ausgeführt worden, seine geistigen Wurzeln in der Heidelberger Romantik hat, mit all seiner „chthonischen" Religiosität, seiner Veneration von Nacht, Tod, Boden, Geschichte, Volk durchaus nichts spezifisch Deutsches ist, sondern so europäisch, so „international" wie nur irgendein lichtfreundlicherer Gegenwille, und daß er sich, ein wenig spanisch eingefärbt, bei dem Begründer der Patriotenliga und Schöpfer des esprit nouveau von vor dem Kriege in seiner ganzen düsteren Sinnigkeit schon einmal findet.

Wie gut und voller Ergriffenheit liest dieser Schriftsteller, gegen den ich mich in meinem Stuhle rechtshin wende, zuweilen tief aus seinem Manu-

Digitized by Google

skript herausblickend, von der Tragik des Mannes, der wohl wußte, daß es Krankheiten gibt, die man gehabt haben muß, um über das Leben mitreden zu dürfen, der seinen „Durchbruch" aus dem Ästhetizismus zum Leben bewerkstelligte, so gut er ihm eben gelingen wollte, der immer höhere Plane suchte, jedoch zerstört wurde, bevor er zum Ziele gelangte, zum Ufer der Sympathie . . . „Oh la profonde parole, et qui vous échappe avec la plénitude de simplicité de ces vérités dernières qui, parce qu'elles remontent du plus intime de l'expérience vécue, viennent enrichir à jamais notre trésor spirituel. Es gibt keines, gerade in diesem Augenblick, das besser das zentrale Gefühl ausdrückte, welches uns beseelt: Vom Tode wissen und dem Leben Freundschaft erweisen – Sie haben uns die Devise geboten, die für uns gelte, wie für Sie."

Es war zu Ende. Lichtenberger flüsterte mir etwas ins Ohr von zwei Worten, die vielleicht zu sagen wären, pour terminer. Was tun? Was antworten auf diesen Katarakt empfundener Galanterie? Bereitwillig sprang ich auf und sagte das Notwendigste. Offen gestanden, ich sagte sogar, bewegt, wie ich war, ein Wörtchen zuviel. Die Zunge glitt mir aus; es war der einzige Augenblick, wo die Hüter unserer Würde daheim Grund gehabt hätten, zu zetern. Von Vertretern einer Literatur, der meine Bildung so viel verdanke, den bescheidenen Beitrag meines Lebens so geistvoll-freundwillig gewertet zu sehen, das hätte ich, sagte ich maßloserweise, als „den" Höhepunkt meines Lebens empfunden. Ich hätte sagen müssen: als „einen" Höhepunkt, zumal ich durchaus nicht sicher bin, wo er gelegen ist, der wirkliche, von augenblicklicher Dankbarkeit unabhängige Höhepunkt, wahrscheinlich nicht in einem öffentlichen Saale – im nächsten Augenblick sah ich das ein. Zu spät, das Wort war entschlüpft, die „Kniebeuge" geschehen.

Man sehe nun aber diese Franzosen an! Takt haben sie, das muß man ihnen lassen. Boucher, als Dolmetsch, verbesserte mich. Er übersetzte ungenau und mit Geschmack, er setzte den unbestimmten Artikel, sagte „un" des sommets. –

Für jetzt verabschiedete man sich. Auch wenn wir zu Fuß gingen, würden wir rechtzeitig zu dem Diner umgekleidet sein, das die Union uns heute abend im Cercle Volney gab. Das Gebrodel der Straßen war toll um diese Stunde. Die Aufgabe, einen Fahrdamm zu überschreiten, bot mehr als einmal den Aspekt ewiger Hoffnungslosigkeit. Gelange mit List bis zur Mitte – dann ist der Gegenstrom so dicht, daß du angewurzelt zwischen

Digitized by Google

Tod und Verderben stehst, auf schmalster Plattform, und weder vorwärts noch rückwärts kannst. Wie tröstlich wirkt in solcher Lage der Anblick des Schutzmannes, der hier, mitten im Leben, seinen dienstlichen Stand hat, fatalistisch, doch unerschütterlich im leichten Regen, in seiner Kapuze, wie der, den Crainquebille „Polyp" schimpft, um ins Loch zu kommen. Man tritt an seine Seite, man blickt zu ihm auf wie zu einem Vater. So tat meine Gefährtin, und es war gut, wie er mit einem kleinen ruhigen, müden und väterlichen Scherz zu ihr sagte: „Vous restez encore ma prisonnière." Und dann: „Passez!"

Der Straßenportier des Palais d'Orsay (mit dem großen Schirm) ruft uns den Wagen. „Rue des Capucines!" Wir fahren ziemlich lange herum, dann halten wir – augenscheinlich nicht am Ziel, Rue des Italiens, wie sich zeigt. Es ist ein Kreuz mit diesen ausländischen Chauffeuren. Gott weiß, was der unsrige hier für ein Landsmann ist, aber in Paris weiß er nicht besser Bescheid als wir. Von einer Kapuzinerstraße hat er sichtlich noch nicht gehört. Seine einzige Entschuldigung bleibt, daß er so billig ist, so daß es in dieser Hinsicht nichts ausmacht, daß er einige Zeit suchen muß. Aber wir kommen etwas zu spät; die Gesellschaft wartet vollzählig.

Es ist ein Klublokal, ich glaube ein amerikanisches, wo die Union intellectuelle uns den Tisch bereitet hat. Der Mathematiker Emile Borel ist da, ehemals Marineminister, jetzt Deputierter, dessen Gattin, die Romanschriftstellerin Camille Marbo, ich zu Tische führe. Ferner Langevin, der Physiker, der soeben nationalistischen Feindseligkeiten ausgesetzt gewesen ist, da er eine deutsche Gelehrte, das Fräulein Rodden, in seinem Institut hat sprechen lassen; der Dichter François Mauriac, dessen Werke erregende Titel tragen: „Génitrix", „Le désert de la volupté", „La Chair et le Sang", und über dessen großes Talent André Germain in seinem neuesten Buch sehr fein gehandelt hat; Pierre Viénot ferner, Schriftsteller und Diplomat (er wird zur Botschaft in Berlin abgehen, wie ich höre, und man las kürzlich von ihm in der „Revue de Genève" einen Aufsatz voll kluger Beobachtungen: „République allemande et Allemagne nationale". Übrigens erhielt er einen gefährlichen Halsschuß im Kriege. Fabre-Luce, Boucher mit seiner Frau, Dr. Zifferer, Du Bos, Lichtenberger und andere mehr. Das Abendessen war zwanglos. Nicht einmal alle waren im Dinnerjacket erschienen. Während der Mahlzeit sprach Borel, mir gegenüber, im Sitzen einige Worte der Begrüßung, auf die ich nicht

Digitized by Google

zu antworten brauchte. Wie angenehm, daß es zum Nachtisch immer ein paar Gläser Champagner gibt – erfreulich und bekömmlich. Die guten Dinge sind ja wohlfeil hier: Die Weine und Liköre, die feinen Seifen und Toilettewässer, die feinen Käse. Am Ende hat es etwas auf sich mit dem „Leben wie Gott in Frankreich".

Bei der Zigarre unterhielt ich mich ausgezeichnet mit Fabre-Luce und Boucher. Ersterer sagte:

„Sehen Sie, die Alliierten hatten zweifellos ein viel größeres Interesse an der Erhaltung des Weltzustandes als Deutschland. Hier spielte das Dynamische eine ungleich größere Rolle. So verschiebt sich die Schuldfrage auf eine andere Ebene. Die Alliierten hatten es leichter, moralisch zu sein, als Deutschland."

„Sie werden recht haben", antwortete ich. „Wir haben diese durch die Verhältnisse gegebene Ungerechtigkeit sehr tief empfunden. Es ist die Rede davon in dem Buch, das ihr „Considérations d'un non-politique" nennt, und das auch arg skandalisiert hat. Glauben Sie mir, dies Buch war durchaus nicht bös gemeint." (Heiterkeit, „Ah, non, évidemment!") „Sein Antrieb war tatsächlich nicht politischer, sondern rein geistiger Art; es war der Protest gegen die moralische Weltvereinfachung durch die demokratische Tugendpropaganda."

Sie zeigten unbedingtes Verständnis. Die Folge sei, erwiderte Fabre-Luce, daß das Buch sich hauptsächlich gegen den Geist der französischen Linken, den bürgerlichen Radikalismus, den Geist der Revolution richte, und dies sei eben die Schwierigkeit, daß in der Tat gerade die bürgerliche Linke seines Landes, deren natürliche politische Rolle doch die Förderung des Friedens sei, dem ideellen Deutschtum am feindlichsten gegenüberstehe.

Glänzend bemerkt. Aber erstens meinte ich, daß, wie ich gestern zu sagen versucht hätte, die Wiederannäherung des deutschen Denkens an das westeuropäische durchaus eine geistige Möglichkeit sei – die geistigen Möglichkeiten seien in Deutschland sehr umfangreich, das ideelle Deutschtum etwas sehr Bewegliches. Das „Zweitens" aber und das „Andererseits" müsse man der allgemeinen Weltrevolutionierung überlassen, die im Gange sei und ausgleichend wirken müsse, der – in der Literatur so deutlichen – Unterminierung des bürgerlichen, des klassischen, des konservativ-revolutionären Frankreich, als dessen politischen Exponenten man etwa den Typus Poincaré betrachten könne, durch die Kräfte des

Digitized by Google

Neuen, östlich-proletarische Kräfte, die in gewissem Sinn die Europäisierung Frankreichs betrieben.

Das klassische Frankreich ... Es war klar, daß von meinen beiden Unterrednern der Philolog, der Historiker, Boucher also, am meisten daran hing. „Ah, es lebt, es lebt noch, das klassische Frankreich!" – Von seiner Richtigkeit abgesehen – wie verständlich der Widerspruch war! Genau, als wollte man einem deutschen Professor erklären: „Das romantische Deutschland ist erledigt."

Das Gespräch ging weiter. Ich erinnere mich an einen Augenblick naiven Entzückens, wo ich ausbrach:

„Ach, ich bin wirklich zufrieden darüber, wie gut wir einander verstehen!"

„Sie haben daran gezweifelt?" fragten sie lächelnd.

Ich war voller Vertrauen. Ich sagte, auch vor Franzosen dürfe man aussprechen, daß der Erfolg der Separationsbewegung im Rheinland ein großes Unglück gewesen wäre. Es wäre nicht beim Rheinland geblieben... Und der Zerfall des Reiches hätte die Vertagung der Konsolidierung Europas ins Unabsehbare bedeutet. Über die nationale Rolle der deutschen Sozialdemokratie. Bestes Einvernehmen.

Dieser Kontakt mit den französischen Kollegen hat für mich etwas wirklich Herzerwärmendes. Warum habe ich in keinem anderen Auslande bei ähnlichen Gelegenheiten eine solche Genugtuung empfunden? Natürlich handelt es sich um eine Verstärkung des Gefühls durch Überpersönliches, um die Ahnung, daß, wenn das tief-nachbarliche Verhältnis der beiden durch Haß verbundenen Völker sein Vorzeichen änderte, die Welt ein anderes Gesicht erhalten würde und, wer fischen wollte, es fortan im Klaren tun müßte. Daher, aus dem Gefühl einer Spannung, die ihren Sinn verändern könnte, dieses privaten Fädchenspinnens fast erotischer Reiz, dem vielleicht auf der anderen Seite ein ähnlich „hochverräterischer" Kitzel entspricht. Alles ist möglich in dem Augenblick, wo der Hegemoniegedanke dahinfällt und der eines frei geordneten Europas – man nennt ihn den „demokratischen" Gedanken – dafür eintritt. Sind wir so weit oder nicht?

Freitag, den 22. – Nie im Leben vergesse ich Mr. Marcus Aurelius Goodrich, „Chicago Tribune", von heute morgen. Er hatte doch Konkurrenz, es ging hoch her, das Telephon klingelte und wimmerte nicht wenig,

Digitized by Google

doch Marcus Aurelius schlug alles weit und breit – es war mir dergleichen an monumentaler Kindlichkeit und Fröhlichkeit, an sieghafter Rassenfrische überhaupt noch nicht vorgekommen. Ach ja, die Völker, die Menschenarten, die Typen der Welt! Es ist etwas für mich, ich weite mich, schaue und heiße gut. Zu den französischen Figuren und Figürchen dieser Tage bildete Marc Aurel den wunderbarsten Kontrast. Hallo und How are you und Athletenschultern und ein blendendes Gebiß in dem ausgezeichnet geschnittenen, rasierten, ausgeschlafenen Gesicht mit den keltischen hellgrauen Augen unter dem modisch glatt aus der Stirn zurückgestrichenen Haar, und in den kurzfingerigen, naiven und festen Händen der Stock, unter dessen Beinknopf eine Lederschleife durchgezogen ist. Und sich hingesetzt und losgeredet und -gelacht mit seinen vehementen angelsächsischen Bubenakzenten – he is to glad and he would so very much like to know – und Fragen gestellt ... „Was fühlen Sie, wenn Sie auf Ihr Leben zurückblicken!!" Und Ausbrüche strahlender Bewunderung über das Allerbescheidenste an Antwort. Und die storie da, that lovely thing you know, Death in Venice, please, tell me something about it! – Im Stil, meinte ich scheu, habe die Geschichte im Gegensatz zu anderen Dingen eher vielleicht was Lateinisches. „I see!" rief er strahlend. „Boccaccio!" – Und wie er lachte, als sich das übliche störende Rumoren und Stochern in der Dampfheizung, neben der wir saßen, durch Manipulieren am Schraubrädchen nur bedeutend verschlimmerte! Dies Schuljungengaudium! Der Sinn für Humor bleibt der oberste Vorteil dieser Rasse und wird nie aufhören, mich ihr zu verbinden ... Kurz, Goodrich war eine Erfrischung ersten Ranges. Der weinblonde kleine Deutsch-Italiener, Isenburg, obgleich Übersetzer des „Tonio Kröger" und sonst auch sehr artig, fiel ab dagegen, nichts konnte ihn schützen.

Wir gingen diesseits der Seine spazieren, und wenn wir nichts Sonderliches sahen, so war es auszeichnenderweise doch eben Paris, wo wir gingen. Wir frühstückten im Café Palais d'Orsay, mit Chapiro, dem kosmopolitischen Publizisten und Gesprächspartner Hauptmanns – russisch-jüdisch-französisch –, der pariserisch spricht mit slavischem Akzent und deutsch mit französischem, schwarzäugig, sanft und graziös, mit dem weichen Mittlerethos des Mischlings, betriebsam, opferbereit: auf eigenste Kosten war er von Berlin gekommen, weil er bei diesen deutschen Veranstaltungen, von denen er eine wohl selbst in die Wege geleitet, nicht glaubte fehlen zu sollen ...

Digitized by Google

Graves supérieur! Diesen Augenblick kommt ein Aufruf zum Protest gegen das strikte, gesetzliche Alkoholverbot, das Deutschland drohen soll, nach amerikanischem Muster. Euch werde ich's geben. Ein gutes Glas Wein, wenn es irgendwie festlich hergeht, ist Gottesgabe, und dabei von „Alkohol" und „Alkoholismus" zu schwatzen heilloser Purismus und sanitäre Frömmelei. Radikale Askese, das bedeutet immer und überall nur Charakterschwäche, und man sollte niemandem das Gefühl dafür schärfen müssen, welche Unwürde in solcher Bevormundung eines großen, verständigen Volkes läge, dem an Freuden des Lebens wahrhaftig zuviel nicht übrig geblieben ist. Wie man auf so was nur kommen mag! Gewiß hängt es mit den „diktatorischen" Ideen zusammen, die überall in der Luft liegen. Aber gesetzt auch, daß diese Ideen im Politischen ihre Berechtigung hätten – aufs Persönlich-Sittliche ausgedehnt würden sie unerträglich und schändlich. Ihr sammelt Stimmen? Hier ist die meine! –

Etwas Ruhe nach Tisch. Zum Tee bei Du Bos, Rue Budé, Ile St. Louis, zusammen mit Edmond Jaloux, dem Romancier und Kritiker, der zur französischen Ausgabe des „Tonio Kröger" ein so schönes Vorwort geschrieben und über den „Tod in Venedig" die erstaunlichsten Dinge gesagt hat. Wir trafen schon an der Tür des alten Hauses mit ihm zusammen, das aus der Zeit Heinrichs IV. stammt. Er könnte Deutscher sein mit seiner Rundbrille und seinem eher blonden als dunklen Schnurrbärtchen, ist aber Südfranzose. Schlicht, ernst, nachdenklich, fast gestenlos, mehr gemütvoll als sprühend, erschien er mir bei wiederholten Begegnungen als Typus des französischen Intellektuellen, den als Windbeutel vorzustellen niemand gut tut. Auch als Liebling der Nation, hochbegütert und bürgerlich repräsentativ, sollte man sich den französischen Schriftsteller nicht denken. Die fünfhundert Auflagen und die Yacht im Mittelmeer sind Ausnahme und Glücksakzidens, wie überall. Der Typ ist von unscheinbarer und stiller Geistigkeit, weltabgewandt, dem Gedanken gehörig.

Ein Pariser Heim also. Ein großes Schlafzimmer mit Wohncharakter. Madame, so blond wie ihr Gatte dunkel, leidend und bettlägrig infolge eines nicht allzu schweren Unglücksfalls. Wir nahmen den Tee an ihrem Lager, unter uns des Hauses goldhaariges Töchterchen. Mit Du Bos im anstoßenden Arbeitskabinett. Besichtigung seines Schatzes, der Bibliothek, der deutschen Bücher zumal, die er mit Genugtuung vorwies, der Nietzsche-Ausgaben, der Literatur über den bewunderten Künstlergeist

Digitized by Google

und Propheten. Er schenkte mir seinen letzten Essayband mit herzlicher deutscher Inschrift.

Zu Fuße trieben wir uns etwas in den abendlichen Gassen des Inselquartiers und an der Seine umher, bevor wir nach Hause fuhren, uns umzukleiden, in Erwartung der Wiener Bekannten, in deren Gesellschaft irgend ein Theater besucht werden sollte.

Graf Coudenhove-Kalergi und seine Frau, Ida Roland (unvergeßlich die Messalinenmajestät ihrer Zarin, mit dem Stern auf dem Busen, am Prunktische aufrecht, kommandierend) erwarteten uns im Vestibül. Coudenhove, die kleine rotgoldene Kokarde seines „Pan-Europa" im Knopfloch des Abendanzugs, ist einer der merkwürdigsten und übrigens schönsten Menschen, die mir vorgekommen. Zur Hälfte Japaner, zur anderen Hälfte gemischt aus dem internationalen Adelsgeblüt Europas, wie man weiß, stellt er wirklich einen eurasischen Typus vornehmer Weltmenschlichkeit dar, der außerordentlich fesselt und vor welcher der Durchschnittsdeutsche sich recht provinzlerisch fühlt. Zwei Falten zwischen den fernöstlich sitzenden schwarzen Augen, unter der reinen, festen und stolz getragenen Stirn, verleihen seinem Lächeln etwas Ernstes und Entschlossenes. Seine Haltung wie sein Wort geben Kunde von unerschütterlichem Glauben an eine politische Idee, von deren Fehlerlosigkeit ich nicht überzeugt bin, die er aber mit der klarsten Energie literarisch und persönlich in die Welt zu tragen und zu propagieren weiß. Er kam von Amerika, von England, hatte überall seine Gedanken mit starkem moralischen Erfolg vertreten und eben hier eine eingehende Unterredung mit Briand gehabt, der ihm sehr aufmerksam zugehört hatte. Er äußerte die Zuversicht, daß alles auf dem Marsche sei und in zwei Jahren seine Vision verwirklicht sein werde. Schließlich, was sollte einem imponieren, wenn nicht dieser vorwegnehmende und nobel-demokratische Spitzentyp einer neuen Gesellschaft, der, von Natur gewohnt, in Erdteilen zu denken, es auf eigene Faust unternimmt, die Welt nach den Einsichten seiner Vernunft zu formen.

Nach einiger Unentschlossenheit verzichteten wir auf Musik, auf die Oper, die von Amerikanern ausverkauft schien (für bessere Franzosen ist sie zu teuer) und fuhren ins „Athénée", wo man „Les nouveaux messieurs" gab, Lustspiel der Herren de Flers und de Croisset, ein Stück von der Art und mittleren Qualität, wie sie in Deutschland, wo das Theater entweder ein Tempel ist oder ein „Lokal", nicht gedeiht: gesellschaftlich, amüsant,

Digitized by Google

kritisch und lehrreich. In guter Aufführung sehe ich, namentlich auf Reisen, dergleichen mit Vorliebe, und die Aufführung war vortrefflich: In der tragenden Rolle zeigte sich ein Herr Victor Boucher, der jetzt zu den ersten Schauspielern Frankreichs zählt, ein Meister – an Sicherheit, Klugheit, zwangloser Lebenswahrheit, war mir lange nichts so Erfreuliches vorgekommen. Natürlich handelt es sich um menschlich gesehene Politik, um einen jungen Elektrotechniker und Parteisozialisten, der Minister wird, und um eine Liebschaft, die die Verbindung mit einer aristokratischen Gegenwelt vermittelt. Man mußte hören, wie verständnisinnig das Publikum jede antidemokratische Pointe belachte – genau wie es bei uns gewesen wäre. Diese Skepsis gehört heute allen Völkern an, der Überdruß an parlamentarischer Demokratie und Parteienmißwirtschaft ist international. Aber was soll werden? Die Forderung, die schon Nietzsche an Deutschland stellte, nämlich endlich doch in politicis etwas Neues zu erfinden, ist heute für alle Nationen dringlich geworden. Der Weg ins Vordemokratische zurück ist jedoch ungangbar. Das soll nicht heißen, daß die Vorschläge unserer Rechtsparteien immer und durchaus so verworfen wären, wie ein Liberalismus, der nur ermattete Schlagworte der Aufklärung wiederholt, es wahr haben möchte. Wohl aber soll es heißen, daß die Gefahr der Vermengung und Verwechslung von Nachdemokratisch-Revolutionärem mit massiver Reaktion in den Köpfen nie größer war als heute, und daß man nur zu wohl einen Jugendtypus kennt, in dem diese Gefahr sich dermaßen bewährt, daß selbst die Propagierung des „alten Preußengottes" mit Zukunftsgebärde möglich ist.

Der Glaube an Geschichtswiederholung ist stark in deutschen Köpfen, nicht nur in Professorenköpfen, und zwar namentlich der an geistesgeschichtliche Wiederholungen. Die deutsch-romantische Revolution vom Anfang des 19. Jahrhunderts gegen die Aufklärung, den Idealismus und die Klassik des 18., die Antithese von Humanität und Nationalität also, ist größtes historisches Thema heute und wird mit einer wissenschaftlichen Liebe gepflegt, die von aktueller Tendenz durchaus nicht frei sein möchte: so, um ein eindrucksvollstes Beispiel zu nennen, in der großen und geistvollen Einleitung, die Alfred Baeumler zu der jüngst erschienenen Auswahl aus Bachofens Schriften verfaßt hat. Man kann nichts Interessanteres lesen, die Arbeit ist tief und prächtig, und wer sich auf den Gegenstand versteht, ist bis in den Grund gefesselt. Aber ob es eine gute und lebensfreundliche, eine pädagogische Tat ist, den Deutschen von

Digitized by Google

heute all diese Nachtschwärmerei, diesen ganzen Josef-Görres-Komplex von Erde, Volk, Natur, Vergangenheit und Tod, einen revolutionären Obskurantismus, derb charakterisiert, in den Leib zu reden, mit der stillen Insinuation, dies alles sei wieder an der Tagesordnung, wir ständen wieder an diesem Punkt, es handle sich nicht sowohl um Geschichte, als um Leben, Jugend und Zukunft – das ist die Frage, die beunruhigt. Dieser Gesinnung gilt die Einheit der deutschen Romantik nur als optische Täuschung. Es gibt eine wahre und eine nur sogenannte. Novalis und Friedrich Schlegel sind Romantiker in Anführungsstrichen, achtzehntes Jahrhundert im Grunde, rational infiziert, verwerflich. Arndt, Görres, Grimm, endlich Bachofen sind die Wahren, denn nur sie sind zutiefst beherrscht und bestimmt von dem großen „Zurück", von der mütterlich-nächtigen Idee der Vergangenheit, während bei jenen diejenige der Zukunft auf männlich-allzumännliche Art vorwalte. Da man aber, seit der Schilderhebung Bachofens, vom Mythus nichts versteht, da man von nichts etwas versteht, wenn man im Gynaikokratisch-Mutterrechtlichen nicht zu Hause ist, so ist die Romantik von Jena, eben als deutsche Romantik, erledigt und abgetan, und mit ihr ist es Nietzsche, um dessen „Mythus" es in der Tat geschehen ist in dem Augenblick, wo unser Autor sich anschickt, „Nietzsche an Bachofen zu messen". Das darf man eine vermessene und maßvergessene Messung nennen, unbeschadet jeder Bewunderung für einen Gelehrtengeist von unbezweifelter Intuition, dem man jedoch Unrecht täte, wollte man seine Gestalt an der eines Helden und Überwinders, eines Richters und Propheten messen, dessen eigenes hinreißendes Künstlerleben ein seelen- und zukunftsprägender Mythus war.

In Ansehung einer religiös vertieften Auffassung der Antike steht Nietzsche zwar, nach Baeumler, in einer Reihe mit Zoega, Creuzer, Grimm, K. O. Müller und Bachofen gegen den „zurückbleibenden Klassizismus", gegen die Optimisten, Rationalisten und Ästhetiker Winkelmann, Voß, Bachmann, Mommsen, Wilamowitz. Er kennt jedoch, wie sein Freund Rode, „das heilige Dunkel der Vorzeit nicht"; sein Begriff des Mythus, des „tragischen Mythus", ist sokratisch, ist ein heillos brüchiges Gemenge aus logischen und mystischen Elementen und seine Erkenntnismethode – psychologisch; womit sie denn freilich das Letzte ist, was eine honette Erkenntnismethode nach neuerer Modevorschrift sein darf, denn: „Psychologie und Mythus schließen sich ebenso aus wie Sokratismus und Musik." Wahrhaftig? Hat es nie logische Musik gegeben? Ist es nicht

Digitized by Google

vielleicht eine kleine Beschränktheit, ein für allemal auf der Verwechslung der Musik mit romantisch-nächtig-mutterrechtlichem Wonneweben zu bestehen? In Nietzsches Begriff des tragischen Mythus offenbart sich seine „totale Unfähigkeit, den Mythus zu verstehen, historisch ausgedrückt: seine gänzliche Zusammenhanglosigkeit mit der wirklichen Romantik." (Auch Schopenhauer war also nicht wirkliche Romantik, das nicht.) „Diese Unberührtheit Nietzsches durch die stärkste geistige Bewegung des beginnenden 19. Jahrhunderts ist eine der auffallendsten und folgenreichsten Erscheinungen der deutschen Geistesgeschichte." O ja, folgenreich, wir wollen das nicht leugnen. Folgenreich schon was den Glauben an die Möglichkeit logischer Musik betrifft. Folgenreich aber auch insofern Nietzsche die mehr oder weniger latente Vaterländerei einer gewissen Romantik als einen Sumpf empfunden hat – dies Wort kaum als Schimpfwort, sondern als sachliche Kennzeichnung genommen. Nietzsches hohes und bildendes Deutschtum wußte, wie dasjenige Goethes, andere Wege des Ausdrucks, als den des großen Zurück in den mythisch-historisch-romantischen Mutterschoß. Es äußerte sich zum Beispiel allegorisch in dem Aphorismus, den Baeumler anzuführen unvorsichtig genug ist: „Apollinisch werden: das heißt seinen Willen zum Ungeheueren, Vielfachen, Ungewissen, Entsetzlichen zu brechen an einem Willen zum Maß, zur Einfachheit, zur Einordnung in Regel und Begriff. Das Maßlose, Wüste, Asiatische liegt auf seinem Grunde; die Tapferkeit des Griechen besteht im Kampfe mit seinem Asiatismus: die Schönheit ist ihm nicht geschenkt, so wenig als die Logik, als die Natürlichkeit der Sitte – sie ist erobert, gewollt, erkämpft – sie ist sein Sieg." – Das war nicht gerade nur philologisch gemeint. Und vielleicht, statt zum Mythus zu beten, täte man heute besser, seinem Volk bei der Gewinnung solcher Siege behilflich zu sein.

„Der Weg zum Leben, der heilige Weg", sagt Baeumler, „ist nach Nietzsche die Zeugung. Es ist der Weg, der in die Zukunft weist, dahin, wo der Wille Herr ist." Für Bachofens Gefühl, musterhafterweise, verhalte sich dies alles umgekehrt. Damit ist das Problem der Revolution gestellt, das heute in seiner Zwiespältigkeit und Doppelgesichtigkeit die Köpfe derart verwirrt, daß das Abgestorbenste als wunder wie anziehende Lebensneuigkeit sich vermummen kann und gröbste völkische Reaktion, bestärkt durch eine tendenziöse Wissenschaftlichkeit, die „zurückbleibende Humanität" mit einem revolutionären Achselzucken glaubt abfertigen zu dürfen. Aber nicht so liegen die Dinge. Die Gelehrtenfiktion, als ge-

Digitized by Google

höre der geistesgeschichtliche Augenblick einem rein romantischen Rückschlag gegen den Idealismus und Rationalismus, gegen die Aufklärung abgelaufener Jahrzehnte, als stünde wieder wie zu Anfang des 19. Jahrhunderts (das gegen sein Ende hin eine zweite Romantik gehabt hat, die von 1870, und in dessen ganzer zweiter Hälfte die Romantik durch die Kunst Richard Wagners triumphierte) – als stünde, sage ich, heute abermals „Nationalität" mit vollem revolutionären Recht gegen „Humanität" als das Neue, Jugendvolle und Zeitgewollte: diese Gelehrtenfiktion muß als das gekennzeichnet werden, was sie ist, nämlich eben als eine Fiktion voller Tagestendenz, bei welcher es sich nicht sowohl um den Geist von Heidelberg, als um den von München handelt. Nicht an Bachofen und seine Grabessymbolik knüpft das wahrhaft Neue an, das jetzt werden will, sondern an das heroisch bewunderungswürdigste Ereignis und Schauspiel der deutschen Geistesgeschichte, an die Selbstüberwindung der Romantik in Nietzsche und durch ihn; und nichts ist gewisser, als daß in die Humanität von morgen, die nicht nur ein Jenseits der Demokratie, sondern auch ein Jenseits des Faschismus wird sein müssen, Elemente eines Neu-Idealismus eingehen werden, stark genug, um dem Ingrediens romantischer Nationalität die Wage zu halten.

An diese Dinge streiften meine Gedanken bei den skeptisch pointierten Szenen des Lustspiels und bei der Zustimmung, die sie weckten. Große Erheiterung zwischendurch über die sonore und unverschüchterte Fachkritik der Roland an der Aufführung, deren Überlegenheit über alles, was „wir" in Berlin und Wien könnten, sie energisch bestritt. Natürlich hatte sie eine weibliche Mitwirkende besonders auf dem Strich, die Liebhaberin, die recht unkünstlerisch mit einer weiß verbundenen Privatverletzung an der Hand kokettierte, und deren Tricks mit den Augen der Bescheid wissenden und scharfsichtigen Kollegin zu beobachten sehr lustig war. In den Pausen Unterhaltung nach rechts mit Coudenhove, der mich durch das Geständnis einer starken Neigung für meinen Aufsatz über Friedrich den Großen verblüffte. Wie, und der Pazifismus?! – Er sei gar kein Pazifist, das sei ein Mißverständnis. Offenbar sei seine Ethik mir unbekannt, die heroisch sei – schon als Japaner müsse er eine solche moralische Geschmacksrichtung bevorzugen. Daß freilich Kriege, zum mindesten europäische Kriege, eine anachronistische Äußerungsform des menschlichen Heroismus geworden seien, liege für ihn auf der Hand. Europa müsse geeinigt werden, nichts sei selbstverständlicher; aber mit der Vereinigung

Digitized by Google

eines Kontinents sei ohne weiteres so wenig geschehen, wie mit der Gründung eines Reiches. Nur als Bodenbereitung und Vorbedingung betrachte er die europäische Union für ein höheres Werk, das ihm vorschwebe, und das sittlich-ästhetischer Natur sei. – Was, frage ich wiederholt, sollte einem imponieren, wenn nicht dieser unprovinzielle Freiblick und unbefangen planende Mut, welcher politisch-wirtschaftliche Neugestaltungen ersten Ranges betreibt, um der höheren Menschlichkeit seines Traumes Raum und Atmosphäre zu schaffen?

Wir aßen zu Abend bei Weber, sprich Vébèr, in der Rue Royale, beim Eintrachtsplatz, die schöne Häuser vom Ende des 18. Jahrhunderts besitzt, in deren einem Madame de Staël gestorben ist. Es ist erotisches Gebiet übrigens, Jagdgrund der Prostitution und namentlich der männlich-homosexuellen, die an Umfang der von Berlin wohl nachgerade gleichkommt. Merkwürdig genug, wie das erotische Wissen und Verstehen des galanten Paris (wo es freilich schon einmal einen „Roi des Mignons" gab) sich gegen diesen Gefühlsbezirk geöffnet hat, der kürzlich noch – vom Orientalisch-Südeuropäischen abgesehen – für etwas eigentlich Angelsächsich-Germanisches galt. In der Literatur, bei Proust und Gide, dem Freunde Oskar Wildes, ist die Entdeckung deutlich. Hängt auch das mit der Dämmerung des konservativen Frankreich zusammen – mit dem Übergange klassischer „Psychologie" in östliche „Psychoanalyse"?

GEDICHT UND LEBEN

Kapitel einer Jugend von

HANS CAROSSA

Nach achtjährigem Wandern von Schulzimmer zu Schulzimmer waren wir endlich in das neunte vorgedrungen, dessen innere Wand jene schönen Karten des nördlichen und südlichen Sternenhimmels bedeckten. Diese wurden jetzt auch in den Unterricht einbezogen, und nun war es fast eine Enttäuschung, daß sogar die Gestirne sich berechnen ließen. Ziffern und Formeln rieselten aus dem reinen Blau, und weil man den heiligen Sinn der Zahl noch verkannte, so glaubte man das Ewige bis hinter die Sonnen und Monde verlegen zu müssen.

Digitized by Google

Übrigens bereitete diese letzte Klasse des Gymnasiums weniger Mühe als wir gefürchtet hatten; es war alles nur ein Zusammenhalten des kunstreichen Baues, damit nicht noch vor den Prüfungen etwas wegbröckle, das Neue aber kam einer edlen Unterhaltung gleich. Wegen der Krankheit des geistlichen Rates fielen überdies manche Stunden aus; der Schatten seines unabwendbaren Todes lag dämpfend über den älteren Professoren, und froh genossen wir die nachsichtige Stimmung, die sich daraus ergab. Man hatte Zeit; ich streifte viel in der Gegend umher und schrieb unzählige Gedichte, die ich Hugo vorlas wie immer. Es war das alte, von den Meistern übernommene Gereime, wie es auch die Lehrer übten; nur selten, gleichsam beim Danebengreifen, entstand ein etwas freierer Ton, den Hugo guthieß, wenn er mich auch warnte, häufig darein zu verfallen.

Was in der fernen Welt erklang, blieb uns verborgen. Dort hatte Loris, fast noch ein Knabe, den Tod des Tizian mit unvergänglicher Melodie gesungen, schon entwarf Stefan George den Grundriß zu seiner goldenen Stadt, und Momberts glühender Adlergeist lüftete die großen Traumesschwingen; aber davon traf uns keine Kunde. Wir lebten wenig anders als man hundert Jahre früher gelebt hatte, und nur manchmal, bei jähem nächtlichem Erwachen, konnte einem zumute sein, als hörte man draußen die Dämonen, die Steine aus den Mauern unserer Häuser brachen.

Hugo kam selten zu mir; die Professorenluft, sagte er, vermehre sein Asthma; wir trafen uns meistens am Isarufer oder in seinem kleinen Zimmer. Seit er übrigens die Erziehungsanstalt verlassen hatte, kam ihm das milde Klima der schönen Stadt erst voll zugute. Zwar änderte sich die Verkrümmung der Wirbelsäule nicht mehr, und das Wachstum war für immer stehen geblieben, aber die Lunge schien auszuheilen. In seinem Gesicht war damals kein Zug, der auf Leiden oder Welken deutete, und wer ihm in die graubraunen Augen sah, den grüßte ein zarter, höchst reizbarer aber unverkümmerter und zuversichtlicher Geist. Ja, dieser Schwache setzte überall Kräfte in Bewegung; wer ihm nahte, wurde echter, und unmerklich lenkte er die Starken.

Der Liebe hatten wir gerade wieder einmal abgeschworen, und mein Vers gefiel sich im Orakelklang eines großartigen Über-dem-Leben-Stehens. Horaz, den Welt- und Naturklugen, oder Goethe, den Achtzigjährigen, nachahmend, und, wenn möglich, überbietend, pflegte ich eine mild abschließende Sprüchekunst, die alle Himmel und Höllen durchblickt hat und nun, umringt von ehernen Bestätigungen, das unwiderrufliche Wort

Digitized by Google

gelassen hinsetzt. Wer solch Gebaren als frühe Vergreisung rügen möchte, scheint mir übrigens zu irren; sind es doch immer gerade die Kinder, die sich gern als alte Leute verkleiden. Dann und wann endeten jene kurzen Gedichtchen auch mit spöttisch verurteilenden Wendungen, die Hugo selber nicht verschonten. Seine planetengläubige Furcht vor dem Ungefähren, seine Scheu vor neuen Bekanntschaften, die unser nicht würdig sein möchten, hatten mich manchmal gereizt, obgleich sie mir im Grunde sehr lieb waren; jetzt gaben sie Stoff zu etlichen übertreibenden Knittelversen, die mir ein Zufall erhalten hat, und leider war ich unüberlegt und roh genug, sie ihm vorzulesen:

„Wer gar zu streng sein Herz behütet,
nur immer über Künftigem brütet,
wird allerorts Verführung sehn,
am schönsten Glück vorübergehn.
Zufallsbekanntschaft meidet er;
nur Vorbedachtes leidet er,
darf keine Seele zu lieben wagen,
ohn' erst Saturn und Mars zu fragen,
und rennt, nach magischem Gesetz,
endlich ins gröbste, plumpste Netz . . ."

Erst vorlesend merkte ich mit Schrecken, daß er das hochnäsige Geleier auf sich beziehen und sich verletzt fühlen müsse; gern hätte ich abgebrochen, fand aber, daß dadurch die Sache nur schlimmer würde und las, nach forschem Beginn, verlegen zu Ende, wobei ich den Freund nicht anzublicken wagte.

„Das gröbste, plumpste Netz bist wohl du selbst", sagte er.

„Es geht ja nicht auf dich, weit eher auf mich", beeilte ich mich zu beteuern.

„Weiter! Ein anderes!" befahl er.

Hastig suchend ging ich zu einem Bekenntnisgedicht über, worin die Strophe vorkam:

„Nicht mehr zur Rechten blinzeln, nicht zur Linken,
nur vorwärts schaun und schauend mich entfalten,
den glühendsten Stern in meinen Busen trinken,
um ihn noch tiefer glühend zu gestalten . . ."

Digitized by Google

„Was du doch immer mit deinem Busen hast!" fuhr der sonst so Höfliche brüsk dazwischen, und nun konnte ich mich nicht mehr täuschen: er war ernstlich verwundet und sann auf Vergeltung. Ich war zu jedem Einlenken bereit, konnte aber doch den Ausfall nicht hinnehmen und verwies auf den Faust, dem sich doch auch das Herz bang in seinem Busen klemme, hatte aber damit kein Glück.

„Zu Goethes Zeit mag das himmlisch geklungen haben; jetzt aber ist es ein abgegriffenes Wort, bei dem du dir nichts vorstellst, Nachäffung – verstehst du?"

Leider war's ihm noch nicht genug der Trümpfe.

„Ich möchte wetten, du hast noch nie den Busen eines Mädchens gesehen; sonst würdest du dich hüten, immer von dem deinigen zu reden", sagte er spitzig.

„Du vielleicht?" fuhr es mir zornig heraus; doch lag mir viel daran, ihn nicht noch stärker zu erbittern, und so setzte ich behutsam hinzu: „Ist es denn etwas Besonderes damit?"

Er aber blieb unwirsch.

„Stellst du dich blöd oder bist du's in der Tat? Und hast du geschlafen, als wir neulich von Phryne lasen, daß ganz Athen durch die Enthüllung ihres Busens verzaubert worden ist, so daß kein Richter mehr den Mut hatte, sie schuldig zu sprechen? Das ist nicht Legende, sondern Geschichte, mein Freund!"

„Übrigens ist schon etwas an deinen Versen", fuhr er nach einer Pause freundlicher fort. „Nicht mehr zur Rechten blinzeln, nicht zur Linken – tu es nur! Dir fehlt bloß Erfahrung; gar zu eingekapselt bist du noch. Ein Erlebnis muß kommen, das dir die Schale sprengt!"

Er warf dies alles wie Zucker in mich hinein, wartete aber nicht, bis dieser sich völlig auflöste, sondern sog emsig weiter und wunderte sich, daß ich noch immer etwas bitter schmeckte. Schließlich mußten wir beide lachen und redeten von anderem. Wir verließen das Haus und gingen über den Jodoksplatz. Es war hoher Frühling; um Apfelbäume klang ein ungeduldiges Gesumm, und verstreut in Beeten lagen die roten Scherben der Tulpenpokale. Kein rechtes Gespräch entwickelte sich mehr, und wir wollten uns gerade trennen, als Line, meines Professors Dienstmädchen, stumm grüßend vorüberging.

„Die hätte der Gerichtshof in Athen auch nicht schuldig gesprochen", bemerkte Hugo nebenhin.

Digitized by Google

„Die schwarze Line? Was findest du an ihr? Sieh doch, wie sie zur Erde schaut, als hätte sie etwas verloren! So geht sie immer. Selten lacht sie, und wenn sie sich zu Weihnachten ein Kleid wünschen darf, wählt sie nur dunkle Stoffe; höchstens ein weißes Rüschchen am Kragen erlaubt sie der Schneiderin anzubringen."

„Trotzdem!" beharrte Hugo.

„Und weißt du, auf was für unheimliche Weise sie zu uns gekommen ist?"

„O, das möcht' ich wohl hören. Vielleicht ist es mir gar nicht so unheimlich."

„Nun, sie war längere Zeit stellenlos und betete eines Morgens inbrünstig zum heiligen Antonius um einen guten Platz. Bald klopft es; ein junger Priester tritt in ihre Kammer, fragt, ob es wahr sei, daß sie eine Herrschaft suche, und fordert sie auf, mit ihm zu kommen. Von der Isarlände führt er sie herein durch Alt- und Neustadt bis zu unserer Wohnung und zieht die Klingel. Die Frau Professor öffnet selber die Tür und ist sehr zufrieden, daß die Dienstmädchenangelegenheit sich so einfach regelt, nimmt auch Line gleich mit in das Wohnzimmer und fragt, wer ihr denn mitgeteilt habe, daß sie eine Hilfe brauche. ‚Der Herr, der mich geführt hat', antwortet Line und blickt nach ihrem Begleiter um; von dem ist aber nichts mehr zu sehen. – ‚Ach, Sie hatten einen Begleiter? Seltsam. Wie sah der Herr denn aus?' fragt unsere Dame. – ‚O, genau wie der junge Geistliche dort auf der Photographie!' ruft Line und deutet auf ein Porträt neben dem Spiegel. – ‚Das ist nicht wohl möglich', erklärt nun die Frau Professor, ‚das ist ja mein Bruder, und der ist heut vor einem Jahre gestorben.' – ‚Doch, der war's und kein anderer', beharrt Line. – Was hältst du davon?"

„Das Traurigste ist, daß du den Unsinn so erzählst, als glaubtest du daran", sagte Hugo, war aber ganz blaß geworden. – „Immerhin, es paßt zu ihr", fuhr er nach einer Weile fort. „Sie hat so was Jenseitiges, als wäre sie aus dem Fegefeuer durchgebrannt. Das fiel mir schon auf, als ich noch öfters in eure Wohnung kam. Immer hält sie den Kopf wie eine, die etwas hört. Andere Dienstmädchen verbreiten auch immer Küchengeruch; den aber nimmt sie nicht an. Schon von weitem riecht sie nach Weihrauch und Lilien."

Ich ergriff die Gelegenheit, des Freundes feine Spürnase kräftig zu bewundern, was er nicht ungünstig aufzunehmen schien.

Digitized by Google

„Und wie gesagt, in Athen hätte man sie nicht verurteilt!" schloß er sehr entschieden.

Ich glaubte ihn zu verstehen, wünschte aber noch mehr zu hören und stellte mich ungehalten:

„Das wandelnde Requiem willst du mit Phryne vergleichen?"

„Ich weiß nicht, ob man ihr Gesicht geradezu schön heißen kann", erläuterte er nur sehr sachlich, „aber sie hat Schönheit, in manchen Augenblicken, das ist gewiß. Und ich bleibe dabei: der athenische Gerichtshof hätte sie freigesprochen." –

Kaum war ich allein in meiner Stube, da sehnte ich stürmisch den Freund zurück. Alle Schwerkräfte, denen Jugend ausgesetzt ist, wenn ihr Liebe, die Strahlen sammelnde, fehlt, überfielen den Einsamen; die verwegene neue Sprache, die Hugo führte, widerhallte von jeder Wand. Zwei Jahre Unterschied bedeuten in diesem Alter nicht wenig; auch hatte er Schwestern und war in Kurorten gewesen. Vieles mir Verborgene sah er, pflegte auch seine Worte wohl zu wägen, und wenn er dem wunderlichen Mädchen den Leib der berühmten Griechin zusprach, so mußte er wissen, warum.

Zuweilen redete ich mir ein, im Innern alles längst zu wissen und zu besitzen, glaubte auch, es läge bloß an mir, sobald ich wollte, in den Bereich der weisen Sprüche zurückzukehren; dann wieder hielt ich es für Ehrensache, das Geheimnis zu ergünden. Am liebsten hätte ich einen Traum um Belehrung gebeten oder mich zunächst aus einem Buch unterrichtet. Im Kadinger Sprechzimmer standen gewiß die rechten Folianten beisammen; vielleicht hatte ich sogar schon darin geblättert; gewiß waren auch Bilder darin, wo die Figur der weiblichen Schönheit eingezeichnet war wie die Sternenbilder auf der blauen Himmelskarte. Doch was hilft ein Buch, wenn es einem zu früh oder zu spät begegnet? Vom Traumorgan aber war schon gar nichts zu erwarten; es wählt ja nie die Gegenstände, die man wünscht. So blieb nichts übrig, als die Wirklichkeit zu befragen. Landshut freilich, wie ich es kannte, war keineswegs Athen; hier galten strengere Sitten als zu Florenz unter Savonarolas höchster Macht. In Bild und Leben war Nacktheit verpönt; Nonnen ähnlich, bis zu Kinn und Ohren verhüllt, wandelten Frauen und Mädchen durch die freundlichen Straßen; ja, gerade damals bebte die ganze Stadt vor Entrüstung über ein junges Mädchen, eine Berlinerin, die sich schamlos, die Arme bis zu den Ellenbogen hinauf entblößt, in die Dominikanerkirche gewagt

Digitized by Google

hatte, wo sie denn, wie sich's gebührte, vom Küster hinausgewiesen worden war.

Den Freund vermied ich bald; bald wieder konnte ich mich bis zum späten Abend nicht von ihm trennen. Er war im ganzen verschlossen gegen mich; aber was lag daran, wenn er mich nur bei sich duldete? Sein Wesen so weich und so scharf wie ganz fein gemahlener Pfeffer war und blieb das Gewürz meiner Tage.

Die einsamen Ferngänge wurden nicht aufgegeben, und wie von selber setzten sie sich meistens den Moniberg zum Ziel. Hier blühte jetzt auf kalkhaltigem Boden der gelbe, braunseiden bebänderte Frauenschuh, den die Mutter immer wieder vergeblich ihrem Garten einzugewöhnen suchte, dazwischen wohl auch einmal jene seltene Orchis, die einer schwarzpurpurnen Sammetfliege gleicht. Ein gerölliger Hang steigt nach oben; dort übersah man weithin den Himmel, an dem jetzt oft lichteste Schleier lagen wie Gewänder, die ein azurner Geist eben abgestreift hat, während unter silberhellem Rauch die altersbraune, ziegelrot gesprenkelte Stadt ruhte mit ihrem Turm, dem höchsten des Heimatlandes. Herrlich war es dann, einen großen Stein aus dem Boden zu stampfen und ins Rollen zu bringen; man hörte ihn hinabstürzen und schließlich an einen Baum prallen — Stille trat ein, seine Bahn schien zu Ende. Aber nach Sekunden schlug er abermals auf; nun stellte man sich vor, daß er drunten im Wald einen Wanderer verletzt oder eine Natter erschlagen habe und empfand ein schwermütiges Machtgefühl.

Das Verseschreiben hörte mehr und mehr auf; Hugos Rede wirkte nach und unterband jedes Neugebild. Erfahrung fehle mir, hatte er, wenn auch im Zorn, behauptet, mir ein schimpflicher Vorwurf, gegen den ich im Geiste noch immer vergeblich Einwände suchte. Wie hätte ich auch ahnen oder gar aussprechen können, daß wir unbewußt ewig den Menschen suchen, der so wachträumend klar durch das Dasein geht, als ob er keiner Erfahrung bedürfte, dem etwas im Herzen glüht, ein wissendes Feuer, das hundert Erkennungen zu nichts verbrennt, um vielleicht eine einzige zur Dauer zu härten. Solcher Ahnungen war ich nicht fähig; vielmehr begann ich es allmählich als eine Befreiung zu fühlen, daß die Muse mich verließ, und wartete auf Erfahrungen.

Ein einziges Mal, an einem Sonntag Vormittag, beschlich mich das Reimfieber. Der Professor hatte sehr bedenklich vom kranken geistlichen Rat gesprochen, als handle sich's nur noch um Tage, vielleicht nur um

Digitized by Google

Stunden, schon seien Beratungen im Gange, welche Körperschaft als erste dem Sarg werde folgen dürfen, ihn selber habe bereits der „Niederbayrische Kurier" gebeten, einen ehrenden Nachruf druckfertig zu halten, doch werde er kaum Zeit haben, ihn zu schreiben.

Ungeheuerlich kam es mir vor, daß man gelassen Tod und Grab eines Menschen besprach, der noch mit uns atmete; doch begann ich arglos etwas Ähnliches, indem ich Papier und Bleistift nahm und im Versmaß der Ottaverime, das mir besonders angehörte, den alten Herrn wie einen schon Verblichenen zu rühmen, seine Schüler aber als erbarmungswürdige Waisen ihres geistlichen Vaters jämmerlich zu beklagen anhub, so daß am Ende wirkliche Tränen auf die Schrift niederfielen. Die Feder, nach langer Enthaltung, sprang wie ein Flämmchen von Reim zu Reim, und vielleicht wäre das Gedicht zustande gekommen, wenn sich nicht hinter mir die Tür geöffnet hätte. Den Professor vermutend, verbarg ich das Blatt; es war aber das Dienstmädchen, das die Stube aufräumen wollte.

„Ach, nur die Phryne", sagte ich vor mich hin und schrieb weiter; aber das Mädchen wandte sich mit einer ihm sonst nicht eigenen Heftigkeit um:

„Warum sagen Sie Frine zu mir? Ich heiße Line und wünsche mir keinen anderen Namen."

„Sie können sich nur etwas einbilden", entgegnete ich. „Phryne war die schönste Dame von ganz Griechenland – fragen Sie unsere sämtlichen Herren Professoren!"

„Dahinter steckt ja doch nur ein Spott."

„O nein! Es hängt mit dem Unterricht zusammen," erklärte ich in verdrießlichem Ton, „mit der griechischen Geschichte. Da lasen wir neulich einen sonderbaren Satz, den ich gar nicht verstand, und wollte Sie schon lange fragen oder bitten –"

„Sie? Mich? Ich hab' doch nicht studiert! Warum fragen Sie nicht unsern Herrn Professor?"

„Die Herren verstehen sich ja nur auf die Wissenschaft; vom wirklichen Leben sagen sie uns nichts."

„Immer lernen, immer lernen – wozu? Nur eins ist not", rief Line besänftigt und schüttelte ihr Staubtuch zum Fenster hinaus, als winke sie jemand.

„Phryne", fuhr ich fort, „war schwer verklagt worden wegen Asebie, das ist soviel wie Gottlosigkeit, und sie sollte sich vor dem obersten Gerichtshof in der Stadt Athen verantworten. Ihre Sache stand nicht gut; viele

Digitized by Google

Zeugen sprachen gegen sie, es ging um ihren Kopf. Da wußte sich ihr Rechtsanwalt keinen anderen Rat mehr; aber, bitte, Line, lesen Sie doch selbst –"

Ich trat zum Büchergestell, schlug die Übersetzung auf und gab sie ihr in die Hand, worauf ich mich wieder an mein Tischchen setzte und mir Mühe gab, gelangweilt auszusehen. Sie las, den Zeigefinger unter den Zeilen, Röte flog über ihr Gesicht, schweigend legte sie das Heftchen weg und begann den Spiegel abzureiben.

„Und nun behauptet Hugo, Sie seien eine griechische Gestalt, ja Phryne könne kaum anders ausgesehen haben als Sie, und weil ich wirklich das Verhalten der athenischen Richter nicht begreifen konnte, so kam ich auf den Gedanken –"

In diesem Augenblick verkündete die Glocke von Sankt Jodok feierlich die heilige Wandlung des Brotes und Weines, die sich drüben vollzog. Und schon war ich für Line gar nicht mehr zugegen; sie legte ihr Gerät beiseite, sank, zur Kirche hingewendet, in die Knie, bekreuzigte sich und klopfte an ihre Brust. Beschämt und zornig stand ich da in meiner Sündigkeit, fand mich aber bald beruhigt und emporgestimmt, als mir über Hugos rätselhaften Ausspruch „sie hat Schönheit, in manchen Augenblicken" ein jähes Licht aufging. Nicht ein Zug von Geziertheit oder Spiel war nämlich in der Art, wie sie jenem Geheimnis ihre Verehrung erwies; aus dem Innersten heraus durchleuchtete sich das blasse jungfräuliche Gesicht, ja die weißen Fäden, die mir jetzt in dem dunklen Haar auffielen, sie schienen sich unter einer unsichtbaren Glut soeben erst gebleicht zu haben. Groß war mein Verlangen, ihrem Beispiel zu folgen, gleich ihr zu knien und anzubeten, wie es uns allen gelehrt war; auch fühlte ich, wie schmerzlich sie es von mir erwartete. Aber Trotz und Scham hielten mich befangen; ich erhob mich zwar von meinem Sitz, vermochte mich jedoch nicht zu beugen. Ja, sowie sich das Mädchen wieder zur Arbeit kehrte, erwachte neuerdings der Versucher; ich brachte es über mich, in meiner leichtfertigen Rede fortzufahren und eigensinnig zu verlangen, was ich im Grunde gar nicht wünschte. Der Trieb, zu enthüllen, aufzureißen, hatte damals keine Macht in mir; überdies war mir Line, wenn ich sie auch wunderlich fand, in Wahrheit viel zu klösterlich-ehrwürdig, als daß ich ein gewöhnliches Wesen von Fleisch und Blut in ihr zu sehen gewagt hätte. Sehr glich ich dem Knaben, der hartnäckig nach dem Wolfe ruft, weil er nicht an ihn glaubt, und hätte das Mädchen ernst gemacht, wäre sie meinem

Digitized by Google

Drängen im geringsten entgegengekommen, ich würde verstört und empört die Flucht ergriffen haben.

„Man legt jetzt soviel Wert auf Anschauungsunterricht", begann ich zögernd, kam aber nicht weiter; denn plötzlich wandte sie mir ihr Gesicht entgegen mit einem Blick, vor dem nichts übrig blieb als zu schweigen.

Während meiner letzten Ferien hatte die Mutter eine Kakteenart gezogen, die ich anfangs durchaus nichts als Pflanze anerkennen wollte; denn was man da im Topf erblickte, glich eher einem dunkelgraugrünen Kieselstein, bis sich auf einmal, wie ein feuriges Messer, die große Blüte hervorzückte, die dem scheintoten Gewächs den lebendigsten Sinn verlieh. So wurde mir jetzt unter Lines drohendem und leuchtendem Blick zumute; erschrocken sah ich von ihr weg. Ihr jedoch schien meine Verlegenheit weh zu tun; mit eifrigem Reden suchte sie mir darüber wegzuhelfen.

„Wie viele Bücher Sie schon beisammen haben!" sagte sie staunend. „Müssen Sie das alles lernen? Und der schöne perlmutterne Rosenkranz! Lange, lange schon hängt er dort am Nagel. Darf man ihn ansehen?"

„Warum nicht?"

„O, da bin ich so frei. Ist er geweiht?"

„Hochgeweiht. In Altötting. Vielleicht sogar in Rom."

Sie nahm ihn herunter und staubte ihn umständlich ab.

„Auch das Kreuz ist von Perlmutter – o schön!"

„Sie können ihn haben, Line, wenn er Ihnen gefällt."

„Vielleicht zu Pfingsten für das Hochamt einmal?"

„Nein, nicht leihen! Er gehört Ihnen."

„Um Gottes willen! Ist er nicht von Ihrer Mutter?"

„Ich hab' noch einen andern. Und er verkommt nur dort an der Wand.'

„Schlimm genug. Schlimm genug. Vorhin haben Sie sich bei der heiligen Wandlung nicht einmal verbeugt. Auch vergessen Sie jetzt immer auf das Weihwasser beim Schlafengehen. Schon einmal war ich nah daran, zu Ihnen hineinzukommen und Sie damit zu besprengen."

Sie wickelte die Kette schimmernder Kügelchen um Hand und Handgelenk. „Verstehen Sie die Perlen?" rief sie verzückt wie ein Kind. „Hier diese fünf bedeuten die freudenreichen Geheimnisse, diese die schmerzlichen, diese die glorwürdigen!"

Rasche Schritte nahten draußen. Eine Sekunde lang sah es aus, als wollte Line wirklich den Rosenkranz an sich nehmen; mir blieb vor Freude der

Digitized by Google

Atem aus – dann aber hängte sie ihn doch an die Wand zurück, und dies erfüllte mich mit unbegreiflicher Traurigkeit. Die Frau Professor trat ein und gab ihr einen kurzen Befehl, worauf beide das Zimmer verließen. Kaum war ich allein, da sah ich es als große Kränkung an, daß Line meinen Rosenkranz verschmähte, und erklärte sie aller Liebe auf ewig unwürdig, mußte mir aber zugleich gestehen, daß mein Denken in eine neue Phase getreten war. Bis zum Widersinn verkehrt kam es mir nämlich auf einmal vor, daß dieses eigenartige Wesen Tag um Tag für uns alle die niedrigsten Dienste verrichtete, während es doch so klar, so einleuchtend war, daß wir andern sie hätten bedienen und verwöhnen sollen, und fest nahm ich mir vor, dies bei nächster Gelegenheit wenigstens zu versuchen.

In der folgenden Nacht hatte ich gleich nach dem Einschlafen einen ängstlichen Traum, dessen Anlaß nun Jahre zurücklag. Onkel Georg, in violettem, silberblumigem Zaubermantel, nahte mit hohem goldenem Gefäß, entnahm ihm etwas Winziges, Dunkles, kaum Sichtbares und befahl mir, es zu essen. Voll Glück und Andacht niederkniend sah ich es an; es war eine von den kleinen braunen Samenkapseln des Portulaks, die ich im herbstlichen Garten immer hatte pflücken und einsammeln müssen. Etwas unheimlich fand ich es zwar, daß der herrliche Mantel, der noch eben einem kostbaren Meßgewande glich, genau betrachtet aus elendem Zeitungspapier bestand; aber nun dachte ich an das lange bunte Rohr, das mir der Zauberer einst aus dem Hals gezogen hatte; ich hoffte, er werde mich auch jetzt mit einem prächtigen Kunststück überraschen und nahm das Kapselchen ein. Doch hatte ich es kaum im Munde, da quoll es riesig auf, und wie heftig ich auch schluckte, schrecklich aus Gaumen und Zunge wuchsen immer neue Samenkapseln nach. Erstickend fuhr ich auf und war im Nu völlig wach. Durch allen Traum hindurch hatte ich ein leises Öffnen der Tür vernommen, die neben meinem Kopfkissen schloß. Das Zimmer war mondhell; der Spiegel gegenüber füllte sich mit Schimmer. Flüsterworte wohlbekannten Segens trafen mein Ohr, zugleich spürte ich Stirn und Augen kühl benetzt; das Mädchen war eingetreten.

„Hab' ich Sie geweckt? O wie leid mir das tut!" hauchte sie, noch einmal mich besprengend, und wollte sich wieder entfernen; ich griff aber nach ihrer Hand und hielt sie fest.

„Bleiben Sie, Line – ich habe so schwer geträumt."

„Nein, ich gehe, ich gehe – aber was hat Ihnen geträumt?"

Digitized by Google

„Ein Zauberer wollte mich ersticken mit lauter Blumensamen – grauenvoll!"

„Still, still, armes Kind! Aber wer wird auch ohne Weihwasser zu Bette gehen! Schlafen Sie in Frieden! Gute Nacht!"

Sie verließ aber das Zimmer nicht sogleich, sondern trat ans offene Fenster und sah zur Wohnung des geistlichen Rates hinüber.

„Wissen Sie schon, daß er es überstanden hat? Es soll ein harter Kampf gewesen sein. Der Herr geb' ihm die ewige Ruhe!"

Sie erwartete, daß ich die Formel vollenden würde, ihrem Tonfall war es anzuhören; aber ich schwieg. Sie kehrte zurück und fragte:

„Wünschen Sie nicht, daß das ewige Licht ihm leuchte?"

Dabei faßte sie mich an der Schulter mit hartem Griff, der nicht ganz zu ihrem schwesterlichen Geflüster paßte; so pflegten wir Schüler uns auf dem Turnplatz im Ringkampf zu packen. Mir aber war alle Sprache genommen; ich suchte das Geheimnis meiner Lage zu ergründen. Bald glich sie der eines Durstigen, dem ein Strahl frischen Wassers mit allzu großer Wucht vorbeischießt, so daß weder zu schöpfen, noch zu trinken vergönnt ist. Daß Leben dem Leben ein Fest bereiten wollte, begriff ich und war mitzufeiern von Herzen bereit, spürte aber doch eine Hemmung, zumal ich die Gebräuche des Gottes nicht wußte, dem ich opfern sollte, und dieses Mädchen war keine Lehrerin der Liebe. Auch empfand ich sie noch immer als ein seraphisch entkörpertes Wesen, das ich fast fürchtete, und der Druck ihrer harten Hand war nicht geeignet, meine Scheu zu vermindern. Bald wieder war mir der bloße Hauch der Minuten Erfüllung genug. Ja, ich sagte mir, daß es etwas namenlos Großes war um die Gegenwart der Jungfrau, dieser vom Himmel Geliebten, die ein Geist in das Haus geführt hatte. Sie aber mißdeutete mein Schweigen.

„Nein, ich weiß es, daß ich nicht schön bin", sagte sie ganz unvermittelt. „Nur zum Spott haben Sie es gesagt –"

„Was hab' ich zum Spott gesagt?"

„Sie wissen schon, was ich meine. Das mit der griechischen Frau, der verklagten." Sie setzte sich an den Bettrand und bedeckte die Hände mit den Augen, als ob sie weinte oder sich schämte.

„Da irren Sie, Line," widersprach ich lebhaft. „Sie haben Schönheit, das ist gewiß. Sogar Hugo sagt es, und der weiß, was er spricht."

„Und Sie! War das Ihr Ernst? Wollten Sie mir das wirklich antun?"

„Was antun?"

Digitized by Google

„Ich meine, gehört es wirklich zu Ihrer Bildung? Zur griechischen Geschichte?"

Nun verstand ich sie. „Nein, Line, nein!" Ich rief es vor Schrecken so laut, daß sie mir beschwichtigend ihre Hand auf den Mund legte. „Wir haben keine griechische Geschichte mehr diesen Monat", setzte ich hinzu.

Schon aber war unserm Beisammensein ein Ende bereitet. Die Pflegeeltern, von einer Unterhaltung heimkehrend, näherten sich durch die nachtstillen Anlagen dem Hause. Wie mit einem Entschluß erhoben wir uns. „Gute Nacht!" sagte Line, eilte fort, kehrte aber zurück. Aneinandergelehnt standen wir auf der Schwelle und lauschten den wohlbekannten Schritten. Jetzt, wo sich die schöne Besucherin entsagend zum Gehen wandte, war alles Harte aus ihr geschwunden; Dunkelheit und Abschied gaben ihr ihren Leib zurück. Sie zog mich an sich; ihr gelöstes Wesen löste unaufhaltsam das meinige, kaum bedurfte es der Umarmung. Wir hörten das Schlüsselgeklingel drunten am Haustor und fühlten uns doch mit unendlicher Zeit beschenkt. Der Geist aber will schauen. Die seligste Verfinsterung darf er nicht anerkennen, obgleich er ewig nur durch sie besteht; er strebt empor und späht umher. Dunkel gegenüber unter Frühlingsgestirnen stand das Haus des toten Lehrers; ich sah das Dach mit grausilbernen Mondrändern, sah das Fenster erleuchtet, aus dem er einst herübergeblickt und meine vermeintliche Fleißlampe beachtet hatte. Dort mußte er nun liegen, heilig bleich, unfähig zu mahnen oder zu strafen, ein großer Hauch von Freiheit wehte durch die Nacht.

Von solchen Gedanken aber ahnte das Mädchen nichts; der weiblich wache Sinn haftete träumerisch an Gegenwart und Nähe. Dennoch trieb der Augenblick das Innerste aus ihr hervor, und indem sie sich anschickte, in ihre strenge, nach Auserwähltheit verlangende Art zurückzukehren, sprach sie leise und feierlich sonderbare Worte, die ich nur halb verstand:

„Das Leben ist verschüttet", sagte sie, „mir gehört es nicht. Ich darf nie wiederkommen. O ich will beten. Du aber hast keine Sünde. Gute Nacht." –

Der Professor ging nicht wie sonst in sein Zimmer, sondern geraden Weges auf meine Türe zu, die er nach kurzem Klopfen öffnete:

„Es tut mir leid, Sie wecken zu müssen. Der geistliche Rat ist gestorben. Tun Sie mir den Gefallen, befördern Sie morgen, noch vor dem Unterricht, diesen Brief an die Zeitung, damit sie sich wegen des Nachrufs früh genug an einen andern wenden kann! Uns Lehrern wächst die Arbeit über den

Digitized by Google

Kopf", brummte er noch, die Türe schließend, „ihr Schüler könntet euch auch einmal rühren. Wofür hat man euch einen deutschen Stil beigebracht!"

Ich verließ das Bett, zündete die Kerze an und suchte das begonnene Gedicht hervor. Obgleich mir die Strophen gar nicht mehr sonderlich gefielen, ließ ich sie doch stehen und schrieb einfach weiter, ohne Rührung diesmal, wie ich glaubte, fast widerwillig, als handle sich's um eine Schulaufgabe, die fertig werden muß. Ich hatte den Pflegevater verstanden und wollte mich nicht ein zweites Mal mahnen lassen. Doch wurde mir unversehens die Beschäftigung erfreulich; die Verse kamen ins Fließen, und ich war froh darum; denn irgendwo im Hintergrunde raunten doch allerlei Zweifel und bedenkliche Fragen, die ich ganz gern von den Ottaverime übertönen ließ.

Endlich war das Machwerk schlecht und recht beendet; ich beschloß, nicht mehr zu Bette zu gehen, sondern mich kalt zu waschen, sodann das Ganze ins Reine zu schreiben und bald meinen Weg anzutreten.

Aber noch war das Abenteuerliche der Nacht nicht ausgeschöpft. In der Küche frisches Wasser holend, sah ich die Türe zur Magdkammer halb offenstehen und erlebte einen der größten Schrecken meines Lebens. Wenig Einzelheiten unterschieden sich im schwachen Mondschein; was ich aber deutlich erkannte, war Lines nackter Arm, der so schlaff aus dem Bette herabhing, daß die Hand halb am Boden auflag. Und nun entfaltete die zweifelhafte Fähigkeit, längst Vergangenes in die Gegenwart hineinzuschauen, wieder einmal ihre Wirkung. Die Kadinger Schenke zu den drei Helmen war plötzlich zugegen, und gleich lauerten Vernichtung und Jammer in dem Zwielicht. Nicht anders hatte der Arm des erstochenen Weibes herabgehangen, während rings die Leute gafften, wie mein Vater sich um das verlorene Leben mühte, und ich selbst, mit Kindeshänden, so hoch ich konnte, die beleuchtende Kerze hielt. Erst vor zwei Tagen war von Lukretia und ihrem Selbstmord gesprochen worden; der Gedanke, daß nun auch Line sich das Leben genommen habe, vielleicht aus Verzweiflung über unsere Sünde, machte mich bis ins Herz erstarren. Ihre rätselhaften Worte beim Abschied auf der Schwelle summten mir wieder im Ohr; vor Angst drückte ich die Augen zu und horchte. Aber tief und ruhevoll gingen die Atemzüge der Schlafenden im kleinen Zimmer, und nun wurde das Grauen zum Entzücken; ich mußte meinen ganzen Willen aufbieten, um nicht laut zu weinen und zu lachen. Schließlich, in einer Art

Digitized by Google

Mutwillen meine eigene frühere Gestalt nachahmend, holte ich die Kerze und hielt sie hoch über das Mädchen, das mit entblößter Brust, den Kopf etwas zurückgebogen, dicht am Bettrande lag. Mir fiel ein, mit wie ruhiger Seele, ganz im Amte des Lichtspenders gebunden, ich bei jenem düsteren Vorgang auf die Leiche niedergeblickt hatte, immer wieder des kerzentragenden Königs gedenkend, wenn der Arm sinken wollte; dabei spürte ich, daß mir die Hand jetzt ein wenig zitterte, und plötzlich, in seltsamem Unmut, als wollte ich das Bild des Knaben, der ich einst gewesen, für immer verlöschen, blies ich das Licht aus, mußte es jedoch gleich wieder anzünden; die Seele trieb zu neuer Äußerung. Nicht bedenkend, welchen Meinungen ich mich aussetzte, falls jemand mein pantomimisches Possenspiel entdeckte, schlich ich noch einmal ins Zimmer, holte den Rosenkranz und wickelte ihn behutsam um das Handgelenk der Schläferin. Schön schimmerte die Reihe heiliger Perlen auf der bräunlichen dunkelbeflaumten Haut; aber jetzt stöhnte die so wundersam Geschmückte tief auf, als ob ihr jemand einen Schmerz zufügte. Plötzlich hob sie den Kopf und rief mit starren, weit offenen Augen: „Was ist?" An ein Erwachen hatte ich nicht gedacht, faßte mich aber und flüsterte ihr zu, was mir gerade einfiel, wobei ich mich unwillkürlich ihres eigenen Tons bediente: „Nichts. Nichts. Schlaf in Frieden. Ich freu' mich nur, daß du nicht tot bist. Du hast keine Sünde. Gute Nacht!" – „Ach so", sagte Line, ließ sich lächelnd zurücksinken und schlief leise schnarchend gleich wieder ein. Jetzt war es Zeit, an die Reinschrift zu gehen, bei der sich manche Strophe noch gründlich änderte. Über dem dunklen Moniberge schlug schon der Morgen sein Strahlenrad, als ich die Wohnung verließ. Auf einem Umweg über den Hofgarten kam ich zum Hause der Zeitung und warf den Brief des Professors in den Kasten, dazu mein Gedicht. Es war das alte den Meistern abgelauschte Reimspiel wie immer, fern allem neuen Gefühl und Getön der Epoche, das uns die Fügung noch vorenthielt. Immerhin mochte dem Ganzen die bewegte Nacht zugute gekommen sein; ich hatte vielleicht öfter daneben gegriffen als sonst und gewann Hugos ungemischten Beifall, der mich auch lobte, weil ich der Einsendung keinen Namen beigefügt hatte. Solange einer nicht ein paar hundert Gedichte beisammen habe, solle er anonym bleiben, meinte er. Im Städtchen aber entstand einige Bewegung; man wünschte doch zu erfahren, wer da für den guten alten Mann eine so leidenschaftliche Totenklage angestimmt habe. Schließlich wollte jemand wissen, eine hochbetagte Klosterfrau, deren große

Digitized by Google

Verehrung für den Verstorbenen bekannt war, habe die Verse als letzten schmerzlichen Gruß ihm nachgesungen. Ich ärgerte mich bis zu Tränen, als ich davon hörte; Hugo jedoch, der nach dem Begräbnis ein kleines Leichenmahl mit Märzenbier und Nußtorte veranstaltete, beruhigte mich. Wofern ich es nur richtig auffaßte, läge für mich sogar etwas recht Schmeichelhaftes in jenem Irrtum. Ich ließ mich bald überzeugen; ja beim dritten Glase begannen wir das Gerücht von der dichtenden Nonne noch ein wenig auszuschmücken und beschlossen, es nach Kräften zu verbreiten.

REISE DURCH BENGALEN

von

ARTHUR HOLITSCHER

AHIMSA ODER: HIMMLISCHE UND IRDISCHE LIEBE

Fünfzehnter Tag auf hoher See seit Kalkutta. Vom Tag und Nacht brüllenden Nordwestmonsun gepeitscht, bäumt sich die Chinesische See gegen unser kleines hilfloses Schiff, das doch trotzig seinen Weg weiterrollt und schlingert, mit der britischen Flagge auf der einen Seite, der Flagge der Chinesischen Republik auf der anderen. Diese Flagge, die das Drachenbanner abgelöst hat, besteht aus fünf Streifen. Jeder versinnbildlicht, wie mir gesagt wird, eine andere Himmelsrichtung; die Chinesen kennen also eine mehr als wir Europäer. Noch drei Tage Reise, dann sind wir in Hongkong, an der Pforte des großen Reiches der Mitte, das, von Geburtswehen gepeitscht, sich ächzend schüttelt und um sich schlägt.

Achtzehn Tage ohne Marconinachrichten. Diese Linie ist wahrhaftig nicht zu empfehlen. Was hat sich inzwischen in Europa, in China ereignet, was in Indien?

In diesen Tagen hat in Indien, in der Stadt Cawnpore, der Indische Nationalkongreß begonnen, dessen Präsident diesmal eine Frau ist, die Swarajistin Mrs. Naidu. Aber, selbst wenn wir Marconinachrichten bekämen, die Wahrheit über diesen Kongreß, auf dem nicht nur für Indien, sondern auch für England und in weiterem Sinne für die ganze Freiheitsbewegung der Welt wichtige Entscheidungen fallen werden, würden wir

Digitized by Google

doch auf dem Zettel Marconis unten auf dem Weg zum Speisesaal nicht vorfinden. Die Wahrheit nicht nur über Swaraj, sondern über alle ähnlich unbequemen Bewegungen verkrümelt sich scheinbar im Äther, den Marconi und Reuter beherrschen, sie muß sich hinter Schleiern verbergen, wie eine indische Frau.

Das letzte, was über den Mahatma an die Öffentlichkeit drang, ehe wir an Bord gingen, war eine verwirrende, vielleicht sogar erschütternde Nachricht. Trotz der Schwäche, die ihm die anstrengende Reise durch den Cutch eingebracht hatte und deren Wirkungen ich an seinem zarten, hinfälligen Körper nur zu deutlich beobachten konnte, hat der Mahatma acht Tage währendes Fasten begonnen, und er war am dritten Tage bereits so sehr von Kräften gekommen, daß Mrs. Naidu und der Vorsitzende der Swarajpartei, Pandit Motillal Nehru, die ihn in Sabarmati aufsuchen wollten, um von ihm Instruktionen für den Kongreß entgegenzunehmen, unverrichteter Dinge abreisen mußten.

Weshalb fastete Gandhi? Die britischen Zeitungen Indiens, die Phänomenen dieser Seele und ihrer Regungen ratlos gegenüberstehen, vermuteten: er büße durch sein Fasten wahrscheinlich oder wie behauptet werde die Schuld eines anderen, eines seiner nächsten Anhänger, der die Bewegung durch eine Tat in Gefahr gebracht habe.

Ein Freund in Kalkutta aber sagte mir: Dieser Mensch will sterben.

Im vorigen Kapitel habe ich mit wenigen Worten die Lage Swarajs gekennzeichnet. Die politische Macht hat der Mahatma, wie gesagt, längst aus der Hand gegeben; diese Waffe, die, obzwar eine gewaltlose, doch formidabel werden muß, wird sie von seelischen Kräften gelenkt wie die seinen es sind? Er hat sie aus der Hand gegeben. In wessen Händen liegt sie nun? Wer führt Swaraj?

Ehe ich auf den Bürgermeister von Kalkutta, Mr. Sen-Gupta, zu sprechen komme, mit dem ich mich vor meiner Abreise längere Zeit unterhalten habe (Sen-Gupta wurde mir von vielen als eine der charakteristischsten Gestalten in der Spitzengruppe der Swarajbewegung geschildert), will ich einen Satz herschreiben, den ich vom Rektor der Hinduuniversität in Benares, dem gelehrten Professor Dhruwa, gehört habe. Ich fragte ihn, auf die Schar der Studenten weisend, die sich unter dem Fenster seiner Rektorstube auf dem Rasen des prächtigen Universitätshofes in lebhaftem

Digitized by Google

Gespräch ergingen: wie sich denn die Idee Gandhis unter den jungen Menschen Indiens, besonders den Intellektuellen, bewähre. Der Rektor, der selber Khaddar und die weiße Gefängniskappe aus Leinwand trug, antwortete: Ideen von solchem Ausmaß, die solch ungeheuren Willensaufwand zur Entsagung fordern, bergen bedeutende Gefahr in sich. Der Einfluß des Mahatma auf die intellektuelle Jugend Indiens sei zwar gewaltig, der Geist des Opfers aber sei in der Jugend nicht stark genug, nicht von Dauer. (Ins Europäische übersetzt: Das Fleisch ist schwach.) Auf die tieferen Schichten des Volkes aber, sagte der Professor, wirke die Persönlichkeit Gandhis durch sein erhabenes Beispiel mit voller ungebrochener Gewalt. Ihnen gelte er als der Höchste, der Heiligste, den die Geschichte Indiens kenne, weil er entsagt habe. Akbar, der große Mogul und Führer des mittelalterlichen indischen Islams, sei zeit seines Lebens Sultan geblieben, seine Wirkung daher bereits bei Lebzeiten beeinträchtigt gewesen – nichts wirke auf die Menschen so stark wie Entsagung, Askese. Diese Askese sei auch die Ursache, weshalb Gandhis Wirken in Indien einen solch wesentlichen Schritt vorwärts bedeute. Gandhi habe die latenten Kräfte Indiens befreit, man könne heute in Indien in allen Schichten des Volkes Meinungen aussprechen hören, deren Äußerung vor vier Jahren höchste Gefahr in sich geborgen hätte. Das Große und Neue an der Erscheinung Gandhis sei eben, daß er als religiöser Führer, ob er nun wolle oder nicht, ob er aus freien Stücken die weltliche Macht aus der Hand gelegt habe oder nicht, auf die politischen Geschicke des Volkes wirke, ungleich jenen Sanyasins der indischen Vorzeit, die die Gemeinschaft aller Gläubigen, auch mit den tiefsten Kasten, doch nur im Hinblick auf die religiöse Übung hergestellt hatten.

Wieder mußte ich bei diesen Worten an Lenin denken und an diese Zeit überhaupt, diese geheimnisvolle harte Zeit, die führende Menschen höchster Art hervorgebracht hat, Menschen von reinstem Wollen und erschütternd reinem Leben, Führer, die von den Befolgern ihrer Lehre höchste Disziplin forden dürfern . . .

An diese Zeit dachte ich, an ihre Heiligkeit und an die Gefahr . . .

In Mr. Sen-Gupta lernte ich einen außerordentlich interessanten Typus der jungen indischen Freiheitsbewegung kennen. Er ist europäisch gebildet, hat in Cambridge promoviert, ist Rechtsanwalt wie die meisten Führer der Swaraj (Gandhi selbst war ja Verteidiger in Strafsachen), klug

Digitized by Google

wie die Schlange (Taubensanftheit überläßt er dem Heiligen, der durch persönliches Eintreten seine Wahl zum Bürgermeister durchgesetzt haben soll) – er kommt, als ich ihn in seinem Amtsbureau aufsuche, vom Gerichtshof in der vorgeschriebenen Toilette, europäisch-indische Kleidung, Anwaltsbäffchen unter dem Kragen –, wie ich ihm das nächste Mal begegne, bei der Eröffnung des Provinziallandtages von Bengalen, hat er die Landestracht der indischen Hindus angezogen, Khaddar trägt er mit derselben Selbstverständlichkeit, um nicht zu sagen Eleganz, wie den Frack und das Automobilistendreß, in seinem Kleiderschrank ist Raum für alle Gesinnungen, die ein kräftig vorwärtsstrebender junger Mann dieser Zeit benötigt.

Gleich in den einleitenden Worten unseres Gespräches betont er:

daß Swaraj beileibe nichts mit Bombenwerfen zu tun habe ...

daß die Wirkung des Mahatma leider in rapider Abnahme begriffen sei ...

dann, als ich Macchiavelli zitiere, den Satz, daß nur bewaffnete Propheten gesiegt haben, leuchtet es über seinem jugendlich frischen, indisch braunen Bonvivantgesicht auf, er hat etwas gelernt! ...

und als ich ihn nach Ahimsa, dem erhabenen Prinzip der Gewaltlosigkeit befrage, antwortet er mit einer Handbewegung, die sich bis zu den zuckenden Achseln hinauf fortsetzt: „Selbstverständlich Ahimsa. Wir haben ja keine Waffen!"

Ich kann nicht umhin, ihn durch einen kleinen instruktiven Vortrag über die Art und Weise zu unterrichten, wie man den deutschen, aus dem Felde zurückkehrenden Proletariern im Winter 1918/19 die Waffen abgeschwindelt hat. Aufmerksam und mit vergnügtem Lächeln hört er zu und erzählt mir dann, daß unter der Arbeiterregierung MacDonalds ein paar tausend indische Swarajisten ohne viel Federlesens in die Gefängnisse geworfen wurden*. Ihm selber aber, so bemerkt er zum Schluß, könne heute, in der nächsten Viertelstunde, jeden Augenblick, das gleiche passieren!

Zur Taktik der Swaraj, die, wie schon erwähnt, von dem früh verstorbenen Daß vorgezeichnet wurde, bemerkt Sen-Gupta: Die Parole sei jetzt auch nicht mehr Non-Cooperation, sondern im Gegenteil: hinein in die Behörden, in denen die Majorität zu erlangen sei. Und dann allmählich die Maschine zum Stillstand gebracht. Zunächst müsse eine Revision der Verfassung erkämpft, Indien als Dominion regiert werden, wie Kanada,

* Heute sitzen nur mehr 150. Ihr Los ist hart. Diese Angelegenheit bildet den Stoff der Debatte am ersten Sitzungstage des Landtags von Bengalen.

Digitized by Google

wie Australien. Dann erst folge die „Civil disobedience", vor der Gandhi leider im entscheidenden Augenblick zurückgezuckt sei, wodurch er ja seinen aktiven Einfluß auf die Massen eingebüßt habe. Der Weg dieser Gehorsamsverweigerung werde durch die allmählich swarajisierten Behörden leicht vorzubereiten sein. Man werde z. B. vor Gericht eben nur jene Fälle verhandeln, deren Verhandlung man als notwendig oder zulässig befinden werde. Auf solche Weise wird dann die Maschine allmählich in die Bahn des nationalen Willens hinübergelenkt werden.

Sen-Gupta glaubt sicher, daß Swaraj, wie es im revolutionären Zentrum Indiens, der Provinz Bengalen, bereits die Majorität habe, bei den nächsten Wahlen in sechs weiteren wichtigen Provinzen die Oberhand bekommen werde. Er hält den revolutionären Prozeß, der sich jetzt in Indien vollzieht, im Endresultat für sicher und widerspricht meiner Meinung, daß Indien von der rascher vorwärtsschreitenden Freiheitsbewegung Chinas und Ägyptens schließlich ins Schlepptau genommen werden wird. In der Uneinigkeit der Hindus und Mohammedaner sieht er kein gefährliches Hindernis für den Erfolg der Bewegung. Von dem jungen Sekretär der bengalischen Swarajpartei, der inzwischen ins Bureau gekommen ist, mit statistischem Material unterstützt, beweist er mir, daß z. B. in Bengalen die Partei zu zwei Dritteln aus Mohammedanern bestehe, daß mohammedanische Swarajisten über ganz Indien in den Behörden vertreten seien und daß sie vielgelesene Tagesblätter hätten, in Kalkutta allein zwei.

Sen- Guptas Auffassung weicht von der des Rektors Dhruwa in Benares wesentlich ab. Dieser behauptete, ein Einvernehmen zwischen Hindus und Moslim sei schwer zu erreichen, der Hinduglaube sei kompliziert, während der Islam im Vergleich nur einige primitive Grundgesetze kenne. Der Islam ignoriere die Kompliziertheit der menschlichen Natur, der die Religion der Hindus voll und ganz Rechnung trage. Dies sei ein wesentlicher Grund für die Schwierigkeit des Zusammenwirkens der beiden wichtigsten Religionsgemeinschaften, ganz abgesehen von dem fundamentalen Unterschied der Temperamente.

Auf diese Einwände, die ich vorbringe, haben Sen-Gupta und der junge Sekretär nichts übrig als überlegenes Lächeln. „Da haben Sie aber einen wilden Hindu erwischt!" sagt Sen-Gupta. „In den kleinen Ortschaften, und auf diese, auf das Land, auf die Agrarbevölkerung kommt es ja im wesentlichen an, besteht zwischen Mohammedanern und Hindus kein Streit; in den Industriezentren jawohl. Die Ursachen sind aber zum

Digitized by Google

Teil künstlich geschaffen. Wir kennen sie und sind mit Erfolg bemüht, sie zu konterkarieren*."

Bei der Frage nach der Bevölkerung der Industriestädte, der wichtigsten Orte Kalkutta, Bombay, Madras, kommen wir auf den Streik der Spinnereiarbeiter in Bombay, auf die trostlosen Lebensverhältnisse, die elenden Löhne der Juteweber in Kalkutta zu sprechen. Ich frage Sen-Gupta, ob er glaube, es sei viel erreicht, wenn es schon gelinge, die britischen Industriellen aus dem Felde zu schlagen – aus dem Feld, das dann sofort den heimischen Kapitalisten eingeräumt werden wird? Ob es denn für das Arbeitervolk so viel bedeute, von wem es ausgebeutet werde, wenn eben die Ausbeutung weiter bestehen bleiben soll? Swaraj habe es ja doch nicht vor, den Kapitalismus zu attackieren, das Übel bei der Wurzel zu fassen. Darauf erhalte ich von den beiden jungen Indern eine diplomatisch vorsichtige und advokatenhaft geschmeidige Antwort. Sie wittern in der Fragestellung so etwas wie eine bolschewistische Falle und behaupten, daß nach der Beseitigung des britischen Kapitals die Interessen des indischen Volkes durch einheimische Arbeitgeber verteidigt werden würden, weil für diese eben die nationalen Bedürfnisse, die ja auch für sie als Inder Geltung hätten, maßgebend seien. Ich bemerke darauf, daß in Rußland gerade die umgekehrte Taktik befolgt worden sei. Man habe dort zunächst dem einheimischen Kapitalismus, der schwerer zu kontrollieren ist als der ausländische, den Hals umgedreht. Mit Emphase wird nun behauptet, daß Rußland, d. h. die russische Idee, in Indien gar keinen Einfluß ausübe. Daß Indien seinen eigenen Weg gehe. Und daß Swaraj, die rein nationale Bewegung, der einzige Weg sei, auf dem Indien vorzuschreiten habe.

(Wohin? Zur letzten Etappe, d. h. dem Kommunismus.)

Zwei Gesichtspunkte haben, während ich in Indien war, die öffentliche Meinung in tiefstem Maße bewegt.

1. Ist Indien als nationale Einheit überhaupt imstande, sich selber zu regieren? Ist der Sinn für Pflichterfüllung und Verantwortung im Inder derartig entwickelt, daß er fähig ist, sein Land gegen den Überfall fremder

* Sen-Gupta meint damit, daß die Engländer diesen latenten Konflikt zwischen Hindus und Moslem bewußt schüren und nicht zur Ruhe kommen lassen. Wofür wohl einige Anhaltspunkte zu finden wären. Niemals aber habe ich, so oft ich mit Engländern, englischen Offizieren oder Zivilbeamten der Regierung in Indien, sprach, so stürmischen Widerspruch erlebt wie in diesen Fällen, in denen ich die Vermutung des künstlichen „Divide et impera" erwähnte!

Digitized by Google

feindlicher Mächte zu verteidigen und den Frieden im Innern aufrechtzuhalten? Einheitlichkeit der nationalen Interessen bei den verschiedenen Volksstämmen, die Indiens Bevölkerung ausmachen, zu erzielen? Respekt vor den Gesetzen, die man sich selbst gegeben hat, durchzusetzen? Und überhaupt und vor allen Dingen: Ist der Inder fähig zu organisieren?

Ein sehr beliebtes Argument, das die Engländer anführen, um ihr Recht auf Indien zu beweisen, ist: daß das indische Volk vor der Ankunft des ersten britischen Soldaten ein Spielball und willenloser Raub seiner korrupten nationalen Fürsten, Könige und Mogulen gewesen sei. Darauf haben sogar jene Skeptiker unter den Indern, die die eben niedergeschriebenen Fragen nicht so ohne weiteres mit „Ja" beantworten mögen, die Entgegnung: die Geschichte des indischen Volkes beginne nicht mit der Ostindischen Gesellschaft, Clive, Warren Hastings und den anderen, vielmehr sozusagen mit dem König Asoka, und daß das indische Volk schon einige Jahrtausende vor dem ersten in Indien eingetroffenen Engländer ganz gut sich ohne fremde Eroberer beholfen habe.

2. Der andere Gesichtspunkt betrifft eben jene wichtigen taktischen Fragen: ob ein Swarajist noch Swarajist genannt werden dürfe, wenn er in die gegenwärtige Verwaltung Indiens eintrete, auf derselben Bank mit den Engländern sitze, die, eine Handvoll Fremdlinge (tatsächlich sind es nur wenige tausend), dieses 300-Millionen-Volk regieren.

Diese Frage trat mit einem wuchtigen Schritt in den Vordergrund, als das Mitglied der Swarajpartei, Mr. Tambe, seine Ernennung in die exekutive Körperschaft der Zentralprovinzen Indiens annahm, ohne seiner Partei hierüber Bericht zu erstatten oder Rechenschaft abzulegen. Die prinzipiell wichtige Frage; „Ist verantwortungsvolle Mitarbeit der Weg, der zur bürgerlichen Gehorsamsverweigerung führt?" hat dem Fall Tambe eine Bedeutung verliehen, die dem Konflikt der Hindus und der Buddhisten um die Buddha-Gaja-Stätte gleich kam.

Im Grunde ist es in jeder revolutionären Partei dieses in erschütternder Wandlung begriffenen Erdballs das gleiche: Reinhalten der Partei auf Kosten ihrer Einheit; Spaltung viel eher als Amalgamation nicht zusammengehöriger Elemente, Legierung von Rein und Unrein – Gandhis Schrei nach moralischer Durchorganisation der Partei . . .

Es sind gläubige, aber ehrgeizige; nüchtern denkende, aber phantastisch fühlende; europäisch gebildete, aber im indischen Sagenland verwurzelte junge Menschen, in deren Hand jetzt das Ruder der Bewegung gelegt

Digitized by Google

wurde oder geglitten ist. Noch schöpfen sie ihre geheime Kraft aus der tiefen Quelle jenes Auserwählten in Sabarmati, der ja, wie sie behaupten, sein aktives Prestige in der Bewegung aufgegeben oder verloren hat. Das Volk folgt ihnen. weil es ihre Verbindung mit dem Mahatma erfährt und kennt. Daß auf die skeptischen Gemüter dieser typischen politischen Intellektuellen die Erscheinung des Mahatma nicht den Eindruck macht wie auf das primitive, gläubige, nach Wundern gierige Volk, das bemerkt ja die Masse kaum. Abseits bauen die Führer der Swaraj dem Heiligen Gottes einen Altar, um vor diesem im Angesicht der indischen Nation das Opfer zu bringen, das sie selber zu Priestern weiht.

Die übermenschliche Bitterkeit in der Seele Mahatma Gəndhis, der es mit ansehen muß, wie seine Reinheit zum Werkzeug des Ehrgeizes dieser Kirchenväter zu werden beginnt . . .

Was wird das Ergebnis des Nationalkongresses sein, der sich jetzt, während das Schiff gegen den Dezembermonsun anläuft, in Indien abspielt? Im Grunde ist es gleichgültig. In drei Tagen sind wir in Hongkong. Aus den Zeitungen wird zu ersehen sein, ob der Mahatma die Tage seines Fastens überstanden hat; ob er lebt; ob die Schwingungen dieser Menschenseele den Äther um den Erdball weiter befruchten.

DER ANDERE GROSSE MANN INDIENS

Ende November, noch ehe ich den Ausflug nach dem Himalajagebiet unternommen hatte, waren wir überein gekommen, daß wir Rabindranath Tagore in seiner Aschram Santinikétan gemeinschaftlich besuchen würden: ich und der deutsche Konsul von Kalkutta, Herr von Pochhammer, ein junger Diplomat der Art, wie man sie jetzt im Osten erfreulicherweise des öfteren antrifft, in Sowjetrußland an dem großen Gedanken der neuen Zeit gebildet und zum Dienst der Zukunft erzogen. Als Dritter schloß sich uns der junge Dr. Koester aus dem Konsulat an, und so fuhren wir an einem hochsommerlich heißen Morgen nach der etwa einhundert Meilen nordwestlich von Kalkutta gelegenen Station Bholpur, wo uns bereits der Autoomnibus erwartete. Zu früher Nachmittagsstunde kamen wir im Gästehaus von Santinikétan an, das inmitten eines Mangrovenhains zwischen den Schulgebäuden und den Wohnhäusern der

Digitized by Google

Aschramstudenten und -studentinnen erbaut ist, mit einigem Komfort, denn es kommen viele europäischen Besucher zum alten, weisen Dichter, die ihn hier an der „Stätte des Friedens" sehen möchten – das ist die wörtliche Übersetzung von Santinikétan.

Vor einer Woche habe ich in der kleinen Sackgasse an der Chitpore-Road, einer der geräuschvollsten Basarstraßen der Eingeborenenstadt Kalkuttas, vorgesprochen und gehört, daß Tagore seine Krankheit, einen Anfall von Herzschwäche und Ohrenentzündung, überstanden habe und aufs Land gefahren sei.

Die Sackgasse, Dwarakanath Tagore-Lane, endet in drei rot getünchten, mächtigen Palästen, in denen die Tagores, eine vornehme, sehr begüterte Familie Bengalens, ihren städtischen Wohnsitz hat. Im Palast des Dichters legten Arbeiter marmorne Fußböden. Ich gab meine Karte ab und schrieb einen Brief an Tagore, der ihm nach Santinikétan nachgesandt werden sollte. Dann ging ich in den gegenüber gelegenen Palast zu den Neffen des Dichters, den Malern Abanindranath und Gaganendranath hinauf, die ich in einem herrlichen Atelier antraf.

Abanindranath ist als der hervorragendste Maler des heutigen Indiens anzusprechen. Ein ernster, schöner, hochgewachsener Mann in den besten Jahren, dessen Kunst von der alten Malerei Indiens, den Höhlenfresken von Ajanta und den persischen Miniaturen, die die Wände schmückten, beeinflußt ist – während der ältere, beweglichere, lebhafte und witzige Gaganendranath augenscheinlich die Botschaft Picassos vernommen hat; es standen an den Wänden kubistische Tafeln herum, von denen einige aus dem Bauhaus in Weimar zurückgekehrt waren.

Rabindranaths Vater, Devanandranath, war es, der Santinikétan für sich und die Seinen vor einem halben Jahrhundert aus einer wüsten Einöde in diesen schönen, mit Bäumen, Sträuchern und Blumen bunt blühenden Park verwandelt hat, als der sich die Friedensstätte jetzt dem Besucher darbietet. Die Sage geht, daß Devanandranath Tagore sich an dem Ort, an dem ihn Räuber überfallen hatten, zur Meditation niederließ – eine Marmorgedenktafel bezeichnet im Mangrovenhain diese Stelle. Unter dem Marmor ist auch das Grab des Alten gelegen.

Vom Hain zum Hause des Dichters führt ein schattenloser Pfad. Sind die Vorhänge an drei Seiten der Säulenvorhalle dieses bescheidenen, ebenerdigen Hauses in die Höhe gezogen, so sieht man weit über ein endlos

Digitized by Google

flaches, kahles Gefilde. Der Vollmond verbreitet sein Licht schon über das abendliche Firmament, und doch ist es fast noch Tag.

Der schöne, hohe Greis, wie ein Patriarch oder Prophet des Alten Testaments anzusehen, in weitem, braunem Talar und Sandalen, steht vor uns, ladet uns freundlich ein, an dem Teetisch Platz zu nehmen, der, mit kleinen Tellern voll indischer Süßigkeiten angenehm zugerichtet, schon auf uns gewartet hat.

Ich war, um es gleich offen heraus zu sagen, in den letzten Tagen einigermaßen befangen und schwankend geworden. Tagore teilte mir nach Empfang meines Briefes in einem liebenswürdigen Schreiben mit, daß er meinen Besuch erwarte. Ich schätzte den Dichter sehr als einen Mann, der, obzwar ihm von seiten der englischen Regierung persönlich keine Unbill widerfahren war, dieser seine Auszeichnungen und den Titel Sir zurückgegeben hatte, weil er mit der britischen Indienpolitik sich nicht einverstanden erklären konnte. Und außerdem liebte ich ihn noch um seiner Vorträge willen, die er in Amerika gegen den Nationalismus gehalten hat. – Was sollte man aber nun davon halten, wenn man gleichzeitig mit der Nachricht von Mahatma Gandhis Fasten in den Zeitungen die Notiz las: der Dichter habe in seiner Aschram den Gouverneur von Bengalen, Lord Lytton, und sein großes Gefolge empfangen, mit Festspielen der Schüler, Tee im Mangrovenhain und allen Ehrungen, die einem solch illustren Vertreter der britischen Regierung zukommen – und außerdem war ein Dankschreiben Tagores an Mussolini abgedruckt, ein offizielles, jedoch in herzlichem Tone gehaltenes Schreiben: der Diktator hatte einen Faschistenprofessor mit einem Waggon italienischer Bücher nach Santiniketan entsandt, und Tagore hatte betont, daß damit ein Band zwischen zweien der für die Menschheit bedeutungsvollsten Kulturen geschlungen sei.

All dies stimmte nicht recht zusammen. All dies verstimmte beträchtlich.

Der römische Professor, ein junger, nervös beweglicher Herr, erschien auch bald an der Tafel, und nun sprach der Poet. Er sprach zunächst leise und müde, schien von seinem Leiden arg mitgenommen zu sein, aber zusehends wich seine Müdigkeit von ihm, als die Themen des Gesprächs anregender wurden, und wir durften nun dem Schwung der Worte des imposanten alten Mannes mit dem grauen Löwenhaupte und diesen seltsam

Digitized by Google

eng beisammen stehenden, sich allmählich bis zu jugendlicher Frische belebenden Augen einige Stunden lang genießend folgen. –

Der gewissenhafte Chronist fühlt sich bemüßigt zu berichten, daß der Poet („the Poet", so nennt man ihn in Santinikétan wie in Kalkutta, an diesem letzten Orte vielleicht auch, weil es ja Maler und Gelehrte dieses Namens gibt) bei dem Konsul zunächst Erkundigungen nach einigen mondänen Damen einholte, die ihn in Berlin augenscheinlich für ihre Salons eingefangen hatten, und daß das Gespräch sodann durch die gegebene Ideenassoziation auf den Botschafter oder europäischen Statthalter des Poeten in Deutschland, den Grafen Keyserling und seine von den Frankfurter Salons äußerst geschätzte Schule der Weisheit hinüberglitt. Ein Sammelbuch von Aufsätzen über die Ehe wurde aus der Bibliothek herbeigeholt, und ich weiß nicht mehr, in welchem Zusammenhang der Poet die Bemerkung fallen ließ, daß er sich in seinem Statthalter einigermaßen getäuscht habe. Bald aber kehrte sich das Gespräch von diesen persönlichen Präliminarien ab, und es kamen wichtigere Dinge zur Sprache. Und nun entfaltete der außerordentliche Mensch Tagore den Zauber seiner sinnlich bestechenden Persönlichkeit. Die schwingende Melodie seiner Worte, in einem sanft singenden hohen Tone vorgetragen, ließ seine Antworten zuweilen in phantastischem Bogen weit über die positiv formulierten Fragen, die einer oder der andere unter uns an ihn zu stellen hatte, emporschweifen. Unsere Fragen waren sozusagen nur das Plektron, das die Saiten dieser in der Phantasie beheimateten, beseelten Laute anrührte, und als wir Gäste nachher unsere Eindrücke von dem, was Tagore uns gesagt hatte, zu kontrollieren versuchten, erwies es sich, daß eben diese Melodie seiner vollendet schönen Sprache (mit einer leise argumentierenden, dozierenden Nebenschwingung) stärker in der Seele haften geblieben war als das, was er uns zu sagen hatte.

Indien und Gandhi, die europäische Welt und dieses östliche strahlende Gestirn – das war es, worüber wir in der Hauptsache sprachen. Der großen materiellen Armut des indischen Volkes, der nur durch Geburtenbeschränkung gesteuert werden könnte, stellte Tagore die zunehmende seelische Verarmung des industrialisierten Westens zur Seite, in dem die äußeren Formen des Lebens von der Maschine zermalmt werden und das sich im Rekord seinen Götzen geschaffen hat, im Friedens- so gut wie im Kriegshandwerk. Der Poet beklagte die Einwirkung dieser üblen Maschinenkultur auf das tiefe, alliebende, alles Lebende mit gleicher Inbrunst um-

Digitized by Google

fassende Wesen des Inders, das ganz offenbar durch den Einfluß westlicher Strömungen gefälscht und verdorben werde. Indien warte aber sehnsüchtig und begierig auf die Stimme, die es erlösen soll.

Gandhi . . .

Gandhi hatte der Poet vorzuwerfen, daß er mit der Scharka und dem Khaddarweben, mit der Verehrung und dem Schutz der Kuh dem Volke zu seinen alten neue Idole, Fetische, Götzen geschaffen habe. Ein Idol, ein Fetisch aber sei der Ruin der Idee, die er verkörpern will. Die Idee verschwindet, verflüchtigt sich hinter dem Symbol, wenn dieses allzusehr ins Bewußtsein des primitiven Menschen eindringe. Symbole zerstörten die Einheit des Glaubens. Man dürfe sogar Indien, wie das jetzt geschehe, nicht als das anbetungswürdige Symbol des östlichen Gedankens als solchen preisen. Wollte man z. B. den Morgen immer wieder mit einer Blume vergleichen, so wäre man um ein Bild ärmer, um einen Gemeinplatz reicher.

Tagore betonte die (menschlich sehr begreifbare) Divergenz seiner Idee mit der Gandhis, den er aber sonst recht sehr anzuerkennen, ja zu verehren schien, obzwar er wie alle anderen behauptete, der Einfluß der „Legende Gandhi" werde jedenfalls, sollte er nicht bereits ganz erloschen sein, dieses Schicksal in kürzester Frist erleiden. –

Diese Anschauung, die ich nun, wie gesagt, fast stereotyp, mit den gleichen Worten wiederholt, des öfteren aus so vielen Mündern vernommen hatte, überraschte mich aus dem Munde des Poeten kaum. Wie sollte es auch anders sein? Gandhi und Tagore, das sind zwei tief verschiedene, vielleicht abgrundtief getrennte Welten. Beide zusammen ergeben, wie Rolland betont und in einem herrlichen Bild mit dem großen westlichen Indusstrom und dem östlichen heiligen Gangesstrom verglichen hat, Indien, das Land, die alte Heimat der Religion, der Dichtung und der Würde des Menschen.

Wir haben nun in einem schönen, neuen Hause, das, seltsam in der Form eines Ovals, ans Ende einer langen schattenlosen Straße mitten ins Feld gesetzt ist, mit den ausländischen Lehrern der Aschram das europäische Abendessen eingenommen. Es sind Schweizer, Engländer, Franzosen, auch ein junger chinesischer Professor da, der mir wertvolle Empfehlungsschreiben an chinesische Staatsmänner und Generale mitgibt. Die Wohnräume der Ausländer schließen sich an das Refektorium an, das den

Digitized by Google

mittleren Raum des Ovals einnimmt. (Der Nobelpreis, der dem Dichter vor einem Jahrzehnt verliehen wurde, und Stiftungen reicher Inder ermöglichten Ausbau und Fundierung der Lehrstätte.)

Nachher gehen wir unter dem Schein des herrlich aufsteigenden Mondes zum Mangrovenhain zurück, aus dem wir schon, aus der Ferne herüberwehend, einen Chor von Frauenstimmen, dunklen, lang gedehnt und dann plötzlich ekstatisch wie Jubelschrei in die gestirnte Nacht emporsteigenden Gesang gehört haben.

Durch den Hain, dann hinaus auf die Felder, zurück an dem Grabmal vorüber und unter den Blumenbeeten wandelt eine Gruppe von jungen Mädchen. Es sind die Schülerinnen der Aschram, junge Inderinnen, aus vornehmen Familien des Landes stammend. Sie alle tragen die Schleier und Saris der indischen Frau. Eng beisammen gehen sie und singen. Ich kann die Worte nicht verstehen, aber der süße, hingegebene Chorgesang, der von diesen schönen, dunklen Mädchen in leidenschaftlichem Aufschwung zum wunderbar leuchtenden Nachthimmel emporführt, ergreift das Herz und erfüllt es mit dem unnennbaren Zauber der östlichen Erotik.

Unsere kleine Gruppe bleibt am Wege stehen. Ohne ihren Gesang zu unterbrechen, schreiten die dunklen Gestalten der Mädchen an uns vorbei, verneigen sich vor uns, die wir uns vor ihnen verneigt haben, und bald tönt, durch die Bäume sich entfernend, ferner, verhallend, das Lied der Mädchen zu uns zurück.

Es ist aus der „Gitanjali", und der Poet selber, der als ausgezeichneter Musiker gilt, hat die ergreifende, hinreißende Melodie zu seinen Worten komponiert.

„Hört Ihr nicht seinen leisen Schritt? Er naht, naht, ewig naht er.
Jeden Augenblick und in jedem Jahrhundert, jeden Tag und jede Nacht naht er, naht er, naht ewig.
Manchen Gesang hab' ich gesungen, in manchem Wechsel der Seele, doch jeder Ton verkündete immerdar: er naht, naht, ewig naht er.
In den duftigen Tagen des sonnigen April, über die Pfade des Waldes naht er, naht er, naht ewig.
Im Regennebel der Julinacht, auf dem Donnerwagen der fliegenden Wolken naht er, naht er, naht ewig.
In Kummer und Betrübnis fühle ich seinen Schritt mein Herz bedrücken. Die goldene Berührung seiner Füße aber macht auch, daß meine Freuden höher leuchten."

Digitized by Google

In sprühendem Bogen steigt der Vollmond über den Hain empor, über die Häuser der Friedensstätte. Es ist tiefe Nacht, der Gesang ist verstummt. In seinem kleinen Haus, draußen zwischen den Feldern, liegt der alte kranke Dichter, schlaflos. Jeden Abend hört er von fern den süßen, leidenschaftlichen Gesang der Mädchen, hört seine Worte, seine Melodie, den Widerhall seines Herzens. –

Und jeden Morgen vor Sonnenaufgang grüßen ihn aus dem Hain, bald nah, bald sich entfernend, Chöre junger Knaben, die singend der aufsteigenden Sonne entgegenschreiten. Ihre klaren Stimmen erheben sich zu inbrünstigem Gesang. Jeden Morgen grüßen die holden Worte des Dichters, aus diesen unverderbten Kinderseelen strömend, den aufgehenden indischen Tag.

Wie trifft es sich so glücklich: die Sonne geht über einem Feiertag auf!

In aller Frühe kommen die Schüler, die Lehrer, die Bewohner Santinikétans zum Glaspavillon am Rande des Mangrovenwäldchens, um den Poeten zu hören, der hier heute die Morgenandacht abhalten wird.

Leise, wie es sich im Tageslicht ziemt, tönt der Gesang der herbeischreitenden Mädchen. Sie und die Knaben nehmen rings um die gläserne Halle auf den Stufen des Pavillons Platz, wo auch uns unser Platz zugewiesen wurde. In der Halle hocken auf Teppichen die älteren Männer, Lehrer und Mitarbeiter der Aschram. Vorn aber, wo der Poet seinen Platz einnehmen wird, sind drei niedere Schemel aus hellem Stein auf den Marmorboden gestellt. Auf dem mittleren, niedersten liegen ein paar voll erblühte gelbe Tempelblumenkelche. Davor strömt aus einer kleinen Schale Weihrauch in die Höhe.

Der alte Poet erscheint auf den Stufen. Er hat seine Sandalen abgelegt. In den weiten, braunen Talar gehüllt, tritt er in die Halle ein, neigt sein Haupt hinter den gefalteten Händen auf die Fingerspitzen nieder, und die Versammlung scheint für Augenblicke mit ihm in stumme Verzückung zu versinken. Dann erhebt er Antlitz und Stimme und spricht in liturgisch singendem Tone einen Vers aus den Upanischaden. Und es ist abermals ein Gebet, dieser Vers.

Dann hockt er auf der Matte hinter den Opferschemeln nieder, faltet die aristokratisch schmalen Hände und spricht in seiner melodischen, hohen Stimme, die sich zuweilen bis zu Falsettönen versteigt, im bengalischen Dialekt, seiner Muttersprache:

Digitized by Google

Über den Feiertag der Seele, die alles in sich aufnehmen muß, die ganze grenzenlose Herrlichkeit des Erschaffenden, um eins zu werden mit der Welt, der feierlichen Offenbarung des Einen Geistes. Zuweilen steigert sich die Sprache des Poeten zu hymnischen Rhythmen. Da sind es wieder Verse aus den Upanischaden, die der Poet in seine Rede geflochten hat. Aber die Stimme sinkt, sobald es wieder eigene Worte sind, in denen er fortfährt, und der gewohnte harmonische Fluß der Rede setzt sich fort.

Andächtig sitzen die Hörer, die Frauen, die älteren Männer, die jungen Mädchen in- und außerhalb der gläsernen, durchsichtigen Halle da, durch die Morgenlicht strömt. Nur zwischen den Knaben, die, wie es scheint, in der ganzen Welt das lange Stillsitzen schwer vertragen, spielt sich in artig gezügelter Weise allerhand versteckter Unfug ab.

Zum Schluß stehen wir alle mit dem Dichter geneigten Hauptes da, und eine Strophe aus den Upanischaden endet die Feiertagszeremonie.

Draußen vor dem Pavillon bleibt Tagore noch eine Weile stehen. In langer Reihe nahen die Schüler, die schönen jungen Schülerinnen, die älteren Leute auch, der wunderschönen, hohen, löwenhäuptigen Greisengestalt. Einzeln bückt sich jeder und jedes zur Erde nieder, berührt die Sandalen des Poeten mit den Lippen oder mit der Hand, um dann die Finger zu den Lippen zu führen.

Wieder beschleicht mich das üble Gefühl einer Unstimmigkeit, eines Zwiespaltes, eines Bruches in dieser Erscheinung. Dasselbe Unbehagen wie beim Lesen des Mussolinibriefes, des Berichtes über die Lyttonfeier.

Wozu dieses Brimborium, diese Prozedur nach der weihevollen Feier, dem Dienste des Höchsten Geistes? Sie erinnert mich, ich kann mir nicht helfen, an eine Szene im Lateran, an einen geilen alten Kardinal, vor dem die Kolonie der römisch-amerikanisch-englischen Damenwelt beim Osterfest auf Knien vorbeirutschte. Ein Akt der Anbetung, der, sollte er auch durch östliche Bräuche begründet sein, mir Europäer den schönen, ungetrübten Eindruck von Tagore in seinem Reich und den Stunden, die ich hier verbringen durfte, abschwächt und verwischt. – –

Eine halbe Stunde später fährt der Autoomnibus vor dem Hause des Poeten vor. Herr von Pochhammer, Dr. Koester und ich haben dem Poeten unseren Abschiedsgruß und Dank abgestattet. Am Abend hat uns der Nordwest-Schnellzug aus Bholpur wieder nach Kalkutta zurückbefördert.

Digitized by Google

DONNERKEILSLAND

Ein paar Tage am Himalaja, an der Grenze von Nepal, Bhutan, Tibet, mit dem Blick auf die schneeige Dreifaltigkeit Kindschindschunga, Tschumulari und Davaladschiri, hinter der sich der eine, Gaurisankar-Everest, verbirgt im nördlichen Gebirge. –

Dieser Ort Dardschiling, hoch oben in den Bergen gelegen, ist auf einen weit und spitz in das Reich des ewigen Eises vorgeschobenen, schmalen Bergkeil gebaut. Er gehört zur Provinz Sikkim, und die Bahn erreicht ihn, in beträchtlicher Steigung aus der fruchtbaren Ebene des Gangesdeltas über das Hochplateau von Siliguri und wild verschlungene Dschungel emporkletternd, von Kalkutta aus in 24 Stunden.

Den tibetanischen Namen, der dem Orte in Vorzeiten gegeben wurde, führt Dardschiling zu Recht, denn der langgestreckte Grat, der, in tropisch blühendem Grün mit rot gedeckten Häusern bestreut, hier so gewaltsam vorwärts stößt, stürzt auf allen Seiten jählings, gewalttätig steil in bodenlosen Abgrund hinunter, in neblig brodelnde Tälertiefen, und gleicht in der Tat einem schmalen Szepter, gebieterisch hinaus gereckt in das ewig unbekannte, eisig unergründliche Geheimnis der hohen Berge.

An der Spitze des Keils stößt Observatory Hill empor, ein Hügel, auf dem tausend wehende Flaggenmaste kreisrund um ein buddhistisches Heiligtum gepflanzt sind. Tag und Nacht qualmen hier Opferschalen um einen alten unförmigen Stein, den die Jahrtausende abgeschliffen und seiner Form beraubt haben. Vielleicht war es ein Götterhaupt, vielleicht ein Meteor, es mag ein Lingam oder ein Opferblock gewesen sein. Heute schüttet jeder Gläubige, der Gebete murmelnd den steilen Hügel hinangeschritten und ins Bereich der wehenden Flaggen getreten ist, rotes Pulver über den Stein zu Ehren des tibetanischen Gottes, der dieses Reich beherrscht und dessen heiliger Ort jenseits der Eisgipfel, nur wenige Tagesmärsche von hier, über tiefe Täler, steil emporschießende Berge und schmale, durch Felsen gehauene Gebirgspässe zu erreichen ist: Lhassa, die verbotene, selten betretene Stadt.

Unten auf dem Markt von Dardschiling hocken sie im Dunst ihres grünschwarzen Schmutzes auf Schaffellen zwischen Säcken, in denen sie aus Tibet drüben ihre Habe: allerlei Fetzen, Kräuter, Kürbisflaschen, Silbergerät und Knochen mitgeschleppt haben. Mongolische Bärte zotteln aus

Digitized by Google

schlitzäugigen, olivfarbigen Gesichtern nieder; Zöpfe baumeln unter spitzen Pelzmützen. Mancher trägt einen Gürtel um den wattierten Flauschrock und einen großen, krummen, mit blauen und roten Steinen ausgelegten Säbel, besser gesagt ein scharfes Messer, den Kris, darin. Auch klirrt ein Gewimmel von Messingzeug, Pfeifenstopfer, Löffel, Eisenhaken, spitzer Dolch, Zungenschaber, Zwickschere an dem Gürtel herunter. Andere haben an einer Schnur um den Hals die schwere silberne Gebetmühle hängen. Die Frauen, sogar die elendste Kulifrau, trägt riesige Schmuckstücke, goldene Schachteln oder Büchsen, mit Türkisen und Filigran kunstvoll ausgelegt, die Amulette enthalten. Die Frauen der Lepchas, einer Mischrasse aus Indern und Tibetanern, haben Ketten aus goldenen, gerippten Kugeln, die mit roten Tuchstücken abwechseln, bis auf die Brust niederhängen; dicke Ringe an den Händen, an den Zehen, türkisbesetzte Reifen in den Nasenlöchern, große, dünne, mit Zauberzeichen beprägte Goldplatten in den Ohrläppchen, ja zuweilen in die Schläfen gepreßt. Braun und ungewaschen wälzt sich die filzhaarige Kinderschar auf den Steinen des Marktes in der Sonne herum. In den schattigen Ecken aber hocken Gruppen von Männern und Knaben beisammen, rauchen und spielen mit Karten, Würfeln, Münzen und Kugeln, spielen, spielen, schreien sich einmal an, vertragen sich bald wieder, schieben sich Geld zu, haschen nach dem Geld des anderen, die Münzen wechseln jeden Augenblick ihren Besitzer. Würdevolle Chinesen im wattierten blauen Mantel, Korallenknöpfe auf den schwarzen Seidenmützen, blauen Tuchschuhen mit hochgebogenem Schnabel an den schmalen Füßen, stehen aufmerksam und sprechen leise, feilschen hartnäckig mit den aufgeregt gestikulierenden indischen Händlern. Sie haben beladene Karren sowie leere, die auf Beladung warten, in einem Winkel des weitläufigen Hofes stehen; große schwarze Yakbüffel sind an eine Krippe gespannt.

Aus der hochgewundenen Landstraße tuten zuweilen Automobile herunter. Es sind auffallend schöne Wagen neuester Konstruktion. Sie kommen aus den Teeplantagen, die die Bergwände bis zu dreitausend Meter Höhe bedecken. In den rollenden Gefährten kann man breite schottische Pflanzer sehen, mit Whisky vollgesogen schon am frühen Morgen – so rächen sie sich an dem Leben, dem verpfuschten, das sie in diese wilde Einöde geworfen hat – zum alleinigen Zweck: den Teetrinkern aller Länder das sanfte Gebräu zu verschaffen!

Digitized by Google

Es ist schon spät im Herbst, nur vereinzelt jagt ein Fremder noch einer alten Kuriosität in den Basarläden nach, in den Goldschmiedebuden des Ortes. Eine kleine Irrsinnige, ein ehemaliger Mensch, offenbar aus Europa stammend, mit Pfauenfeder auf dem alten, durch alle Gossen gespülten Tropenhelm, tänzelt schrecklich anzusehen vor den Fremden einher, will keinen Backschisch, will Liebe.

Verächtlich die Europäer messend, gehen Studenten in der Tracht der Mohammedaner Indiens zu ihrer Moschee quer über den Platz. Dort befindet sich auch eine Art Seminar.

Militär, riesige, dunkle, blaubärtige Sikhs, stehen unbeweglich und halten die Ordnung aufrecht. Ein Wagenzug kommt langsam dröhnend von der Bahnstation her, schwer beladene Karren, für Bergwege gebaut, mit riesigen Rädern, blaues und gelbes Tuch über Ballen geworfen; schlafende Menschen liegen mit hochgezogenen Knien auf den Decken. Schwer und bunt, tausendfältig in Leben und Tod, Schlaf und halbem Wachen, wahnerfüllt, beladen mit dem Rausch der mongolischen Wildnis, brennend vom Schneelicht der unnahbaren Eiswelt, wälzt sich, wie durch einen Paß zwischen Gletscherspalten, ein Geisterzug unwirklich an mir vorüber. –

Auf einer Stufe des Postamts sitze ich und erwarte den Omnibus, der an die Grenze von Nepal fahren soll. Ich sitze schon über eine Stunde da, bis ich erfahre, daß der Omnibus heute schon vor Sonnenaufgang die Händler zum Wochenmarkt nach dem Grenzort Singla gebracht hat. Aber ich bleibe trotzdem noch eine Stunde nach der anderen sitzen, von allerhand Neugierigen, Kindern, Rickshakulis umschwärmt, bis sie dann alle eingesehen haben, daß von mir nichts zu holen ist, daß ich nur da sitze, um zu sitzen, zu schauen, das einmalige, unvergeßliche, unwiederbringliche Bild einer neuen, nie geschauten Welt. –

Um die Mittagsstunde wird es auf dem Markte ruhiger. Heftig scheint die Sonne herunter. Sie ist eine Tropensonne sogar in dieser Höhe! Die tropische Vegetation treibt sie mit ihrer Glut üppig aus dem felsigen Boden hervor. Der Marktplatz ist jetzt zu einem einzigen weißglühenden, schattenlosen Viereck geworden, inmitten der grünen Berglenden, auf die jenseits der Abhänge Schnee- und Eiswipfel niederschauen. –

An den offenen Läden des Marktes, die wie blaue Höhlen dunkel in das Weiß der Basarhallen zurückweichen, geht ein großer brauner Bettler

Digitized by Google

vorüber. Ich sehe ihn nur undeutlich in der Sonne flimmernd, er ist am entferntesten Ende des Platzes. Ein feines harmonisches Geräusch umflirrt die Gestalt. Ich kann noch nicht erkennen, was es bedeutet, ahne nur, daß es von der Gestalt ausgeht. Plötzlich, mit einem Ruck dreht sich der Mann um und kommt wie herbeigezogen durch den weiten Markt gerade auf mich zugeschritten. Es ist ein Lamapriester, ein wandernder Mönch, in rostrotem Filzrock, auf dem gelblichen, farblos ausgelaugten Kopf eine spitze, gelbe, wattierte Mütze. Er hat ganz durchsichtige, wassergraue Augen, Seheraugen, Augen wie Blinde sie haben. Von fern schon sieht er mich an, lächelt im Näherkommen, als nahe er einem Bekannten, als hätten wir uns hier verabredet, als folge er einem Ruf. Sein starkes, gelbes Wolfsgebiß leuchtet zwischen den dünnen, bärtigen Lippen hervor. In der rechten Hand hat er das Glöckchen, das jenen feinen Ton gab. Die linke hält mir ausgestreckt eine mit Reis gefüllte Schale entgegen, eine beinerne Schale, es ist ein entzwei gesägter Menschenschädel. Kupfermünzen liegen zwischen dem Reis. Ich werfe eine silberne Rupie in die Schale. Da schwingt der Mönch das Glöckchen laut vor meinem Gesicht hin und her, faltet die Hände vor der Brust, indem er zwischen den Ellbogen die Schale mit dem Reisopfer preßt, und segnet mich mit singenden Worten, die er viele Male nacheinander wiederholt, die Augen in meine versenkt. Dann dreht er sich um und geht quer über den Markt zurück zu dem Laden, vor dem er gestanden hat, um geradenwegs zu mir zu kommen.

Nachts um 2 Uhr brechen wir vom Hotel auf, amerikanische Touristen und ich, um uns auf Tiger Hill tragen zu lassen.

Tiger Hill ist ein Berg, zu dem gewundene Pfade etwa 5 km weit emporführen. Man kann von seinem Gipfel aus Everest, d. h. Gaurisankar (die Engländer müssen jedem Naturwunder einen englischen Namen anheften; hier ist es der Name eines Feldvermessers!) im ersten Strahl der Morgensonne erblicken. Von Dardschiling aus bleibt er hinter der schneeigen Eisdreifaltigkeit verborgen. –

Eine Schar Kulis erwartet uns frierend, rauchend, schwatzend in der nächtlichen Kälte vor dem Hoteltor. Wie unsere kleine Gesellschaft ins Freie tritt, suchen die Kulis eifrig den leichtesten unter uns aus. Die Ungeschicktesten werden das Nachsehen haben, denn ihnen bleibt das schwerste Gewicht vorbehalten. (Das besitze offenkundig ich. Aber da die anderen

Digitized by Google

Pelzmäntel anhaben, ich aber nur meinen Sommerpaletot, gehört schon ein geübter Blick dazu, es zu erkennen.)

Wir setzen uns in absonderliche Vehikel, die sofort von je sechs Kulis geschultert werden, und schwanken nun hoch über den bezopften Köpfen der Burschen die Straße entlang, die vom Hotel nach Tiger Hill etwa zwei Stunden Wegs aufwärts führt. Die Tragsessel, Dandis genannt, gleichen halbierten Kanus mit Leinwandwänden an den Seiten. Man sitzt in ihnen bequem, wenngleich ein wenig eingeklemmt. Vorn und hinten haben je drei Burschen die Tragstangen geschultert. Der dritte, ganz außen, hat die geringste Last zu schleppen, darum wechseln sie zuweilen ab, was nicht ohne viel Seufzen, Schnauben und Geächze vor sich geht, schon um das Trinkgeld zu erhöhen, das man nachher wohl zugleich mit dem ausbedungenen Lohn spenden wird.

An der ersten steilen Steigung des Weges verwandelt sich das Ächzen des einen und des anderen in der Karawane in rhythmisch artikulierte Weise; Worte entstehen aus dem Takt des Vorwärtsschreitens, des Schaukelns, pflanzen sich fort, von Gruppe zu Gruppe, zu leise gemurmeltem, allmählich stärker und lauter akzentuiertem Singsang. Bald singt die ganze Kulischar. Es ist lehrreich: auf diese Weise sind ja die ersten Sangesweisen, rhythmischer Ausdruck des Tragenden, Arbeitenden, Belasteten entstanden. Die Mühseligen der Erde singen unter uns stumm und bequem Dasitzenden, die wir uns für ein paar Rupien zu der glorreichen Pracht des Sonnenaufgangs über dem Himalajagebirge auf steilen Pfaden emporschleppen lassen können. Sie singen, und wir sind stumm. –

Singend und stumm, so geht es nachtstundenlang empor bis zur Spitze des Tiger, von wo wir aus dem Reiche des Ostens, dem mystischen China, die Sonne aufgehen sehen werden, mit östlichem Strahl die nach Norden geschweifte Kulisse Kindschindschungas streifend – die Wolkenbäusche von den Eisgipfeln fegend, über die glitzernd hohe Schneestürme brausen, mit dem Glase deutlich zu erkennen – bis in der Ferne der Doppelfirn Everests zu leuchten anfängt, in durchsichtigem Glanz erstahlt, daß sich die geblendeten Augen schließen wollen vor dem Wunder dieser Erde, dieser rätselhaften, tödlich unerforschten Erde. –

Unten im Keller des Aussichtsturmes wärmen sich, während wir auf dem Dach dem Sonnenaufgang zusehen, um ein flackerndes Feuer die Kulis. Die gelben Mongolenburschen sitzen mit hängenden, ausruhenden Schultern und Rücken schwatzend und rauchend da. Ihre kleinen Zöpfe

Digitized by Google

baumeln von den schwitzenden Schädeln herunter. Sie haben sich über dem Feuer in einem alten Eisenkessel einen starken Tee gekocht und schlucken große, heiße Schlucke, an denen sich eine europäische Gurgel den Tod holen könnte, aus Blechschalen, die am Boden herumstehen. Auch ein paar Tommies aus der Garnison in Dardschiling sind da; nachdem sie den Sonnenaufgang genossen haben, setzen sie sich um das Herdfeuer, lachen und schreien sich an; in den Dialekten des schottischen Hochlandes, aus dem sie herkommen.

Auf dem Rückweg im Morgenlicht singen die Kulis wieder. Ihr Gesang ist nun lebhafter geworden. Die Worte scheinen harmonischer zu sein, als sie beim Aufstieg waren. Kein Wunder, es geht ja jetzt bergab, bald ist der Lohn in der Tasche. Oft kann einer kaum weiter mehr vor Lachen, dann hört der Gesang für einen Augenblick auf, bis die anderen ihn wieder aufnehmen.

Es dauert aber nicht lange und wieder ist der ernste, schleppende, schwere Rhythmus da, die Mühseligkeit hebt erneut an, denn es geht ja jetzt im Sonnenbrand steil bergab, es wiederholt sich der stumpfe, hingeächzte Refrain, den ich nun kenne, wie ich die Melodie und den Rhythmus erfaßt zu haben wähne, und auch den Sinn. So daß ich selber in den Pausen des Gesangs aus Eigenem, stumm zwar, aber im Innern laut, in den Wechselgesang einstimmen kann. –

Dies ist der Gesang der Kulis und meiner, auf den Pfaden der Berge zwischen Tiger Hill und Dardschiling.

Gesang der Kulis:

Schleppt, Burschen, schleppt,
Der schwere Fremdling hat Geld,
Wir haben keins,
Hätten wir's, wir ließen uns selber von ihm schleppen!
Me – bi – lahhaja –
Tach aschin – wala –
We' auss – szeh!

Schleppt, Burschen, schleppt,
Wenn wir ihn niedersetzen, den Fremden,
Gibt er uns Geld,
Dann würfeln wir und liegen in der Sonne
Bis zur nächsten Nacht.

Digitized by Google

Me – bi – lahhaja – –
Tach aschin – wala – –
We' auss – szeh!

Schleppt, Burschen, schleppt!
Der Wanst dieses Fremden wird immer dicker.
Am liebsten schmissen wir ihn
Hier übers Geländer den Berg hinunter.
Aber dann faßt uns die Polizei,
Und wir kommen ins jail und müssen arbeiten
Für nichts und dürfen nicht würfeln
Und werden vielleicht sogar aufgehängt
Und unsere Zöpfe abgeschoren vorher.
Me – bi – lahhaja – –
Tach aschin – wala – –
We' auss – szeh!

Schleppt, Burschen, schleppt,
Zu Hause wartet das Weib,
Sie hat eine heiße . . .
Da ist gut liegen,
Und auch eine heiße Suppe
Und der Priester segnet das Haus.
Me – bi – lahhaja – –
Tach aschin – wala – –
We' auss – szeh!

Schleppt, Burschen, schleppt,
Der Hotelbesitzer, der Schuft,
Behält das Geld, das der Fremde ihm gibt,
Und uns gibt er einen Dreck,
Aber das ist unser Los,
Denn wir sind Kulis, oh, du heilige Lotusblume,
Wir grüßen dich, kostbares Kleinod.
Me – bi – lahhaja – –
Tach aschin – wala – –
We' auss – szeh!

Digitized by Google

Stummer Gesang des Fremden in der dritten Dandi

Wie herrlich, o Herr,
Ist die Sonne über deinen Bergen!
Sie wissen nichts von Mehrwert,
Diese armen Halunken.
Wir wollen es ihnen beibringen.
Nicht soll deine Sonne mehr über Schleppende
Und Geschleppte scheinen.
Wir wollen alle schleppen!
Me – bi – lahhaja – –
Tach aschin – wala – –
We' auss – szeh!

Ich weiß nicht, was diese tibetanischen Worte bedeuten.
Verzeih, großer Geist, wenn sie ein unflätiger Fluch sein sollten,
Der deine Ohren verletzt –
Sie wissen's nicht besser, es sind ja elende Kulis,
Zum Schleppen geboren,
Lasttiere, Würfelspieler, Hurer, Säufer,
Wir sind alle deine Kinder, o Herr, o selige Lotusblume, unendliches
Om mani padme hum! [Juwel!

In diesem Lande lebst du,
O Herr, o Lotusblume!
Ein Chaos ist dieses Land geblieben seit der Schöpfung Tag,
Und doch sinnreich geordnet, denn du bist so lebendig hier!
Wie sollte ich je deine Sonne vergessen, o Indien!
Sie leuchtet jetzt über dem Ganges, über der Heiligen Stadt Benares,
wie sie über diese Bergeswipfel leuchtet –
Om mani padme hum.

Om, om,
Wie sie ächzen, die armen Burschen!
Schütze, o Herr, deinen teuren Sohn Mahatma Gandhi,
Und lasse deine Sonne auch noch lange leuchten über den schönen
weißbärtigen Greis Tagore.
Om mani padme hum.

Digitized by Google

Und mein Gebet geht auch noch weiter,
Ich will dir alle Namen nennen, die Wurzeln des heiligen Banyanbaumes,
Dessen Stamm verdorrt ist und verloren,
Aber seine Wurzeln sind von oben aus der Luft zurückgekehrt zur Erde, zu deiner Erde.
Und jede ist eine lebende Seele, und für jede habe du Liebe und ein glückliches Leben, Herr –
Om mani padme hum!

Daheim, im kalten, gottverlassenen Europa, schenke Deine Gnade der Geliebten, den Freunden –
Den Menschen, die gut zu mir waren und sind –
Nein – ich brauche dir ihre Namen nicht zu nennen,
Denn erstens kennst du sie, o allwissende Lotusblume, leuchtendes Juwel,
Und zweitens wäre es ihnen vielleicht unangenehm, denn dies wird ja gedruckt.
Om mani padme hum!

Schleppt, Burschen, schleppt!
Heute gibt's ein gutes Trinkgeld.
Der schwere Fremde wird sein Gewicht aufwiegen,
Nicht in Gold zwar,
Denn er ist nur ein erbärmlicher Schriftsteller,
Aber in Kupfermünzen, und auch das dürft ihr nicht wörtlich nehmen,
Aber das Geld könnt ihr verspielen, versaufen, verhuren,
Was solltet ihr auch mit Geld anderes anzufangen wissen!
Ihr seid doch arme, unwissende Geschöpfe.
Me – bi – lahhaja – –
Tach aschin – wala – –
We' auss – szeh!

Weiß Gott, diese Amerikaner da vor und hinter uns,
Sie werden euch auch Trinkgeld geben,
Aber sie werden euch ermahnen, es nicht zu verspielen, nicht zu versaufen, nicht zu verhuren,

Digitized by Google

Denn es sind gottesfürchtige Amerikaner,
Sie preisen in ihren Kirchen den Schöpfer jeden Sonntag von 10–11,
Im Grunde aber ist ihr Gott der Dollar,
Der sie mächtig gemacht hat.
Es sind verdammte Egoisten,
Diese Dollartaschen, Dollarkruzifixe,
Aber laßt uns nur für euch denken,
Ihr armen Halunken,
Wir sind wohl die schwersten,
Aber wir wollen euer Los erleichtern.
Me – bi – lahhaja – –
Tach aschin – wala – –
We' auss – szeh!

Nein, wir wollen nicht rasten bis die Sonne,
Die jetzt auf eure Buckel scheint,
Die den Schweiß aus euren Zöpfen tropfen läßt,
Die eure Ohrringe glühend macht,
Und die Türkisen in euren Ohrringen immer heller,
Nicht mehr über Schleppende und Geschleppte scheint
Wegen ein paar Rupien mehr oder weniger.
Me – bi – lahhaja – –
Tach aschin – wala – –
We' auss – szeh!

DER WESTLICHE BUDDHA

von

REINHARD GOERING

Nachdem die ersten gleichgültigen Sätze gesprochen worden waren, bat der Bildhauer um besonderes Gehör.

„Meine Herren," sagte er, „eins, glaube ich, kann als feststehend angenommen werden, daß nämlich jeder heute, möge er auch noch so sicher zu stehen scheinen, irgendwie seine Basis nicht mehr besitzt, irgendwie

Digitized by Google

nicht mehr den sicheren Grund und Boden unter den Füßen hat, den er früher besaß oder zu besitzen glaubte. Bewußt oder unbewußt befinden wir uns über einem Abgrund oder einer Höhle, über deren dünner oberer Wand wir wandeln. Geschehe, was da will, wir können daran nichts ändern, und, ehrlich gesagt, denken wir auch gar nicht im Ernst daran, etwas ändern zu wollen. Wir haben ein Vertrauen in den Bestand unserer Welt, ein völlig ungerechtfertigtes Vertrauen. Ich rege deshalb an, daß wir heute Abend von nichts anderem als von dieser Tatsache sprechen."

Er schwieg. Seine Worte machten Eindruck, um so mehr, als er sie ganz ruhig geäußert hatte.

„Stimmt, ist auch meine Meinung, ist ganz der Eindruck, den ich auch habe. Irgendeine Hoffnungslosigkeit, von der viele nicht einmal wissen, ist in uns allen, und wir können sie überhaupt nicht bannen. Ja, vielleicht ist sie niemals aus der Welt zu bringen", meinte jetzt der junge Rechtsanwalt.

Die übrigen schwiegen. Man hatte sich in diesem Kreise daran gewöhnt, nicht immer gleich etwas zu sagen, nachdem ein anderer gesprochen hatte. Diese Sitte war eingeführt worden von dem älteren Ingenieur, namens Oswald, in dessen Wohnung die Zusammenkünfte stattfanden.

Die Männer saßen eine Weile schweigend beisammen. Dann meldete sich ein junger Bauarbeiter zum Wort. Er sagte:

„Wir sind hier bereits zum soundsovielten Male bei Oswald zusammen und haben viel hin und her geredet. Oswald hat am wenigsten gesprochen und ist meiner Meinung nach jetzt einmal an der Reihe, etwas zu sagen, wenn er etwas zu sagen hat, und wenn, wie ich allerdings glaube, das vorgeschlagene Thema ihn besonders interessiert. Ich bitte ihn deshalb geradezu, heute das Schweigen zu brechen. Ich glaube, daß wir anderen alle bereit sind, ihm längere Zeit zuzuhören."

Damit wandte sich der Sprecher mit einem fragenden Blick an die Versammelten, die Äußerungen des Beifalls kundgaben.

„Willst du also?" wandte er sich dann an den Ingenieur.

„Gut," sagte der, „ich bin bereit und überwinde die Besorgnis, euch zu langweilen. Hört zu!"

Er rückte auf seinem Stuhl etwas zurück, derart, daß er nicht mehr so direkt in das Licht sah, das vor ihm auf dem Tische stand, wandte seinen Blick seitwärts ins Zimmer, wo es dunkel war, und begann:

Digitized by Google

„Das, was in mir vorgeht und was man ‚Denken' nennen könnte, meine Freunde, zeigt mir vor allem immer den großen und gewaltigen, unzerstörbaren, unermeßlichen Zusammenhang aller Dinge in der Welt. Außerdem spüre ich selbst diesen Zusammenhang immer und überall, bin gewissermaßen das fühlende Zentrum der ganzen Welt, und deshalb wird es mir wirklich schwer, irgendeine isolierte Behauptung aufzustellen. Es muß dies ein Mangel oder Vorzug meiner denkerischen Organisation sein. Gleichviel! Natürlich kann man, wenn man will, einiges in dieser Welt unterscheiden, etwa folgende drei Möglichkeiten: Ich sehe die Möglichkeit a und die Möglichkeit b und dann eine dritte, welche diese beiden gewissermaßen vereinigt. Also sage ich: es gibt für alles in der Welt drei Lösungen, unter allen Umständen, die eine zunächst, dann die ihr entgegengesetzte und dann die dritte, die sie vermittelt, und das wirkt sich bei mir im praktischen Leben folgendermaßen aus: Wenn ich von irgendeiner Lösung höre, die ein einzelner, ein paar, ein Land, ein Erdteil gefunden haben will, so sehe ich im Geiste immer die entgegengesetzte und bleibe nun der ersten gegenüber in einer gewissen Freiheit. Ich sehe aber auch noch die dritte, aber auch dieser dritten gegenüber bleibe ich in einer gewissen Freiheit, und das kommt so:

Es könnte ja sein, sage ich mir, daß diese Gruppe von drei von mir geschauten Lösungen, die zusammengehören, wieder nur die eine Seite eines bestimmten Verhaltens mir zeigt, und daß zu dieser Gruppe wieder eine entsprechende entgegengesetzte Gruppe von drei Lösungen auf einer anderen Seite existiert, die durchaus auch möglich wäre und der entsprechend nun wieder eine dritte, sie alle enthaltende Gruppe, die diese beiden großen Gruppen vermittelte, existieren müßte. Freilich hört damit die Möglichkeit der Gruppierungen nicht auf. Nichts hindert, daß es zu den so geschilderten Einheiten wieder neue Einheiten auf der Gegenseite gibt, und für diese wieder vermittelnde Gruppen in einer dritten Sphäre, und so fort nach Belieben.

Ich erkenne hier irgendwie eine gewaltige Welt des Nichtgewußten, des nur gedanklich Geschauten und nur Geahnten, die gleichwohl existiert und der wir gewissermaßen nur einen winzigen Teil geraubt haben, eben all das, was unser bewußtes Weltsystem enthält. Unser Wissen arbeitet, wenn ich so sagen darf, dauernd an einer Grenze, dauernd gewissermaßen an der Küste des gewaltigen Ozeans des Unbewußten, dessen Existenz dadurch erhärtet wird, daß man eben das Bewußte aus ihm herausfischen

Digitized by Google

kann. Alles Bewußte infolgedessen, alle ordnenden Systeme, vor allen Dingen auch die, welche das Unbewußte mit in sich einbeschließen, alle Feststellungen a priori, alles das gehört restlos zu dem Strandgut, das unsere Erkenntnis erbeutet, Strandgut irgendwelcher gescheiterter, unermeßlich schöner Schiffe, von denen wir nur leider nichts wissen und nie wissen können. Aber genug davon.

Es wurde hier von einer Art Höhle, einer Art unterminierter Erde gesprochen, auf deren dünner oberer Schicht wir heute gewissermaßen leben. Das stimmt. Auch ich habe dieses Gefühl, daß wir keinen festen Grund mehr unter den Füßen haben. Aber ich glaube auch zu wissen, warum: Wir warten einfach alle auf den abendländischen Buddha. Das ist die Erklärung. Das ist die Erklärung dafür, daß wir alle nur vorläufige Festsetzungen treffen, daß wir keine definitiven Dinge tun können. Ich will das näher begründen:

Zuerst müssen wir einmal feststellen, wer der orientalische Buddha war. Die Menschheit kennt ein paar Menschen, von denen sie sagen kann, daß sie nur mit sich selbst verglichen werden können. Sie rechnet dazu beispielsweise einen Laotse, einen Buddha. Mehr kenne ich wenigstens zur Zeit nicht, also eine verhältnismäßig kleine Ernte für einen Zeitraum von 2400 Jahren von ihrem Tode bis heute. Aber das genügt ja.

Warum können wir diese Menschen nicht mehr gut mit den anderen vergleichen? Wir sind hier durch Berichte orientiert, aber nicht nur durch Berichte. Kein Mensch kann zu einer Bedeutung für die ganze Menschheit gelangen, der nicht ein wichtiges, die ganze Menschheit angehendes Problem gelöst hat, ein wichtiges Problem, eins, das existieren muß und für das es nun rein theoretisch die eine oder die andere Lösung geben muß. Rein theoretisch kann man diese oder jene Lösung für möglich halten. Hat man sie aber einmal theoretisch aufgestellt, so kann man sie nun an den Berichten über jene unvergleichlichen Männer prüfen und eine gewisse Wahrscheinlichkeit sowohl für die Männer als auch für die Theorie beweisen. Stimmt Theorie und Praxis zusammen, stimmt sie sogar haarscharf zusammen, so kann man die Sache für ziemlich erwiesen halten. Eine bewiesene Sache ist in dieser Welt aber etwas viel Selteneres, als man gewöhnlich annimmt. Europa ist noch unsäglich kindlich, wenn nicht kindisch. Denn Europa gründet sich auf eine Reihe von Annahmen, von denen kaum eine genügend begründet ist, ja, nicht einmal ernsthaft untersucht. Aber auch hiervon nicht weiter.

Digitized by Google

Von zwei sogenannten Tatsachen, denke ich, können wir ausgehen und sie als genügend sicher betrachten, um sie weiter zu geben. Die eine ist, wie schon bemerkt wurde, das Gefühl, daß wir alle in dieser Zeit gewissermaßen in der Luft schweben und das Bedürfnis haben, wieder festen Grund und Boden unter die Füße zu bekommen. Die andere ist die, daß es einigen Menschen in Asien gelungen ist, die Lösung eines Problems zu finden, die von der ganzen dortigen Menschheit als die oberste anerkannt wird. Beide Männer geben einen Weg an, der zur Aufhebung aller Unsicherheit führt, also auch zur Aufhebung des uns heute so peinlichen Gefühls, in der Luft zu schweben, führen würde, wenn er in Europa beschritten werden könnte.

Wo haben wir, frage ich, im Westen etwas, was sich einer solchen universellen Lösung, wie sie Asien besitzt, an die Seite stellen könnte? Nirgends! Weder dem Inhalt noch der Wirkung nach, und so ist daraus zu schließen, daß wir zur Zeit noch auf unserer westlichen Erdhälfte im Nachteil gegenüber jener östlichen uns befinden.

Die Sache ist doch einfach. Die Menschheit als Ganzes kann eine gewisse allerhöchste Leistung zeitigen, und diese Leistung ist im Osten bereits geleistet worden, bei uns noch nicht. Man darf annehmen, daß der Typus Mensch eine ganz bestimmte höchste Art annehmen kann, über die er nicht mehr hinaus kann, wie ja auch, wie man sagt, die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Man kann nun bereits in die unmittelbare Nähe eines hohen Typs gerückt sein, ohne von seiner Art und Weise noch viel zu ahnen, aber doch von ihm schon heftig beeinflußt werden. Es besagt durchaus nichts gegen eine solche Höchstleistung, wenn sie den Menschen, die sie erzeugen sollen, nicht zusagt. Die Macht des Willens einer Menschengruppe ist beschränkt; auch ist dieser Wille in der Weise, daß er sich dem Gang zum höchsten Typus widersetzen könnte, nicht vorhanden. Eine gewaltige, ungeheure, mit nichts zu beseitigende Beunruhigung aller Menschen könnte durchaus ein Zeichen des Reifwerdens für eine letzte Problemlösung sein. Als solche fasse ich sie auf, und ich frage nun: Welches wäre diese Problemlösung?

Ich nenne sie „der westliche Buddha". Was meine ich damit? Wie schaue ich ihn? Wenn es eine östliche Problemlösung gibt, so habe ich mir gesagt, muß es auch eine westliche geben, von derselben Größe, von derselben Unbedingtheit, Wesenhaftigkeit, Wirksamkeit, eben nichts anderes als eine definitive, absolute Bewältigung des Problems. Wenn an

Digitized by Google

einer Stelle der Erde ein souveräner Mensch, ein Laotse, ein Buddha, möglich war, so muß er auch an einer anderen Stelle möglich sein, und, vorausgesetzt, daß wir eine Polhälftenscheidung auf der Erde haben, die Form und Art der Lösung muß bei uns anders sein.

Ich kann hier heute abend natürlich nicht alles darstellen, begründen, untersuchen. Was ich nur noch sagen will, ist, daß der abendländische Pol der Menschheit begreifen muß, daß er noch nicht zu seiner Höhe entwickelt ist, und daß er gerade eine neue Entwicklungsphase, und zwar eine entscheidende, durchmacht.

Heute haben wir eingestandenermaßen so gut wie nichts. Wenigstens finden wir niemanden, der etwas hat, wenn auch immer behauptet wird, wir hätten etwas. Erkundigen wir uns daselbst genauer, so stellt sich heraus, daß die, die etwas zu haben vorgeben, nur glauben, etwas zu haben, und daß auch sie im tiefsten Wesen beunruhigt sind. Die Ursache dieser Unruhe ist nun nichts anderes als das Auftauchen eines einzigen Begriffs, eines gewaltigen, für Europa unerhörten und uns aus Asien jetzt überkommenen Begriffs, nämlich des eines vollkommen vollendeten Menschen, eines restlos, zweifellos anerkannten, lebenden, vollendeten und von den anderen als solches geschauten Wesens aus unserer Mitte, von dessen Möglichkeit wir bisher nichts ahnten, ja, die wir dauernd widerlegten und bestritten. Schon heute aber wird, mehr als man glaubt, an diesem Begriff der Vollendung gemessen. Er ist real, er existiert in Europa. Er geht natürlich nur wenige direkt an. Er wird allgemein immer abgelehnt werden, aber gerade dadurch wird er möglich. Eine Behauptung, die ich auch heute abend nicht näher begründen kann.

Der allgemeine Glaube, daß Mensch immer Mensch sei und daß keiner sich restlos, wesenhaft und offen immer selbst besiegen könne, der Glaube ferner, daß einer, der das gekonnt hätte, nicht nur nicht höherwertig, sondern minderwertig sein würde gegenüber allen anderen sogenannten „natürlichen" Menschen, beide schaffen um die Tat selbst herum, die hier zu leisten ist, einen solchen Wall von Schwierigkeiten und Vorurteilen, daß nun gerade die Vollendung eine Sache wird, welche geeignet ist, die ungeheuer Starken, und diese allein, zu reizen. Die Weltgeschichte zeigt uns Leistungen möglich für mehrere, einige andere, möglich für nur wenige, die Tat der restlosen Selbstbesiegung aber für beinah niemanden möglich. Die einzigen Bürgen, die wir bis heute haben dafür, daß sie

Digitized by Google

doch möglich ist, wären beispielsweise Buddha, Laotse und vielleicht irgendein noch nicht bekannter Lebender.

Der Mensch, der den Weg zur Vollendung schreitet, tritt nicht nur aus seinem bisherigen Verbande heraus, er tritt aus der ganzen Menschheit heraus und bekommt das alsbald zu spüren. Denn die Menschheit hat ihre Götter nur zu dem Zweck geschaffen, daß sie alle Grenzverletzungen furchtbar bestrafen, und so freundlich alle Götter zu den Gläubigen sich verhalten, bereits feindlich verhalten sie sich den Nichtgläubigen gegenüber, von unermeßlichem Rach- und Vernichtungswillen werden sie aber gegen den erfüllt, der das Unmögliche erstrebt. Hier bleibt letzten Endes nichts anderes übrig, als sich der Rache dieser Götter preiszugeben, bis die Vernichtung eingetreten oder der Sieg über die Götter erfochten ist.

Ich spreche hier von Dingen, deren genauere Erörterung interessant und verdienstlich wäre, die ich hier aber nicht vornehmen will, um bei meinem Thema, dem westlichen Buddha, zu bleiben.

Wenn der östliche Buddha für die Art und Weise, wie er zu seinem Sieg gekommen ist, dieses Wort angegeben hat: ‚Loslassen! Immer wieder loslassen! Alles loslassen! In einem nie geahnten Umfange loslassen! Auch endlich das Loslassen loslassen!', so könnte der westliche Buddha das umgekehrte angeben: ‚Festhalten! Alles festhalten! Immer wieder festhalten! In einer unendlichen Art und Weise festhalten!', und die Wirkung wäre dieselbe. Er würde auf diesem Wege der tätigste und zugleich der unpersönlichste aller Menschen, der aktivste und zugleich der ruhendste, der überwindende und zugleich der am meisten überwundene. Er würde den Sieg in einer Art und Weise erringen, die der europäischen Tradition entspräche, nur unendlich weit über alles hinaus ginge, was unsere Tradition enthält. Ich behaupte, die Existenz eines einzigen solchen Menschen im Abendlande würde die gesamte Ruhe wieder herstellen."

Der Redner schwieg. Seinen Worten folgte eine kürzere Stille. Dann meldete sich der Rechtsanwalt.

„Unser Freund Oswald", sagte er, „hat uns heute abend zum erstenmal etwas von seinen Anschauungen preisgegeben. Ich glaube, wir tun gut, nicht sofort in die Diskussion einzutreten. Manches ist uns ja nicht neu gewesen, aber das Ganze in seinem Zusammenhang ist doch durchaus etwas noch nie vernommenes. Ich schlage geradezu vor, auf jede Diskussion zu verzichten und uns einer ganz anderen Sache zuzuwenden.

Digitized by Google

Bei unserer nächsten Zusammenkunft können wir dann etwas besser vorbereitet zu den Ausführungen Stellung nehmen."

„Ein guter Rat!" riefen die übrigen.

Nur der Bildhauer schwieg, saß lächelnd ein paar Minuten da und sagte dann:

„Unser Ingenieur ist möglicherweise gar kein Ingenieur. Was er da gesagt hat, enthält einen ungeheuer gefährlichen Gedanken. Entweder stimmt dieser Gedanke, dann muß unser Ingenieur den Dingen, die er geschildert hat, näher stehen, als er bis heute verraten hat, oder er stimmt nicht, dann – – haben wir einen Dichter gehört."

„Ein Ingenieur ist ein Ingenieur", antwortete Oswald. „Schließen wir die Besprechung an diesem Abend und wenden wir uns dorthin", sagte er und zeigte auf zwei Schachspiele. „Wir sind fünf Mann," sagte er, „je zwei von euch können dort spielen, und ich, wenn ihr mir erlaubt, schaue zu."

CARL MARIA VON WEBER

ZU SEINEM HUNDERTSTEN TODESTAGE

von

EMIL LUDWIG

I

Dort, wo der Wald zur Wiese hin sich öffnet, am morgendlich bestrahlten Rande, wo Jäger und Hirte sich treffen, zwischen Oboen und Hörnern, tauchte der Genius auf und schwang sich durchs Gebüsch in die Felder. Von Bäumen rauscht es und von Quellen, in den sacht raschelnden Halmen brummen die Käfer, und das Schattenspiel der Zweige mischt sich leise ins Geknister der hohen Jägerstiefel im Gehölz. Aber da kommt schon Fürst und Hof angeritten, wie sie lachen, die jungen Müßiggänger, wie sie klirren! Rauschend schwankt die Kavalkade an dem Einsamen vorüber, ohne Gruß, im Vollgefühl des Morgens, der ihre Welt beleuchtet. Nur von den Hofdamen eine hat den Jäger erblickt. Den ganzen Tag bleiben seine Gedanken und ihr Herz von diesem Blick gebannt; bis des Abends aus den Wiesen aufs neue der Genius aufsteigt, und nun trägt er

Digitized by Google

mit galanter Verbeugung die abendlichen Melodien jener jungen Reiterin aus dem Tanzsaal der Burg in die Ferne ans Feuer des Jägers.

Dies ist von Webers Welt ein Teil: es ist nur die holdere Hälfte seines Wesens. Aber Geschick und Selbstzucht haben in diesem Sänger des Waldes, in diesem Tänzer, Jäger und Saitenspieler einen Mann der Tatkraft, den Dramatiker geweckt, der alle Elemente eines zukünftigen Kunstwerkes in sich zu steigern wußte. Freund der Lieder und der Laute, Troubadour und Zauberer am Klavier, Improvisator war der junge Freiherr, dieser melodienreiche, liebestaumelige Vagabund; dann aber, als er die Berufung spürte, wurde aus dem Schmetterling ein schaffender Mann, entschlossen und mit plötzlichem Ernste breitete er die produktive Tatkraft eines großen Dirigenten vor sich aus und landete spät, doch eben noch zur Zeit am heimatlichen Ufer der Bühne, wo er das Musikdrama erfand und mit dem liederreichen Munde seiner Jugend diese neue Kunstform überheitern konnte. Ein Schwärmer entfaltete sich zum ersten Realisten der Epoche.

Mit dieser Kreuzung von eingeborener Melodie und Dramatik könnte man Weber den deutschen Bizet nennen; nur war er, um ein halbes Jahrhundert voraus, jenem schon als Vorkämpfer überlegen; mit ihrer relativ späten Entwickelung und ihrem frühen Tode, mit dem Mißerfolg ihrer entscheidenden Werke erinnern sie auch biographisch aneinander. Während aber der Franzose fast ohne Vor- und Nachfahren die einmalige Meisterschaft in seiner Nation bedeutet, strahlt Webers Genius aus dem Diadem der deutschen Musik, im Glanz erlauchter Edelsteine.

Nur allzusehr verdunkelt von seinem Schüler Wagner, hat er die legitime Stellung nicht, die ihm gebührt; in ihres Herzens Herzen aber hat die Nation keinen tiefer erfaßt, noch heute fühlt das deutsche Volk keinen näher, seinen leiblichen Bruder und Sohn, als Schubert und Weber.

II

Wenn das Weltleben den Dichter heranbildet, so hat es dem Musiker im Grunde immer geschadet. Webers Jugend verbrauste in Liebschaften und Wanderungen, sein Werk begann er erst in Stille und Ordnung; hätte er sich weniger verbraucht, er hätte den gebrechlichen Leib länger erhalten und seine Arbeit hienieden vollendet.

Denn es war ein gar zartes Gehäuse, in dem diese jubilierende Seele gefangen saß, immer an ihre engen Wände pochend, immer lustvoll und

Digitized by Google

voll Ungeduld und nur durch melodische Ströme des Äthers zum Himmel sich befreiend. Diese kleine Gestalt mit den frauenhaften Schultern, die enge Brust, die langen Arme und schönen, aber überlangen Hände, denen der Pianist die tollsten Streckungen abgewann, darüber der lange Kopf mit den sinnlich breit gelagerten Lippen, groß und adlig die Nase, dunkel und schmachtend, aber kurzsichtig und überbrillt die Augen: durchaus der Anblick eines österreichischen Ritters, der bis zur Kunst gesunken war. Er, der den schönsten aller Tänze erdacht, Weber hinkte; er, der die schönsten Jägermärsche und -chöre gefunden, Weber war nie auf Jagd, aber er hielt sich einen Jagdhund, er liebte alle Tiere, sogar den Menschen. Im Grunde heiter, im Grunde auch gläubig, immer zur Freude, zur Wonne geneigt, und doch mit steigender Zeit in mancherlei Verbitterung sich fangend, verkannt, beleidigt, leidend – und dennoch immer wieder zum Aufschwung bereit, ein sinnlich zarter, ritterlich fügsamer Kavalier, der an den schönen Frauen Haar und Busen vielleicht am meisten liebte, Wirtstöchter küßte und Komtessen umfing, wo sie sich ihm zuwarfen: ein hochzeitliches Temperament, und hochzeitlich, so ist der Schwung seiner hinreißend immer jungen, männlichen Märsche, Tänze, Arien, Finali.

Der Vater hatte seine besten Säfte wohl schon verbraucht, denn als er ihn mit über Fünfzig erzeugte – Nachfahre österreichischer Reiteroffiziere, in seiner Jugend Leutnant bei Roßbach –, da hatte er in wirren Musikantenfahrten sich schon verschwendet. Ein rechter Verführer, Lebensfahrer und Liebeskenner, so blickt das Bild dieses fechtenden, geigenden Vaters aus dem Rahmen, so hat er auf ziellosen Wegen alle Früchte gepflückt, Geld erheiratet und durchgebracht, acht Kinder zur Musik erzogen, denn eines zweiten Mozart Vater zu werden, das hatte er sich vorgesetzt, unablässig von Hoffnungen und Plänen angetrieben, und als er schließlich mit grauen Haaren zum zweitenmal und gar ein siebzehnjähriges Kind aus bayrischem Beamtenadel geheiratet hat, bringt die zu junge Frau dem zu alten Manne einen gebrechlichen Knaben zur Welt, den Carl Maria. Es war Dezember 1786, als dieser Theatermusikant seine Lebensbahn antrat, zur Zeit, da Mozart eben die seinige mit Don Juan schloß.

Kaum ist die Mutter halbwegs genesen, da macht sich der Vater auf zu neuen Fahrten, gründet im Wilhelm-Meisterischen Stile die „von Webersche Schauspielgesellschaft", ernennt sich zum Major und dirigiert seine junge Frau, Schwestern und alle Kinder auf die Bretter. Nach ein paar Monaten geht die Frau an Angst und Sorge ein. Vorwärts, ruft der Gatte

Digitized by Google

nach dem Begräbnis, als Pfand nimmt er den ganz verlassenen Knaben mit, und nun geht es als fahrendes Volk durch Deutschland, 25 Jahre lang, bis zu seinem weinseligen Ende.

Da sitzt der Knabe im kalten Reisewagen, in kahlen Sälen, auf hölzernen Stufen zwischen Kulissen und Öllampen, Puderschachteln und Kostümen und lernt, bevor er schreiben kann, eine enträtselte Scheinwelt ohne Illusionen kennen; die Bühne wird zur einzigen Heimat dieses Kindes. Sanft wird es nicht angefaßt, denn ein Wunderkind soll nun endlich dieser letzte Sprosse werden, nachdem die acht andern den Vater enttäuscht haben. Zum Schauspieler fehlt ihm Figur und Gesundheit, die schöne Stimme trägt nicht weit, also rasch ans Klavier, schlecht und recht ein paar Grundsätze gelernt, dann etwas Besseres bei Haydns Bruder in Salzburg, und bald schickt der Vater die Kompositionen des Knaben, den er jünger macht, bombastisch an die Verleger. Einmal zwingt er dem Sohn ein Singspiel ab, versucht es vergebens auf der Bühne, unterschreibt wütende Artikel gegen die Kritiker mit des Sohnes Namen.

Nicht was er schreibt ist von Wert; daß er aber dirigieren kann, der schmächtige Bursche, das wird bald bekannt, und so kommt er schon mit 18 an die Breslauer Oper. Während er sich an unzulänglichen Mitteln zerreibt, wird er der Liebhaber seiner Primadonna, spielt und trinkt mit dem schlesischen Adel, der den Baron trotz seiner Stellung rezipiert, singt ihnen leichte Lieder zur Gitarre, ruiniert seine schwache Natur in taumeligem Leben zwischen Schulden und Gelagen, und wie er einmal abends heimkommt, im Dunkeln Wein sucht und Salpetersäure findet, fällt er um, wird eben noch aufgefunden, aber seine Stimme ist hin, und der nicht tanzen konnte, kann schon mit 19 nicht mehr singen. Bei Nacht entflieht er den Gläubigern und findet sich auf einem Waldschloß wieder.

Immer Zigeuner, doch immer Kavalier: so sitzt er nun plötzlich bei einem Herzog in Schlesien, hat Zimmer und Diener die Menge, kann komponieren, was er mag, spielt abends den Herrschaften vor, bis mit einemmal alles auffliegt, denn wir schreiben 1807, und in Europa treibt der Kaiser Napoleon sein Wesen.

Mit 21 ist er in Stuttgart Privatsekretär eines lockeren Württemberger Herzogs, der des Königs Bruder heißt, unter lauter Napoleoniden; an diesem Musikanten rauscht das deutsche Schicksal dahin, ohne irgend Teilnahme zu wecken. Nun lernt er mit Gläubigern im großen Stile um-

Digitized by Google

gehen, amtlich, immer für seinen Herzog, in feierlichen Eingaben warnt der kleine Bohémien den großen weitere Schulden zu machen, muß dann bei dem völlig vertierten König für dessen Bruder, seinen Herrn, betteln gehen, liebt sich, diesmal als Herr von Stande, durch die Stuttgarter Sängerinnen durch: plötzlich wird er in einen Skandal verwickelt, im Orchester, wo er im Zwischenakte müßig steht, verhaftet, dem König selber vorgeführt und bei voller Unschuld ins Gefängnis geworfen. Nur weil der Auftritt auch seinen Herrn kompromittiert, obwohl der ihn sogleich verleugnet hat, kommt er frei, wird verbannt, verspricht 3000 Gulden Schulden abzuzahlen und hat dies Versprechen in jahrelangem Zwange treulich gehalten.

In den Gefängnistagen hat wohl sein Leichtsinn einen Stoß bekommen. Gewiß ist, daß er nun ein Tagebuch beginnt, den ersten Schritt zur Sammlung tut, und führt es sorgsam bis zum Tode fort, vom 25. bis zum 40. Jahre.

III

Indem er dann zwei Jahre durch Deutschland reist, als Pianist und Literat, horcht er in Dörfern und Städtchen, besonders am Main und Neckar, dem Volk seine Lieder ab, notiert sich vieles, behält den Rest, immer zwischen Soldaten und fahrenden Künstlern, immer mit Mädchen, und wenn sie nichts haben, dann wird schon Meyerbeers reicher Papa aus Berlin Geld schicken und Gänsebrüste. Kameradschaft zwischen den jungen Musikern steigt zur Gerissenheit, und Weber heckt den Gedanken aus, durch eine Art Orden, den „Harmonischen Verein", im geheimen einer für den andern Reklame zu machen, alle Zeitungen und Revuen systematisch zu gewinnen, durch ganz Deutschland. Dazwischen plant er ein „Noten- und Hilfsbüchlein" für reisende Virtuosen, beginnt einen Roman, schreibt Kritiken.

Aber mit einemmal wird er der Unruh' müde. „Welch ewiger Kreislauf von Anstrengung und Tätigkeit ist doch mein Leben! Soll da nicht die Maschine bald zugrunde gehn? . . . Der Künstler ist einmal zum Märtyrer des geselligen Lebens erkoren, und wohl dem, der seine Bestimmung erfüllt!" Italien! Das könnte ihn verlocken, und er beschließt dahin zu wandern, wo grade er nichts lernen kann. Aber da fallen ihm die Stuttgarter Ehrenschulden ein, man ist doch Kavalier und muß sie verdienen, und da sein Name als Dirigent sich ausgebreitet hat, nimmt er einen Ruf

Digitized by Google

an die Prager Oper an, erschrickt aber vor der Bindung, denn noch plagt ihn das alte Dilemma der Jugend zwischen Ruhe und Sammlung: „Ich lasse mich gern von einem Monat zum andern festhalten, aber der Gedanke, hier mußt du so lange bleiben, kommt mir noch ganz chinesisch vor . . . Adjee all ihr schönen Träume von Italien!"

Und doch, schon ist er verändert. Denn nun erkennt er die Gefahr, in der sein Genius schwebt, und er, der eigentlich noch nichts von Wert geschaffen, sieht sein künftiges Werk so deutlich schon auf sich zukommen, daß er einem Beschützer diese wahrhaft goethischen Zeilen schreibt: „Nie! und ich hebe dabei die Hand feierlich ans Herz, nie! soll die Welt sich in dem Vertrauen getäuscht finden, das sie vielleicht in mich hegt; und sollte es ja jemals so scheinen, als wollte ich einstens von der einmal betretenen Bahn abweichen, . . so halten Sie mir diese Zeilen vor, als einen heiligen Vertrag, den ich mit der Kunst geschlossen und den ich bis zum letzten Atemzuge mit gleicher Kraft zu halten streben werde."

Drei Jahre, bis er 30 wird, bleibt Weber in Prag, und wie er sich in diese Aufgabe stürzt, wie er ein zerschmolzenes Ensemble, eine zerfahrene Leitung in kurzem zu einem der ersten Opernhäuser emporzwingt, da wird zum erstenmal der andere Weber deutlich, der Mann der Tatkraft und des Dramas: Reformator der Oper, noch ehe er selber eine schreibt.

Das Theaterkind ist wieder in ihm aufgewacht, es riecht nach erster Heimat, die alte Maschine läuft. Alles macht er selber, der neue Dirigent, mit Strenge hat der kleine Mensch ein neues Ensemble geschaffen, unerbittlich Unfähige entlassen und Ungehorsame, jeden Augenblick ist er aus dem Orchester hinaufgeklettert, um Kulissen, Kostüme, Frisuren zu ändern, hat tschechisch gelernt, um den Arbeitern zu gebieten. „Das Orchester ist in Rebellion! Die Korrespondenz mit allen neuen Mitgliedern, . . alle Kontrakte, neue Gesetze für Orchester und Chöre, eine konfuse Bibliothek zu ordnen und Katalog verfassen, und dazu das Überlaufen von Menschen – es ist unbeschreiblich, Partituren korrigieren, Dekorationen beschreiben, den Garderobier etc. . . Ich stehe um 6 auf und arbeite noch oft um 12 Uhr nachts."

Nach eigenen Ideen setzt er die Instrumente um, aus klanglichen und optischen Gründen, duldet keine Striche aus Sparsamkeit und zahlt, als man ihm die zweiten Streicher im ersten Don Juan-Finale streichen will, lieber aus eigener Tasche. Vor den Premieren schreibt er Aufsätze, um in der ersten Zeitung das Publikum aufzuklären, zugleich Orchesterkritiken,

Digitized by Google

um das Blatt seinem neuen Geiste zu gewinnen: ein Strom von Energie geht von dem Manne aus, der nur zur einen Hälfte Romantiker war.

Auch seine Abenteuer verändern sich. Die Liebschaft mit der Prima-Ballerina, einer rotblonden Kokette, die sich freilich gern den schmächtigen Erotiker aussucht, führt zu den tollsten Szenen der Eifersucht: „Ohne sie keine Freude! Bei ihr nur Verdruß!" Aber bald taucht eine Zwanzigjährige auf der Bühne auf, Gretchen neben Imperia, und über Jahr und Tag geht der Kampf der beiden Frauen um ihren Dirigenten. In Caroline Brandts Mädchenzügen liegt schon die mütterliche Ruhe vorgebildet, die ein nach Stille strebender Künstler wohl um die Dreißig suchen mag, und so sucht Weber sich mit Opfern an Freiheit und Genuß dies Wesen zu sichern und hält nach langen Prüfungen, wie sie später seine Helden bestehen müssen, ganz gegen seinen Vorsatz, formell um die Hand der jungen Sängerin an. Hier will er zum erstenmal eine zur Frau, nur weil er sich an der Wende des Lebens fühlt, Stille erhoffend, um endlich sein Werk zu beginnen. Eine früher nicht gekannte Innigkeit erfüllt ihn, und er schreibt:

„Wie gut, wie herzlich, wie liebevoll, ganz in Liebe vertrauend sprichst du! Könnte ich dich an das Herz drücken! . . Ich werde ein ganz anderer Mensch werden, mit Lust und Kraft werde ich an meine Arbeit gehen, ich werde der Welt zeigen, daß mein Mutterl sich nicht schämen darf, mich als ihr Liebstes anzuerkennen . . O bleibe so!! Du bist das erste Weib, zu dem ich so viel unbedingtes Vertrauen geschöpft habe, der ich glaube, daß sie mich liebt." Diese letzten, für einen Don Juan entscheidenden Worte werden ihn und sie die neun Jahre lang begleiten, die ihnen gemeinsam bevorstehen. Um sie zu heiraten, braucht er, nach allerhand Ärgernissen, eine neue, dauernde Stellung; um ihn zu heiraten, braucht sie, nach seiner Auffassung der Ehe, Freiheit vom Beruf, der Bühne muß sie entsagen, ihre Mutter wird mit einer Pension verbannt, und nachdem er in Dresden Kapellmeister geworden, läßt der 31jährige Weber nach 15 Jahren des Wanderns sich mit seinem jungen Weibe nieder: entschlossen zu seinem Werke.

IV

Die deutschen Fürsten, deren Kulturbedeutung noch niemand schätzen kann, da sich die wahren Quellen eben erst zu erschließen beginnen, haben im Falle dieses urdeutschen Meisters den Genius verkannt, beleidigt und

Digitized by Google

vertrieben. Diesen leidenden Menschen, dessen Wert ihnen bald von ein paar musikalischen Grafen versichert wurde, haben sie mit ihrem antideutschen Geschmack, mit Hochmut und Geiz wahrhaft auf dem Gewissen: und tragikomisch wird das Verhältnis nur durch Webers Schwäche, ihre Gunst zu suchen. Nachdem der König von Württemberg ihn beschimpft, verbannt und eingesperrt hatte, wetteiferten die Könige von Sachsen und Preußen, ihn zu demütigen. Denn unverzeihlich schien es ihnen, daß er zwei oder drei Lieder Theodor Körners vertont und damit noch populärer gemacht hatte: wer für die deutsche Freiheit gesungen, bekam an deutschen Höfen kein Agrément.

Vergebens suchte Graf Brühl als Intendant die Berliner Oper zunächst für den großen Dirigenten zu gewinnen; irgendein Witzleben, General, fiel ihm in den Arm, die ganze Richtung paßte ihm nicht. Als dann Weber bittet, seine Kantate dirigieren zu dürfen: Abgelehnt. Witzleben. Als er um den Titel eines Kgl. Hof- und Kammer-Compositeurs nachsucht: Abgelehnt. Witzleben. Brühl empfiehlt schließlich „untertänigst wiederholt den besten lebenden deutschen Dirigenten" zu berufen. Abgelehnt. Witzleben.

Als dann Graf Vitzthum ihn nach Dresden bringen will, macht ihm der sächsische Witzleben, namens Einsiedel, die größten Schwierigkeiten: der „p. von Weber" habe in einer Kantate einen Sieg (Waterloo) gefeiert, an dem Sachsen nicht beteiligt war. Gezeichnet: Einsiedel. Hierauf wird Vitzthum angewiesen, weniger als die geplanten 1500 Taler auszugeben und zu diesem Zwecke „ein wohlfeileres Subjekt" als den Weber ausfindig zu machen. Gezeichnet: Einsiedel. Und als er am Ende doch ernannt wird, muß der Deutsche monatelange Kämpfe gegen den italienischen Kollegen bestehen, bis man ihm den gleichen Rang zubilligt.

Zu eines Sachsenprinzen Hochzeit soll Weber die Festoper schreiben, fängt an, plötzliche Absage: man habe es doch lieber dem Italiener übertragen. Zum Namenstag der Königin wird schnell eine Kantate befohlen. Weber schreibt sie. Sie wird nicht aufgeführt. Als seine erste Tochter zur Welt kommt, bittet der Hofkapellmeister nach der Sitte das Königspaar, Pate zu stehen, und erwartet einen Kammerherrn und eine Hofdame als übliche Stellvertreter. Wer kommt? Kammerdiener und Kammerfrau. Furchtbarer Anblick für den Künstler und Freiherrn! Er hat ihn nie vergessen, leider vergeben.

Zuhause spielt Caroline die gezähmte Soubrette, nun die Frau Hofkapellmeisterin; wenn Freunde beim Weine sitzen, singt sie eins zum Kla-

Digitized by Google

viere; auch er ist zahm geworden. Draußen, im Elbtal, dicht umblüht, haben sie sich ein Sommerhäuschen gemietet, zwei Stunden Wegs zu Fuß, dort wohnt die Idylle. Dort ist der Wald und dort sind die Reben, vor allem die Stille, kein Theater, keine Proben, nur der Jagdhund, die Lieblingskatze, ein dressierter indischer Rabe, sogar ein Affe findet sich, den haben sie einem Matrosen in Hamburg abgekauft, weil er Spontini so ähnlich sah, Webers Feinde. Fast alle Sommer, bis zum Ende, verbringen sie hier die glücklichste Zeit, und wenn er's ihr leise sagt, dann nimmt er immer das Käppchen ab und sagt dazu: „Gott behüt's!"

Dort hat er die Hauptstücke seiner drei Opern geschrieben.

Weber begann sehr spät, da er mit 31 begann und das Vorgefühl eines kurzen Lebens aus seiner Schwäche zog. Die Natur, die wohl wußte, warum sie Mozart, Schubert und Chopin in ihren Dreißiger Jahren schon aus dem Treiben zurückzog, hatte Webers Dauer von Anbeginn vielleicht länger berechnet, denn sie unterbrach ihn schon kurz, nachdem sie ihm freien Lauf gelassen. Wenn Weber dem Riesenwerke dieser drei Meister, die die Natur beim Tode völlig ausgeschöpft hatte, nicht mehr als drei Opern entgegenhalten kann, die in ihrer Folge auf neue Errungenschaften verweisen, so erscheint dies Leben auf viele Jahrzehnte berechnet. Hier liegen Geheimnisse, an denen zu rühren nicht erlaubt scheint.

Gewiß ist, daß Weber sich in Sänger- und Liederfahrten bis Ende 20 zerstreut und seinem damals leicht anschlagenden Talente nichts von bleibender Bedeutung abgewonnen hat, als ein paar Lieder. Lützows wilde Jagd und das Schwertlied hatten den Achtundzwanzigjährigen berühmt gemacht, er hat die Verse zufällig am Wege gefunden und ohne jede nationale Begeisterung komponiert, die aus keinem seiner Schritte, seiner Noten und Briefe spricht. Nichts von allem, was zwischen 1806 und 13 mit Deutschland geschehen, hat ihn berührt; ein Troubadour taumelte er durch diese kriegerischen Zeiten. Weltklug benutzte er aber den Erfolg dieser Gesänge, um die Stimmung der Zeit zu eigenem Fortschreiten zu gewinnen, und als er irgendeinen nationalen „Kampf und Sieg" auf einer Reise las, unterbrach er die Fahrt, weil „eine große Idee mich packte .. Ich schreibe nämlich eine Kantate zur Feier der Schlacht bei Belle-Alliance .. Ich schicke dann die Partitur an alle Souveräne. Der hiesige englische Gesandte schickt sie dem Prinzregenten und besorgt die Übersetzung ins Englische. Du kannst denken, wie sehr mich eine solche Arbeit, die meinen

Digitized by Google

Ruf in der Welt begründen kann, Tag und Nacht beschäftigt." Später schickte er sie wirklich an alle Fürstenhöfe, die er kannte.

So kalt wie dieser Anlaß schien sein sonstiges Deutschtum; alle seine Opern, außer dem Freischütz, läßt er anderwärts spielen, Euryanthe an der Loire, Abu Hassan und Oberon im Orient, Die drei Pintos und Preziosa in Spanien. Diese Mozartische Tradition steuerte auf Europa.

Und doch hatte er die Melodien seines Vaterlandes im Leibe. Niemand außer Schubert hat vor- oder nachher so deutsche Musik gemacht. Die Erkenntnis, daß gerade die immateriellste aller Künste von den Nationen stammt und daß am Ende überhaupt nur der eine Mozart allen Völkern gleich viel bedeutet, ist eine heilsame Warnung für uns Europäer; und wenn die deutschen Meister in ihrer Gesamtheit alles verdunkeln, was je ein anderes Volk in Tönen aufgerichtet, dennoch bleiben sie draußen immer nur halb gefühlt, und wir, die den deutschen Genius einzig in der Musik an der Spitze der Völker fühlen, stehen trauernd, wenn wir in Paris und Moskau, ja selbst in Rom die Verehrung der Kenner mit der leichten Befremdung vergleichen, die eine stille Menge im Anhören deutscher Musik ergreift. So kehrt der reinste Bote deutschen Wesens, nimmermüde, doch mit etwas leiseren Flügelschlägen von den großen Flügen in die Heimat wieder.

Ist es ein Wunder, daß Cranachs unheilig Heilige und Beethovens Adagios, Eichendorffs und selbst Goethes stillste Verse die Herzen Europas minder bewegen wie die deutschen Herzen? Ein Wunder ist es, daß Freischütz sich die Welt erobert und ein Jahrhundert lang nicht verloren hat! Er spricht noch zu Menschen in Südamerika, die keine Sonate, kein Bild und Vers aus deutschen Meisterhänden mehr erreicht. Ja, in Deutschland selber dringt er noch in Häuser, die Fidelio und Faust verschlossen blieben: er hat das Volk von den Brettern aus erobert wie niemand außer Schiller.

V

Zwischen 31 und 33 hat Weber den Freischütz geschrieben; voraus ging ihm so gut wie nichts. „Sollte ich keine Mannigfaltigkeit der Ideen besitzen", schrieb er noch mit 26, „so fehlt mir offenbar Genie ... Meine Ungewißheit macht mich höchst unglücklich ... Kann ich nicht eine hohe eigene Stufe erklimmen, möchte ich lieber nicht leben oder als Klavierprofessionist mein Brot mit Lektionen zusammenbetteln." Mit wunder-

Digitized by Google

licher Ruhe ist er dann auf den Freischütz zugegangen: Lebensstellung, Heirat, Sommerhaus, alles parat, dort liegen die Notenblätter, und doch ist der Text einem Gespensterbuch entnommen, das ihn schon zehn Jahre vorher zur Oper angeregt. So, gänzlich beruhigt nach allen Fahrten, setzt er sich hin und schreibt bedächtig Akt nach Akt.

Ein Meisterwerk ist hier gelungen, weil in ihm Webers zwei Elemente in eins zusammenflossen: der Troubadour und das Bühnenkind, Orchestermann und Liedersänger, das Volkslied und die neue Theorie. Man soll das Falsche nicht immer wiederholen, auch wenn es der Fachmann vorspricht: Begründer der romantischen Oper ist Weber nur nebenher gewesen. Wie er als erster die Nummern abschaffte, schon im Freischütz, vollends aber in der Euryanthe halbe Akte lang musikalisch durchhielt, wie er die leitmotivische Führung begründet und Glucks große Entdeckungen als der erste ausgeweitet hat, so ist er Begründer des Musikdramas geworden. All dies war um 1820 neu; um es zu verwirklichen, mußte Weber zugleich Schöpfer einer neuen Instrumentation werden.

Auf zwei Fronten mußte Weber mit diesem Werke kämpfen: gegen die Preußen und gegen die Italiener. Dem König wurde in Berlin der Freischütz nur aufgeredet als „eine vom Hofrat Kind verfaßte und vom Hofkapellmeister von Weber komponierte, sehr geistreiche und schöne Zauberoperette". Spontini aber, der so allmächtig war, daß die Zensur bei seinen Premieren den Berliner Blättern jeden Tadel verbot – o beneidenswerter Spontini! –, intrigierte gegen den Deutschen und ließ seine große Oper „Olympia" mit 38 Trompeten auf der Bühne, mit Riesenchören und ein paar Elefanten für 20000 Taler unmittelbar vorher aufführen. Aber der deutsche Meister war auch nicht umsonst zwischen den Kulissen aufgewachsen, er kümmerte sich um jedes Versatzstück, forderte vom Regisseur mehr Realistik, „machen Sie die Augen der Eule tüchtig glühen, ordentliche Fledermäuse umherflattern, lassen Sie sich's auf ein Gespenst und Gerippe nicht ankommen!"

Diese Premiere wurde zum Kampftag, und da die jungen Leute dem Weber seine drei Freiheitslieder nicht vergessen hatten, machten sie ein nationales Kampfstück gegen die Fremden aus der Zauberoper – und wußten nicht einmal, wie recht sie hatten. Da sah man weder König noch Hof noch Uniformen im Haus, aber die akademische Jugend, vor hundert Jahren freiheitlich gesinnt, saß da, das geistige Berlin, Mendelssohn, Meyerbeer, Hoffmann, Heine. Nie hat vordem eine

Digitized by Google

deutsche Oper (außer Figaro) in Jahren erreicht, was der Freischütz im Fluge gewann. –

Mit dem Ruhm verdunkelt sich Webers Geschick. Wie ihn erhalten? „Mehr Enthusiasmus kann es nicht geben, und ich zittere vor der Zukunft, da es kaum möglich ist, höher zu steigen." Gleich nach dem Siege beginnt ein geheimer Groll aus der Seele des Meisters gegen den Freischütz emporzuwachsen, der sich mit den Jahren zum Hasse steigert. Hält man ihn nicht für einen Singspielmusikanten? Und doch verbirgt schon der Freischütz beinah so viel tragische Töne wie der Figaro. Eine große, eine tragische Oper mit freundlichem Ausgang, ganz neuer Stil, ganz ohne Nummern, das schwankt vor seinem Geist.

Reise nach Wien, wo ihm ein Blaustrumpf einen öden Text aufredet, Kampf um die Wiener Kunst, man bietet ihm die Leitung der Deutschen Oper mit dem enormen Gehalt von 4000 Talern an, er schwankt, fängt an, über Geld und Ruhm zu brüten, wie man jenes mehrt und diesen pflegt, gewisse bürgerliche Züge vertiefen sich, und während die Schwindsucht in ihm ihr Wesen zu treiben beginnt, denkt er an die Zukunft der Seinen.

Dann kehrt er abgespannt nach Dresden zurück, apathisch sitzt er da, fast ohne Arbeit, viele Monate. Die Frau bringt, nach mehreren Fehlgeburten, einen Knaben zur Welt. Wenn er sich aufrafft, denkt er, man sollte das Leben genießen, denn es ist kurz, und da er zum Sommerhäuschen nicht mehr wandern kann, so sollen Pferd und Wagen, die er kauft, gleich auch die elegantesten in Dresden sein. In herzklopfenden Wellen schwankt sein Gefühl: „Glaube mir, ein hoher Beifall lastet wie eine Schuldforderung auf der Seele des Künstlers, der es redlich meint, und er bezahlt sich nie, wie er wohl möchte. Was die Erfahrung zulegt, nimmt die dahinschwindende Jugendkraft wieder hinweg, und nur der Trost bleibt, daß alles unvollkommen ist, und man tat, was man tun konnte."

In diesen unruhvoll grübelnden Stimmungen schreibt er sein Mittelwerk, Euryanthe.

Wagner, gesund und rüstig, schrieb Musik, die Nietzsche kurz eine Krankheit nennt, Weber, immer leidend, schrieb nichts als gesunde, männliche Musik. Und doch hat Wagner gesiegt, der Grund liegt am Tage: in einem einzigen Punkte war er jenem überlegen: an Vitalität. Beide haben zwischen 30 und 40 ihre drei ersten großen Opern geschrieben, Weber aber starb vor 40, Wagner hatte ein zweites Menschenalter vor sich, um erst mit 50 sein eigentliches Werk nach den Ideen zu beginnen, die

Digitized by Google

Weber vorgezeichnet. Hätte das Schicksal die Vitalität zu diesen Jahrzehnten von 40 bis 70 auch dem Weber geschenkt, wir hätten statt einer exotischen eine deutsche Oper bekommen.

VI

Aber grade das schöpferische Reformwerk hat Webers letzte Lebenskraft gebrochen. Da in Euryanthe das Liedhafte zurücktrat, um die Charakteristik zu vollenden, saßen die Wiener erstaunt davor, inszenierten einen großen äußeren Erfolg und ließen die Oper gleich wieder fallen.

Nun ist das Herz dem Musiker schwer geworden. Aufreibende Proben und Kämpfe in Wien, dann eben der Scheinerfolg, die bestätigte Vorahnung, daß ein erster Erfolg schwer zu erhalten sei, Husten, Atemnot und das Gefühl, die neuen Gedanken nicht mehr verwirklichen zu dürfen, alles gesteigert durch Verbitterung über neue Demütigungen: so lastet es auf dem einst so hellen und heiteren Manne, länger als ein Jahr schreibt er keine Note, dirigiert nur eben sein Pensum herunter, schweigt oder klagt: „Ich habe keine Sehnsucht nach Notenpapier und Pianoforte und könnte mich ganz leicht überreden, einst ein Schneider gewesen zu sein . . . Es wäre nicht gut, wenn dies immer so anhielte."

Vergebens sucht Brühl die Euryanthe nach Berlin zu bringen: der Intendant – diesmal ist es irgendein Fürst Wittgenstein – hintertreibt die schon vom König verfügte Berufung Webers zur Einstudierung und findet dabei die unsterblich schneidige Wendung: „Ob eine Oper von Spontini, Spohr oder Weber aufgeführt wird, ist mir ganz gleichgültig. Es ist mir aber nicht gleichgültig, ob meine Anordnungen befolgt werden!" Wittgenstein. Und als Weber die von Spontini später gewünschte übereilte Aufführung ablehnt: „Wenn Herr von Weber seine Partitur zurückzunehmen wünschen sollte, so kann ihm dies nicht verweigert werden, . . und es wird mir dies persönlich recht angenehm sein, damit ich von einer solchen traurigen, langweiligen Angelegenheit nichts weiter höre." Wittgenstein. Zugleich erteilt der neue Dresdener Intendant – diesmal ein Lüttichau – dem Hofkapellmeister dauernd Nasen und Rügen, so daß Weber, den jede Kränkung ein Stück Lunge kostet, den furchtbaren Witz schreibt: „Ich habe die Nasenkrankheit, ein schreckliches Leiden! Alle Nasen, die ich bekomme, wachsen mir am Leibe heraus."

Als Euryanthe schließlich doch in Berlin studiert wird, kann er nur noch flüstern, braucht einen Dolmetscher zum Verkehr mit dem Orchester, und

Digitized by Google

nach der Premiere jammert er nur, Weihnachten nicht bei den Seinen zu sein. Die Idylle wird ihm von Geld und Ruhm hinweggeführt; am Ende will ihm Wittgenstein das Geld noch kürzen, die zugesagten 800 Taler sind ihm zu hoch, auch er denkt an ein „wohlfeileres Subjekt".

Aber die Fremde ruft nach dem deutschen Meister: die großen Opern in Paris und London machen ihm gleichzeitig Anträge für ein neues Werk. Muß er nicht an Haydn, Händel, Gluck zurückdenken, denen es ähnlich ging? Lange überlegt er's, immer mit dem Bleistift rechnend, dann entscheidet er sich für England, weil ihm dort für Oper und Konzerte gegen 1000 Pfund winken, ja, er lernt Englisch, um selber hinüber zu korrespondieren.

Langsam schleicht das neue Werk für London voran: „Mein Oberon soll zum Winter fertig sein. Ich bin sehr krank, über alle Maßen trübsinnig und zu aller Arbeit unfähig. Eine fatale Heiserkeit, gegen die ich seit 3 Monaten mediziniere, könnte wohl am Ende die Halsschwindsucht werden. Wie Gott will –!" Für die Engländer macht er die neue Oper wieder singspielartig, mit Nummern, betont aber, später soll sie umgearbeitet werden. Was da ist, gibt das liedhaft Schwebende in Weber, den Spuk, das Weben und Haschen, Wald und elbische Welt in ihrer letzten Reife. Schwankend zwischen Tod und Leben sang Weber hier, in ein paar Nummern, die holdesten von seinen Träumen vor sich hin, um sich in den Finali doch immer wieder zu dem großen Brio Weberscher Männlichkeit durchzuschlagen. Wie er abfuhr, war das Werk noch nicht fertig.

Als ein toter Mann ist er in den winterlichen Reisewagen gestiegen, das Knochengerüst in Pelze vergraben. Die Freunde wollten ihn halten, aber er sagte: „Das ist all gleich. Ob ich reise oder nicht, in einem Jahr bin ich ein toter Mann. Still, ich weiß es ... Wenn ich aber reise, haben meine Kinder zu essen, wenn der Vater tot ist, während sie hungern, wenn ich bleibe. Was würden Sie an meiner Stelle tun?" Die ganze Ritterlichkeit ohne Phrase, der Freiherr ist in diesen Worten. Aber die Frau, als man die Wagentür zuklappt, ruft oben am Fenster: „Ich habe seinen Sarg zuschlagen hören!"

In London, wo er die letzten drei Lebensmonate verbringt, zwischen Applaus und Empfängen, bei denen ihn immer wieder der verhaßte Freischütz ärgert, apathisch, nur von Heimweh erfüllt, beunruhigte ihn überdies das Gefühl der Verkanntheit im Vaterlande, und er schreibt seiner Frau den ergreifenden Satz: „Sage Lüttichau, daß mich die ganze Welt

Digitized by Google

ehrt – nur mein König nicht!" Krank auf den Tod komponiert er noch fünf große Nummern für Oberon. „Da habe ich den ganzen Morgen Noten fabriziert und muß zu meiner Erholung ein bissel mit meinem Weibe plaudern. Obwohl ich ihr eigentlich nichts zu erzählen weiß als das alte Lied von der Sehnsucht nach Hause ... Passe gar nicht mehr in die Welt. Wo ist der frohe, kräftige Lebensmut hin? .. Ich versprach mir die Erlaubnis an dich schreiben zu dürfen nur dann, wenn ich mit meiner Arie fertig würde. Da war ich denn recht fleißig, sie ist fertig, nun nur noch ein Teil der Ouvertüre, und eine Oper ist abermals zur Welt gebracht. Gott gebe, daß sie was taugt! Ich mache mir nicht viel daraus, wie mir überhaupt täglich meine Musik widerwärtiger wird."

Und wie hießen diese letzten Texte, die er in Töne badet? „Abgestorbener Baum scheut den giftigen Hauch nicht mehr ... Traure, mein Herz, um entschwundenes Glück!" Da läßt er in den Zwischenspielen Oberons sonst so hoffendes Horn still herabsinken. So geht der Weg des menschlichen Herzens.

Dann setzt der Sterbende die letzten Kräfte ein, zwölfmal dirigiert er, nach seinem Vertrage, die Oper, dazwischen vier Konzerte, jedes fünf Stunden lang. Mit Qualen bereitet er die beiden letzten Konzerte vor, die viel Geld bringen sollen. „Ich zähle Tage, Stunden, Minuten bis zu unserem Wiedersehen. Wir sind doch sonst auch getrennt gewesen und haben uns gewiß auch lieb gehabt, aber diese Sehnsucht ist ganz unvergleichbar ... Ich kann sagen, daß mir ordentlich das Herz schlägt .. und ich bin so gespannt auf den Erfolg – es sind die beiden letzten und Hauptdrücker –, dies Konzert und das Benefiz. Wenn ich bedenke, was sie mich kosten – und wenn sie dann nicht so ausfielen, – es wäre hart ... Bete, daß dem alten Vater seine Wünsche, die nur auf euch gerichtet sind, in Erfüllung gehen und ich recht glücklich und heiter sein kann."

Wieviel Bangnis, welche Enttäuschung, die er vorausfühlt, und wie er nun, einem Mäzen zuliebe, noch ein Gedicht von Moore komponiert, vermag die verfallende Hand nur noch die Singstimme aufzuschreiben.

Das Konzert ist fast leer, Weber hat die nötigen Besuche nicht mehr machen können, zugleich hat auch irgendein König oder ein Clown die Gesellschaft von seinem Abend abgezogen. Auf den Arm seines Agenten gestützt, schwankt er aufs Podium, oben aber reißt er noch einmal das Orchester zusammen, zum Siege. Dann phantasiert er am Klavier die begleitenden Melodien zu jener neuen Arie.

Digitized by Google

Am selben Abend bricht er zusammen, es ist der 26. Mai. Die Freunde wollen die Rückfahrt aufschieben, aber er winkt: „Ich muß fort, ich muß zu den Meinen, sie noch einmal sehen, und dann geschehe Gottes Wille!" Alles wird vorbereitet, am 6. Juni will er reisen. Am Abend vorher sitzt er zusammengefallen mit ein paar Vertrauten. Morgen in die Heimat, endlich, morgen! Weber spricht und träumt nur von der Heimkehr; wie glücklich ist er nicht im Vorgefühle! Als er zu Bette geht, reicht er jedem die lange Knochenhand, läßt niemand bei sich schlafen, dann riegelt er zu.

Morgens muß man die Türe erbrechen. Tot liegt er in seinem Bette, eingeschlafen, den Kopf auf der Dirigentenhand.

VII

Kommt man von der Musik, so zweifelt man immer aufs neue, ob es möglich sei, von ihr zu reden; die Kunst des historischen Porträts kann in den überlieferten Formen dies Reich nicht erobern. Neue Wege wären zu finden. Einer führt über den Vergleich.

In der Psychographie hat Weber mit Wagner auf der einen Seite so wenig zu tun wie mit Schumann auf der anderen, obwohl beide seine Nachfolge auf verschiedenen Gebieten antraten; insonderheit ist der leicht faßliche Schumann kein Wegweiser zurück zum höheren Weber. Weber ist unmodern: für Freudianer ist er verloren, denn er ist bei aller Kompliziertheit männlich; und daß man bei voller Gesundheit die feinsten Nerven, Kenntnis der Seele und noch dazu ein singendes Herz haben kann, wird heut bezweifelt. Tritt man aus der Helle der Philologie in die Dämmerungen seelischer Verwandtschaften zurück, so wird man Weber in der Nähe des hochzeitlichen Correggio finden, dessen Zauber er freilich nur selten erreicht. Zu seinen Zeiten ist er flankiert von Schubert und Chopin.

Alle drei starben jung, Chopin im 40. Jahre, wie Weber. Schubert (der sich übrigens mit Weber überworfen hat), in toto von niemand erreichbar, vollendete in allen anderen Gattungen der Musik als Deutscher das, was Weber im Drama erreichte. Will man den Geist deutscher Musik mit den Nachbarn vergleichen, so soll man Weber nach Chopin anhören: als Sänger sind sie gleich begnadet, als Erotiker aber ganz unverwandt. Dort schmilzt der hingebogene Leib eines knabenhaft Werbenden, hier sprüht der ritterliche Funke eines jungen Mannes hervor; neben dem slawischen Lyriker, der in Wollust veratmet, steht der dramatisch bewegte

Digitized by Google

Enkel mutiger Ritter, man hört einen Kavalier, Sänger und Tänzer des besten Österreich, lustvoll, schlank und mit schönen Zähnen, Webers Vater ähnlicher als dem gebrechlichen Carl.

Was er für den Konzertsaal schrieb, bleibt kaum bestehen, das herrliche Klarinettenkonzert ausgenommen. Was bleibt, sind vielleicht nur vier Stücke, aber wenn vier Gedichte von einem Dichter bleiben, ist das nicht wenig.

Zuerst die drei Ouvertüren: die Essenz des Dramatikers. Grundstimmungen wie bei Gluck und später bei Wagner, doch an Ganzheit alles übertreffend, was diese beiden Meister des Vorspiels vor und nach ihm geleistet. Denn außer der Ouvertüre zum Figaro -- einem Wunder und deshalb mit nichts zu vergleichen — stehen die drei Stücke außer Konkurrenz: die ganze spannende Kraft jener furchtbar schönen Augenblicke ist in ihnen, in denen ein paar tausend Menschen vor den Falten des Geheimnisses sitzen und möchten gern erstaunen. In diesen Stücken schlägt das Herz der Charaktere, die nachher handeln werden, mit voller Realistik, aber der große Kolorist überströmt sie mit den Schaumgebilden seines Orchesters. Weit über den Gedankengang der drei Opern hinaus ist die Seele des Carl Maria von Weber in diesen Stücken ganz gefangen, die Heiterkeit und Bangnis seines Menschenherzens.

In der Zeit des Freischütz schrieb Weber, 32jährig, neben einigen Pollacken und Märschen, die Aufforderung zum Tanz. Niemand, der sie gesehen, vergißt die Deutung, die uns die russischen Tänzer im „Geist der Rose" von dieser Musik aufgedrungen haben. Doch was zum Grunde liegt, ist kostbarer, und Weber hat es selbst einmal gedeutet. Wie sich der Tänzer zaghaft nähert, die Dame ihn abweist, wie er dringender wirbt, nun läßt sie's zum Gespräch kommen. Noch stimmt sie nur leise bei, doch er wird feuriger, es geht ihm um den Tanz. Sie zögert, er beschwört beinah, nun denn, man tritt zusammen, tritt an; die zarteste Pause vor dem Beginn. Was sie nun tanzen, das ist der erste Wiener Walzer, hunderte werden diesem Muster folgen. Dann faßt er sich in einer Art von Menuett, mit einem Wald von Verbeugungen. Dazwischen jubiliert eine heimliche Arie, die niemand singt; denn während sich alles zur Dorffidel dreht, haucht er ihr seine Geständnisse zu, sie antwortet nur mit einem Druck des Armes. Da dämmern Gefahren, alles wird wirblicht, doch mit unsichtbarer Hand hält der Dramatiker die spielend Kämpfenden zusammen und hebt sie in die Stürme seiner Entzückung.

Digitized by Google

Wenn aber alles vorüber ist, und eine lange Pause scheint der Schluß, da tritt die alte Form in ihre Rechte, leise schreitet das Paar zurück, Verbeugung, Stille. Wieder ist sie die Dame von Hofe, die unberührbare. Der Tänzer taucht zurück, dort, wo der Wald zur Wiese hin sich breitet, an seinem abendlich bestrahlten Rande.

GLOSSEN ZUR ZEITGESCHICHTE

von

SAMUEL SAENGER

I

Im letzten Hefte hat unser verehrter Mitarbeiter Professor von Schulze Gaevernitz die Erinnerung an die großen sozialen Propheten Englands im 19. Jahrhundert wachgerufen, an Carlyle, Ruskin, Toynbee, William Morris und den Kreis ihrer Jünger. Ihrem Wirken sei es gelungen, die dem Ideal sozialer Gerechtigkeit nachlebende Demokratie aufzurichten, die Klassengegensätze zu überbrücken und ‚die innere Front' für den Weltkrieg zusammenzuschweißen, an deren Panzer unser alldeutschen Junkern und Schwerindustriellen höriger Klassenstaat zerschellte. Über den zweiten Teil der These wird niemand streiten wollen, der weiß, wie es kam, daß das apokalyptische Weltgewissen gegen uns mobilisiert werden konnte. Aber ich möchte den sehen, der an der Kritik und dem Idealbild von Ruskins ‚Unto this Last' die Sozialgeschichte Britanniens während der letzten fünfzig Jahre nachprüft und trotzdem das Werturteil unseres Autors ohne Abstriche bestätigt. Ach nein, schon lange vor der großen Flut war die auch von Brentano einst so gepriesene Arbeitsharmonie in England ein Märchen geworden und gehörte in die historische Rumpelkammer; und was Schulze Gaevernitz in seinem (an sich so schönen) Aufsatz anrührt, sind verklungene Namen und versunkene Zeiten. Von außen gesehen – und nicht nur von außen – verriet sogar schon die grandiose allbritische Zollbundidee Joseph Chamberlains ein starkes Bewußtsein der Gefahren, die die rasend schnell fortschreitende Durchindustrialisierung des Planeten, die in wachsendem Umfang natürlich auch in andere Hände überglitt, für den sozialen Frieden der Mutterinsel des Imperiums

Digitized by Google

bringen mußte. Das ist dem ausgezeichneten Historiker dieser Bewegung (eben unserem S. G.), wie sich von selbst versteht, nicht entgangen. Dann kam die gewaltige Zäsur in unser aller Entwicklung. Sie kleidete sich in alle Formen der Revolution, wenn man das Wort im Ursinne nimmt – es überlebte auch in England, das sein altes Wesen hinter der Fassade des Sieges nun endgültig ins Grab schaufelte, nur der Schein, die Lüge der Harmonie. Der Generalstreik hat sie vor aller Welt nackt gemacht. Man spricht von Wetterleuchten, es war diesmal keine Phrase. Man muß an Trotzkis Pamphlet denken: ‚Wohin treibt England?' Nur nicht die Dinge verharmlosen . . .

Nun, es war falsch, den schnell verflackernden Generalstreik als Auftakt einer politischen Umsturzbewegung nach moskowitischem Vorbild aufzufassen; davon ist keine Rede. Aber die Radikalisierung der englischen Arbeiterschaft, die mit der Verschlechterung der Marktlage oder, allgemeiner gesehen, mit den Zersetzungserscheinungen in den Grundlagen des englischen Wirtschaftsbaues naturgemäß zusammenhängt (der bei eingeschrumpfter Nahrungsmittelbasis ganz auf Tauschverkehr, auf Transit und Frachtführung, auf den ganzen Planeten umfassenden Rialto-Betrieb, auf Exportindustrie eingestellt ist): sie schreitet mit Riesenschritten vorwärts. Der ungeschminkte Balfourbericht über die fatale Wirtschaftslage und die etwaigen Heilmittel läßt diese Zusammenhänge äußerlich unberührt, aber leicht erraten. Die Radikalisierung des englischen Proletariats ist also nur Ahnungslosen ein Novum, sie hat seit Jahrzehnten eingesetzt, die immer heftiger werdende Politisierung der Gewerkschaften war das entscheidende Symptom. Seit dem Versickern der englischen Monopolstellung in Handel und Industrie war sie unvermeidlich geworden. Der ‚harmonische' Ausgleich zwischen Arbeit und Kapital war zeitlich und ursächlich an dieses Industriemonopol geknüpft, darum ist es selbstverständlich, daß er in demselben Augenblicke sich innerlich aufhöhlen mußte, wo dieses Monopol durch die Industrialisierung eines großen Teiles des Planeten gebrochen wurde. Klassenkampfstimmungen und verbitterte Arbeitskämpfe waren die Begleiterscheinungen der Entwicklung. Revolutionär im kontinentalen oder gar russischen Sinne des Wortes wird aber das Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital zunächst nicht werden, weil die allgemeine staatsbürgerliche Atmosphäre mit Freiheit durchtränkt und der englische Arbeiter längst aus dem Gefängnis ausgebrochen war, in dem auf dem Kontinent die Untertanen und Bürger minderen Rechtes

Digitized by Google

schmachteten. Das schuf die ‚chinesische', d. h. europäische Mauer, die Rußland vom Westen scheidet. Trotzki übersieht die Einmaligkeit in den Voraussetzungen des Bolschewikenumsturzes. Das Zeitalter der großen bürgerlichen Reform, das mit dem glanzvollen Aufstieg der englischen Industrie einsetzte, hat nach schweren Kämpfen auch den englischen Lohnarbeiter begnadet, hat auch sein menschliches und politisches Niveau gehoben, nachdem die Gärungen der Chartistenbewegung (die Thomas Carlyle zum gewaltigen Fürsprecher der sozialen Emanzipationsbewegung machten) glücklich überwunden waren. Es war daher nicht anzunehmen, daß er der Zerstörungsraserei anheimfallen und die Herrschaft über seine gezügelten und gesitteten Instinkte, das Erbgut seiner Rasse, verlieren würde. Aber daß der Generalstreik in England trotz aller Begabung seiner Menschen für Kompromisse in der Praxis und trotz ihrer Abneigung gegen Theorie und Parteidogmatik nicht vermieden werden konnte, ist, scheint uns, nicht bloß die Folge mangelhafter Regie, nicht bloß die Folge eitlen Beharrens auf dem vom Parteiprestige vertretenen Standpunkt oder der staatsmännischen Schwäche Baldwins: er ist entstanden, weil auf beiden Seiten der Front Unklarheit herrscht über die Mittel, mit denen innerhalb der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft ein dauernder Ausgleich zwischen Arbeit und Kapital herbeigeführt werden kann – wenn er überhaupt möglich ist.

Was war der Sinn der ganzen Arbeiterbewegung im verflossenen Jahrhundert? Den als unverrückbares Fatum ausgegebenen Druck des sogenannten ehernen Lohngesetzes abzuschütteln, auch für den Lohnempfänger einen angemessenen Lebensstandard, unter den er nicht zu sinken habe, festzustellen und ihn nach unten hin aus den Klauen von Angebot und Nachfrage zu befreien. Für diese Art Sozialisierung des Wirtschaftskampfes, die nur die Gesinnung der wirtschaftenden Menschen umbilden sollte, ohne die technische Seite des ökonomischen Prozesses zu berühren, erhoben auch jene Propheten ihren Ruf, obwohl weder Carlyle noch Ruskin Demokraten waren. Aller Kampf ging darum; gewerkschaftliche und genossenschaftliche Organisation waren Hilfsmittel; und man rief Hosianna, als Streik und Aussperrung während des glücklichen Aufstiegs der Arbeiterklasse durch das Tarifsystem in den Hintergrund gedrängt zu werden schienen. Die menschliche Arbeit wollte keine Ware mehr sein, sie wollte sich den mechanischen Gesetzen der Güterproduktion, des Warenumlaufs und Warenumtausches entziehen, sie bestand auf

Digitized by Google

einer Hygiene der Arbeit, um für Menschliches und Menschlichkeiten höherer Art Muße und Mittel zu gewinnen. Wer England und den englischen Arbeiter kennt, besonders den der aristokratischen Oberschicht des Proletariats angehörigen, der weiß, daß ihm, bisher wenigstens, die theoretischen Gedankengänge des Marxismus wesens- und gefühlsfremd waren. Die Vorstellung, als ob sein Wohlbefinden und Wohlergehen in absehbarer Zeit etwa durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel, also durch Ausschaltung aller wirtschaftlichen Privatinitiative und die Bureaukratisierung der Gesamtwirtschaft von Staats wegen, am besten garantiert werden könne, ging ihm nicht ein – dazu war er nicht phantasievoll genug, pflegten wir Kontinentalen zu sagen. Das Ideal war, den Graben zur bürgerlichen Gesellschaft hinüber zuzuschütten und schließlich, wenn auch in bescheidenerem Maße, zu ihr zu gehören. Viel weiter in die Lüfte erhoben sich nicht einmal die sozialen Reformgedanken, die Männer wie Sidney Webb und Ramsay MacDonald in ihren Werken vertraten, weil sie noch auf sehr lange Zeit hin mit den Gegenpolen von Kapital und Arbeit rechneten.

Aber was geschieht, wenn trotz der Modernisierung des teilweise absurd veralteten englischen Bergbaues und der organisatorischen Unfähigkeit ihrer bisherigen Verwalter die Produktivität dieser wichtigsten Stapelindustrie des Landes leck bleibt, wenn also der als vorübergehend gedachte Lohnabbau dauernd notwendig wird? Und was, wenn das Schicksal von Eisen und Baumwolle, aus Gründen der allgemein-europäischen Überindustrialisierung und der fortschreitenden industriellen Verselbständigung in den außereuropäischen Ländern, dem der Kohle ähnlich oder gleich wird? Die Tragik der Kohle ist eine besondere Angelegenheit, gewiß; ihre bisherige Stellung als Königin der Industrien ist durch Öl und andere Faktoren hart bedrängt, aber das Problem, das uns beschäftigt, reicht weiter. Die Gärungen der Chartistenzeit befielen die Industrie in den Anfängen ihrer Blütezeit, die Profitrate begann ja erst sich zu ihrem späteren Fettpolster zu entfalten, weil, rückwärts gesehen, der Planet in kapitalistischer Hinsicht jungfräulich war. Darum konnte die Rentabilitätsberechnung so außerordentlich elastisch sein, um die soziale Entwicklung, wie wir sie erlebt haben, möglich zu machen. Heute sind die Voraussetzungen für die Rentabilität der Industrie radikal geändert, elastisch ist nur der Lohnfaktor in ihr geblieben – falls der politisch emanzipierte Lohnempfänger sich damit abfindet. Wie der Generalstreik in England liquidiert werden wird, mit welchen Praktiken und Kompromissen, das hat

Digitized by Google

im Zusammenhang unserer Überlegungen geringere Bedeutung: für uns ist er ein symptomatisches Menetekel. Es scheint denkbar, daß er mit einer Niederlage beider Parteien endet. Das würde bedeuten, daß die kapitalistische Wirtschaft im allgemeinen sich als notleidend erwiesen hat. Was dann? Es gibt, sozialgeschichtlich, keine Wiederkehr des Gleichen.

II

Marianne Weber, die gütige und geistvolle Frau des großen Gelehrten Max Weber, hat die längst und mit Sehnsucht erwartete Biographie ihres Mannes bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen erscheinen lassen. Das Menschliche seines Wesens und seines Schicksals tritt uns, die wir ihm persönlich fern standen, zum erstenmal ganz nahe. Von der biographischen Leistung der seltenen Frau, die über Webers Leidensweg die Sonne ihrer Treue und Liebe leuchten ließ, soll später noch gesprochen werden. Heute möchte ich der Gestalt selbst ein paar summarische Vorbemerkungen widmen.

Was war Max Weber dem deutschen Leben in der wilhelminischen Zeit, deren Entwicklungstendenzen er wie kaum einer erkannte und durchschaute? Eine beängstigende Fülle geistiger und moralischer Energien, die aus der Enge der akademischen Tätigkeiten hinausdrängte ins Leben, ohne daß der Forscher, der Gelehrte, der Kulturkritiker, der Politiker seine zum Handeln und Gestalten bestimmten Kräfte und Triebe auf einen Punkt zu sammeln und dadurch für die Allgemeinheit der Fahnenträger eines neuen Willens zu werden vermochte. Nie werden wir zu beklagen aufhören, daß dieser reiche Mensch nur als schulgründende Zunftgröße und nur um seiner von der Zeitkrankheit unbefleckten intellektuellen Sauberkeit willen in die deutsche Biographie wandert. So war sein Lebensweg bestreut mit genialen Fragmenten, immerfort sprudelte diese unerschöpflich scheinende Quelle der Anregung, alle Gebiete der Sozialökonomie und der Soziologie half Weber umpflügen, seine von Kritik gebändigte historische Phantasie sprang aus einem nimmer gesättigten Triebe zur Synthese von einem Felde auf das andere, aber – die Synthese selbst gab Max Weber nicht. Nicht als Gesellschaftsphilosoph: denn ihm fehlte, trotz der in ‚Wirtschaft und Gesellschaft' eingebauten Schatzkammer seiner Visionen, der zäsarische Drang, neue Werttafeln aufzustellen. Nicht als Politiker: denn ihm fehlte als Motor, der alle Widerstände der Straße zermalmt, der Wille

Digitized by Google

zur Macht, obwohl sein Blick für Menschliches untrüglich war und er fast immer wußte, wohin die Reise ging und was eine Bewegung hinter den Nebeln der öffentlichen und privaten Meinung für die res publica wert war. Und nach solcher Synthese hielt diese brüchige, nihilistische, glaubenskranke, um ihre verblassenden Werttafeln bangende Zeit so sehnsüchtig Auslug. In jedem Vortrag Webers – dessen Rede, wenn er gut disponiert war, wie ein Gebirgsstrom daherrauschte –, in jeder kleinsten Notiz, in jeder Abhandlung über ein Spezialthema rollt sich sein allumfassender Horizont auf: ich denke an seine köstlichen Studien zur Agrargeschichte der antiken Welt, an seinen Aufsatz über die ökonomischen Ursachen ihres Unterganges, an seinen Essay über Rußlands Übergang zum Scheinkonstitutionalismus, an seine zahlreichen politischen Gelegenheitsarbeiten; aber in diesem von leidenschaftlichen Stürmen bewegten, von innerer Unruhe verzehrten Geist besteht von allem Anfang ein tragisches Mißverhältnis zwischen faustischem Erkenntnistrieb und dem Willen zur gesellschaftlichen Wirksamkeit im Großen. Aus seiner Analyse der bismärckischen und nachbismärckischen Zeit wird gefolgert, daß und warum auch für ihn und seinesgleichen sich keine Möglichkeit zur Entfaltung gefunden hat; aber die Hemmung lag doch auch in und bei ihm ... Darum mutet in der Ökonomie der deutschen Entwicklung Max Webers Leben beinahe – ich scheue mich, es auszusprechen – wie ein Umsonst an. Die akademische Wirkung und Nachwirkung, die von dieser genialen Persönlichkeit ausgeht, wird nie ein Ersatz sein für den Verlust, den unser öffentliches Leben dadurch erlitten hat, daß dieser Mann ihm als unmittelbarer Faktor der Gestaltung ferngehalten wurde. Der Einfluß, den er auf den älteren Friedrich Naumann geübt hat, auf diesen gemütvollen, kenntnisreichen, aber politisch unsicheren und weichmütigen Ideologen, gehört gleichfalls zum Bilde dieser tragischen Erscheinung, denn es ist psychologisch ein Unding, daß eine große Vision sich durch das Medium eines schwachen und ängstlich tastenden Willens zur Geltung bringen kann. Es ist beklemmend, hinterher auch dieses Mißverhältnis feststellen zu müssen. Das einzige ebenso geistbeseelte wie lebensstarke Temperament allergrößten Stiles, das das seit 1870 in Materialismus und Imperialismus verstrickte deutsche Bürgertum auf den Weg zum Umbau und Neubau hätte führen können, versprühte sein Dasein in ohnmächtiger und an seinem Mark zehrender Wut über die Frivolitäten und Torheiten des herrschenden Systems ...

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Neues von Paul Valéry

La Nouvelle Revue Française veröffentlicht unter dem Titel „Au hazard et au crayon" Aufzeichnungen von Valéry, die einem neuen, in Vorbereitung befindlichen Werk angehören. Einiges sei hier wiedergegeben.

„Welch lästerlicher Irrtum von Rousseau: ein Verlangen, aufs Land zu gehen, als Wahrheit zu nehmen. Eine Bewegung und ein Bewegungsmoment als ein ‚Ideal' zu nehmen.

Wer, an die Stadt gefesselt, Baum und Erdgeruch herbeiwünscht — nennt das Land ‚Natur'. Aber es gibt furchtbare Landschaften, und er sieht sie ganz frisch und ganz gut.

Das Wunschbild sieht immer nur eine Ecke — ein ‚günstiges Fragment' der Dinge . . . Wer alles sieht, wünscht nichts und zittert davor, sich zu rühren. —

Ich kann nicht denken, daß die ‚Natur' vor Rousseau unbekannt war; noch die Methode vor Descartes; noch die Erfahrung vor Bacon; noch alles, was augenscheinlich ist, vor irgend jemand.

Aber irgendeiner hat die Trommel geschlagen. —

Fenster. Wenn ich — das Meer — die Mauer — betrachte, sehe ich einen Satz, einen Tanz, einen Kreis. Wenn ich den Himmel betrachte, erweitert der große und nackte Himmel alle meine Muskeln. Ich betrachte ihn mit meinem ganzen Körper. —

Eine zauberhafte Wanduhr; und jedesmal, wenn man das Ticken des Pendels hört, hält sie an, sie kann nur gehen in meinem halben Bewußtsein, in den tiefen Seiten der Anwesenheit; — vernommen und nicht gehört; — gesehen und nicht betrachtet. Sie kann nur die Zeit meiner Abwesenheit zählen.

Und eine andere Uhr arbeitet nur unter meinem Schutz. Wenn ich mich für sie nicht interessiere, wenn ich ihr Leben und Schlagen nicht ertrage und sie nicht unterhalte durch meine Anwesenheit, durch meine Aufmerksamkeit, durch meinen Wunsch — bleibt sie stehen.

Moses mit seinen Gott entgegen gestreckten Armen, als seine erschöpften Glieder bei unerträglichem Schmerz und Müdigkeit den Sieg seines Volkes erflehen, das schlägt, nachgibt, wankt und in der Ebene von Raphidim unter seinem Angesicht zu erliegen droht, hält das Glück der Waffen im Gleichgewicht. —

Pariser Impression: Ein (englischer oder deutscher) Koloß betrachtet Federn, Bänder, die reichen Nichtigkeiten und Wunder der Hand mit tiefstem Ernst. Er studiert, berechnet die Preise, denke ich. Er macht eine sehr gewichtige Studie, Rue de la Paix . . . —

Minuten. Der Wind bohrt. Das Feuer knirscht. Das Goldpapier erleuchtet meine Augen. Die Ecken schlafen in ihrer Schwärze. — Welches ist meine Bindung?

Ich bin auf dem Abhang. Meine Füße im Sand sinken mit ihm zusammen herab. Die sehr jungen Muscheln krachen zu Tausenden, zärtlich. Meine Augen zerlegen auf dem Äquator eine kleine Konstellation. —

Die Toilette. Morgens die Träume abschütteln, die Schlacken, die Dinge, die aus Abwesenheit und Nachlässigkeit Nutzen zogen, um zu wachsen und zu überfüllen; die natürlichen Produkte, Schmutz, Irrtümer, Dummheiten, Schrecken, vertrauter Umgang.

Die Tiere kehren in ihr Loch zurück.

Der Meister kehrt von der Reise zurück. Der Sabbat ist wirr.

Abwesenheit und Anwesenheit."

Digitized by Google

Um Victor Hugo

Seltsam: das Thema Victor Hugo wird augenblicklich in Paris viel diskutiert. Seine romantische Dichtung hat unserer Zeit nicht sehr viel zu sagen. Aber verschiedene Kräfte arbeiten — zum Teil zerstörerisch — an der Legende Hugo.

Der ehemalige Pariser Advokat Edmond Benoit-Lévy hat (im Verlage der Presses Universitaires) ein Buch herausgegeben, „Sainte-Beuve et Mme. Victor Hugo", das stärkstes Aufsehen erregte. Es will das vollständige Aktenmaterial („dossier") der „Affaire" sammeln. Andererseits hat die Sorbonne einen Victor-Hugo-Lehrstuhl errichtet und Fernand Gregh überwiesen. Und schließlich schrieb Raymond Eschalier ein Buch „Victor Hugo artiste", das dem Maler Victor Hugo gilt. Drei Ereignisse, die den Zeitschriften Nahrung und Erregung geben. Einige Echos seien eingefangen.

Vient de paraître schreibt über das Buch von Benoit-Lévy: „Der Anwalt von Madame Hugo plädiert auf völlige Unschuld. ‚Le Livre d'Amour — Buch des Hasses — ist ein Betrug . . .' Und er häuft die Argumente. ‚Zunächst war Sainte-Beuve zu häßlich.' Darüber muß man lachen. Vergessen wir nicht den goldenen Esel. Die alte milesische Fabel gilt für alle Zeiten. Im Herzen einer Schönen wird der Esel, wenn er tüchtig ist, keine große Mühe haben, sich als Nachtigall zu bezeugen. Die Parteigänger von Adele Foucher sagen: ‚Man hat sich an Hintertreppengeschichten gehalten. Nichts ist entschieden, nichts Bestimmtes . . .' Ein glatter Schritt. Die, welche den Fall zugeben, flüstern: ‚Das war eine Art Repressalie. Als sie von Juliette Drouet getäuscht war, hat sich Adele in die Arme von Sainte-Beuve geworfen. Der Verrat ist nur der heftige Ausdruck ihrer Liebe.' Das heißt liebende Frauen und ihre Psychologie schlecht kennen. Solche Rache sieht man kaum im Vaudeville. Im gewöhnlichen Leben leiden diejenigen, die lieben, und bieten sich nicht an.

Warum läßt man diese armen Seelen nicht in Ruhe? Wenn sie von einem illegitimen Feuer brennen, sind diese zärtlichen Herzen heute Asche. Was geht es uns an, ob Hugo betrogen wurde oder nicht? Nun, nichts. Die Hörner von Hugo sind literarisch. Sie ziehen auch mit ins Pantheon ein. Und das ist nicht unsere Schuld, sondern die derjenigen, die um das Idol einen frommen und heiligen Eifer entwickelt haben. Und dann, wie das Motto von Michauds Biographie so gerecht verkündet: ‚Den Lebenden schuldet man Aufmerksamkeit, den Toten Wahrheit.' Die Toten sind so gute Leute: sie nehmen alles in Ruhe."

Über den Victor-Hugo-Lehrstuhl an der Sorbonne schreibt Albert Thibaudet in der *Nouvelle Revue Française*. Prinzipiell bemerkt er:

„Aber die Errichtung des Victor-Hugo-Lehrstuhls hat eine wichtigere Frage aufgeworfen, die ein wenig die literarische Welt bewegt. Sie strebt danach, aus Victor Hugo das hauptsächliche und repräsentative literarische Genie Frankreichs zu machen, das, was für unsere Nachbarn Shakespeare, Goethe, Dante, Cervantes sind.

Für diese Funktion bezeichnete Goethe Voltaire. Aber augenscheinlich ist dafür eher ein schöpferisches als ein rezeptives und aufklärendes Genie nötig. Die Wahrheit ist, daß die französische Literatur solchem Prinzipat, solchem Imperialismus eines Genies widerstrebt. Ich würde eher eine konsularische Gestalt im Mittelpunkt sehen, das Triumvirat der drei Schöpfer der französischen Bühne, Corneille, Molière und Racine, die großen Pioniere des menschlichen Herzens. Victor Hugo fordert in dieser Rolle sichtbar die Kritik heraus. Das

Digitized by Google

ist aber eine Idee, die einem jeden französischen Literaten ziemlich von selbst kommt . . .

Was man von einem großen französischen Schriftsteller verlangt, ist vor allem ein psychologisches Vermögen. Nun, die Psychologie von Hugo bleibt rudimentär. Die Erhebung des geringsten Psychologen unter unseren großen Schriftstellern zum Fürsten der Literatur wird gewisse bedeutende Wähler beunruhigen. Und besonders der Ausländer, für den diese Kundgebung ja ein wenig gemacht ist, wird nicht begreifen.

In Frankreich ist die Situation ziemlich verschieden. Meine Bewunderung für Victor Hugo wird durch sein Fehlen von Psychologie nicht beeinträchtigt. Ich sehe in diesem Fehlen eine Bedingung seines rednerischen, repräsentativen Genies, das nach äußeren Erregungen zittert, und auch in dieser Tatsache, daß er literarisch mehr eine Natur als ein Mensch ist. Ich liebe ihn in seiner Funktion, nicht in der von anderen. Frankreich ist auch Victor Hugo. Es wäre gefährlich, den Ausländern zu erklären, daß es zuerst Victor Hugo sei. Der Hugolismus als Ausdruck der mächtigen Erscheinung Hugo — sehr gut. Der Hugolismus, dargestellt unter demselben Titel wie die cartesianische Deduktion, wie die Racinesche Psychologie, wie die Voltairesche Klarheit, wie die Stendhalsche Intelligenz, wie die Kunst Flauberts, als ein wesentlicher Zug des französischen Antlitzes — das würde gefährlich werden. Die französische Literatur war reich genug, gewichtig genug, um sich einen Victor Hugo zu leisten. Eine enge und arme Literatur wäre dadurch in Unordnung geraten.

Aber Hugo eigentlich verachten, ihn als Barbaren ausschließen, das heißt für eine engere und ärmere französische Literatur optieren. Das heißt, sich ein wenig wie jene Deputierten benehmen, die von 1830 bis 1840 eigensinnig für eine Evakuierung Algeriens stimmten. Mit seinem einzigartigen Reichtum ähnelt Hugo einem dieser Naturräume, die ein Land einschließt und als Nationalpark erhält: ein Naturwunder und von Menschen nicht bewohnt. Mit La Fontaine ist er der französische Dichter, dessen Verse am meisten das Gedächtnis erfüllen. Mehr als irgendeine andere Kreatur hat er auf den Gipfeln des Lyrismus gelebt. Sein Ausflug ins Drama, in den Roman, selbst in die Kritik ist mächtig gezeichnet. In den achtzig Bänden seiner polygraphischen Produktion gibt es weniger Abfall als in der irgendeines anderen polygraphischen Genies, weniger als bei Voltaire, fast möchte ich auch sagen als bei Goethe. Sein Fehlen im neunzehnten Jahrhundert stellen wir uns als eine enorme Leere vor, etwa wie das Fehlen Napoleons."

Und schließlich der Maler Victor Hugo.

Bei Gelegenheit des Buches von Raymond Escholier, Konservator des Victor-Hugo-Museums, schreibt Jean-Jacques Brousson in den *Nouvelles Littéraires:*

„Der große Wahrsager hatte die Koketterie, seinen professionellen Bleistift neben die Geige von Ingres zu legen. Der Urheber der ‚Legende des siècles' hat über sich selbst eine richtige Legende geschaffen. Er hat gesagt und sagen lassen, daß seine Zeichnungen nur die Erholung einer lyrischen Feder wären, Arabesken am Rande . . .

Mit Raymond Escholier wohnen wir der Entstehung dieser phantastischen Zeichnungen bei, die Hugo den Beinamen eines ‚Turner der Nacht' eingetragen haben. Die Legende des Laboratoriums des Dr. Faust wird vernichtet gegenüber der Klarheit der Dokumente. Ohne Zweifel fügt der Visionär der gewöhnlichen Palette den Kochkessel des Sabbats hinzu — den Grund seiner Kaffeetasse. Er mischt von allem ein

Digitized by Google

wenig mit Sepia. Um Rußfarbe zu erhalten, foltert er das Bild. Er zerkratzt es. Er wäscht es. Er hält es über die Flamme, die es beleckt, trocknet es, läßt es zusammenschrumpfen wie ein totes Blatt. Bedurfte die Zeichnung aller dieser Beschwörungen? Nein! Aber Hugo fürchtete, daß man seine emsigen Studien von Perspektive und Zeichnung nicht entdeckte."

Stefan Zeromski

Im letzten November hat Polen seine beiden größten Schriftsteller verloren: Ladislaus Reymont, den Dichter der „Bauern", und Stefan Zeromski. Die Gipfel beider Dichter liegen in der Vorkriegszeit.

Über Zeromski erfahren wir aus einem Aufsatz „Die gestrige polnische Literatur" von Anna Leo-Rose in der *Revue de Genève:*

„Dieser Schriftsteller widmete sein großes Genie, seine tiefe Sensibilität, sein feuriges Temperament, seine mächtige und lebensgierige Sinnlichkeit dem Dienst seines Vaterlandes. In der erstickenden Stagnation der Knechtschaft wehrte er sich, schloß sich schon mit jungen Jahren jedem sich ankündenden Schimmer einer Aktion an und nahm tätigen Anteil an der heimlichen Aufklärung des Volkes. In seiner leidenschaftlichen Seele entarteten das durch so viel Elend entstandene Mitleid und die Entrüstung, fast krankhaft, zu einem Schmerz, der sich niemals beruhigen sollte. Indem er mit Erbitterung nach der Ursache aller dieser kollektiven und individuellen Übel suchte, entdeckte er sie in der sozialen Verfassung des alten Polens und in der Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen. Der Wille, sein Land politisch und moralisch neu entstehen zu sehen, erregte in Zeromski ein Gefühl der Schuld. Seit seinen ersten Werken zögerte er nicht, ein scharfes Licht auf alle unbekannten oder wissentlich verhüllten Fehler zu werfen. Er hatte den Mut, in einer Epoche, wo die historische, die Vergangenheit idealisierende Trilogie von Sienkiewicz fortfuhr, ‚die Herzen zu befestigen', mit einem stechenden Eifer alles das aufzudecken, was nach ihm und nach der objektiven Wahrheit zum Verlust Polens beigetragen hatte und noch beitrug . . .

Zeromski sparte nicht, indem er seine Anklage erhob. Wenn man sie liest, scheint es, daß er an der Kette aller Fehler, aller Schmerzen seiner Nation zog. Seine Traurigkeit hat keine Grenzen. Alles, was seine Hand umschlingt, erscheint als schneidende Klinge, die sein Blut fließen läßt. Wohin sein Blick fällt, entdeckt er ein Schauspiel, das seine Augen mit Tränen verdunkelt. Das Elend, die Unwissenheit, die Schlaffheit der geschädigten Klassen, die dumpfe, mitunter müde Resignation der Intellektuellen, die Gleichgültigkeit der Aristokratie — alles erweckt in ihm die Verzweiflung und ein unerträgliches Gefühl der Verantwortlichkeit. Sein außergewöhnlicher künstlerischer Schwung, die unvergleichliche Plastik seiner Beschreibungen, seine entzückte Sprache, seine tiefe Gelehrsamkeit schaffen Werke einzig in ihrer Art, übersät mit wundervollen Landschaften, Episoden eines intensiven Lebens, wo es von Charakteren mit frischen psychologischen Nuancen wimmelt. Aber diesen Werken fehlt zu oft konstruktive Harmonie, architektonische Linie, Fehler, die sich in den Übersetzungen noch mehr ausprägen. Das kühne soziale und politische Ideal Zeromskis verbannte die künstlerische Konzeption in die zweite Linie. Dieser große Dichter und große Mensch, ewig vom Schmerz im Herzen verwundet, ist das beste Beispiel der in Polen so häufigen Aufopferung des Künstlers im nationalen Dienst.

Als Haupt, Führer und Repräsentant gewisser Befreiungsmethoden betrach-

Digitized by Google

tet, wurde Zeromski von den Anhängern angebetet und den Gegnern gehaßt. Er setzte sein Programm klar in seinem Drama ‚Die Rose', das er nach der Schlappe der Revolution von 1905 schrieb, auseinander. Man findet dort einen Akt, der treu die richterlichen Untersuchungsmethoden wiedergibt, die in jener Zeit in Warschau gegenüber den politischen Gefangenen angewandt wurden, Methoden, deren furchtbares und düsteres Mysterium quer durch die Mauern der Zitadelle, wo diese Furchtbarkeiten geschahen, in die Stadt drangen . . .

Zeromski hatte zuviel gelitten, um Worte der Freude am Tage der Wiederaufrichtung seines Landes zu finden. Er würde sein Vaterland sich aus dem Grabe erheben sehen wollen in aller Reinheit, in aller göttlichen Schönheit. Er hätte, um es anzubeten, gewollt, daß es sich im Glanz der Vollkommenheit darböte. Jeder begangene Fehler bedeckte für ihn die Erscheinung mit einem Verbrechen, schuf eine Drohung für die Zukunft. Er war ohne Nachsicht für die unvermeidlichen Irrtümer, die in Polen während der Jahre, die dem Versailler Vertrag folgten, geschahen: Irrtümer, hervorgegangen aus den außergewöhnlichen Bedingungen, die die Wiederherstellung des polnischen Staates nach so langer Knechtschaft begleiteten. Die Kämpfe der Parteien, die schmerzlichen Enttäuschungen, die nationalen Fehler, die der große Freiheitstag schonungslos hervortreten ließ, verursachte ein schmerzliches Mißverständnis zwischen dem Autor und einer großen Zahl seiner Leser . . .

Zeromskis Werk, das etwa vierzig Bände zählt: Romane, Novellen, Theaterstücke, verschiedene Abhandlungen, ist den westeuropäischen Lesern fast völlig unzugänglich. Selbst in den historischen Romanen und fast immer handelt es sich um wesentlich nationale Probleme. Der leidenschaftliche Schmerz, der die Mängel und Fehler der Nation entkleidet, kann leicht zum Irrtum verleiten. Keine Übersetzung könnte übrigens den zauberhaften Reiz, die Musikalität von Zeromskis Sprache wiedergeben, ebensowenig die faszinierende Melancholie der polnischen Landschaft, betrachtet von dieser weichen und zarten Seele. Hingegen sind Probleme, Tendenzen, Gefühle nicht allein wesentlich polnisch, sondern auch eng an die Epoche gebunden, die sogar für die heutige junge Generation schon der Vergangenheit angehört."

William Butler Yeats Okkultismus

Yeats gab vor kurzem ein Buch heraus, das diesen langatmigen Titel führt:

„A Vision: An Explanation of Life founded upon the Writings of Giraldus and upon certain doctrines attributed to Kusta Ben Luka."

Zu diesem Werk bemerkt *The Times* in ihrem *Litterary Supplement:*

„Yeats letzter Ausflug in die Bezirke des Zweideutigen erneuert für die Kritik in einer besonders akuten Form das Problem, das die Geschichte der literarischen Aktivitäten lange hervorgerufen hat. Hier ist einer der sensitivsten und glänzendsten zeitgenössischen Schriftsteller, von dessen Zunge oder Feder Worte in Strömen fliegen, ebenso klar wie schnell, Musik auf ihrem Wege schaffend und Nachdenken über die zarten Schönheiten von Erde und Himmel — der aber im Grunde ungläubig und unbefriedigt ist: unaufhörlich gezwungen, seine Eindrücke zu untersuchen und zu läutern und immer nach tiefen und tieferen Bedeutungen der Dinge zu suchen . . . Es ist, als ob, da die Lebenswirklichkeiten unendlich sind, man diese Unendlichkeit als einen Grund dafür anführt, daß man unsere augenblickliche Erfahrung als unendlich kleine nicht schätzt . . .

Digitized by Google

Mit Blake und anderen kam das leidenschaftliche Verfolgen des Mysteriums aus einem Befehl des Verstandes, einer Verführung des Geistessamens, der sehr früh überholt wird ... Yeats Mystizismus scheint eher aus einem geringschätzig denkenden, quälenden Widerwillen gegen die Oberflächen der Dinge zu kommen. Wenn immer er Atem dazu hat und so lange er Atem hat, taucht er unter, um den unruhigen Kontakt mit Wind und Welle zu vermeiden ... Er widmet das vorliegende Buch (ein Werk, welches mit seiner ausgearbeiteten Vermischung von Astrologie und Psychologie, seiner bescheidenen Parade von gewissen scholastischen Anspielungen, seiner grüblerischen Aufnahme der Weisheit arabischer Nomaden ihm viele Jahre gekostet haben muß) einer Dame namens Vestigia, die er in seinem dritten Satz so anspricht:

‚Sie mit Ihrer Schönheit und Ihrer Gelehrsamkeit und Ihren mystischen Gaben werden von allen geliebt, und obgleich ich, als der erste Plan dieser Widmung geschrieben war, Sie mehr als dreißig Jahre nicht gesehen hatte, noch wußte, wo Sie sind und was Sie tun, und obgleich so viel geschah, seitdem wir das jüdische Shemahamphorasch in hebräischen Buchstaben mit seinen zweiundsiebenzig Namen Gottes abschrieben, war es offenbar, daß ich Ihnen mein Buch widmen muß.' ...

Und dies Buch, in seiner Vollendung, seinem intuitiven Genius, seiner flutenden Schönheit ist etwas müde durch die Überzeugung, die es auf uns überträgt: daß man weiß, dies und ebenso alles andere kann sich nicht loslösen von zärtlichen Geheimnissen."

Rudolf Kayser

Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. Emil Lederer, Professor der Nationalökonomie an der Universität Heidelberg.

Dr. Hans Carossa, München, Verfasser der Bücher „Doktor Bürgers Ende", „Eine Kindheit", „Rumänisches Tagebuch".

Reinhard Goering, Berlin, Verfasser der Dramen „Seeschlacht", „Der Erste", „Der Zweite" und „Scapa Flow".

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

BÜCHERSCHAU

Christian Bruhn, Gelehrte in Hypnose. Parus-Verlag, Hamburg.

Egmont Colerus, Zwei Welten. Paul Zsolnay, Wien.

Lovis Corinth, Selbstbiographie. S. Hirzel, Leipzig.

Heinrich Gelzer, Guy de Maupassant. Carl Winter, Heidelberg.

Karl Glossy, Das Burgtheater. A. Hartleben, Wien.

Jarosle Hasek, Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk. Adolf Synek, Prag.

Heinrich Hasse, Schopenhauer. Ernst Reinhardt, München.

Wilhelm Hausenstein, Rembrandt. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Alex. Herzberg, Zur Psychologie d. Philosophie u. d. Philosophen. Felix Meiner, Leipzig.

Fred Hildenbrandt, Kleine Chronik. Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

Paul Th. Hoffmann, Buddhas Reden. Kunstwart-Verlag Callwey, München.

Fedor B. Isjagin, Der Herr ohne Hose. Iris-Verlag, Frankfurt a. M.

Camillo v. Klenze, From Goethe to Hauptmann. The Viking Press, New York.

Jonathan Kräutlein, Nietzsches Morallehre. Felix Meiner, Leipzig.

Ferdinand Lion, Große Politik. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Ernst Lissauer, Auswahl. Kunstwart-Verlag Callwey, München.

Wilhelm Matthiessen, Das Totenbuch. I. P. Bachem, Köln.

F. Menhofer, Zeig mir Deine Hand. Zeitgeist-Verlag, München.

Waldemar Penkert, Von unbekannten Dichtern, Denkern u. Träumern. L. Heege, Schweidnitz.

M. Rikli, Von den Pyrenäen zum Nil. Ernst Bircher, Bern.

Friedr. Rosenthal, Theater in Österreich. A. Hartleben, Wien.

Leo Schestow, Potestas Clavium. Verlag d. Nietzsche-Ges., München.

Friedr. Schönemann, Amerikanische Lyrik. Kunstwart-Verlag Callwey, München.

Elisabeth Siewert, Der indische Gott auf dem Lande. Kunstwart-Verlag Callwey, München.

Richard Specht, Franz Werfel. Paul Zsolnay, Wien.

B. Traven, Das Totenschiff. Büchergilde Gutenberg, Berlin.

Reinhold Zickel, Die Schwarzmühle. Iris-Verlag, Frankfurt a. M.

Besprechungen einzelner Werke vorbehalten.

Digitized by Google

DIE KREATUR

EINE ZEITSCHRIFT
VIERMAL IM JAHR ERSCHEINEND

HERAUSGEGEBEN VON
MARTIN BUBER, VIKTOR WEIZSÄCKER
UND JOSEPH WITTIG

*

Aus dem Inhalt des ersten Heftes
(FRÜHLING 1926)

Franz Rosenzweig: Die Schrift und das Wort
W. Iwanow und M. O. Gerschenson:
Briefwechsel von zwei Zimmerwinkeln
Rudolf Ehrenberg: Glaube und Bildung
Martin Buber: Das Erzieherische
Eugen Rosenstock: Lehrer oder Führer?
Viktor von Weizsäcker: Der Arzt und der Kranke
Wilhelm Michel: Gestalten der Angst
Joseph Wittig: Das Volk von Neusorge
Florens Christian Rang: Das Reich
Alfons Paquet: Florens

*

Preis des etwa 120 Quartseiten umfassenden Heftes: Rm. 3.50, Jahresabonnement: Rm. 12.–

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER
BERLIN

Digitized by Google

DIE SCHRIFT

ZU VERDEUTSCHEN UNTERNOMMEN VON
MARTIN BUBER
GEMEINSAM MIT
FRANZ ROSENZWEIG

*

Erster Band
DAS BUCH „IM ANFANG"

Zweiter Band
DAS BUCH „NAMEN"

In Pappband Rm. 4.— / In Ganzpergament Rm. 10.—

Der Kenner der hebräischen Bibel wird entzückt sein, hier einer Übersetzung zu begegnen, die allen Ansprüchen gewachsen ist, die die Gegenwart stellt. Das Unternehmen ist für Juden wie für Christen von genau dem gleichen Interesse, denn alle bisher vorhandenen Übersetzungen erscheinen an dem Geiste des Originals gemessen heute völlig unzulänglich. (Hamburger Echo)

So schreiben nun also diese zwei Männer eine Bibel, die vom Atem des Wortes belebt und durchzogen ist. Aber wie müssen sie auf das innerste Leben, auf die Seele der „Schrift" gelauscht haben, um sie so in Zeichen auszudrücken und uns verständlich machen zu können! Nicht weniger bekommen wir so zu hören als die Ursprache der Menschheit, jene alleinheitliche, in der einmal, vor Babel, die Seele aus jedem Menschen sprach.
(Kurt Münzer in „Die Literatur")

Demnächst erscheint
FRANZ ROSENZWEIG

JEHUDA HALEVI

92 HYMNEN UND GEDICHTE DEUTSCH
MIT EINEM NACHWORT UND MIT ANMERKUNGEN

Ausführliche Prospekte in allen Buchhandlungen

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER
BERLIN

Digitized by Google

Die Werke von

Reinhard Goering

Soeben erschien die 13. Auflage von

Seeschlacht
TRAGÖDIE
Geheftet 2 RM, gebunden 3 RM

*

Ferner erschienen

Jung Schuk
ROMAN
Geheftet 3 RM, gebunden 4.50 RM

*

Der Erste
SCHAUSPIEL
Geheftet 1.50 RM, Halbleinen 2.50 RM

*

Der Zweite
TRAGÖDIE
Geheftet 1.50 RM, gebunden 2.50 RM

*

Die Retter
TRAGISCHES SPIEL
Geheftet 1.50 RM, gebunden 2.50 RM

*

Scapa Flow
Geheftet 1.50 RM, gebunden 2.50 RM

S. Fischer / Verlag / Berlin

Die Werke von

Ellen Key †

Missbrauchte Frauenkraft
Ein Essay. 7. Tausend
Geh. 2 RM, Halbleinen 3 RM

Das Jahrhundert des Kindes
Studien. 33. Tausend
Geh. 4.50 RM, Halbleinen 6 RM

Über Liebe und Ehe
Essays. 35. Tausend
Halbleinen 6 RM

Persönlichkeit und Schönheit in ihren gesellschaftlichen und geselligen Wirkungen
Essays. 6. Tausend
Geh. 4 RM, gebunden 5 RM

Seelen und Werke
Essays. 4. Tausend
Geh. 4 RM, gebunden 5 RM

S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

Digitized by Google

„Dies Buch tut mehr für Heine, als Eckermann für Goethe tat"
The Observer, London

Gespräche mit Heine

Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben
von

H. H. Houben

1100 Seiten auf Dünndruckpapier
In biegsamem Leinenband RM 15.–

Ein brillantes Feuerwerk von Geist und Witz wird fast auf jeder Seite dieses Buches abgebrannt, das in chronologischer Anordnung die Gespräche mit Heine enthält, von dem ersten altklugen Wort des Knaben Harry bis zum letzten Wort des sterbenden Dichters. Wertvolle Zugaben des Werkes, das Anspruch auf Vollständigkeit erheben darf, sind Quellenverzeichnis und Register. „Die Wahrheit", Prag

Das Buch enthält weit über 800 Gespräche, und darunter wichtiges ungedrucktes Material, das aus zahlreichen bisher noch nicht veröffentlichten Briefwechseln Heinescher Zeitgenossen stammt. Die vortreffliche Sammlung kann man wirklich als eine unentbehrliche Ergänzung der Werke Heines betrachten. „Berliner Börsen-Zeitung"

Ein Wunderwerk der Sammlung, eines Fleißes, wo er an Genie grenzt, und einer Kenntnis der Materie, die heute wohl unerreicht dasteht. Auf diesen mehr als 1000 Dünndruckseiten erhalten alle irgendwie zugänglichen Heine-Äußerungen ein zauberhaftes zweites Leben, weit hervorgeholt aus der Flut der Erinnerungen und Briefwechsel, aus dem Chorus der Liebe, Teilnahme, nicht minder vielleicht der Eifersucht, des Mißwollens. Hier lernt man den Dichter gleichsam erst persönlich kennen. „Wiener Allgemeine Zeitung"

Rütten & Loening Verlag
Frankfurt a. M.

Digitized by Google

DUNKER & HUMBLOT, MÜNCHEN, Theresienhöhe 3c

Vor kurzem erschien:

Festgabe für Lujo Brentano

Die Wirtschafts-wissenschaft nach dem Kriege

Neunundzwanzig Beiträge über den Stand der deutschen und ausländischen sozial-ökonomischen Forschung nach dem Kriege

Band I: Wirtschaftspolitische Ideologien.
Band II: Der Stand der Forschung.

Preis der beiden über 900 Seiten starken Bände 32 Mark, gebunden 39 Mark.

Mit Beiträgen von Prof. Amonn (Prag), Prof. Clay (Manchester), Prof. Brinkmann (Heidelberg), Prof. Gide (Paris), Prof. Nitti (Rom), Prof. Oppenheimer (Frankfurt a. M.), Prof. v. Schulze-Gaevernitz (Freiburg i. B.), Prof. Seligmann (Neu York), Prof. Adolf Weber (München), Prof. v. Wiese (Köln), Prof. v. Zwiedineck-Südenhorst (München) und vielen anderen.

Herausgeber:

M. J. Bonn und M. Palyi.

„. . . Keine Festschrift zur Feier eines Nationalökonomen kann sich von so tiefem wissenschaftlichen Ernst getragener Beiträge rühmen wie die für Lujo Brentano."
(Finanzpolitische Korrespondenz.)

„. . . In den zwei stattlichen Bänden ist ein Querschnitt durch die Wirtschaftswissenschaft gezogen, die kein Lehrbuch bieten kann . . ."

„. . . ein Werk, in dem das Wesentliche in knapper und klarer Weise gesagt ist . . ."

„. . . ein über das Zunftinteresse hinausgreifendes, schon durch seine Problemstellung dokumentarisch hervorragendes Sammelwerk." „Der Querschnitt" 1926.

„Nach der Max Weber-Erinnerungsgabe ist die vorliegende Festschrift die umfassendste, im Reichtum der Probleme vielfältigste Sammlung deutscher Gelehrtenarbeit, die wir besitzen." „Literar. Handweiser" 1925/26.

Vor kurzem erschien:

Georg Friedrich Knapp

Einführung in einige Hauptgebiete der Nationalökonomie

27 Beiträge zur Sozialwissenschaft.
Preis 15 Mark. Gebunden 18,50 Mark.

INHALT:

I. Statistik

II. Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit

III. Grundherrschaft und Rittergut

IV. Geldtheorie

V. Lehrer und Freunde

„Andere Lehrer unserer Wissenschaft hatten wir bewundert, andere geachtet, andere gescheut. Dieser allein gewann unsere Ehrfurcht. In all-vermischender Zeit hat er, durchaus unangefochten von den Mächten des Tages und Jahres, sein Bild als Forscher, und nur als Forscher erfüllt ... als Norm sollten diese Abhandlungen lebendig bleiben und als Erinnerung, daß auch in Wissenschaften nur das im höchsten Sinne gilt, was Gestalt geworden und also auch durch keinen Fortschritt aufzuheben ist." Prof. Dr. Kurt Singer im Hamburger Wirtschaftsdienst 1926.

„. . . Meisterstücke schriftstellerischer Kunst. Auf jedem dieser Gebiete (Statistik, Agrargeschichte, Geldtheorie) hat er Überragendes, schlechthin Vollendetes und Bleibendes geleistet und die Wissenschaft weitergetrieben." Dr. A. Schmidt-Hoepke in der „Deutschen Bergwerkszeitung".

„Diese Sammlung schwer zugänglicher Schriften ist ein ganz großes Geschenk." „Finanzpol. Korrespondenz", Febr. 1926.

Digitized by Google

DUNCKER & HUMBLOT, MÜNCHEN, Theresienhöhe 3c

Vor kurzem (Ende 1925) erschien:

ERNST TROELTSCH

Glaubenslehre

Nach Heidelberger Vorlesungen aus den Jahren 1911 und 1912

Gr. 8°. VIII, 420 Seiten. Preis M. 13.—, gebunden M. 17.—

Aus dem Inhalt:

Einleitung und Vorfragen. Quellen und Autoritäten. – Offenbarung und Glaube. – Glaube und Wissen.
I. Christus als Gegenstand des Glaubens. Glaube und Geschichte. — Die Trinitätslehre als Formel der Verbindung des Historischen und des Religiösen im Christentum.
II. Der christliche Gottesbegriff.
III. Der christliche Weltbegriff. Die innere Lebendigkeit Gottes oder das Wunder.
IV. Der christliche Seelenbegriff. Der unendliche Wert der Seele. — Die Gottebenbildlichkeit. — Die Erbsünde.
V. Der christliche Erlösungsbegriff. Der Gesamtcharakter der Erlösung als Gnade und Wiedergeburt.
VI. Die christliche Lehre von der religiösen Gemeinschaft (Fragment). Die Kirche. — Das Gnadenmittel des Wortes. — Die Sakramente und der Kultus.
VII. Die Vollendung (Fragment). Stellung u. Bedeutung d. Eschatologie.

„. . . Das Buch ist von solcher Unmittelbarkeit und Lebendigkeit, der starke herzhafte Mann tritt hier mit solcher Frische und Fülle vor uns, sein gesprochenes Wort, das in seiner gedrängten, geisterfüllten und humorvollen Art keines seiner anderen Bücher so widerspiegelt, läßt ihn so packend vor uns wiedererstehen, daß wir, seine Freunde, dieses Buch nie und nimmer missen wollten." *Prof. Weinel i. d. Münch² Neueste Nachr. v. 2. IV. 1926.*

Die „Südd. Bl. f. Kirche u. Freies Christent." (Febr. 1926) sprechen von der „Energie, dem Pathos, der Fülle dieses Buches". . . . „Der Ernst und Fleiß seiner Auseinandersetzung mit den Nöten und Fragen modernen Denkens ist überwältigend."

„. . . Das lebendige Bekenntnis eines großen Gelehrten und frommen Mannes . . . Troeltschs kühne Offenheit, die große Spannweite seines Blicks und vor allem seine tiefe, ehrfürchtige Frömmigkeit kommen hier zu beredtem Ausdruck." *Köln. Zeitung vom 14. Jan. 1926.*

„. . . Eine klassische Leistung eines Meisters." *„Der Tag" vom 3. Jan. 1926.*

Digitized by Google

Für die Sommer- und Reisezeit!

Peter Altenberg
DER NACHLASS
4. Auflage
Geheftet 3.50 RM, Halbleinen 5 RM

*

Hermann Bahr
O MENSCH!
Roman. 12. Aufl.
Geheftet 4.50 RM, Halbleinen 6 RM

*

Herman Bang
EXZENTRISCHE NOVELLEN
11. Auflage
Geh. 4.50 RM, geb. 5.50 RM, Ganzl. 6.50 RM

*

Robert Browning und Elizabeth Barrett-Barrett
BRIEFE
10. Auflage
Geheftet 4 RM, Halbleinen 6 RM

*

Laurids Bruun
VOM BOSPORUS BIS ZU VAN ZANTENS INSEL
11. Auflage
Geheftet 4 RM, Halbleinen 5.50 RM

*

Marie von Bunsen
IM RUDERBOOT DURCH DEUTSCHLAND
6. Auflage
Geh. 4 RM, geb. 5 RM, Ganzl. 6 RM

*

Richard Dehmel
ZWEI MENSCHEN
79. Auflage
Geheftet 4.50 RM, Ganzleinen 6.50 RM
Halbleder 9 RM

*

Alfred Döblin
REISE IN POLEN
3. Auflage
Geheftet 6.50 RM, Ganzleinen 8.50 RM

Otto Flake
DER GUTE WEG
Roman. 8. Auflage
Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM

*

Theodor Fontane
EFFI BRIEST
Roman. 96. Auflage
Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM

DER STECHLIN
Roman. 68. Auflage
Geheftet 6 RM, Halbleinen 8 RM,
Ganzleinen 8.50 RM, Halbleder 10 RM

*

Gustaf af Geijerstam
DAS BUCH VOM BRÜDERCHEN
Roman einer Ehe. 53. Auflage
Geheftet 4 RM, Ganzleinen 6 RM

*

Frank Harris
OSCAR WILDE
Eine Lebensbeichte. 13. Auflage
Geheftet 6 RM, Halbleinen 8 RM

*

Gerhart Hauptmann
DIE INSEL DER GROSSEN MUTTER
oder
DAS WUNDER VON ILE DES DAMES
Roman. 75. Auflage
Geh. 4.50 RM, geb. 6 RM, Ganzl. 6.50 RM

DER KETZER VON SOANA
141. Auflage
Geheftet 3.50 RM, Ganzleinen 5.50 RM

*

Hermann Hesse
Gesammelte Werke in Einzelausgaben:
KURGAST
Aufzeichnungen von einer Badener Kur. 14. Auflage
Geheftet 3.50 RM, Ganzleinen 5.50 RM

PETER CAMENZIND
Roman. 115. Auflage
Geheftet 4.50 RM, Ganzleinen 6.50 RM

S. Fischer / Verlag / Berlin

Digitized by Google

Für die Sommer- und Reisezeit!

Arthur Holitscher
DER NARRENBAEDEKER
Aufzeichnung. a. Paris u. London. 4. Aufl.
Geheftet 4 RM, Ganzleinen 6 RM

*

Felix Hollaender
DER TÄNZER
Roman. 30. Auflage
Geheftet 4 RM, Ganzleinen 6 RM

*

Norbert Jacques
AUF DEM CHINESISCHEN FLUSS
Reisebuch. 9. Auflage
Geheftet 4.50 RM, Halbleinen 6.50 RM

*

Johannes V. Jensen
ZUG DER CIMBERN
5. Auflage
Geheftet 4.50 RM, Ganzleinen 6.50 RM

*

Bernhard Kellermann
DER TUNNEL
Roman. 243. Auflage
Geheftet 5.50 RM, Ganzleinen 7.50 RM
Halbleder 10 RM

DIE BRÜDER SCHELLENBERG
Roman. 20. Auflage
Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM

*

Alfred Kerr
O SPANIEN!
Eine Reise. 6. Aufl.
Geheftet 3 RM, gebunden 4.50 RM

*

Annette Kolb
DAX EXEMPLAR
Roman. 8. Auflage
Geheftet 3.50 RM, Ganzleinen 5.50 RM.

*

Aage Madelung
DAS UNSTERBLICHE WILD
Novellen. 4. Auflage
Geheftet 4 RM, Halbleinen 5.50 RM

Thomas Mann
DER ZAUBERBERG
Roman. 2 Bände. 60. Auflage
Geheftet 16 RM, Halbleinen 20 RM
Ganzleinen 21 RM, Halbleder 25 RM

*

Peter Nansen
MARIA
Ein Buch der Liebe. 35. Auflage
Geheftet 2 RM, Ganzleinen 3.50 RM

*

Arthur Schnitzler
DER WEG INS FREIE
Roman. 45. Auflage
Geheftet 5.50 RM, Ganzleinen 7.50 RM
Halbleder 9 RM

*

Albert Steffen
DIE HEILIGE MIT DEM FISCHE
Sieben Novellen. 5. Auflage
Geheftet 3 RM, Ganzleinen 4.50 RM

*

Lytton Strachey
QUEEN VICTORIA
5. Auflage
Geheftet 6.50 RM, Ganzleinen 8.50 RM

*

Emil Strauß
In einheitlicher neuer Ausstattung:
FREUND HEIN
Eine Lebensgeschichte. 36. Auflage
Geheftet 4.50 RM, Ganzleinen 6.50 RM

DER NACKTE MANN
Roman. 19. Auflage
Geheftet 4.50 RM, Ganzleinen 6.50 RM

KREUZUNGEN
Roman. 62. Auflage
Geheftet 4.50 RM, Ganzleinen 6.50 RM

*

Jakob Wassermann
Gesammelte Werke in Einzelausgaben:
CHRISTIAN WAHNSCHAFFE
Roman in 2 Bänden. 55. Auflage
Geheftet 12 RM, Ganzleinen 16.50 RM
Halbleder 22 RM

LAUDIN UND DIE SEINEN
Roman. 36. Auflage
Geheftet 6 RM, Ganzleinen 8.50 RM
Halbleder 11 RM

S. Fischer / Verlag / Berlin

Digitized by Google

MEYERS REISEBÜCHER

in braunen Ganzleinenbänden mit Goldaufdruck

Allgäu, Bodensee, Bregenzer Wald, München, Augsburg und Ulm. 2. Auflage. 1925. Mit 11 Karten, 9 Plänen, 6 Grundrissen und 3 Rundsichten . . . . 4 M.

Oberbayern und München, Innsbruck und Salzburg. 4. Auflage. 1925. Mit 15 Karten, 21 Plänen und Grundrissen und 5 Rundsichten . . . . . 5.25 M.

Franken und Nürnberg, Fränk. Schweiz, Fichtelgebirge, Frankenwald, Spessart. 3. Auflage. 1921. Mit 12 Karten, 12 Plänen und 4 Grundrissen . 3 M.

Bayerischer und Böhmerwald, Regensburg, Passau, Linz, Budweis, Pilsen. 3. Auflage. 1922. Mit 8 Karten und 5 Plänen . . . . . 3.25 M.

Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg. 16. Auflage. 1922. Mit 19 Karten, 11 Plänen usw. 4.50 M.

Thüringer Wald, Nördliches u. Südliches Vorland, Oberes Saaltal, Thüringisches Vogtland. 25. Auflage. 1926. Mit 22 Karten, 23 Plänen und 2 Rundsichten . 4 M.

Der Harz, Kyffhäuser, Hildesheim. 24. Auflage. 1922. Mit 19 Karten, 6 Plänen, 1 Grundriß usw. 4 M.

Dresden, Sächsische Schweiz, Böhmische Schweiz, Östliches Erzgebirge, Böhmisches Mittelgebirge. 11. Auflage. 1923. Mit 13 Karten, 5 Plänen, 7 Grundrissen und 4 Rundsichten. (Vereinsbuch des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz) . . . . 4.25 M.

Erzgebirge, Vogtland, Nordböhmen mit den Böhmischen Bädern. 2. Auflage. 1921. Mit 10 Karten, 8 Plänen und 2 Rundsichten . . . . . 3.75 M.

Riesengebirge, Isergebirge, Grafschaft Glatz, Altvater. Enthält auch Waldenburger Gebirge. 20. Auflage. 1926. Mit 16 Karten, 10 Plänen und 2 Rundsichten. Erscheint im Sommer.

Deutsche Ostseeküste I: Lübeck, Mecklenburg, Schleswig-Holstein. 1924. Mit 21 Karten, 30 Plänen usw. 4 M.

Deutsche Ostseeküste II: Rügen und die Pommersche Küste mit ihrem Hinterland. 2. Auflage. 1924. Mit 10 Karten und 14 Plänen . . . . . 3.75 M.

Deutsche Nordseeküste, Hamburg, Bremen, Seebäder. 5. Auflage. 1923. Mit 21 Karten, 18 Plänen und 4 Grundrissen nebst Seezeichen-Tafel . . . 5.25 M.

Norwegen, Schweden und Dänemark nebst Spitzbergen und Island. 11. Auflage. 1914. Mit 32 Karten und 22 Plänen . . . . . 5 M.

Ostalpen. Erster Teil: Bayerisches Hochland, Allgäu; Nordtirol: Inntal, Lechtal. Ötztaler und Stubaier Alpen, Vorarlberg. 13. Auflage. 1923. Mit 19 Karten. 10 Plänen, Grundrissen und 10 Rundsichten . 5.75 M.

Ostalpen. Zweiter Teil: Berchtesgaden, Chiemgau, Salzburg, Salzkammergut, Pinzgau, Hohe Tauern, Unterinntal, Zillertaler Alpen. 12. Auflage. 1923. Mit 17 Karten, 8 Plänen und 7 Rundsichten . . . . . 5.50 M.

— **Dritter Teil:** Südtirol, Ortler, Adamello, Dolomiten. 13. Auflage. 1926. Erscheint im Herbst.

— **Vierter Teil:** Österreichische Alpen östlich der Tauernbahn. In Vorbereitung.

Der Hochtourist in den Ostalpen. Von Ludwig Purtscheller und Heinrich Heß begründet. 5. Auflage, neu herausgegeben im Auftrag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins unter der Schriftleitung von Hanns Barth-Wien.

1. Band: Nördliche Ostalpen vom Bodensee bis zur Isar, Bregenzer Wald, Allgäuer und Lechtaler Alpen, Tannheimer Gruppe, Ammergauer Berge, Wettersteingebirge, Mieminger Kette. Mit 9 Kammverlauf- und 6 Anstiegskizzen. 1925 . . . . . 9.50 M.

2. Band: Nördliche Ostalpen von der Isar bis zur Salzach: Karwendel, Rofangebirge, Kaisergebirge, Loferer und Leoganger Steinberg, Berchtesgadner Kalkalpen, Bayerische Voralpen. 1926. Mit 14 Kammverlauf- und 13 Aufstiegskizzen . . . 10 M.

3.—8. Band: In Vorbereitung.

Riviera, Südfrankreich, Korsika, Algerien und Tunis. 9. Auflage. 1913. Mit 30 Karten, 37 Plänen und 1 Grundriß . . . . . 4.50 M.

Ober-Italien, von den Oberitalienischen Seen bis Florenz. 1925. Mit 20 Karten, 26 Plänen usw. . . 10 M.

Mittel-Italien, Florenz, Rom und die Campagna. 2. Auflage. 1926. Mit 8 Karten, 20 Plänen usw. . 9 M.

Unter-Italien, Neapel, Süditalien und Sizilien. 1926. Mit 24 Karten, 15 Plänen und 21 Grundrissen . 12 M.

Ägypten und Südân. 6. Auflage. 1914. Mit 13 Karten, 36 Plänen und Grundrissen und zahlreichen Abbildungen . . . . . 4.50 M.

Palästina und Syrien. 5. Auflage. 1913. Mit 10 Karten, 17 Plänen und 2 Abbildungen . . . . 3.50 M.

„Die Zuverlässigkeit der Reisehandbücher des Bibliographischen Instituts, Leipzig, ist längst erprobt; Karten, Pläne und Rundsichten verdienen alles Lob."
Frankfurter Zeitung.

MEYERS SPRACHFÜHRER

Dänisch und Norwegisch, von C. Petersen . . . Geb. 3 M.

Englisch, von M. Ridpath-Klien . . . . . Geb. 3.50 M.

Französisch, v. G. Monod. Geb. 3 M.

Italienisch, von B. Wiese. Geb. 3 M.

Niederländisch (Flämisch), von Prof. v. Ziegesar . . . . Geb. 3 M.

Polnisch, von Damanski. Geb. 3 M.

Portugiesisch, von C. G. Kordgien und C. M. de Vasconcellos . . . . . Geb. 3 M.

Russisch, von A. Redkin. Geb. 3 M.

Schwedisch, von O. Freye-Dütschke . . . . . Geb. 3 M.

Spanisch, von Georg Fliedner Geb. 3.50 M.

Türkisch, v. Muhieddin. Geb. 3 M.

„Über den Nutzen der Meyerschen Sprachführer-Sammlung braucht kein Wort mehr verloren zu werden: die ‚Sprachführer' sind ihr eigener Anwalt."
Blätter für Bücherfreunde, Leipzig.

Vollständige Verzeichnisse kostenfrei durch jede Buchhandlung oder vom

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig

Digitized by Google

Der

Reclamband

in jeder Hand

an der See und im Gebirge

Eine Auswahl:	M.
Flemming Algreen-Uffing: Auf und nieder. Humoresken und Erzählungen	0.80
Otto Anthes: Unter den sieben Türmen. Lübische Geschichten	0.80
Hermann Bahr: Die schöne Frau. Nov.	0.80
Rud. Hans Bartsch: Pfingstküsse. Nov.	0.80
Alice Berend: Kleine Umwege. Nov.	0.80
Gisela von Berger: Die Schlange. Nov.	0.80
Johannes Boldt: Pilgerfahrt. Eine florentinische Novelle aus der Renaissance	1.20
Felix Braun: Die vergessene Mutter. Novellen	0.80
Svend Fleuron: Die Marodeure des Sees und andere Tiergeschichten	0.80
Friedrich von Gagern: Der Marterpfahl. Novelle	0.80
Franz Karl Ginzkey: Brigitte und Regine und andere Dichtungen	0.80
Max Halbe: Frau Meseck. Eine Dorfgeschichte	0.80
Per Hallström: Novellen	1.20
Heinrich Hansjakob: Der Theodor. Ein Lebensbild aus dem Schwarzwald	0.80
Gerhart Hauptmann: Bahnwärter Thiel. Novellistische Studie	0.80
J. C. Heer: Der Held der heiligen Wasser	0.80
Sophie Hoechstetter: Lord Byrons Jugendtraum. Novelle	0.80
Ricarda Huch: Der neue Heilige. Nov.	0.80
Rudolf Huch: Der tolle Halberstädter. Erzählung	0.80
— Der Herr Reveu und seine Mondgöttin. Eine kuriose Affäre aus der Perückenzeit	1.20
Alfred Huggenberger: Der Glückfinder. Novelle	0.80
Adolf Koelsch: Gaukler des Lebens. Erlebnisse und Gesichte	0.80
Alma Johanna Koenig: Schibes. Erz.	0.80
Selma Lagerlöf: Eine Gutsgeschichte	1.20
Dietrich Loder: Das verrückte Auto. Humoresken und Grotesken	0.80
Emil Lucka: Thule. Eine Sommerfahrt	0.80
Thomas Mann: Tristan. Eine Novelle	0.80
Hans Müller: Der Brand v. Trukitzan. Erzählung	0.80
Josef Friedrich Perkonig: Siebenruh. Novelle	0.80
Benno Rüttenauer: Weltgeschichte in Hinterwinkel. Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen schwäbischen Ziegenhirten	0.80
Leopold v. Sacher-Masoch: Don Juan von Kolomea. Novelle	0.80
Wilhelm Schäfer: Rheinische Novellen	0.80
Jakob Schaffner: Die Mutter. Novelle	0.80
Albrecht Schaeffer: Die tanzenden Füße. Erzählung	1.20
Oskar A. H. Schmitz: Heimliche Geschichten	0.80
A. Schnitzler: Die dreifache Warnung. Novelle	0.80
Karl Schönherr: Die erste Beicht' und andere Novellen	0.80
Gustav Schröer: Kinderland. Erzählungen und Skizzen aus dem Kinderleben	0.80
Fedor Sommer: Ein wunderliches Eiland. Novelle	0.80
Hermann Stehr: Der Schindelmacher. Novelle	0.80
Lisa Wenger: Wie der Wald still ward. Eine Tiergeschichte	1.20
Stefan Zweig: Angst. Novelle	0.80

Sie finden die schönen Reclam-Bände in jeder besseren Buchhandlung!

Verlag Philipp Reclam jun. / Leipzig

Digitized by Google

ARTHUR HOLITSCHER

REISEBÜCHER

AMERIKA HEUTE UND MORGEN
Reiseerlebnisse
14. Auflage
Mit 63 Abbildungen, in Halbleinen RM 8.–

DREI MONATE IN SOWJET-RUSSLAND
15. Auflage
Geheftet RM 2. –, gebunden RM 3. –

REISE DURCH DAS JÜDISCHE PALÄSTINA
10. Aufl. / Mit 15 Abbildungen u. einer Karte
Geheftet RM 2.–, gebunden RM 3. –

DER NARRENBAEDEKER
Aufzeichnungen aus Paris und London
Mit 15 Holzschnitten von Frans Masereel
1.–4. Auflage
Geheftet RM 4.–, Ganzleinen RM 6.–

Vorzugsausgabe in 300 Exemplaren auf Büttenpapier. Nr. 1–50 mit einer Mappe, die je einen Handabzug der Holzschnitte auf Japan mit Masereels Unterschrift enthält, in Ganzpergament RM 100.–.

Nr. 51–300 ohne die Mappe, der Druckvermerk von Frans Masereel unterschrieben, in Halbpergament RM 20.–.

ERZÄHLENDE WERKE

DER VERGIFTETE BRUNNEN
Roman / Geheftet RM 4. –

DAS SENTIMENTALE ABENTEUER
Novelle
Geheftet RM 2.50, gebunden RM 3.50

DER GOLEM
Ghettolegende / Geheftet RM 2.–

WORAUF WARTEST DU?
Roman / Geh. RM 3. –

GESCHICHTEN AUS ZWEI WELTEN
2. Auflage
Geheftet RM 3. –, gebunden RM 4.–

BRUDER WURM
6. Auflage / Geh. RM 1. –, geb. RM 1.80

ADELA BOURKES BEGEGNUNG
Roman / 5. Auflage
Geheftet RM 4.–, gebunden RM 5.50

LEBENSGESCHICHTE EINES REBELLEN
Meine Erinnerungen / 1.–5. Auflage
Mit einem Bildnis des Verfassers
Geheftet RM 4.50, in Halbleinen RM 6.–

In der Sammlung
Der Wohlfeile Gute Roman:
SCHLAFWANDLER
Erzählung / Geh. RM –.80, geb. RM 1.50

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

Die ersten Pressestimmen über

Hermann Hesse
BILDERBUCH

1. bis 10. Auflage. Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM

Berliner Tageblatt:

Diese Reisebilder sind Märchen der Wanderfreude, zaubermächtig wie Andersens unsterbliche, einfach scheinende Erzählungskunst. Hesses Fähigkeit, zarteste, feingefühlteste Empfindung vergeistigt weitergeben zu können, mit fast spielerisch scheinender Treffsicherheit der Wortkunst, zeigt sich in diesem Buch innerer Bilder in Vollendung. Vom Bodensee bis an das Ende von Sumatra bringt uns diese Lebenswanderung in Lächeln, in Schmerzlichkeit, in Weisheit.

Hamburger Nachrichten:

Eine Insel in der Hast des Lebens, beglückend ruhevoll, tiefinnerlich erleuchtet: Die Schweizer Heimat, der Bodensee, die glühenden Farben des Tessins, ein schöner, farbiger Abglanz von Hesses Indienreise . . . ein wahres Bilderbuch, in dem die Schönheit dieser Welt sich spiegelt, aber auch der traumdunkle Sinn, der uns mit See und Berg, Wolken und Wind verbindet.

Wiener Allgemeine Zeitung:

Erinnerung, Betrachtung, Sammlung vieler Jahre. Es sind Skizzen von unendlicher Feinheit und inbrünstiger Liebe der Beobachtung. Es ist ein zauberhaftes Buch für beschauliche Leser, die über die Sensation hinaus sind.

Prager Tageblatt:

Diese Skizzen sind gereift in aller Welt. Ein feiner Zauber ist in diesem Bilderbuch ohne Bilder, wie in allem, was Hermann Hesses Namen trägt.

Prospekte über die Werke Hermann Hesses kostenlos

S. Fischer / Verlag / Berlin

Digitized by Google

Walter de Gruyter & Co. Berlin W 10 und Leipzig
Postscheckkonto: Berlin NW 7 Nr. 59533

Soeben erschien:

Ehescheidungsrecht

EINE SAMMLUNG GRUNDLEGENDER ENTSCHEIDUNGEN

von Dr. jur. GUSTAV TUNICA
weil. Landgerichtsdirektor

Zweite, umgearbeitete und ergänzte Auflage von

Prof. Dr. jur. et Dr. oec. publ. ERNST GOLDSCHMIDT

375 Schicksale sind es, die in den einzelnen Tatbeständen, wie sie in den Urteilen verschiedener Obergerichte niedergelegt sind, hier an den Augen des Lesers vorüberziehen. Die rechtliche Behandlung dieser Fälle zeigt neben dem juristisch Interessanten zugleich große ethische und soziale Probleme unserer Zeit.
Eine unerschöpfliche Fundgrube ist die Darstellung dieser hundertfachen Einzelfälle und die Beurteilung derselben durch die Rechtsprechung. Mancher längst vergessene Vorfall, dessen Tragweite der Laie nicht übersehen konnte, wird in seiner Bedeutung vor Augen geführt. Nichts trifft den Gegner in allen Prozessen schlagender als die Möglichkeit, den Tatbestand durch Urteile von Obergerichten zu belegen, die einer gleichgearteten Klage stattgegeben haben. So wird dieses Buch aus der Feder eines erfahrenen Praktikers seinen Leserkreis nicht nur unter Juristen finden, sondern wird auch den Nichtjuristen wertvolle Aufklärung auf den Gebieten des Lebens und des Wissens geben.

Soeben erschien:

OSCAR OLLENDORFF

Liebe in der Malerei

NEUE BEITRÄGE ZUR PSYCHOLOGIE DER GROSSEN MEISTER

Mit 33 Lichtdrucktafeln
Einbandzeichnung von Walter Tiemann
Gebunden M. 18.—

Der rühmlichst bekannte Wiesbadener Kunstgelehrte, dessen vor Jahren erschienene und längst vergriffene „Andacht in der Malerei" seinen Namen mit einem Schlage bekannt machte, bietet hier zum ersten Male eine zusammenhängende Würdigung der Liebesdarstellung der großen Meister (Holbein, Dürer, Rembrandt, Michelangelo, Raffael, Rubens, Tizian, Correggio, Murillo, Velasquez usw.). Mit diesem fein empfundenen, tief durchdachten Werke wendet er sich nicht nur an die zünftigen Kunstforscher, sondern namentlich auch an das große Publikum wirklich gebildeter Kunstfreunde, die den bibliophil ausgestatteten Großoktavband gern ihrer erlesenen Bücherei einverleiben werden

Ein illustrierter Prospekt auf Kunstdruckpapier steht kostenfrei zu Diensten

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
in Leipzig

BUDDHA
und
DIONYSOS

Ein Zeit- und Weltbekenntnis
von KURT WALTER GOLDSCHMIDT
105 Seiten, 8° / Geheftet Rm. 2.—

Vom gleichen Autor erschien:

Quintessenz

Ausgewählte Schriften

278 Seiten, 8° / Geh. Rm. 4.—, Ganzleinen Rm. 6.—

Anselma Heine: „Der Eindruck ist ein Staunen darüber, daß dieser tiefgründige Seelenforscher, dieser Vermittler aller feinsten Empfindungsnuancen noch immer nicht zu den Vielgelesenen gehört."

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

CONCORDIA DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
ENGEL & TOECHE / BERLIN SW 11

Digitized by Google

Pressestimmen über

Annette Kolb

SPITZBÖGEN

Mit 11 Illustrationen von

Rudolf Großmann

Illustrierte Ausgabe auf bestem holzfreiem Papier und in Ballon-Leinen gebunden. Einband mit einer handkolorierten Zeichnung von Rudolf Großmann

Geheftet 6 RM, in Ganzleinen 8.50 RM

8 Uhr-Abendblatt, Berlin:

„... Diese huschenden, getupften Bruchstücke einer eleganten und doch analytisch-bohrenden Feder lassen das flatternde, schreckhafte, sehnsuchtsüberquellende Erleben des jungen Mädchens, seine eigene Gestalt und die Gestalten, an denen ihr Leben sich entzündet, so scharf umrissen und doch leicht schwebend, so erbarmungslos von innen gesehen und doch mildernd von der Atmosphäre italienischer Städte umwoben, uns erblicken, daß wir in staunender Bewunderung vor diesem Talent das kleine Skizzenbuch fortlegen."

Prager Presse:

„... Ein Buch voll unterhaltsamen Geistes und verfeinerter Bildung. Fast überall ist's zum Träumen, oft zum Lächeln, einige Male zum Lachen gar, selten zum Trauern und niemals zum Langweilen."

S. Fischer / Verlag / Berlin

In neuer Auflage erschien soeben:

IWAN GONTSCHAROW

Oblomow

Roman

8. und 9. Tausend

Ausstattung von E. R. WEISS

763 Seiten

In Ganzleinen
M 8.50

*

Dem russischen Volkstum kann niemand in die Seele blicken, der nicht Oblomow, den behäbigsten Märtyrer der Weltliteratur auf seinem Sofa liegen sah.
Berliner Tageblatt

*

Ferner erschienen:

Eine alltägliche Geschichte

In Ganzleinen
M 7.–

Die Schlucht

2 Bände
In Ganzleinen M 15.–

—

Alle vier Bände in Geschenkkassette kosten M 30.–

BRUNO CASSIRER · VERLAG

Digitized by Google

Anfang Mai erscheint:

René Fülöp-Miller

Geist und Gesicht des Bolschewismus

Großoktav. Etwa 500 Seiten Text u. über 500 teils farbige Bilder
Preis in Ganzleinen etwa M. 35.–

Aus dem Inhalt:

Der kollektive Mensch und die Mechanisierung des russischen Lebens · Lenin · Utopischer Utilitarismus · Die russische Sehnsucht nach Amerikanisierung, „Chicagismus" · Die Philosophie des Bolschewismus · Der Bolschewismus im Lichte des Sektierertums · Der bolschewistische Monumentalstil (Architektur und Bildende Kunst) · Die Agitationsbühne · Das „theatralisierte Leben" · Die Mechanisierung der Dichtkunst Die bolschewistische Musik · Die Revolutionierung des Alltags · Das große Museum der Vergangenheit · Das versunkene alte Rußland · Die neuen Reichen · Das russische Elend · Die Reformation der byzantinischen Kirche · Das Wiederaufleben der russischen Mystik · Die Krim, das „russische Palästina" Die Bolschewisierung des Orients · Analphabetentum und neue Erziehung · Die Moral des Bolschewismus

Das erste authentische, objektiv-kritische Werk über Sowjetrußland, mit prachtvollem völlig unbekanntem Bildmaterial

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Amalthea-Verlag · Zürich · Leipzig · Wien

Soeben erschien:

DER UNBEKANNTE DOSTOJEWSKI

Mit Bildbeilagen und Faksimiles

herausgegeben von

René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein

Geheftet M. 12.– / Ganzleinen M. 15.–

Das Buch enthält eine große Anzahl bisher unbekannter und nie veröffentlichter Arbeiten Dostojewskis, darunter einen Aufsatz „Über Christus", niedergeschrieben an der Bahre seiner ersten Gattin, ferner die weitgediehenen Pläne zu den nie ausgeführten Romanen „Frühlingsliebe", „Der Kaiser", „Der heilige Narr", verschiedenen kleineren Erzählungen und dramatischen Versuchen. Es schließt sich an der Originalentwurf zu dem Roman „Das Leben eines großen Sünders" nebst einer Rekonstruktion des ganzen Planes zu diesem Werke; weiter zahlreiche, vom Dichter nicht aufgenommene, geschlossene Kapitel aus den „Dämonen", sowie Fragmente und Varianten zu diesem Roman und eine bisher unbekannte Fassung der berühmten „Beichte Stawrogins". Endlich bringt der Band die handschriftlichen Aufzeichnungen und Varianten zum „Jüngling", sowie eine selbständige Episode, die in dem Werk selbst fehlt. Der Text ist von den bedeutendsten Dostojewski-Forschern erläutert und von einschlägigen Teilen aus dem Briefwechsel des Dichters begleitet

R. PIPER & CO. VERLAG
MÜNCHEN

Ein Meisterwerk

in der höchsten Vollendung und Fülle seiner bildlichen Ausstattung, in der ganz neuen Methode, ist die neue monumentale Kunstgeschichte **„Handbuch der Kunstwissenschaft"** begründet von Univ.-Prof. Dr. Fritz Burger-München, herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Brinckmann-Köln und in geistvoller volkstümlicher Form bearbeitet von einer großen Anzahl Univ.-Professoren. Etwa

10000 Bilder

in herrlichem Doppelton- und Vierfarbendruck. Gegen monatliche Teilzahlungen von

8 Gmk.

Man verlange Ansichtssendung.

Urteile der Presse: „Ein in jeder Beziehung großartiges Werk" (Zwiebelfisch). „Ein Werk, auf das wir Deutsche stolz sein können" (Chr. Bücherschatz). „Die neue Kunstgeschichte, die bisher so gut wie unbekannt war" (Berliner Tageblatt).

Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., Potsdam

Abteilung 49.

KURT H. WINTER
LIBRERIA AL CAMPIDOGLIO
ROMA
Via di Monte Tarpeo 48

*

DIE BÜCHERSTUBE AUF DEM KAPITOL veranstaltet vom 15. Mai bis zum 15. Juni eine

AUSSTELLUNG

VON AMSLER-REICHS-ALBERTINA-FACSIMILE-DRUCKEN

Generaldepot der Photographien „BROGI".

Von

FRÜHEREN JAHRGÄNGEN

der

NEUEN RUNDSCHAU

sind einige noch nicht vergriffene

Einzelhefte und gebundene Semesterbände

lieferbar.

Digitized by Google

SOEBEN ERSCHIENEN

ANTON TSCHECHOW

Der Schwarze Mönch

NOVELLEN

Autorisierte Übersetzung von Richard Hoffmann

Die deutsche Ausgabe dieser Meisternovellen Tschechows wird dieselbe literarische Sensation erregen, wie die Entdeckung des Romans „Die Tragödie auf der Jagd". Ist der Roman das geniale Jugendwerk Tschechows, gehören diese Novellen zu seinen reifsten und ergreifendsten Dichtungen.

Pappband M. 4.–
Ganzleinenband M. 4.50

WALTHER EIDLITZ

Die Gewaltigen

NOVELLEN
AUS DREI JAHRTAUSENDEN

Glanz und Kraft dreier schicksalsreicher Weltwenden leuchten vor uns auf: Jerusalem, Hellas, Moskau. Überlebensgroße Herrscher dringen in unersättlicher Eroberungsgier bis zum Äußersten des Irdischen vor, wo sie, menschliche Grenzen erkennend, den ewigen Göttern schaudernd ins Antlitz schauen.

Ganzleinenband M. 4.50

PAUL ZSOLNAY VERLAG · BERLIN · WIEN · LEIPZIG

Digitized by Google

MAXIM GORKI BEGLÜCKWÜNSCHT DAS HEUTIGE RUSSLAND ZU DIESER DICHTUNG VON TOLSTOJSCHEN RANGE

Soeben erschienen:

LEONID LEONOW

Die Bauern von Worp

ROMAN

Übersetzung aus dem Russischen von Bruno Prochaska und Demitrij Umanskij

Leonid Leonow, die gewaltige epische Tradition der großen Russen fortsetzend, gibt in seinem ersten Roman das Epos des russischen Bauern unter der Sowjetherrschaft, all die schlichten und verschlagenen, gewichtigen und aufständischen Typen und ihren Haß und Kampf gegen die verderbenbringende Stadt. Es ist ein unerhört anschauliches, naturnahes und lebensursprüngliches Werk von ergreifender Menschlichkeit und feurig-kühnem Rhythmus.

In Ganzleinen gebunden M. 8.–

PAUL ZSOLNAY VERLAG · BERLIN · WIEN · LEIPZIG

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND

FEB 15 1927

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02757 8353

Digitized by Google

Digitized by Google